This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Eduard Duller's

Geschichte des deutschen Volkes.

Bearbeitet und fortgesetzt

von

William Pierson.

Sechste, berichtigte Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Mit 66 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Holbein, Ludwig Richter, Kirchhoff u. A.

und

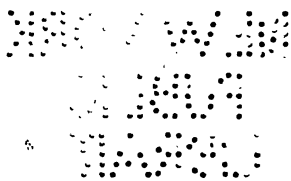
vier Spruner'schen Karten.

Erster Band.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

1950



Aus der Vorrede zur ersten Auflage (1861).

Hervorgerufen durch den Wunsch, einem volksthümlichen und verdienstlichen Buche seine Vorzüge zu erhalten, aber die Fehler und Mängel daran abzustellen, hat die vorliegende Arbeit sich doch nicht darauf beschränken können, im einzelnen zu berichtigen, zu vervollständigen; sie mußte vieles von Grund aus neu gestalten und alles durch die Fäden der geschichtlichen Betrachtung fester verbinden. Am meisten that dies im zweiten Bande Noth, wo namentlich die preußische Geschichte und die Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts eine weit umfassendere Behandlung erforderten, als ihnen bei Duller zu Theil geworden war. Es mußte außerdem die Geschichte der neuesten Zeit, seit 1840, hinzugefügt werden.

Da nun auch anderwärts viele und beträchtliche Vermehrungen eintraten, aber nur sehr wenig vorhandenes ganz fortgelassen wurde, so geschah es, daß der Umfang des Buches in dieser Bearbeitung fast auf das doppelte wuchs. Die Brauchbarkeit desselben zu erhöhen, haben auch die Verleger das ihrige gethan, und namentlich die Beigabe der Spruner'schen Karten wird ohne Zweifel vielen erwünscht sein.

Zur sechsten Auflage.

Wie in früheren Auflagen, so ist auch in dieser einzelnes berichtigt worden; im großen und ganzen aber schien eine Abänderung weder nöthig noch wünschenswerth. Daß die Darstellung mit dem Frühling 1871 — der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages — abschließt, wird wol ebenfalls allgemeine Billigung finden.

Berlin, im Juli 1876.

Pierson.

Erstes Buch.

Von der Urzeit bis zum Jahre 768 nach Christi Geburt.

1.

Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit.

Ja wir sind eines Herzens, eines Blutes.
Schiller.

Alte Mährchen, halbverklungene Sagen unserer Vorfahren führen manch seltsames Gebilde mit räthselhaften Mienen herauf; wie auf vielgespaltener Baumrinde eine verwachsene, moosbedeckte Schrift oder an zerbröckeltem Gemäuer ein verblichenes Bild unter Spinngeweben, verwirrt es den zweifelnden Blick; aber ein kundiges Auge weiß die Züge zu deuten und erkennt in der verwitterten Gestalt den Ausdruck lange vergangener Tage. So giebt uns der Sagenforscher manchen werthvollen Wink für Ergründung der Zeiten, in welche die Geschichte nicht reicht. Er sagt uns, daß einst vor Jahrtausenden eine Zeit war, da unser Volk noch nicht im deutschen Lande wohnte, daß seine Wiege im Morgenlande stand unter der wärmeren Sonne Asiens. Und dieses Ergebniß der Sagenforschung wird bestätigt, geklärt und erweitert von den Resultaten einer anderen Wissenschaft, die auch eine Erwerbung der erfindungsreichen Neuzeit ist, der Sprachvergleichung. Sie ist für die Erscheinungen der Vorzeit ein sicherer Prüfstein; denn die Sprachen sind die ältesten Denkmale der Völker und in ihnen prägt sich deren Wesen und Entwickelung am deutlichsten und unvertilgbarsten aus. Wo nun in den Sprachen jetzt räumlich oder zeitlich getrennter Völker sich durchgreifende Uebereinstimmung in der Art die Dinge zu bezeichnen, so wie unzweifelhafte Aehnlichkeit in dem ursprünglichen Bau der Wörter findet; da schließen wir, daß diese Völker verwandt sind und ihre Ahnen zur selben Zeit und in demselben Raume mit einander lebten.

So weiß man, daß unser Volk ein Glied der großen Familie von Völkern ist, die heutzutage vom Ganges durch Vorderasien und Europa bis zum atlantischen Weltmeer hin wohnen, und die man nach ihren hervorragendsten Zweigen die indogermanische nennt, daß außer den Indern und Germanen die Perser, Griechen, Römer, Kelten, Slaven mit allen ihren Sprossen und Abarten zu ihr gehören; und daß die früheste Heimath aller dieser Stämme das Land an den Abhängen des großen Quergebirges ist, welches Vorder- und Hinterasien von einander trennt. Da, auf den weiten Fluren des Hochlandes von Iran und Baktrien, von dem Hindukuhgebirge bis zum Kaspisee, weideten sie in grauer Vorzeit ihre Herden. Von hier trennten

sich in einer Zeit und unter Umständen, von denen keine Erinnerung mehr im Menschengeschlechte erhalten ist, die Stämme in Wanderungen nach verschiedener Himmelsrichtung. Ein Zug ging nach Nordwesten durch die Pässe des Kaukasus und breitete sich nördlich vom schwarzen Meere zur Donau hin und an dieser aufwärts ziehend nach dem südlichen und westlichen Europa aus: die griechischen, italischen, keltischen Völkerschaften. In den schönen, von der Natur reich gesegneten Ländern, die sie da einnahmen, haben sie sich zu herrlicher Kultur entfaltet: vor Allem die griechische und römische Welt, obgleich nun lange untergegangen, ist noch die Grundlage unserer heutigen höheren Bildung. Langsamer, aber beharrlich und dauerhaft entfaltete sich das Leben des germanischen Volksstammes. Auch er wanderte, aber in späterer Zeit, durch die Pforten des Kaukasus und stieg nieder in die Fluren nördlich vom schwarzen Meere, in welches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dnieper und die Donau. Diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da verbreiteten sie sich allmählich, dem Laufe der großen Flüsse folgend, die zur Ostsee hinströmen. An der Küste derselben erfolgte eine neue Trennung, indem viele über den Sund nach dem nördlichen Lande hinüberzogen und dort ein eigenes Volk, das skandinavische, bildeten, die Anderen aber diesseits der Ostsee zurückblieben und sich von der Weichsel bis zum Rhein hin ausbreiteten. Die Einwanderer fanden in vielen Theilen dieses Landes bereits frühere Ankömmlinge, Kelten, vor, die sie nun theils unterjochten, theils nach Süden in die Alpenländer*), theils nach Westen über den Rhein, nach Gallien, einem Hauptlande der Kelten, drängten. Von den Kelten auch wurden sie, obwohl in viele Theile zerfallend, als ein einziges Volk aufgefaßt und mit einem Gesammtnamen „Germanen“ bezeichnet. Erst in sehr viel späterer Zeit (im 9. Jahrhundert n. Chr.) kam das Wort „deutsch“ (theodisk, diutiska) zur Bezeichnung unserer Sprache, dann unseres Volkes und Landes auf.

Das Land, das die deutschen Stämme so gewannen, erstreckte sich von der Weichsel, wo sie slavische Völker zu Nachbarn oder Unterthanen hatten, bis zum Rhein und von der Ost- und Nordsee bis zu den böhmischen Gebirgen und der Donau**). Es war ein reichgegliedertes Land von mannigfaltiger Gestaltung. Thäler und Berge wechselten da, breite Küstenfluren, weite Hügellandschaften; dürre Haiden, sumpfige Marschen an den mächtigen Flüssen, dann wieder fette Ackertriften und waldige Höhen. Rauh und unfreundlich erschien es, voll ungeheurer Wälder und Sümpfe, die Luft von häufigen Nebeln und Regenwettern feucht und kühl. In den Moräften hauste furchtbares Gewürm, und in den finstern Wäldern und Bergschluchten der riesige Ur, das Elennthier, Wolf und Bär. Aber dem kernhaften Volke der Deutschen gefiel das rauhe Land, im Kampfe mit der wilden Natur erprobte es freudig seine Kraft. Mit schwerer Arbeit und zäher Ausdauer hat es den kargen, doch nicht undankbaren Boden bezwungen und Deutschland zu einem reich ge-

*) Wo einige Namen, z. B. Lech (= Loire), Isar (= Isère), noch den keltischen Ursprung verrathen.

**) Zwischen Main und Donau und in Böhmen saßen noch lange Kelten, die erst von den Deutschen aus diesen Gegenden verdrängt wurden.

segneten unter den Ländern des Erdkreises gemacht. Darum gehört es auch unserem Volke eigener an, als üppigere Gegenden ihren Bewohnern, weil es zum großen Theile so recht das Werk seiner Hände ist.

In zahlreiche Stämme spaltete sich bald das deutsche Volk, die sich oft bekämpften, oft auch zu gemeinsamen Zwecken in kleineren oder größeren Vereinen verbündeten. Aber alle ähnelten sich wie Brüder in Körperbildung, Sinnesart und Lebensweise. Daher war ihnen denn auch in späteren Tagen die Sage gemeinsam, daß sie alle, so viele ihrer in dem großen Lande vom Rheinstrom bis zur Weichsel, von den Bernsteinküsten bis zu den schimmernden Alpen wohnten, von drei Brüdern, Söhnen des Mannus abstammten, welchen der göttliche Held Tuisto (Thuisko) gezeugt, diesen aber habe die deutsche Erde geboren; denn im Laufe der Zeit hatte sich bei ihnen, je mehr sie mit ihrer neuen Heimath verwuchsen, die Erinnerung an ihre ursprüngliche Abkunft aus Asien verloren, und sie glaubten sich eingeboren auf dieser ihrer geliebten Erde.

Groß, stark und schön waren die Deutschen in alter Zeit. Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen erschienen sie den Menschen des Südens. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut; in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickten Muth und edler Freiheitsstolz; so schritten sie einher in ihren einfachen Gewanden, die Männer in Mänteln, die mit Schnalle oder Nadel zugeheftet, oder in Pelzen, die Reicheren in eng anliegenden Kleidern, die Frauen am liebsten in bunten linnenen. Die Häuser waren aus Holz, weiß angestrichen; Speicher und Scheunen waren selten dabei, die Früchte des Bodens bewahrte man meist in der Erde. Die ältesten Geräthschaften waren aus Stein, später aus Bronce und Eisen; die Speisen die des einfachen Naturmenschen, Früchte des Feldes und Fleisch von der Herde und dem Wilde. Das beliebteste Getränk war Bier; Wein kauften sie von den Nachbarn. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig gestählt, das neugeborne Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwertern und Lanzenspitzen einher; solcher Schwerttanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand, und der Beifall des Volkes lohnte die Keckſten und Geschicktesten reichlich. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Edelsten des Stammes in der Volksversammlung ihn wehrhaft; dies hieß man die „Schwertleite". Des Mannes liebste Lust war, mit dem Feinde sich zu messen, oder das riesige Wild zu erlegen. Das Mädchen hingegen lernte Sitte und Zucht bei der keuschen und treuen Mutter. Die Jungfrau gab nur dem Tapfersten ihr Herz und nur ein solcher durfte sie freien. Daher stammt eben das Wort „freien", weil der Mann, der bis dahin unter der Vormundschaft („Munt") des schützenden Hausvaters gestanden, durch die Heirath selbständig ward. Der Mann brachte dem Weibe zum Witthum Waffen und Roß, und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe; die ward des Weibes Vermögen. Die Verlobung aber ward

im öffentlichen Mal (d. i. in der Volksversammlung) gehalten; daher das Wort „vermälen". Vielweiberei war bei den alten Deutschen nicht üblich, Keuschheit hochgeehrt, die Ehe heilig; Ehebruch wurde für die größte Schande gehalten und als solche bestraft. Denn im Weibe ehrten sie etwas Heiliges und Gottverwandtes; die Frauen hatten die Gabe der Weissagung, und waren so treu, daß sie die Gatten selten überleben mochten. Die Fülle der Kraft galt unsern Urvätern so hoch, daß sie kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachsen ließen, und daß die Alten, wenn sie sich für nichts mehr tüchtig hielten, sich selber den Tod gaben.

Nur der freie Mann war damals berechtigt, nur er durfte Waffen führen und das Zeichen der Freiheit, langes Haar, tragen. Frei aber war Jeder, so lange er nicht in Kriegsgefangenschaft gerieth, oder zur Strafe eines schändlichen Verbrechens oder in der Leidenschaft des Würfelspiels die Freiheit verlor, oder aus Armuth sich selbst in die Knechtschaft eines Begüterten gab. Denn Grund und Halt der Freiheit war der Besitz, das Gut; das bestand damals in Land; bewegliches Vermögen gab es damals wenig. Abgesondert von den Andern baute sich jeder einzelne Hausvater aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus auf seiner Scholle und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk; das war nun sein und der Seinigen unverletzliches Heiligthum*), und er waltete darin nach alter Sitte, wie ein Priester, Richter und Fürst seiner Familie. Solch ein freies festes Gut, das dem Geschlecht durch Erbschaft der Söhne verblieb, war ein Allod. Unter des Hausvaters Gewalt standen die Unfreien, die Knechte, und bebauten das Land, was dem Freien unwürdige Beschäftigung schien. Schon bei der ersten Ansiedelung entstanden zahlreiche Dörfer, deren Häuser jedoch, wie schon angedeutet, nicht fortlaufende geschlossene Straßen bildeten (denn so enge Einschließung war den alten Deutschen verhaßt), sondern zugleich von Hof und Garten umgeben waren. In vielen Gegenden aber, wie noch heute in einigen Theilen Schwabens und Westphalens, waren die Einzelhöfe vorherrschend, deren Besitzer dann den lockeren Verband einer Markgenossenschaft bildeten. Ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit lag aber in der Art und Weise, wie der Acker vertheilt wurde. Denn nicht blos Weide und Wald gehörten (als „Mark") der ganzen Gemeinde, wie noch bis heute in vielen Gegenden, sondern auch die Flur und das Ackerland wurde anfangs als gemeinschaftliches Eigenthum angesehen und zur Mark gerechnet. Man theilte es in eine bestimmte Anzahl von Stücken, welche an magerem und fettem Boden, Weide und Wiesengrund möglichst gleich waren, und wies sie, wohl durch das Loos, den Geschlechtern zur Benutzung an, welche dann jährlich wechselte. Erst mit der Zeit bildete sich das Sondereigenthum aus. Der Ackerbau war zuerst Hackwaldwirthschaft; Acker, Weide und Wald gehörten zusammen. Bei der Vertheilung des Landes nahm man gewöhnlich hundert Hufen in Angriff; wuchs die Bevölkerung, so wurde nach denselben Regeln eine neue Ansiedelung gegründet.

Eine staatliche Vereinigung der Stammgenossen bestand nur insoweit, als sie gegen äußere Feinde und zur gegenseitigen Verbürgung der Sicherheit

*) My house is my castle.

ihrer Personen und Habe eine Genossenschaft bildeten. Zu dieser gehörten eigentlich nur die freien und angesessenen Männer des Stammes. Diese waren aber auch Alle gleichberechtigt und gleichverpflichtet, „mitzurathen und mitzuthaten". Sie hatten das Recht, bei den gemeinsamen Angelegenheiten mitzuwirken, aber auch die Pflicht, dem Aufgebot zum Heere zu folgen. So waren zunächst die hundert Männer, deren Hufen in Feldgemeinschaft standen, vereinigt; sie kämpften auch zusammen im Heere und bildeten die Hundertschaft (Cent). Im Laufe der Zeit hatten sich unter den freien Grundeigenthümern einzelne Geschlechter durch alten Ruhm und reichen Besitz hervorgethan; diese hießen Edle (Adelinge) und genossen großes Ansehn. Auch ihre Höfe gehörten zur Hundertschaft. Mehrere Hundertschaften bildeten den Gau.

Der Charakter der deutschen Gemeinden war Selbstverwaltung. In regelmäßigen Versammlungen der Hundertschaft und des Gaues zur Neumonds- oder Vollmondszeit traten die Freien und Edeln zusammen, Alle bewaffnet; denn die Gaugemeinde war zugleich eine Waffengenossenschaft. An der Malstatt auf der Mark, meist unter heiligen Bäumen, war der Ort. Hier wurden nun, nachdem die Priester heiligen Frieden geboten und durch Loose die Zustimmung der Götter zum Beginn der Berathung erholt hatten, die gemeinsamen Angelegenheiten berathen, beschlossen, Zwistigkeiten beurtheilt, Recht gesprochen, über Krieg und Frieden bestimmt, Obrigkeiten gewählt. Die angesehenen vornehmen Gemeindeglieder hatten zumeist das Wort, aber nur zu rathen, nicht zu gebieten; Waffengeklirr der Versammlung verkündete den Beifall, Murren das Gegentheil. Auch die Wehrhaftmachung des Jünglings geschah hier in der Volksversammlung, weil er durch diese Feierlichkeit aus dem Kreise der Familie in das weitere Leben der Gemeinde aufgenommen wurde.

Zu den wichtigsten Angelegenheiten des Volkes gehörte die Rechtspflege; sie war öffentlich und mündlich, das ganze Volk übte sie, theils in den Versammlungen der Hundertschaft, theils in der Gaugemeinde. Die Freiheit gab den höchsten und ersten Anspruch auf den Genuß des Rechts; denn nur Freie wurden als Personen, Unfreie („Hörige" und „Leibeigene") wurden bloß als Sachen betrachtet; nur der Freie hatte echtes Eigenthum. Es wurde gerichtet über Verletzung von Leib und Leben, von Freiheit und von Ehre; über Eingriffe in das Recht des Besitzes, welches man sich im engsten Zusammenhang mit jenen dachte; endlich über Verbrechen gegen das Vaterland; also über Mord und Todtschlag, Gefangennehmung, Entführung und Entehrung, Raub und Diebstahl, Heeres- und Landesverrath. Das Volk wählte zum Rechtsprechen aus seiner Mitte besondere Männer, welche das Urtheil fanden und das Recht wiesen, und einen Richter, der die Ordnung hegte. Dieser saß unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, auf der Malstätte, einer Bergeshöh' oder unterm heiligen Baum, mit verschränkten Beinen, auf einem Stuhle, angethan mit einem Mantel, und einen Stab in der Hand, beides zum Zeichen seiner Gewalt, und ließ in dem zum Hegen des Gerichts abgesteckten Raume Kläger und Beklagte vor sich und die Geschwornen treten. Als Beweismittel galten Zeugenaussagen, Eid und Eideshelfer, und in Fällen, wo die Wahrheit durch solche nicht ermittelt werden

konnte, überließ man später dem Himmel die Entscheidung durch Gottesurtheile (Kampf, wobei der Sieg des Siegers Recht erwies, — Feuer- oder Wasserprobe); in peinlichen Sachen genügten zur Verurtheilung Eingeständniß („gichtiger Mund") oder Betretung auf der That („handhafte That" oder „blickender Schein"). Die Sühne wurde als Privatsache des Klägers betrachtet, welcher durch das Verbrechen des Beklagten einen Verlust erlitten hatte; daher galt statt der früheren Blutrache das „Wergeld" sogar zur Sühne von Mord oder Verwundung, weil dabei das Gesammtinteresse der Familie beeinträchtigt war und Schaden nahm. Bei der Abschätzung des Wergeldes wurde auf den Stand und die Bedeutung der Gekränkten Rücksicht genommen. Wer zum Beispiel Richter, Edle und Freie kränkte, mußte seine Schuld um das Doppelte und Dreifache an Waffen oder Vieh höher büßen, als wer unfreie Männer und zumal Sklaven versehrt hatte; ein Weib mehr als einen Mann, und am allermeisten, wer den freien Mann in seinem Allod, oder gar auf der heiligen Malstätte gekränkt. Todesstrafe gab es meist nur für Unfreie und für Verräther; diese letzteren empfingen den rechten Lohn, der ihnen gebührte, — den Strick; Feiglinge und Schandbuben wurden in Sumpf und Moor geworfen. Kerker kannte man nicht; die Leibeigenschaft war als Strafe für gewisse Verbrechen schon bitter genug.

Außer Richtern, die dem Volksgerichte vorzustehen hatten und dazu von der Gemeinde gewählt wurden, gab es bei den meisten deutschen Stämmen im Frieden keine Obrigkeit; die ganze Gemeinde entschied und vollführte alles. Nur wenn das Volk in Gefahr und der Krieg beschlossen war, wählte es den Tapfersten zum Führer des Heerzuges, hob ihn jauchzend auf den Schild und begrüßte ihn als Herzog. War der Krieg beendet, so hatte auch seine Würde ein Ende. Aber es war natürlich, daß die Reichsten, Klügsten, Tapfersten unter den Freien und Edeln vor den Andern Ansehen und Einfluß gewannen; ihnen vertraute das Volk daher gern eine gewisse Führerschaft in allen gemeinsamen Dingen auch im Frieden an, ohne daß sie eine bestimmte gesetzliche Würde oder mehr Macht besaßen, als die Gemeinde ihnen eben freiwillig gewährte. Solche hervorragende Gemeindeglieder hießen Fürsten. Unter dauernder Herrschaft Einzelner und zwar von Königen standen nur wenige, hauptsächlich östliche Stämme. Die Natur des Landes war darauf nicht ohne Einfluß. Denn der fruchtbare Boden der großen Flußniederungen im Westen begünstigte die Gründung kleinerer Gemeinden, während in den östlichen rauheren und weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht einladenden Gebieten die Völkerschaften sich auf größere Strecken verbreiteten und deßhalb um so mehr das Bedürfniß einer einheitlichen Leitung und Obrigkeit fühlten. Während die Könige alle wichtigen Theile der Herrschaft, die priesterliche, richterliche, kriegerische, in sich vereinigten, beschränkte sich der Wirkungskreis der Fürsten darauf, daß sie über die minder wichtigen Angelegenheiten im Frieden berathschlagten und die bedeutenderen zur Beschlußfassung der Volksversammlung vorbereiteten. Außer ihrem eigenen größeren Besitze erhielten sie eine freie Ehrengabe an Vieh oder Früchten.

Bewaffnung und Kampfart waren noch ziemlich unvollkommen. War der Krieg von der Gemeinde beschlossen, der Herzog gewählt, so ließ dieser das Aufgebot zur Volksbewaffnung (Heerbann) ergehen. Von Hof zu Hof

verkündete es der „Heerpfeil"; die Wehrmänner scharten sich zusammen, brachen auf und holten die Feldzeichen, die in den heiligen Hainen aufgehoben waren; auf Wagen folgten ihnen die Frauen mit den Kindern. Auf dem Schlachtfelde reihten sich die Männer eines Geschlechts, die Gemeinden, die Gaue an einander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeschrei und Gesang, furchtbaren Ungestüms; der Kern war das Fußvolk; die Keckſten davon mischten sich unter die Reiter, hingen sich an die Mähnen der Rosse und stürmten so, wie im Fluge, mit voran. Auch zu lebendigen Keilen zusammengedrängt, gingen sie gern in die Schlacht; da weihten sich die Vorderſten dem Tode. Sonst verstanden sie in den älteſten Zeiten nichts von den feinen Listen der Kriegskunst; Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt Alles. Nicht die unwiderstehliche Wuth beim Angriff allein, — auch ihr Anblick selber schreckte den dessen ungewohnten Feind. Denn noch größer machte die ohnehin schon riesigen Gestalten ihre Rüstung; als Helm trugen sie die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren stehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen, bemalten Schild, hinter dem der Mann sich bergen konnte; der nervige Arm schwang die „Framea" (oder „Spathe"), einen Spieß mit gleißender Steinspitze, oder die lange Lanze, die Axt, die Keule, das Messer („Sachs"). Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schicksalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten der Verwundeten, sangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohen; und war Alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um verhaßter Knechtschaft zu entgehen. Siegten die Deutschen, so vertheilten sie die Beute und die Gefangenen unter einander, dann zogen sie heim und opferten einen Theil den Göttern.

Eine andere Heerfahrt war die auf Abenteuer und ging mehr von Einzelnen, besonders von den Fürsten aus. Es war ein wichtiges Vorrecht derselben, aus bewaffneten Männern, die sich freiwillig zu ihrem Dienſte erboten, ein Gefolge (Geleite) zu halten, das ihnen im Frieden als Ehrenwache, im Kriege als Schutzwehr diente. Diese ihre Leute, ihr „Gasindi", ernährten sie im Frieden und theilten im Kriege mit ihnen die Beute. Zu solchem Waffendienſte drängte sich die kriegsfrohe, abenteuerlustige Jugend, insbesondere die vielen Freien, welche keinen Landbesitz hatten (der meist, zumal wenn er klein war, ungetheilt auf die älteſten Söhne vererbte), endlich Vertriebene (Recken, Gäste). Denn dies Dienstverhältniß verringerte die persönliche Freiheit nicht, brachte vielmehr dem Herrn wie dem Dienstmann Ehre und Vortheil. Unverbrüchliche Treue herrschte zwischen Beiden; Lohn und Ruhm, Noth und Tod theilten sie mit einander; und als höchſter Schimpf galt es, den in der Schlacht gefallenen Führer nicht mit Aufopferung des eigenen Lebens zu rächen. Thatendurstig zog diese mit den stärkſten sittlichen Banden verkettete Schaar in den Kampf, als Vorkämpfer ihres Volks erobernd, oder auf eigene Hand Ruhm und Beute gewinnend. Solche Führer einer Gefolgschaft hießen später Heerkönige, sie sind nachmals in den fremden eroberten Ländern zu wirklichen Königen geworden; denn alles germanische Königthum beruht auf Sieg und Waffengewalt.

Mit diesen freien Dienstmannen sind jene oben erwähnten Knechte oder Leibeigenen durchaus nicht zu verwechseln. Dieselben bildeten einen ziemlich

zahlreichen Stand, vermehrt besonders durch unterjochte Kelten und später Slaven (Sklaven), waren ganz in der Gewalt des Hausherrn, als dessen abhängige Bauern (Liti, Lassen) sie gegen eine bestimmte Leistung an Diensten und Abgaben die Nutznießung des von ihnen bebauten Ackers erhielten. Im Ganzen wurden sie von den Herren milde behandelt.

Bei solcher Verfassung erhielten sich bei den alten Deutschen lange die alten Sitten und Tugenden, Treu' und Redlichkeit, Gastfreundschaft und Keuschheit, und der feste Muth, der den Tod verachtet. Der Mann lebte nur dem Kriege, und im Frieden meistens nur dem edlen Waidwerk und dem Gelage; da zechte er bei Harfenklang und Gesang der „Skalden" (oder „Schalten"), unterm Schall der Heldenlieder, aus den Hörnern des Urs Bier und Meth. Die Frau besorgte indessen das Hauswesen und der Leibeigene den Acker. Schlimm genug war's, daß der Mann beim Trunk kein Maß und beim Würfelspiel kein Ziel kannte; in der Hitze des Trunks und Spiels bedachte sich Keiner, wenn er Alles verloren, sich selber auf den Würfel zu setzen; verlor er den letzten Wurf, so war er der Sklave dessen, der gewonnen hatte. Auch war beim Trunk der Freund vor seinem besten Freunde nicht sicher, und aus manchem Becher wuchs ein Zweikampf.

Der Götterglaube der alten Deutschen war, — dies läßt sich aus den verschiedenen Bruchstücken erkennen, die theils in ihrer Urform, theils von fremdartigen Anschauungen überwachsen, zu Tage liegen, — eine Naturreligion, einfach, ihrem Charakter entsprechend. Nicht zu verkennen ist die Ahnung eines einzigen höchsten Wesens, eines schöpferischen, allerhaltenden, ewigen; eine Ahnung, die sich besonders in Sagen und Liedern des germanischen Nordens wie ein heller Streifen durch das Halbdunkel ihrer Götter- und Heldengeschichte zieht und wie der Vorbote eines schöneren Morgenrothes die Weltanschauung von Gegenwart und Zukunft säumt. Aber nicht in Tempeln beteten sie, sondern in heiligen Hainen, an uralten Bäumen. An die Spitze der deutschen Götterwelt stellt man mit Recht die Gottheiten, deren Namen noch in unseren Wochentagen erhalten sind; nämlich den Kriegsgott Ziu (Tyr, Saxnot), von welchem der Dienstag (englisch Tuesday) benannt ist; Donar (Thor), den Donnergott, den wilden, heldenhaften, aber auch listigen, drum war ihm der Fuchs heilig (Donnerstag, Thursday); Freyr, der Frieden und Fruchtbarkeit gab mit seiner Gemahlin Freia, die Götter der Liebe und Freude (Freitag, Friday); und als Höchsten Wuotan (Odin, Godan) (Wednesday, Mittwoch). Diese obersten Götter hießen Asen (Ansen, Aesir); über den andern als der größte waltet geheimnißvoll mächtig Wuotan. Er regiert die Welt allwissend und allmächtig und vertheilt ihre Güter, darunter als die köstlichste Gabe den Sieg. Er ist ein strenger, hehrer Gott voll Leidenschaft; die Sonne und der Sturm sind ihm heilig, unter den Thieren der Wolf; als Abzeichen führt er Wünschelhut und Wünschelruthe. Außerdem wurde die Mutter Erde, Nerthus (Bertha), von den Deutschen verehrt. Auch an gewaltige Riesen und an weise Zwerge glaubten sie, an lichte und dunkle Elfen (gute und böse Geister) und an das Fortleben in einem Himmel, in den die tapfern Helden aufführen. Der hieß Walhalla; dort war abermals Kampf und Gelage ihre Lust; darum ward der todte Freie in Wehr und Waffen und im schönsten Schmuck auf den

Schild gelegt und mit Roß und Hund begraben oder verbrannt. Göttliche Kriegsjungfrauen, die Walkyren, trugen die gefallenen Krieger zu den Göttern nach Walhalla. Die Schlechten kommen zu der Todesgöttin Hel, die fern im Norden im kalten Niflheim lebt. Von der Welt glaubten sie, daß sie einst mit allen Göttern durch einen ungeheuren Brand untergehen würde, nach welchem Allvater einen neuen Himmel und eine bessere Erde erschaffe. Als Priester hielten die Aeltesten und Weisesten daheim oder auf der Malstätte oder in den Waldheiligthümern für alle Anderen die Feste der Götter mit Opfern und Gelagen. Solcher großen Opferfeste gab es im Jahre drei, wobei das Volk auch die gemeinsamen Angelegenheiten berieth. Jene Männer erforschten (sowie die weissagenden Frauen) das Schicksal durch Lose, und segneten Geschlecht, Gemeinde oder Gau. Manche Gottheiten nahmen innigen, ja selbstthätigen Antheil an dem häuslichen Leben und Treiben und an den persönlichen Schicksalen der Menschen. Von diesen hat sich im Volksglauben in Norddeutschland noch der Name der „Frau Holle" (Holde, Hulda) erhalten, jener Göttin, welche über den Feldbau und Haushalt die Oberaufsicht führt. Aber als der christliche Gott die heidnischen Götter verdrängte, wurden diese, um sie aus der Verehrung des Volkes zu entfernen, als böse Wesen dargestellt. So erging es auch der Schar der freundlichen, vertraulichen und hülfreichen Hausgötter („Husinge", Heinzelmännchen), die sich später in hämische, boshafte Kobolde verwandeln.

So lebten unsre Urväter, ein freies Volk auf freier Erde, bei aller Einfachheit und Derbheit doch nicht ohne alle Bildung; denn sie kannten die Schreibkunst (Runen), die jedoch nur zu religiösem Gebrauch diente, und liebten Gedicht und Gesang. Lange wußten die andern Völker nichts von ihnen. Als sie aber ihr Dasein zu erkennen gaben, erzitterten die stolzen Herren der Welt. — Nicht ohne Neid blickten die Besten unter den Römern, die damals ein gewaltiges Reich gegründet hatten, auf die Tugenden und Vorzüge ihrer nordischen Nachbarn. Aber willig erkannten sie das viele Gute und Schöne an ihnen an, und aus ihren Berichten (des Cäsar und Tacitus) ist diese Schilderung unserer Vorfahren größtentheils entlehnt.

2.

Die Kimbern und Teutonen.

Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, donnernde Fall.

Schiller.

Furchtbar und verheerend wie ein Gewittersturm war der Deutschen erstes Auftreten in der beglaubigten Geschichte. Es war um das Jahr 120 v. Chr., daß einige ihrer Stämme, Weib und Kind und alle Habseligkeiten auf Karren mit sich führend, ein ungeheurer Haufe, aus Norddeutschland aufbrachen. Eine jener gewaltigen Springfluthen, welche von Zeit zu Zeit die Küsten der Nordsee heimsuchen, soll Ursache gewesen sein, daß sie aus

ihrer Heimath auswanderten. Sie drängten nun gen Süden und Westen und fielen in die Keltenländer ein, in die Gegenden südlich vom Main und westlich vom Rhein.

Auch das Volk der Kelten hatte früher ein unstätes Leben geführt; ein Zweig desselben hatte unter Brennus einst Rom erobert; andere Scharen, welche nach und nach über die Alpen drangen, hatten sich in der reichen Niederung am Po angesiedelt und von hier aus Italien lange Zeit durch Einfälle beunruhigt. Aber in langen Kämpfen hatten die Römer sich ihrer erwehrt, sie bezwungen, in Oberitalien unterjocht, in den Alpen und im südlichen Gallien zur Ruhe gebracht. Jetzt befanden sich die Kelten schon viel mehr auf der Stufe einer verweichlichten Kultur, als im Zustande natürlicher gewaltthätiger Rohheit. In ihrem Hauptlande Gallien (Frankreich) blühten nicht bloß Ackerbau und Viehzucht, sondern auch städtische Gewerbe, und seit Jahrhunderten trieben sie Handel mit den hochgebildeten und verfeinerten Griechen in deren Pflanzstädten an der Südküste, Massilia (Marseille), Antipolis (Antibes), Nicaea (Nizza). Auch ihre politischen Ordnungen waren über die einfachen patriarchalischen Zustände der Wanderzeit lange hinaus. Die Freiheit des Volks und die Macht ihrer Könige war nahe daran, dem Uebergewichte des enge zusammenhaltenden Adels völlig zu erliegen.

Die Kelten konnten dem Ansturm des germanischen Naturvolkes, das nun über sie herfiel, nicht widerstehen. Sie mußten sich theils unterwerfen, theils dem Zuge anschließen, der sich immer weiter in die Länder nach Mittag und Sonnenuntergang ergoß. Schrecklich erschienen die Fremdlinge — Kimbern und Teutonen wurden sie genannt — den Südländern, die an ihnen mit Furcht und Verwunderung die Kraft der riesigen Gestalten, das blonde Haar, die blauen Augen bei Männern und Frauen und die hellen Locken der rothbäckigen Kinder betrachteten.

Nachdem dieses Volk in steten Kämpfen mit den Kelten bis in das Angesicht der Alpen vorgedrungen war, versuchte es dieselben in ihren östlichen, weniger gewaltigen Bergzügen zu überschreiten, um in das schöne Italien einzufallen. Die Römer erschraken. Ihre Herrschaft reichte damals von Spanien bis Asien, von den Trümmern Karthago's in Afrika bis an die Rhone, aber das waren meist verweichlichte Völker, die sie da bezwungen hatten. Jetzt galt es den Kampf mit den wilden Barbaren des Nordens; von da war immer die entsetzlichste Gefahr der Weltstadt gekommen, Brennus einst und Hannibal. In Eile schickten sie also ein Heer unter dem Konsul Carbo zur Vertheidigung der Alpenpässe gegen die Kimbern ab. Er traf sie im Alpenland bei der Stadt Noreja (in Kärnthen). Allein die Kimbern suchten nicht Streit, sondern verlangten Führer, um sie nach Gallien zu geleiten. Da glaubte Carbo sich ihrer durch Hinterlist entledigen zu können; er griff sie unvermuthet an, ward aber vollständig geschlagen (113). Aber anstatt nun in Italien einzubrechen, zogen die Sieger planlos, wie ihre ganze Wanderung war, durch Helvetien (die Schweiz), wo sich die keltischen Stämme der Tiguriner (Zürcher) und Toigener (Zuger) ihnen anschlossen, nach Gallien, dessen südwestlichen Theil die Römer seit kurzem ihrem Reiche hinzugefügt hatten. Hier schlugen die Kimbern und Teutonen abermals ein römisches Heer unter Silanus (109) und schickten dann eine Gesandtschaft

nach Rom und verlangten Land, wofür sie Waffendienst zu leisten versprachen. Natürlich schlug der römische Senat dieses Gesuch ab, da er so gefährliche Nachbarn nicht in das eigene Land aufnehmen wollte. Erobernd durchzogen die Kimbern in den nächsten Jahren ganz Gallien, bis sie im Norden bei den Belgen einen zu kräftigen Widerstand erfuhren.

Im Jahre 105 traf die Römer ein neuer furchtbarer Schlag des Kriegswetters. Die ganze Macht der vereinigten germanisch-keltischen Stämme sammelte sich nochmals an der unteren Rhone, und am linken Ufer des Flusses bei Arausio stellte sich ihnen das ganze römische Heer, mit dem Rücken an den Strom gelehnt, entgegen. Der aristokratische Uebermuth des einen Befehlshabers, Cäpio, welcher sich den Befehlen seines Vorgesetzten, des Konsuls Maximus, nicht unterordnen wollte, und den Feind voreilig angriff, hatte die völlige Niederlage des römischen Heeres zur Folge. Die ungeheure Zahl der Todten, welche auf 80,000 römische Soldaten und 40,000 Troßknechte angegeben wird, erklärt das Entsetzen, das nun die Römer überfiel. Sie glaubten schon, das Ende ihrer Herrschaft und Roms sei da. Aber auch diesmal bogen die Germanen, denen nun die Pässe durch die Hochalpen offen standen, ab; sie überschritten die Pyrenäen und erschöpften dort ihre Kraft in Kämpfen gegen die Keltiberer. Dadurch versäumten sie Alles.

Denn während dieser Zeit war in Rom Cajus Marius zum Feldherrn gewählt worden, ein rauher Mann, aber ein Abgott der Soldaten. Er hatte ein gewaltiges Heer gerüstet und die alte, eiserne Kriegszucht, durch welche die Römer stets siegreich gewesen waren, wieder hergestellt. Als nun die Kimbern und Teutonen aus Spanien wiederkamen, lagerte Marius an der Rhone. Da trennten sich die Bundesgenossen, um auf verschiedenen Wegen in Italien einzufallen, und die Kimbern zogen nach Rhätien (dem heutigen Tirol), die Teutonen aber mit den Ambronen, einer kimbrischen Kernschar, wollten durch die Landschaften, welche heutzutage Provence genannt werden, nach Italien dringen; die Tiguriner hüteten die Alpen. Mit wildem Ungestüm rannten die Teutonen und Ambronen wider das feste Lager des Marius an, und versuchten, die Römer zu offener Feldschlacht draus hervorzulocken; bald aber des fruchtlosen Harrens müde, verspotteten sie die vermeintliche Feigheit der Feinde und zogen weiter Italien zu, — Marius, welcher nun seine Krieger an den ungewohnten, furchtbaren Anblick der Feinde gewöhnt hatte, eilte ihnen nach. Nicht weit von der Stadt Aquä Sextiä in der Provence (dem heutigen Aix) traf er sie (im Jahre 102 vor Chr. Geb.), wie sie im schönen Thalgrund an beiden Ufern eines Flusses Rast hielten, vergnügt und sorglos beim Schmaus und im Bad. Das mußten die Römer von einem verschanzten Hügel hinab ruhig ansehen; so wollte es der kluge Feldherr Marius, um ihre Wuth gegen die Deutschen aufs äußerste zu reizen. Doch endlich hielt es der Troß nicht aus und stieg ans Wasser hinunter, um zu schöpfen. Da ward er bald mit den Ambronen handgemein. Diese erhoben ihr wildes Kriegsgeheul und ließen ihre Waffen erklirren; die Römer, glühend vor Wuth, schreckte beides nicht. Gleich wächst die Zahl der Streitenden. Schon fechten die Römer mit den Ambronen mitten im Fluß, Blut färbt das Wasser, schon treiben sie die Deutschen durch den Fluß ans andere Ufer hinüber und drängen sie endlich an ihre Wagenburg zurück.

Wie dort die Weiber die Flucht der Ihrigen erschau'n, schlagen sie grimmig auf die Männer los und setzen mit denselben den Kampf gegen die Römer fort. In der Nacht aber sammelten sich die Flüchtlinge der Deutschen wieder; grausig scholl und wiederhallte ihr Geschrei. Am andern Tage hielten Römer und Deutsche Rast, keiner mochte schlagen; in der Dämmerung legten sich indessen dreitausend römische Reiter in einen Hinterhalt. Wie nun der Morgen graute, rückte das römische Heer in geschlossenen Reihen langsam die Höhen hernieder; die Teutonen, ihnen entgegen, stürmten jauchzend hinan. Da machen die Römer, wie festgewurzelt, plötzlich halt, und lassen die Deutschen an Schilde und Schwerter anrennen. In solcher Nähe, Stirn an Stirn, können diese mit ihren gewaltigen Waffen nicht ausholen, und auf den glatten Abhängen gleiten sie aus. So groß auch ihre Kampfwuth ist, sie müssen endlich doch weichen; nun fallen ihnen die römischen Reiter aus dem Hinterhalt in den Rücken, während Marius mit den Seinigen sie Schritt für Schritt von den Höhen tiefer ins Thal hinabdrängt; ihre Reihen sind gelichtet, die Verwirrung vollendet ihre Niederlage. Zu Tausenden sinken sie in ihr Blut, nur Wenige entfliehen. Die Weiber auf der Wagenburg wurden gefangen, und beschworen die Römer, ihre Keuschheit zu schonen; als ihnen dies nicht bewilligt ward, erwürgten sie sich in der Nacht. Im Wald wurde auch der Herzog der Teutonen, der riesige Teutoboch, gefangen und mit dem Besten von der Beute für den Triumphzug aufgespart, alle übrige Beute den Göttern Roms als Dankopfer verbrannt.

Indessen waren die Kimbern über die Tiroler Alpen durch den Brennerpaß hinab an die Etsch gezogen, vor ihnen her der römische Feldherr Catulus, mit seinem Heere flüchtend. An beiden Ufern des Stromes, die er durch eine Brücke verband, verschanzte er sich und bot den Kimbern die Schlacht. Da rissen diese, wie zum Spiel, die stärksten Bäume, mit Wurzeln und Erdreich dran, aus, warfen sie in den Strom, mächtige Felsstücke dazu, und zertrümmerten die Brücke. Catulus floh; sein Heer am jenseitigen Ufer hingegen leistete in den Verschanzungen so tapferen Widerstand, daß die Kimbern, als sie es endlich dennoch bezwangen, ihm um seines Muthes willen freien Abzug gönnten. Darauf ergossen sich die Scharen der Sieger über die üppigen Fruchtfelder der Po-Ebene, sonnten sich behaglich unter dem milden Himmel und tranken sorglos vom süßen italischen Wein. So vergingen ihnen in Wohlleben der Herbst und der Winter, und der Frühling kam; aber ihre Kriegsgesellen, die Teutonen, auf die sie warteten, kamen nicht, — statt ihrer die Römer, stolz auf den Sieg und nach neuen Siegen lüstern. Der gewaltige Marius, und Catulus, voll Ungeduld, die Schmach der Flucht auszutilgen, hatten 52,000 Kriegsmänner gegen sie ins Feld geführt. Die Kimbern, die von der Teutonen Untergang nichts wußten, schickten zu Marius und verlangten abermals Land für sich und ihre Brüder. „Die haben schon Land genug!" rief Marius lachend und ließ ihnen, als sie ihm Rache drohten, die gefangenen Heeresfürsten der Teutonen in Ketten zur Schau heranführen. Als die Kunde davon ins Lager der Kimbern kam, schwoll jedes Herz voll Rache, und Bojorix, der Herzog, der einst im Grimm einen gefangenen Römerfeldherrn erschlagen, weil dieser die Römer als unüberwindlich gepriesen, ritt vor das Lager des Marius und rief um Ort und Zeit der Schlacht hinan.

„Uebermorgen, auf den raudischen Feldern bei Vercellae!“ (dem heutigen Vercelli) bekam er zur Antwort.

Also geschah's. Am Morgen des dritten Tages (es war am 30. Juli des Jahres 101 vor Christi Geburt) standen Kimbern und Römer einander gegenüber, die Kimbern im ungeheuren Viereck zusammengedrängt; die Vorfechter in den ersten Reihen, durch hohe Schilde gedeckt, hatten sich mit Ketten aneinandergeschlossen, um gemeinsam zu siegen oder zu fallen. Ihre Reiter, 15,000 an der Zahl, glichen durch Helmschmuck und Waffen riesigen Greifen mit blitzenden eisernen Fängen. Diese Reiter begannen im Frühnebel die Schlacht. Ihre Schwenkungen hielten die Römer für Flucht und folgten rasch. Das war's gerade, was die Kimbern gewollt; rasch fiel nun ihr Fußvolk den Römern in den Rücken. Schon verzweifelten Marius und Catulus an dem Sieg, doch hielt der letztere den Sturm der Feinde noch mannhaft aus. Da schwinden plötzlich die Nebel, die Sonne verräth die List der Kimbern und blendet sie, Staubwolken wirbeln ihnen ins Gesicht, und Verwirrung bricht ein. Jene Ketten werden nun ihr Verderben, denn der Sterbende reißt im Falle den noch Kämpfenden mit sich zu Boden und jeder ist gehemmt; die ungewohnte Hitze wirft den Rüstigsten nieder. Jetzt hebt das Würgen an und währt den ganzen Tag. Bojorix fällt, um ihn im hohen Haufen sein treues Geleite; zwei Anführer werden gefangen; zwei andere fassen sich fest an den Händen, legen die Schwerter einer an des andern Brust und durchbohren sich so wechselseits, um doch als Freie zu sterben. 90,000 Mann waren erschlagen. Als alles verloren war, fochten die Weiber noch fort und erdrosselten endlich verzweifelnd ihre Kinder und sich selber. Die treuen Hunde vertheidigten noch lange die Wagenburg.

So erlagen diese deutschen Stämme. Daß sie sich getrennt hatten, und daß sie, echt deutsch, die besten Gelegenheiten sorglos versäumten, war der Grund ihres Verderbens. Aber die, so im Kriege gefangen worden waren, verloren in der Sklaverei bei den Römern den Freiheitssinn nicht. Deutsche waren es, welche in einem großen Aufstand der Sklaven den römischen Staat an den Rand des Verderbens brachten; und lange Jahre blieb es zu Rom ein Sprüchwort: „Kimbrische Schrecken!“ — Lange noch ehrte und scheute das römische Volk das deutsche Heldenthum.

3.

Unterdrückung der Deutschen durch die Römer.

....Es preise sich, wer Keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden.
Schiller.

Die Bewegung der deutschen Völkerschaften nach Süden und Westen, welche in der Wanderung der Kimbern und Teutonen den gewaltsamsten Ausdruck erhalten hatte, hörte mit dem Untergange dieser Stämme keineswegs auf. Sie fuhren vielmehr fort, in jenen Richtungen vorzudringen, und fünfzig Jahre nach dem ersten Auftreten der Kimbern hatten die Deutschen ihre Nachbarn, die Kelten, bereits bis in die Alpenthäler und über den Rhein gedrängt,

und nahmen die Gebiete ein, die ihnen seitdem angehört haben. Die Zersplitterung der Kelten, die in viele einzelne meist zwieträchtige Stämme zerfielen und von keinem festen Bande zusammengehalten wurden, kam ihnen dabei sehr zu statten. Auch in Gallien, dem Hauptlande der Kelten, war unter denselben keine Einigkeit. Manche der gallischen Stämme, darunter die Häduer, suchten selbst auf Kosten ihrer Stammverwandten den Bund mit dem Landesfeinde. Das waren für Gallien seit langer Zeit die Römer, die den südöstlichen Theil des Landes (die Provence) unter ihre Herrschaft gebracht hatten. Dagegen suchten andere Gallier bei den Deutschen Beistand. So riefen die Sequaner (an der Saone), als sie mit den Häduern in Krieg geriethen, den deutschen Fürsten Arioviſt zu Hülfe. Dieser, ein Herzog (oder König) vom großen Stamme der Sueven, führte denn auch eine Gefolgschaft von 15,000 Deutschen über den Rhein und besiegte die Häduer. Er hatte aber auch die Bahn gebrochen, auf welcher immer neue Scharen seiner Landsleute in das gallische Land eindrangen, und selbst die Sequaner mußten ihm nun den dritten Theil ihres Landes abtreten. Auch für die Römer war das Entstehen dieser neuen gewaltigen Macht in der Nähe ihrer gallischen Grenze gefährlich. Sie traten daher bereitwillig dazwischen, als die Gallier, erschreckt von der Uebermacht und geplagt von dem Drucke der Germanen, gegen dieselben ihren Beistand erbaten. Julius Cäsar, des Marius Schwestersohn, war es, welcher als Verwalter der römischen Provinz in Gallien diese Gelegenheit ergriff, die römische Macht zu mehren und für sich hohen Kriegsruhm zu gewinnen. Drohend forderte er von Arioviſt, daß er fortan weder die Gallier, welche Rom in seinen Schutz genommen habe, irgendwie kränken, noch auf's Neue deutsches Volk herbeirufen solle. Arioviſt verachtete dies Gebot und rüstete gegen den stolzen Feind. Die Waffen mußten entscheiden. Im römischen Heere herrschte freilich anfangs wenig Kampflust. Die jungen Offiziere und Soldaten hörten mit Schrecken die Berichte gallischer Kaufleute von der Körpergröße und rasenden Tapferkeit der Deutschen; viele machten ihr Testament, andere suchten Vorwände, um sich zu entfernen. Aber Cäsar vertraute auf sein Glück, er erklärte, daß er nöthigenfalls mit der zehnten Legion (einem Regimente von altbewährter Tapferkeit) allein angreifen werde, und es gelang ihm so, durch das Ehrgefühl die Todesfurcht zu überwinden. In Eilmärschen erreichte er Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner und zog dann weiter dem Arioviſt entgegen. In der Gegend des heutigen Mümpelgard traf er ihn; hier kam es zur Schlacht. Nach Stämmen, in gleichen Abständen von einander, stellten sich die Germanen auf und umgaben ihre Schlachtordnung mit Wagen und Karren, von welchen herab ihre Weiber sie zur Tapferkeit aufmunterten. Der Kampf war heiß; zuletzt siegte die römische Kriegskunst. Bis an den Rhein ließ Cäsar die Geschlagenen verfolgen; nur wenige, darunter Arioviſt, retteten sich über den Strom (Juli 58 vor Chr.).

Im nächsten Frühjahr überwand Cäsar die Belgen, die sich mit den Deutschen verbunden hatten, und zwei Jahre darauf die über den Unterrhein herein gewanderten Tenchterer und Usipeter. Dann ging er in der Gegend von Neuwied über den Rhein und wollte die Sigambrer bändigen. Aber diese waren tief ins innere Land zurückgewichen und der Eroberer wagte nicht, die Deutschen, deren Stärke er kennen gelernt hatte, in ihrem eigenen Lande aufzusuchen,

sondern kehrte über den Rhein zurück (55). Es genügte ihm, die Macht der römischen Waffen gezeigt zu haben. Er hatte durch seine Siege erreicht, daß die Germanen fortan ihren gallischen Nachbarn nur noch geringen Beistand gegen die Römer leisteten. In heftigen Kämpfen bezwang Cäsar nun ganz Gallien, obgleich sich zuletzt fast alle Stämme vereinten, das neue Joch abzuschütteln. Als er im Jahre 50 mit seinen tapfern Legionen nach Italien zurückkehrte, hatte er für Rom eine neue große Provinz erobert und sich unvergänglichen Ruhm erworben. Doch nicht bloß seine Kriegsthaten, auch seine hinterlassenen Denkwürdigkeiten machen ihn für unsere Geschichte bedeutend. Er hat darin Berichte über die Germanen und die Kriege, die er gegen sie führte, aufgezeichnet, und diese sind höchst wichtig und anziehend. Denn er besaß die Klarheit des Verstandes und die Schärfe der Beobachtung, welche den Römern überhaupt eigen waren, in besonderem Grade. Freilich traten ihm die Eigenthümlichkeiten des germanischen Wesens noch nicht ganz bestimmt und selbständig entgegen, weil in den Völkern am Rhein, die er kennen lernte, keltische und germanische Stämme noch vielfach durcheinander wogten.

Als nun ganz Gallien vom Rhein bis zu den Pyrenäen Rom unterworfen und nach römischer Weise eingerichtet war, vermieden auch die benachbarten deutschen Völkerschaften nicht einen friedlichen Verkehr mit den Römern, ja ihre kriegslustigen Scharen fingen an im römischen Heere um Sold zu dienen. Schon Cäsar führte deutsche Söldner mit sich, die in den fremden Ländern des Südens seine Schlachten schlugen. Nur diejenigen Stämme, welche östlich von den Rheinländern im Innern Germaniens wohnten und welche von den Römern unter dem Gesammtnamen der Sueven begriffen wurden, erhielten sich für jetzt noch frei von fremder Berührung.

Aber nicht lange vermochten sie es. Die Macht des friedlichen Verkehrs ist größer als die der gewaltsamen Unterwerfung, und die Mittel, welche zur Bequemlichkeit des Lebens dienen, die edeln wie die verderblichen Genüsse, fanden rasch ihren Weg zu den einfachen Germanen. Bald wurden sie mit dem Gebrauch und Werthe des Geldes bekannt, mit den Vortheilen und Lüsten der römischen Kultur. Die Kelten, ein betriebsames Handelsvolk, bildeten die Vermittler und waren es wohl zufrieden, einen neuen Markt für die Werke ihrer und der römischen Industrie zu finden, gegen welche sie die Waaren Deutschlands, Pelze, Rüben und andere Gemüse, Bernstein, Flaumfedern, Laugenseife, eintauschten.

So war ein Anfang gemacht, die westlichen Deutschen dem römischen Wesen einzufügen; doch die Herrschaft der Römer wollte schnellere, vollständigere Erfolge. Als die Bürgerkriege in ihrem Reiche aufgehört hatten und Kaiser Augustus unumschränkter Beherrscher Roms geworden war, begannen die Versuche, mit Waffengewalt das eigentliche Deutschland zu unterwerfen. Zuerst wurden die meist keltischen Stämme, welche zwischen den Alpen und der Donau saßen, unterjocht und dann sowohl von Süden als von Westen die Angriffe gegen die Deutschen betrieben. Drusus, der Stiefsohn des Augustus, ein kühner und umsichtiger Feldherr, nahm seine Stellung im Gebiete der Bataver am untern Rhein, den er durch einen Kanal mit dem Zuidersee verband, um die deutschen Küstenvölker, die dort wohnten, namentlich die Chauken und Brukterer, zu bändigen (12 v. Chr.).

Doch, obwohl ihn die Friesen dabei unterstützten, gelang ihm dies nicht so schnell und er mußte die Mündung der Ems, in die er eingelaufen war, wieder verlassen. Es verbündeten sich nun zwar gegen ihn mehrere deutsche Völker, die Cherusker (an der oberen Weser), Sigambrer (an der Lippe) und Sueven (am Harz); allein ihr Heer wurde, da sie keine rechte Einigkeit hielten, im folgenden Jahre von Drusus geschlagen, der nun an der Lippe da, wo jetzt das Dorf Elsen liegt (unweit der Mündung der Alm), die Burg Aliso baute, um einen Stützpunkt für die römische Herrschaft zu haben. Dann befestigte er das rechte Ufer des Rheins durch Verschanzungen und Castelle und schlug bei Mainz und Bonn Brücken über den deutschen Strom. Seinem Beispiele folgend, haben dann auch die späteren römischen Feldherren die Grenze gegen die Deutschen bewehrt. So entstand allmählich eine Reihe zusammenhängender Festungswerke vom Unterrhein den Fluß hinauf, dann (bei Neuwied) über den Taunus und den Main bis zur Donau hin. Dieser Grenzwall hieß dann von seinem ersten Unternehmer der Drususgraben.

Im Jahre 9 (vor Chr.) drang Drusus abermals ins innere Deutschland ein; diesmal tief in das Herz des Landes, durch die Gaue der Chatten (Hessen), über die Werra in die verrufenen Wälder der Cherusker (am westlichen Harz). Was dem großen Julius Cäsar nicht gelungen war, das hoffte er zu vollbringen: alles Land, wo deutsch geredet ward, zu entdecken und zu bewältigen. Bis zur Elbe drang er vor. Aber hier soll ihm ein riesenhaftes Weib erschienen sein und das Ende seiner Thaten verkündigt haben. Auf dem Rückzuge begriffen, stürzte er dreißig Tage darauf mit dem Pferde und starb.

Mehr mit Hinterlist und Verrath als mit bedeutendem Feldherrngeschick setzte darauf Tiberius das Werk seines Bruders am Rhein fort und lähmte die Thatkraft der Feinde dadurch, daß er die Fürsten der Sigambrer, die als Gesandte zum Kaiser Augustus kamen, gefangen nehmen ließ. Auch dadurch suchten die Römer jetzt die Germanen zu fesseln, daß sie sich von einigen Stämmen Frauen als Geißeln stellen ließen, weil sie bemerkt hatten, daß die Frauen bei den Deutschen sehr hoch geachtet wurden. Nachdem dann der Feldherr Domitius bis über die Elbe vorgedrungen war, ohne doch bleibende Erfolge erringen zu können, nahm Tiberius den Plan des Drusus wieder auf. Er sandte nämlich die Flotte an der Nordseeküste entlang in die Elbe und vereinigte dann hier das Landheer mit ihr. Dem Schrecken der Waffen fügte er kluge Unterhandlungen mit den einzelnen Stämmen hinzu. So begründete er im nordwestlichen Deutschland die römische Herrschaft (4—6 nach Chr.).

Schon nannten die Römer alles Land zwischen Rhein und Elbe eine Provinz ihres Reiches, wiewohl dasselbe noch keineswegs völlig bezwungen war; aber sie hofften, es durch Handel und Wandel, durch listige Freundlichkeit bald ganz zu bewältigen. Schon erbauten sie Burgen darin und setzten Feldherren als Statthalter ein, die nach römischem Brauch walteten und Recht sprachen. „Die deutsche Freiheit ist untergegangen", dachte stolz der Kaiser zu Rom in seinem Palaste, welchen ihm eine Leibwache aus deutschen Jünglingen behütete; selbst mancher Deutsche dachte nicht anders. Aber noch lebten genug Männer in Deutschland, welche den Untergang der Freiheit nicht ertragen wollten.

4.

Befreiung Deutschlands von der Römerherrschaft.

Es ist ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns Alle frei.
Schiller.

Die Römer wußten sehr gut, daß die Widerstandskraft eines Volkes in seinen Sitten und Einrichtungen wurzelt; daher versuchten sie nun, nachdem sie durch Waffengewalt in Deutschland Fuß gefaßt hatten, die Germanen dadurch dauernd zu unterjochen, daß sie deren Gebräuche und Verfassung römisch machten. Der Mann, der diesen Versuch unternahm, war Quintilius Varus. Aber dieser übermüthige und lasterhafte Mann spannte den Bogen zu stark. Dem einfachen Gemeinwesen der Deutschen suchte er ohne vermittelnden Uebergang die Einrichtungen des ausgebildeten römischen Staates aufzudrängen und vor Allem den schlichten Leuten ihr gutes altes Recht zu entwinden. Während sonst die Gauversammlung die einfachen Streitigkeiten nach Vernunft und Herkommen schlichtete, saß jetzt der Römer, mit allen Zeichen der Gewaltherrschaft angethan, zu Gericht, urtheilte nach den römischen Gesetzen, welche der Anschauungsweise der Deutschen ganz fremd waren, und diktirte entehrende, in diesem Lande bisher unerhörte Strafen. Wie Knechte behandelte er die freien Männer, nahm ihnen ihr Hab und Gut und beschimpfte sie noch dazu. Die römische Steuerverfassung, deren Zöllner in allen Theilen des Reichs verrufen und verhaßt waren, wurde jetzt auch in Deutschland eingeführt; wie der Sklave seinem Herrn, sollte der Deutsche den Römern eine Abgabe vom Ertrage seiner Hufe geben.

Dieser ungewohnte Druck regte nun die Deutschen zu ingrimmigem Hasse auf. Keiner aber empfand die Unterdrückung mit größerer Scham und heißerem Zorn als der edle Cherusker Hermann (Armin), der Sohn Siegmar's (Segimer's), ein Jüngling voll kühnen Muthes, voll Einsicht und Vaterlandsliebe, ausgerüstet mit allen Gaben, welche dem Führer eines Volkes Noth thun. Er war mit andern deutschen Jünglingen unter Römern erzogen, hatte sie auf ihren Feldzügen begleitet, Bürgerrecht und Ritterwürde von Rom erhalten. Doch war sein deutsches Herz rein und unverderbt geblieben, während sein Bruder fort und fort den Römern diente und sogar seinen ehrlichen deutschen Namen für den römischen „Flavus" aufgab. Hermann lebte in Varus' nächster Umgebung, der ihn als einen römisch Gesinnten betrachtete und in sein Vertrauen zog. Um so rascher erkannte der junge Deutsche die Absichten des römischen Statthalters und das traurige Ende, welches mit ihrer Erfüllung der deutschen Freiheit drohte. Er beschloß, sein Vaterland zu retten. Doch mit offener Gewalt allein war nichts zu erreichen. Denn die Römer waren im Besitze der festen Plätze, und ihre Uebermacht im freien Felde gegen die todesmuthigen, aber in der höheren Kriegskunst ganz unerfahrenen Deutschen waren eine oft erwiesene Thatsache. Die meisten Schwierigkeiten zu einem solchen Plane fand aber Hermann im eigenen Volke. Da war jeder Mann, jede Hundertschaft, jeder Gau stolz und eifersüchtig auf

seine Selbständigkeit, und daher jeder Unterordnung unter die Befehle eines anderen abgeneigt. Auch beseelte nicht einmal alle derselbe Haß gegen die fremden Unterdrücker. Viele, darunter nahe Verwandte Hermanns, erwarteten von der römischen Herrschaft eine neue glückliche Zeit, alle Vortheile einer höheren Kultur, Reichthum, Wohlleben, Frieden. Das Haupt der letzteren im Stamme der Cherusker war Segestes, ein persönlicher Feind Hermanns, dessen Ansehen er beneidete, und den er um so bitterer haßte, weil seine Tochter Thusnelda, eine schöne, hochsinnige Jungfrau, dem jungen Helden gegen den Willen ihres Vaters zugethan war. Als nun Hermann im geheimen die benachbarten Brukterer, Marsen und andere Stämme mit den Cheruskern zu einer Eidgenossenschaft auf Noth und Tod zu vereinigen strebte, warnte Segest den Varus vor diesen Umtrieben. Zum Glücke dünkte sich der römische Feldherr klüger und verachtete den Rath, den er für bloße Erdichtung des Privathasses hielt. So schlug ihn Gott mit Blindheit, bis das Gericht kam.

In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt: ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen. Also war's verabredet gewesen zwischen den Eidgenossen. Denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kam es auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Beim Abschiedsmal im Lager waren Hermann und Segest zu Gast, und Segest warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie den Römern als Bundesgenosse schleunig zuführe. Dann brach er stolzen Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Rasch bot Hermann den Heerbann auf, und freudig griffen die Eidgenossen zu den Schwertern, die Freiheit zu rächen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und kluge Vorsicht war. Denn Hermann wollte die römische Heeresmacht zuerst schwächen und zerbröckeln, um dann die Trümmer desto sicherer zermalmen zu können. Es kamen und schwanden wie Schatten der Nacht die Rächer. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpaß. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes verröchelten, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geschlossenen Marsch zu halten; doch war's in der Wildniß unmöglich. Endlich neigte sich der Tag und Varus gebot dem Heere: Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was von Gepäck überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am andern Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in besserer Ordnung, in der Ebene weiter, die sich an der Werre ausbreitet, und kam in das dichtbewaldete sumpfige Thal, das die Berlebecke durchrinnt, in die Gegend von Detmold. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viel hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne

Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen*). Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein. Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen und ermattet sinken die Römer hin; in jedem Augenblick scheucht der Deutschen Kriegsgeheul sie aus der kurzen Nachtruhe empor. Als der dritte Tag anbrach, entdeckten sie erst, wie licht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen aufs offene Land, das die Senne heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Macht aller Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends einen Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend stürzen jetzt die Eidgenossen in die starren Reihen der verzweifelnden Römer. Wie die Saat unter Hagelschlossen, sinken die Tapfersten unter deutschen Hieben hin. Des Feindes Scharen sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meere der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer sich retten will, rennt wie blind in die Spieße der Deutschen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und um sein Unglück nicht als Schmach überleben zu müssen, stürzt er sich in sein Schwert. Nur wenige von dem großen Römerheer entrinnen glücklich nach der Feste Aliso; die meisten liegen auf dem Wahlplatz.

Wer in Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern, zum Dank für die wiedererrungene Freiheit, geopfert oder zu gemeinem Frohndienst in die Gauen der Eidgenossen geschleppt. Am grausamsten rächte das Volk die lang erduldete Fremdherrschaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten alten Rechts das spitzfindige neue aufgedrängt; einem, den es gefangen, riß es die Zunge aus und rief: „Jetzt zisch' einmal, Natter, wenn du kannst!"

Das war die große Schlacht im Teutoburger Walde, die geschlagen ward am 9., 10., 11. September des Jahres 9 nach Christi Geburt. — Als der Kaiser Augustus die Kunde erhielt, daß die drei Legionen gefallen, stieß er in Verzweiflung die Stirn an die Wand seines Palastes und rief aus: „O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Ganz Rom war voll Entsetzens vor den Deutschen und glaubte mit jedem Tage, sie kämen in ungeheuren Heerscharen, wie einst die Kimbern und Teutonen, nach Italien heran. Aus Furcht, daß die zahlreichen Deutschen, welche besonders in Rom in der Leibwache dienten, einen Aufstand wagen würden, schickte der Kaiser einen Theil auf verschiedene Inseln und befahl den anderen, ohne Waffen die Stadt zu verlassen. Im Lande Gallien und am Rhein ward zur Nothwehr gerüstet.

In Italien selbst ließ Augustus neue Aushebungen veranstalten und brauchte die härtesten Maßregeln, ja selbst die Todesstrafe gegen diejenigen, welche sich

*) Denn es war im Monat September und damals, als noch die großen Wälder und weiten Sümpfe im westlichen Deutschland den Boden bedeckten, waren die Regengüsse viel anhaltender als heute beim Zustande einer vorgeschrittenen Bodenkultur.

der Dienstpflicht entzogen. So gelang es ihm, neue Truppen unter Tiberius nach Deutschland zu senden. Aber die Furcht vor weitergehenden Unternehmungen der Deutschen war grundlos. Sie begnügten sich, das Joch abgeworfen zu haben und verfolgten ihren Sieg nicht weit. Nur Hermann dachte daran, wie die Freiheit auch für alle Zukunft gesichert werden müsse, und fand das einzige Mittel dazu in einem dauernden Bunde der Eidgenossen. Aber die Mißgunst der Edeln, welche für sich selbst die Herrschaft zu erringen hofften, widerstrebte ihm, — vor Allen Segest, den er noch dadurch erzürnt, daß er ihm bald nach dem Siege die Tochter geraubt und sich mit derselben vermählt hatte. So gelang es den Römern bei der rasch wieder hervortretenden Zwietracht der Deutschen, wenigstens die wichtigste Feste in deren Lande, Aliso, welche von den trefflichen römischen Bogenschützen gegen die in der Belagerung unerfahrenen Feinde gehalten worden war, zu entsetzen und zu behaupten.

Dennoch wäre die Lage für die Römer höchst bedenklich gewesen, wenn trotz kleinerer Zwistigkeiten die beiden Hauptgruppen der deutschen Völker, die westlichen und die östlichen, in geschlossener Einheit ihnen gegenüber gestanden hätten. Allein zwischen diesen Gruppen bestand bereits lange eine Spaltung, die aus innerer Verschiedenheit ihres Wesens sich ergab.

Von Alters her war in den östlichen Theilen Deutschlands die Königsherrschaft üblich. Damals nun war dieselbe durch einen kühnen und entschlossenen Mann, Marbod aus dem suevischen Stamme der Markomannen, zu neuer Bedeutung und großer Macht gelangt. Auch er war in Rom herangewachsen und hatte bei den Römern deren Kriegs- und Friedenskünste kennen gelernt, ohne seinen deutschen Sinn zu verlieren. Zu seinem Volke heimgekehrt, verwerthete er hier zu dessen Vortheil die Kenntnisse, die er in Rom erlangt hatte. Sie aus der verderblichen Nähe der Römer zu schaffen, führte er die Markomannen, die am mittleren Main wohnten, und die mit ihnen verbündeten Quaden in das rings von Waldgebirgen geschützte Land Bojohemum (Böhmen), besiegte dort die keltischen Bojer und brachte viele benachbarte Stämme der Sueven zu einem Bunde mit den Markomannen. Alle diese Völkerschaften einte er nun bald unter seiner Herrschaft zu einem Staate, den er durch ein starkes, nach römischer Weise disciplinirtes Heer gegen innere und äußere Angriffe schützte. In Böhmen, dem Kern dieses neuen Reiches, baute er eine starke Festung, ebenfalls nach römischem Muster. Bald wurden die Römer argwöhnisch gegen diese wachsende Macht ihres alten Günstlings und stellten ihn zur Rede. Obwohl er sie nun durch erheuchelte Unterwürfigkeit zu täuschen suchte, so erkannten sie doch, wie mit der Macht Marbods Stolz wuchs, und erkannten auch die Gefahr, die von Böhmen her den Ländern südlich vom Donaustrom drohte, welche ihnen unterwürfig waren. Daher beschlossen sie, das neue Reich mit einem Schlage zu vernichten. Schon führte Tiberius die Legionen heran, als plötzlich im Rücken der römischen Heere die Völker zwischen der unteren Donau und dem adriatischen Meere, die Pannonier und Dalmatier, von Steuerdruck zum Aufstande getrieben, sich erhoben. Um dieser näheren Gefahr zu begegnen, bot Tiberius dem Könige Marbod Frieden. Dieser, statt die günstige Gelegenheit zu benutzen, ging darauf ein, weil er seine Kräfte lieber zur Befestigung seiner Herrschaft über seine freiheitsliebenden Völker verwenden wollte. Der nämliche selbstsüchtige

Beweggrund hielt ihn dann auch ab, mit den Cheruskern und ihren Bundesgenossen gemeinschaftliche Sache gegen die Römer zu machen. Denn jene westlichen Völker haßten die Königsherrschaft. So trennte Zwietracht, im Großen wie im Kleinen, die Deutschen; ja der Parteihader artete bei den Cheruskern in offene Fehde zwischen Segest und Hermann aus. Die Uneinigkeit der Deutschen war jetzt, wie so oft, die beste Bundesgenossin des Auslands.

Inzwischen hatte nach dem Tode des Augustus (14 n. Chr.) Tiberius den römischen Kaiserthron bestiegen und den Oberbefehl über die Heere am Unter- und Oberrhein dem Germanicus, Sohn des Drusus, übertragen. Dieser begann, um die Niederlage des Varus zu rächen und die verlorene Herrschaft den Römern wieder zu gewinnen, eifrig den Krieg; zuerst mit Ueberfällen. Auf die Kunde, daß die Marser ein Fest feierten, führte er seine Truppen rasch durch dunkle Wälder, die zum Theil erst gelichtet werden mußten, zu den Weilern der Marser (im Osnabrückischen) und überfiel sie in sternheller Nacht bei ihrem Gelage. Erbarmungslos wurde Alles niedergemacht, auch ein Tempel der Tanfana, welchen jene Stämme hoch verehrten, zerstört, dann vor dem Andringen der benachbarten Brukterer, Tubanten und Usipeter der Rückzug angetreten.

Einen anderen plötzlichen Einfall unternahm Germanicus im folgenden Frühling (15) ins Land der Chatten, deren Gaue das große römische Heer weithin wüst legte, deren Hauptort Mattium es in Brand steckte. Bald darauf sandte der elende Segest Botschaft zu den Römern: er, der stets ihr Freund gewesen, werde von seinem Volke in seiner Burg belagert; Germanicus möge mit Heeresmacht kommen und ihn befreien. Nicht lange ließ der Römer auf sich warten und entsetzte den Verräther. Da wurden in Segest's Burg viele edele Frauen gefunden, unter ihnen auch Hermanns Weib, Thusnelda, die ihr Vater den Römern als Gefangene übergab. Sie trug ein Kind des edeln Helden unter ihrem Herzen; schweigend und thränenlos stand sie in ihrer Würde da, die Hände unter dem Busen gefaltet. Germanicus aber zog mit den Legionen und seinen Gefangenen wieder an den Rhein zurück; dem Segest wies er einen Wohnsitz in Gallien an.

Unsäglicher Zorn und Schmerz ergriff Hermanns Herz, als er Segest's Verruchtheit und das Schicksal seines Weibes erfuhr. Von Gau zu Gau eilte er und rief zur Rache auf, für die Befreiung des Vaterlandes und seines Weibes und Kindes. Da erhoben sich die Cherusker, die Chauker, Brukterer und viele andere Nachbarvölker zu neuem Bunde gegen die Unterdrücker und Weiberräuber. Germanicus aber zog stolz und in Siegeshoffnung durch den Teutoburger Wald heran. Dort fand er den Wahlplatz, wo die Legionen des Varus gefallen waren, und begrub die weißen Gebeine der Erschlagenen, Feind und Freund in einem Grabhügel. Die umkehrenden Römer erwartete Hermann auf einer Haide und bot ihnen zwischen Wald und Sumpf die Schlacht; sie ward wild und hartnäckig geschlagen; eilig mußte Germanicus sein Heer zurückziehen. Dann überfiel und überwältigte Hermann eine andere römische Abtheilung, welche Cäcina, der Unterfeldherr des Germanicus, neben dem Hauptheere führte; nur der Ungestüm der Deutschen, die sich an geordnete römische Kriegsweise trotz Hermanns Bemühungen noch nicht recht

gewöhnen konnten, rettete den alten erfahrenen Kriegsmann Cäcina vor dem Schicksal des Varus.

Bessere Erfolge als durch bloßen Landkrieg, in welchem die Legionen mit ihrem langen Gepäckzuge die beste Kraft gegen die Hindernisse des Bodens und des Klimas vergeuden mußten, glaubte Germanicus nun erreichen zu können, wenn er nach dem Vorgange seines Vaters Drusus auf dem Wasserwege angriffe. Daher führte er sein Heer auf einer Flotte von tausend großen und kleinen Schiffen aus dem Rhein in die Weser; von dorther drangen die Legionen in das Land ein. Da wichen die Cherusker in der Gegend des heutigen Minden hinter die Weser zurück und erwarteten auf dem rechten Ufer die Römer zur Schlacht. Ehe sie begann, rief Hermann seinen Bruder Flavus an, den er am anderen Ufer der Weser stehen sah, und beschwor ihn, die Freiheit, das Vaterland und den Schmerz der Mutter höher zu ehren, als die kleinlichen Auszeichnungen im römischen Dienste. Aber Flavus hatte kein Herz mehr für solche Worte. Bald darauf, nachdem das römische Heer den Fluß überschritten hatte, kam es zur Schlacht. Sie ward geliefert in der Ebene Idistaviso, zwischen dem Fluß und einer waldigen Hügelreihe, und währte vom Morgen bis in die tiefe Nacht. Von den Höhen herab warfen sich die Deutschen ungestüm auf die festgeschlossene Schlachtreihe der römischen Legionen; aber die feindlichen Reiter dringen bald von den Seiten in ihre Scharen ein; Verwirrung entsteht. Die überlegene Kriegskunst der Römer siegt endlich. Da stürmt Hermann hoch zu Roß wider die Bogenschützen heran und bahnt sich eine Gasse. Plötzlich stößt er wieder auf eine lebendige Mauer, das sind die römischen Bundesgenossen, die aus Gallien, aus Tirol und vom Lech. Verwundet, daß das Blut ihm über das Antlitz rinnt und ihn unkenntlich macht, bricht der tapfere Held endlich durch und gewinnt das Freie. Aber die Niederlage erhöhte nur die Wuth der Deutschen. Von neuem sammelte Hermann alles Volk in den Gauen ringsum. Eine zweite Schlacht geschah, doch mit ähnlichem Ausgange; denn Hermanns Plan war den Römern verrathen worden. Gleichwohl wagte Germanicus weitere Proben nicht, sondern trat auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, den Rückzug an. Auf dem Meere aber zersplitterte ein Sturm seine Flotte. So hatte auch dieser Feldzug (16 n. Chr.) den Römern nichts genützt, während die Deutschen in ihm die kunstmäßige Behandlung des Krieges und die Vortheile einheitlichen Zusammenwirkens schon viel mehr gelernt und geübt hatten.

Germanicus ward übrigens gleich darauf von seinem Kaiser zurückberufen. Tiberius war eifersüchtig auf ihn, doch gönnte er ihm die Ehre eines Triumpheinzuges in Rom. Da wurden viele gefangene edle Deutsche und die edelste von Allen, Thusnelda mit Hermanns Söhnlein, das sie in der Gefangenschaft geboren hatte, als Siegesbeute einher geführt. Nie erblickte Hermann sie wieder. Und so ergreifend war Thusnelda's Schicksal, so edel ihre Erscheinung, daß die römischen Bildhauer sie in Marmor gemeißelt der Nachwelt hinterließen.

5.

Innere Zwietracht. Hermann und Marbod.

Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt, ein unbesiegtes Land,
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?
Kl.

Nach alter Stammessitte, wie der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt, wandten die Deutschen, als keine äußere Gefahr sie mehr zusammenhielt, die Waffen gegen einander. Der große Zwiespalt der nordwestlichen freien Völkerschaften und der unter Marbod's Herrschaft vereinigten südöstlichen kam jetzt zum gewaltsamen Ausbruch. Denn Hermann, der das Vaterland von der Gewalt der Römer errettet hatte, wollte es nun auch von einem andern Feinde befreien, den er für kaum minder gefährlich hielt, von dem bösen Beispiel der Alleinherrschaft eines verrätherischen Fürsten, das war Marbod, der von den Alpen bis an die Elbe sein gewaltiges Markomannenreich aufgerichtet hatte, darin eigenwillig herrschte und um seine Fürstenmacht zu sichern, es mit den Römern hielt. Zwei tapfere Stämme des großen Suevenvolkes, die Longobarden und Semnonen, mochten Marbod's Herrschaft nicht ertragen und traten zu der freien Eidgenossenschaft des Cheruskerbundes über; andrerseits ging Inguiomar, Hermanns Oheim, in Eifersucht über den Ruhm und das Ansehn seines Neffen, trotzig zu den Markomannen. So standen (im Jahre 17) Deutsche wider Deutsche, die einen für die Erhaltung der Sonderfreiheit im deutschen Lande, die andern zum Schutze der neuen Herrschergewalt, beide mit gleicher Tapferkeit. Eine große Schlacht wurde zwischen ihnen geliefert, Marbod mußte weichen, sein Heer und Reich löste sich auf. Die Stämme, die er im Osten von Böhmen sich unterworfen hatte, erhoben sich jetzt; einer derselben, die Gotonen (Gothen), unter Anführung eines Edeln Katwald, fiel in Böhmen ein und eroberte Marbod's Burg und Schatz. Marbod floh zu den Römern, die ihm in Ravenna eine Zuflucht gewährten. Dort starb er achtzehn Jahre später.

Auch Hermann's Ende war ruhmlos und elend, wie Marbod's, aber beklagenswerther, weil unverdient. Er, der Befreier seines Volkes, ward von seinen eigenen Landsleuten und Verwandten hinterrücks ermordet. Er strebe nach der Alleinherrschaft, maße sich Gewalt über Seinesgleichen an, warfen ihm die Neider vor, die ihm seine Größe nicht verzeihen konnten. In Wahrheit suchte er nur die so nothwendige Einheit in dem Völkerbunde, den er gestiftet hatte, herzustellen und die verderbliche Zerfahrenheit der Einzelwillen durch straffere Ordnung des Ganzen zu beseitigen. Der Tod traf den klugen und heldenhaften Mann in der Blüthe seiner Kraft (21 n. Chr.); er zählte erst sieben und dreißig Jahre und hatte zwölf Jahre lang unermüdlich für die Freiheit des deutschen Volks gestritten. Lange betrauerten ihn die Deutschen und feierten seine Thaten in Liedern.

Die Römer gaben es fortan auf, Deutschland mit Gewalt bezwingen zu wollen; sie begnügten sich damit, ihre Grenzländer am Rhein, die Provinzen, die sie das obere und untere Germanien nannten, zu behaupten und von da

aus die Deutschen durch die Macht ihrer höheren Kultur und durch innere Zwietracht unschädlich zu machen. Vortheilhafter schien es ihnen auch, die deutsche Tapferkeit durch friedliche Werbung in Sold zu nehmen, als sich mit ihr im offenen Streite zu messen. Die besten Hülfstruppen stellten dem römischen Heere die Stämme am Ausfluß des Rheins, die Bataver, Menapier und Sigambrer, welche halb freiwillig, halb gezwungen Bundesgenossen Roms geworden waren und von jetzt an dessen tapferste, aber auch übermüthigste Soldaten lieferten. Ihre nördlichen Nachbarn dagegen, die Friesen, zerbrachen (im Jahre 28) das römische Joch. Am Rhein stand fortwährend ein starkes römisches Heer, aber es versuchte keinen Kriegszug mehr, wie Drusus und Germanicus einst. Desto thätiger schürten die Römer die Zwietracht der deutschen Stämme.

Unter diesen sank und zerfiel bald der Ruhm der Cherusker, weil die Edeln nicht abließen, um die Herrschaft zu streiten. Endlich holten sie sich gar aus Rom den Sohn des abtrünnigen Flavus, der von dem Lande, wo er geboren war, Italicus hieß, und gaben ihm die höchste Macht in die Hand (47). Aber voll Hochmuth und von den römischen Lastern angesteckt, mißbrauchte er die Gewalt und ward von der Gegenpartei wieder verjagt. Dann mit Hülfe der Longobarden wieder in die Herrschaft eingesetzt, übte er sie auch ferner zum Nachtheil der Cherusker, und so ward das Volk, welches den Hermann hervorgebracht hatte, mit der Zeit immer ohnmächtiger und den Römern, wie den andern Deutschen verächtlich.

Mächtiger blieben die Chauken, nachdem sie durch einen tüchtigen, in römischer Kriegs- und Staatskunst erfahrenen Führer zu einheitlichem Zusammenwirken gebracht worden waren, und die Chatten, die mit den Cheruskern in steter Nachbarfehde lagen. Andere Stämme hingegen gingen unter: so die Marser und die Ampsivarier (Emsanwohner). Die letzteren, den Römern befreundet und von den Chauken aus ihren Sitzen vertrieben, zogen, da sie von Rom vergebens Land am Rheine erbaten, unstät umher und erlagen endlich theils durch das Schwert der deutschen Nachbarstämme, theils durch Hunger oder in Knechtschaft.

Während sich dies im nordwestlichen Deutschland begab, war auch im Donaulande nicht Ruhe geblieben. Dort, im Markomannenreich, hatte sich nach Marbod's Fall auch Katwald nicht lange behaupten können; wie Marbod, floh auch er vor der Volkspartei zu den Römern. Die Geleite der Fürsten folgten ihnen und erhielten von den Römern Land an der Donau und den Vannius aus dem benachbarten Stamme der Quaden zum Fürsten. Damals aber wurden die Hermunduren, vom Hauptstamm der Sueven, gewaltig; diese besiegten den Vannius, so daß er zu den Römern floh, und breiteten sich dann immer weiter gegen Abend aus (zwischen Elbe, Saale und Donau). Im Land an der Saale aber wollten sie die heiligen Salzquellen in Besitz nehmen. Darüber ergrimmten die Chatten, begannen Krieg gegen die Hermunduren und gelobten, wenn sie siegten, alle Gefangene den Göttern zu opfern. Aber die Chatten unterlagen, und nun wurden sie selbst von den Siegern an den Altären geschlachtet (58 n. Chr.).

Dem allen sahen die Römer im Stillen voll Schadenfreude zu; der Sicherheit ihres Reiches kam es zu gute, wenn die Deutschen im Wahnsinn gegen sich selber wütheten.

6.

Aufstand der Bataver.

Soll uns die Willkür länger schänden!
Nein! sei der große Wurf gewagt!
Das Blatt, wie bald kann sich's doch wenden!
Seid nur getrost und unverzagt!

Wetzel.

Nach dem Tode des römischen Kaisers Nero (68 n. Chr.) entstand großer Zwiespalt um die Herrschaft des römischen Reiches, der nach kurzen, aber heftigen Kämpfen der römischen Feldherren endlich mit der dauernden Erhebung eines derselben, Vespasian, auf den Kaiserthron endete. In diesen Bürgerkriegen erkannten Roms Heere so recht deutlich, wie das Geschick dieses innerlich faulen Staates in ihren Händen lag, und diese Erkenntniß drang rasch auch in die streitbaren Völker am Rhein, welche als Bundesgenossen Roms zu dessen Heeren die tüchtigsten Soldaten stellten. Unter ihnen war das Volk der Bataver (zwischen den Rheinmündungen seßhaft) das kernigste; seine kriegslustige Jugend hatte oft genug für die römischen Feldherren Siege erfochten und mehr als einmal den Streit der Thronbewerber in Italien entschieden. Je mehr aber die Bataver ihre Kraft und Wichtigkeit fühlten, desto ingrimmiger mußte es sie machen, wenn sie die schändlichen Unbilden betrachteten, welche Rom durch seine Statthalter ihnen anthat. Denn nicht genug, daß dieselben maßlose Aushebungen zum Kriegsdienst unter ihnen vornahmen; das Volk mußte auch der unersättlichen Habsucht und der schändlichen Wollust der fremden Unterdrücker zur Beute fallen. Die allgemeine Entrüstung ward nun durch einen fähigen Führer zur offenen Empörung angefacht.

Claudius Civilis, ein Bataver von edler Abkunft, der im römischen Kriegsdienst sich hervorgethan, aber dafür nur Undank von Rom geerntet hatte, beschloß, die Zerrüttung des römischen Staates zu benutzen und sein Volk des Joches zu entledigen. Gleich Hannibal hatte er nur ein Auge, gleich diesem wurde er Rom durch Verschlagenheit, Kühnheit und Ausdauer gefährlich. Als die Erbitterung der Bataver aufs höchste gestiegen war, berief er ihre vornehmsten und entschlossensten Männer zu einer Berathung im heiligen Haine und schloß mit ihnen einen Bund zur Verjagung der Fremden. Schwere Verwünschungsformeln bekräftigten ihn, und Civilis schwur, Haupthaar und Bart nicht eher zu scheren, als bis die Rache befriedigt sei. Es gelang ihm, die Nachbarstämme der Caninefaten und Friesen zu gewinnen und die batavischen Cohorten (Regimenter), welche in Mainz den Römern dienten, zum Abfall zu bewegen. Ein erster Sieg am Rhein, wobei Schiffe und Waffen erbeutet wurden, bewirkte, daß auch die Belgen und die Deutschen am rechten Rheinufer sich ihm anschlossen. Unter diesen lebte damals im Lande der Brukterer eine Jungfrau, Namens Veleda, welche als Seherin gläubig verehrt wurde. Kein Fremder sah sie unverhüllt; nur ihre nächsten Verwandten durften den Thurm betreten, den sie bewohnte; der stand in tiefer Waldeinsamkeit an den Wassern der Lippe. Ihre Befehle und Weissagungen, wodurch den Deutschen Sieg verkündet wurde, bestimmten die Ent-

schlüsse der Gemeinden; nicht nur die Brukterer und Tenchterer, sondern auch die meisten benachbarten Stämme traten dem Bunde bei. Auch die Gemeinden im nordöstlichen Gallien, aufgeregt von den Gesandten des Civilis und ihren eigenen Priestern (den Druiden), erhoben sich gegen den römischen Druck. Es ging damals eine Ahnung großer Zukunft durch die Völker diesseits der Alpen, eine Ahnung, daß die Gewalt Roms gebrochen sei. Es war das Jahr, da in der weltbeherrschenden Stadt das Capitol, die heilige Burg, von germanischen Söldnern beim Bürgerkampfe ihrer Herren verbrannt ward; die wehenden Flammen des Capitols verkündeten der Welt, daß die Menschen im Norden deren Schicksale lenken würden.

Doch tapfer vertheidigten sich die Trümmer der römischen Heere am unteren Rhein, obwohl geschwächt durch den Abfall der Bundesgenossen. Abermals verloren sie eine Schlacht gegen Civilis. Nun zogen sie sich in ihre Verschanzungen zurück, ins „alte Lager" (vetera castra, Xanten am Rhein) und wehrten sich, bis Hungersnoth sie übermannte. Da ergaben sie sich. Doch als die Besatzung daraus hervor zog, konnten die Deutschen ihren lange verbiss'nen Grimm nicht mehr bändigen und erschlugen alle römischen Soldaten. Jetzt glaubte Civilis, sein Gelübde sei gelöst, und schnitt sich wieder Bart und Haupthaar; den besten Theil der Beute schickte er der Veleda. Die Ubier allein, in deren Lande aus einer römischen Kolonie die Stadt Colonia Agrippina (Köln) erwachsen war, hatten bis dahin standhaft zu den Römern gehalten; nun aber, von den Tenchteren hart gedrängt, schlossen auch sie sich dem Bunde der Deutschen an.

Diesen und ihrer guten Sache schadete jedoch die allzu große Schlauheit des Civilis, der, um den Abfall in den römischen Heeren zu fördern, vorgab, daß er für Vespasian sei; dadurch machte er nur viele der Seinigen irre. Mehr noch ward ihm die Vereinigung mit den Galliern zum Verderben. Denn bald wurden diese unter sich uneins, und als der römische Kaiser Vespasian den Cerealis, einen erprobten alten Kriegsmann, mit großer Heeresmacht nach ihrem Lande schickte und dieser bei Trier den Sieg gewann, fielen sie von den Deutschen völlig ab. Am schlechtesten erwiesen sich die Ubier; diese überfielen und erschlugen bei Nacht bundesgenössisches Volk von den Friesen und Chauken, da es sorglos beim Schmause saß, und lieferten die Frau und die Schwester des Civilis, die sich in Köln befanden, den Römern aus. Civilis verlor im tiefsten Schmerz über diesen Verlust den festen Muth nicht, vielmehr focht er um so beharrlicher den Freiheitskrieg fort. Bei Xanten sammelte er sein Heer, dann baute er einen Damm im Rhein, damit die Wasser des Stroms weit umher sich ergössen und die Feinde darin untergingen; er selbst und seine Bataver waren ja mit den Fluthen vertraut. So gab er guten Muths das Zeichen und trieb die deutschen Völker, jedes wie einen scharfen Keil, in die sechs Legionen der Feinde. Aber ein Ueberläufer hatte diesen einen Umweg gewiesen, auf dem sie die Deutschen hinterrücks überfielen. Da gab Civilis den Sieg verloren, aber die Hoffnung nicht zugleich. Er durchstach jetzt den Rheindamm, den Drusus einst gebaut hatte; — auf einmal stand alles Niederland bis an die Waal unter Wasser, und nun griff er mit vier Heerhaufen die Römer an; dennoch gewannen diese durch die Kriegskunst ihres Feldherrn und durch Heldenmuth wieder den Sieg.

Als die Eidgenossen flohen, stellte sich ihnen Civilis in den Weg und hielt sie mit Bitten und Ermahnungen auf; endlich ward ihm das Roß unter dem Leibe erschossen, da sprang er in den Rhein und gewann schwimmend das Land. Binnen kurzer Zeit stand er den Römern wieder schlagfertig gegenüber; ein Treffen zu Schiff geschah im Bataver-Land; als der Ausgang desselben unentschieden blieb, zog der unermüdliche Freiheitsheld über die Waal zurück, um neue Pläne zu ersinnen und unversehens auszuführen. Die Römer aber, so tapfer sie kämpften, erkannten, daß offener Krieg für sie keinen glücklichen Ausgang haben könne, so lange Civilis mit seiner eisernen Ausdauer an der Spitze des Bundes stehe. Darum wiegelten sie das Volk und die Edlen gegen ihn auf und bethörten beide durch listige Reden so lange, bis sie in Glauben und Treue zu Civilis wankend wurden. Da mußte denn der verlassene Held dem Erbfeinde die Hand zum Vergleich darbieten; er that's (im J. 70), um größeres Unheil von dem Volke abzuwenden.

Auch bei den Brukterern, den Cheruskern und den Chatten streuten die Römer mit gleichem Erfolg den Samen der Zwietracht aus und die böse Saat keimte schnell. In dem Kriege, den jene Stämme unter einander erhoben, verblutete fast alles Volk der Brukterer, und Veleda, die Seherin, ward von den Römern gefangen.

Darnach war lange Zeit Frieden, und in dessen Schutz nahm der Verkehr zwischen Rom und den Deutschen, die Einwirkung der römischen Kultur auf die germanischen Grenzländer bedeutend zu. Mußten die Römer darauf verzichten, den Kern der freien deutschen Stämme zu unterwerfen, so suchten sie doch um so eifriger das gewonnene zu befestigen. In den Provinzen Obergermanien (vom Rhein und von der Mosel bis zu den Vogesen und dem Jura) und Untergermanien (zwischen Rhein, Schelde und den Ardennen) erwuchsen theils aus römischen Lagern, theils aus Marktplätzen, theils als eigentliche römische Kolonieen, am linken, römischen Ufer des Rheines die volkreichen und wichtigen Römerstädte Moguntiacum (Mainz), Borbetomagus (Worms), Noviomagus (Speier), Argentoratum (Straßburg), Bona (Bonn), Colonia Agrippina (Köln), Aquä (Aachen), Augusta Trevirorum (Trier). Nicht nur ihre Namen, sondern auch viele Trümmer über und unter der Erde sind noch jetzt Zeugen jener Vergangenheit. Zugleich mit den materiellen Gütern, vortrefflichen Wohnungen, besserem Anbau des Landes, der Anlegung von Straßen und Kanälen, siedelten sich hier an den Marken unseres Vaterlandes die Verfeinerung und Genußsucht, sinnliche und geistige Vergnügungen an, deren Namen kaum unsere Vorfahren gekannt hatten. Denn schon lange war auf die alte römische Sittenzucht äußerste Gier nach Sinnenreiz, unerhörte Schwelgerei in allen natürlichen und künstlichen Freuden des Leibes und der Seele gefolgt. Ebenso schroff stand der deutschen Freiheitsliebe und Selbständigkeit die römische Art der Verwaltung gegenüber. Die wichtigsten Theile der öffentlichen Gewalt waren in den Händen des Statthalters, der dem Kaiser allein verantwortlich war, und seiner Beamten, namentlich die Rechtspflege, die Finanzverwaltung und das Heerwesen; nur die weniger bedeutenden Verwaltungsgeschäfte wurden einheimischen Beamten überlassen. So war es auch in den übrigen Grenzprovinzen Deutschlands, deren Bevölkerung damals noch wesentlich keltisch war, nämlich in Rhätia (zwischen Alpen, Donau und Inn) mit den Städten

Augusta Vindelicorum (Augsburg) und Reginum (Regensburg); in Noricum (vom Inn bis zum Kalengebirge) mit Laureacum (Lorch, am Einflusse der Enns in die Donau, wo die römische Donauflotte aufgestellt war), Celeja (Cilly) und Juvavum (Salzburg); endlich Pannonia (bis zur Sau) mit den Plätzen Vindobona (Wien), Carnuntum und Sirmium.

Jenseits der Donau, im heutigen Ungarn, hatten sich die Markomannen und Quaden nach dem Untergange ihres früheren Reiches angesiedelt und standen zu den Römern im Tributverhältniß. Ihre östlichen Nachbarn waren die Daken und Geten, über deren echt germanische Abkunft Zweifel waltet. Diese erhoben sich am Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. unter ihrem tapfern Könige Dezebal gegen die Ansprüche der Römer und schlugen mehrere ihrer Heere. Als sich hierauf auch die erstgenannten Völker dem Bunde anschlossen, war ihre gemeinsame Macht so groß, daß Kaiser Domitian mit Dezebal einen schimpflichen Frieden schließen mußte (96). Erst zehn Jahre später gelang es dem Kaiser Trajan, die Daken zu überwinden, welche vergeblich einen Bund der östlichen Völker gegen Rom zu Stande zu bringen suchten; von da an war Dacien römische Provinz.

Auf diese Weise war das eigentliche Deutschland im Westen und Süden von römischen Ländergebieten umgeben. Die Kaiser Trajan und Hadrian strebten nun vorzüglich danach, diese Grenzen des Reichs zu schließen und zu sichern. Um die wichtige Verbindung zwischen Donau und Rhein zu erhalten, wurde die von Drusus begonnene große Linie von Verschanzungen mit Thürmen (der Pfahlgraben, heutzutage vom Volke Heidengraben, auch Teufelsmauer genannt) weiter ausgeführt und vollendet, und eine große Heerstraße vom Neckar bis nach Regensburg gebaut. Das Gebiet des Schwarzwaldes aber, welches die wichtigsten Pässe von Deutschland nach Gallien enthält, blieb lange als wüstes Grenzland liegen. Erst später wurden dahin gallische und germanische Ansiedler versetzt, welche aber in strenger Abhängigkeit von Rom standen und einen bestimmten Zins leisteten, auch wehrpflichtig waren. In diesem Zehntlande (agri decumates, zwischen Lahn und Donau) legte Trajan Städte und Festungen an.

Die Römer haben, während sie die Deutschen bekämpften, deren Wesen beobachtet; denn sie wußten, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Widerstandskraft eines Volkes und seinem Charakter, seinen Sitten. So fügte schon Cäsar seinen Kriegsberichten eine kurze Schilderung des keltischen und des germanischen Lebens ein; er beugt sich besonders vor der ernsten und tiefen Sittlichkeit des letzteren. Als dann die deutschen Stämme für das römische Reich immer verhängnißvoller wurden, wandte sich auch die Aufmerksamkeit und Forschung der römischen Schriftsteller immer mehr denselben zu. Keiner unter ihnen aber erfaßte seine Aufgabe mit solchem Ernst und solcher Hoheit der Gesinnung, wie der Geschichtschreiber Tacitus (um das Jahr 90 n. Chr.) in seiner Schrift „Germania", auf welche sich fast unsere ganze Kenntniß von den inneren Einrichtungen und Sitten unserer Vorfahren gründet. Den großartigen Gegensatz zwischen der frisch aufstrebenden, unverdorbenen Natur des deutschen, und der sittlichen Versunkenheit des römischen Charakters bringt er der Mit- und Nachwelt in diesem, wie in seinen anderen Werken lebendig zum Bewußtsein.

7.

Angriff der Deutschen auf das römische Reich.

Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine.
F. Schlegel.

In den langen Kämpfen mit den Römern hatten sich die Deutschen klarer als ein zusammengehöriges Volk erkannt und zu größeren Stammverbindungen zusammengeschlossen. Diese Wirkung dauerte fort, auch als nun eine längere Ruhe nach außen hin eintrat. Es war eine sehr wichtige Veränderung, welche die inneren Verhältnisse Deutschlands dadurch erlitten. Die einzelnen Gaugemeinden hörten in ihrer Selbständigkeit auf und wuchsen zu größeren Stämmen zusammen. Denn durch die äußeren Kämpfe hatte sich das Bedürfniß nach größerer militärischer Einheit herausgestellt, und diejenige Völkerschaft, welche die größte Zahl Streiter aufbrachte, erhielt nun auch den Oberbefehl über die Truppen der Nachbarvölker.

Zwar theilt schon Tacitus die Masse der germanischen Stämme in wenige Hauptvölkerschaften ein: die Ingävonen (an der Nordsee — Chauken, Cherusker, Cimbern), die Istävonen (am Rhein — Bataver, Friesen, Chatten, Usipeter, Tenchterer und viele andere), die Hermionen (im mittleren und östlichen Deutschland, auch Sueven genannt, — Semnonen, Longobarden, Hermunduren, Markomannen, Quaden u. a.). Aber diese Eintheilung ist nur eine geographische und stellt höchstens mehr oder weniger nahe verwandte Völker zusammen. Das Band, das sie zusammenhielt, war äußerst locker. Anders wurde es nun im Laufe des zweiten Jahrhunderts nach Chr. durch die oben erwähnte innere Veränderung der deutschen Verhältnisse. Am Ende dieser Entwickelung zerfiel die Gesammtheit der Deutschen in vier große, auch politisch geeinte **Völkerbünde**: die Franken, Sachsen, Allemannen und Gothen, neben welchen sich nur noch die Friesen und Longobarden in alter Absonderung verhielten.

Der Bund der **Franken** (d. i. Freien, Kühnen) umfaßte nun die Völkerschaften am Niederrhein, welche Hermann einst zu einer Eidgenossenschaft vereinigt hatte (Chatten, Brukterer, Bataver, Sigambrer, Marser), doch ohne die Cherusker. Aus einer Völkerbewegung an der unteren Elbe, durch die aus Jütland nach Süden dringenden Dänen veranlaßt, bildete sich in den Niederungen der Elbe, Weser und Ems die Volksverbindung der **Sachsen** (von dem Sachs, ihrem langen Messer, so benannt, also Schwertmänner) aus den Chauken, Friesen, Cheruskern, Angrivariern, Ampsivariern und den eigentlichen Sachsen oder Saxonen. Noch früher als Franken und Sachsen ward den Römern der Bund der **Allemannen** bekannt; diese waren ein mächtiges Volk, entstanden aus den süddeutschen und suevischen Völkerschaften zwischen Main und Donau. Und endlich gingen die östlichen Gaue, Gepiden, Heruler, Vandalen, in das große Volk der **Gothen** auf, welches sich von der Küste der Ostsee nach der unteren Donau und den Ebenen nördlich vom schwarzen Meere ausgebreitet hatte.

Sowohl auf die innere Verfassung, als auf die äußere Stellung der Deutschen übte diese Umwandlung den größten Einfluß. Die Selbständigkeit der einzelnen Gauversammlungen, welche die Quelle der Freiheit, aber auch des Eigenwillens gewesen war, ging über in die höhere Macht der Landesgemeinde, und die Amtsgewalten, welche früherhin möglichst getheilt waren, vereinigten sich nun in der Hand *eines* Mannes aus dem edelsten Geschlechte. Bei den meisten Stämmen bildete sich das *Königthum* aus; nur die Sachsen blieben noch lange in trotziger Unabhängigkeit.

Durch diese Umbildung wuchs nicht allein die Widerstandskraft des ganzen Volkes gegen äußere Angriffe, sondern es ward nun auch seinerseits als Angreifer unendlich gefährlicher. Freilich war die Macht Roms am Ende des zweiten Jahrhunderts schon innerlich so sehr geschwächt, daß es auch einzelnen Unternehmungen deutscher Stämme nicht mehr kräftigen Widerstand leisten konnte. Schon gelang es den deutschen Gefolgschaften hie und da, in das römische Gebiet einzufallen, Beute zu machen und ungestraft wieder heimzukehren. So drangen die Chatten über den Rhein, suevische Scharen ins Alpenland, die Chauken fuhren an den Küsten der Nordsee entlang und unternahmen Beutezüge ins römische Belgien. Gefährlicher war eine gemeinsame Unternehmung der deutschen Völker an der Donau, welche ungehindert bis an das Nordgestade des adriatischen Meeres gelangten, wo ihr Ungestüm sich erst an der starken Festung Aquileja brach (166). Darauf griff der Kaiser Marcus Aurelius, indem er die letzten Kräfte seiner, auch durch eine Pest heimgesuchten Völker zusammenraffte, die Feinde im eigenen Lande an. Eine Anekdote bezeichnet das Verhältniß beider Heere. Der Kaiser, so erzählte man, ließ auf den Rath seiner Wahrsager zwei Löwen in die Donau jagen, welche den Deutschen Verderben bringen sollten. Diese aber hielten die Bestien für gelbe Hunde und schlugen sie mit Knütteln todt. Entmuthigung und Aberglauben auf der einen, Hohn und Trotz auf der andern Seite! Dennoch erlangte der Kaiser einige und selbst dauernde Erfolge. Nachdem er die Markomannen und Jazygen (ein Volk von slavischer Abkunft) auf der Eisdecke der Donau geschlagen hatte, verfolgte er die zurückweichenden Quaden tief ins heutige Ungarland hinein; da sah er sich plötzlich in einem Thale rings von ihnen umstellt, und das Heer, das seit fünf Tagen vor Durst fast verschmachtete, gab sich schon für verloren. Nur wie durch ein Wunder ward es gerettet, ein furchtbares Gewitter brach los, erquickte die Römer, daß sie mit zehnfacher Kraft fortkämpften, und verdarb den Quaden ihre Geschosse; in Verwirrung gebracht, flohen sie und unterwarfen sich. Als der Friede um harten Preis für die Donauvölker geschlossen war, stellte der Kaiser die Schanzen und Burgen an der Donau wieder her. Die Ruhe aber konnte er nicht wieder herstellen, denn der Hochmuth und die Tyrannei der Römer stachelten die Ueberwundenen immer wieder zu neuen Kämpfen auf. Da starb der Kaiser (im Jahre 180) in der Stadt Vindobona, aus welcher später *Wien* geworden ist. Sein Sohn Commodus schloß eilig einen schmählichen Frieden und zog aus allen Kastellen, die über die Reichsgrenze hinaus standen, die römischen Besatzungen. So ging dieser Krieg aus, der nur ein Vorspiel anderer war, welche entscheidender enden sollten.

In diesen Kämpfen hatte Rom zu deutlich seine Schwäche verrathen.

Nicht mehr, wie einst, war der Sieg mit einer Art von Nothwendigkeit an die römischen Fahnen gefesselt, sondern nur dann noch, wenn zufällig einmal ein tüchtiger Kaiser oder Feldherr an der Spitze stand. Im Laufe des dritten Jahrhunderts zeigte sich dies noch viel deutlicher. Schon im Anfange desselben (213) brachen zuerst die Allemannen, welche bis dahin mit ehrfurchtsvoller Scheu sich von den römischen Befestigungen fern gehalten hatten, durch den Grenzwall zwischen Rhein und Donau und überflutheten das Zehntland. Da wurde in Italien ein roher Krieger von deutscher Herkunft und von gewaltiger Körperkraft, Maximinus, zum römischen Kaiser erhoben und zog mit einem Heere, dessen verschiedene Bestandtheile nur durch grausame Mannszucht zusammengehalten werden konnten, gegen die Eindringlinge; ja er gedachte ganz Deutschland zu erobern. Aber nach zweifelhaften Erfolgen wurde er von den Römern seines eigenen Heeres ermordet (238), und das ganze rechte Rheinufer blieb seitdem (mit geringen Unterbrechungen) in der Gewalt der Deutschen.

Um dieselbe Zeit brachen die Gothen über die untere Donau in das Reich und die Franken in Gallien ein, das ungestraft ihren Beutezügen zum Opfer fiel. Schon waren es nicht mehr, wie früher, einzelne Gefolgschaften oder Scharen jüngerer Söhne, die daheim ohne Erbe waren: diese hatten nur gleichsam als Vortrab Kundschaft geholt von dem jenseitigen Lande und die Stärke der Vertheidigung erprobt, die ihnen entgegentrat. Vielmehr wurden nun die Gebiete, die von den Römern nicht mehr zu halten waren, durch ganze Völkerbünde eingenommen und zu eigenen Ansiedlungen verwendet. Denn theils die zunehmende Bevölkerung, theils das Andringen östlicher und nordischer Stämme mußte zu fortwährender Verschiebung der Grenzen führen.

Die errungenen Erfolge machten die Allemannen immer kühner, so daß sie bald in Gallien, bald in den Alpen zu finden waren, während die Römer oft durch andere Kriege gehindert wurden, ihnen nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Aber zu dauernden Gründungen deutscher Stämme auf eigentlich römischem Boden kam es jetzt noch nicht; dazu war der Zusammenhang der Deutschen mit der Heimath noch zu innig.

Noch gewaltiger als die Thaten der Allemannen waren im dritten Jahrhundert die der Gothen. Verschmolzen mit vielen anderen, auch slavischen Stämmen, dehnte sich ihre Macht von der Ostsee bis zum schwarzen Meere aus, und nachdem sie im Jahre 251 den römischen Kaiser Decius im Donaulande völlig besiegt und erschlagen hatten, mußten die Römer den größten Theil Daciens (Moldau und Wallachei) als dauernden Besitz an sie abtreten. Von da aus bemächtigten sich die Gothen in immer erneueten Zügen der wichtigen Gebiete im Norden und selbst im Süden des schwarzen Meeres und beherrschten so zeitweise jene große Handelsstraße des Hellespont, auf welcher im Alterthum und im Mittelalter die reichen Schätze Asiens nach Europa kamen. Ja, sie drangen dann sogar in Griechenland ein und verwüsteten die altberühmten Städte Athen, Korinth, Sparta.

Nur zuweilen leuchtete Roms alter Waffenglanz im Kampfe gegen die Deutschen wieder auf; besonders unter dem tapfern Kaiser Aurelian (270 bis 275), der durch hartnäckige Kämpfe den Gothen wieder einige Ehrfurcht vor den römischen Waffen einflößte, und unter Probus (276—282), der die Allemannen und Franken über den Rhein, die Gothen über die Donau zurück-

trieb und den alten Pfahlgraben wieder herstellte. Er war es, der in Gallien, am Rhein und in Ungarn den Weinstock anpflanzte und so sich auch um uns verdient gemacht hat. Um seine kriegerischen Erfolge zu sichern, nahm er wieder viele deutsche Söldner in die römischen Heere auf und versetzte ganze Scharen der deutschen Grenzer in fremde Provinzen.

So verpflanzte er auch, wie erzählt wird, eine große Anzahl von Franken nach Kleinasien, an die Küsten des schwarzen Meeres. Sie aber hielten's nicht aus, so fern vom Vaterlande zu leben, sondern erschlugen die Römer, eroberten alle Schiffe, die sie in den Häfen fanden, bestiegen dieselben und fuhren nun aus, um ihre verlorene Heimath zu suchen; an Griechenland und Afrika schifften sie vorbei, und wo sie die Anker auswarfen, vollbrachten sie viel kühne Abenteuer; dann kamen sie ins offene Weltmeer hinaus, fanden die Küsten der Nordsee wieder und begrüßten jauchzend die theure Erde des Vaterlandes.

Durch die massenhafte Aufnahme deutscher Grenzer in das römische Heer, die auch unter den nächstfolgenden Kaisern geschah, gelang es Rom wirklich noch eine Zeit lang, seine Provinzen im ganzen und großen sich zu erhalten, zumal die deutschen Völker sich wieder in gewohnter Weise selber bekriegten. Namentlich vergrößerten sich damals (um das Jahr 300) die Franken, zum Theil mit römischer Hülfe, durch die Unterwerfung kleinerer Bruderstämme. Zugleich dienten sie im Heere des Kaisers Konstantin und halfen ihm in seinem Kampfe um den Besitz des ganzen Römerreiches, welches damals von mehreren Kaisern gemeinschaftlich verwaltet wurde.

Nach dem Untergang seines Nebenbuhlers Licinius (im Jahre 324) erhob Kaiser Konstantin das Christenthum, das so lange unterdrückt und verfolgt worden war, zur herrschenden Religion im römischen Reiche. Aber dies war schon so ganz und gar verderbt, daß es selbst durch die Heiligkeit des Christenthums nicht mehr genesen konnte. Um so schneller und tiefer faßte dieses in den schlichten Herzen der Deutschen Wurzel. Römische Soldaten, welche heimliche Christen waren, hatten es schon früher in die deutschen Provinzen des römischen Reichs verpflanzt; — unter den Gothen hatten es gefangene christliche Priester verbreitet, welche die Gothen von ihren Siegesfahrten heimgebracht. Andächtig, in heiligen Schauern, horchten viele von den Gothen der neuen wunderbaren Offenbarung, ließen sich taufen und erwählten sich Bischöfe; einer von diesen, mit Namen Ulfilas, übersetzte ihnen das Wort Gottes in ihre Sprache (um 375).

Bald darauf, nachdem Konstantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben hatte, verlegte er seine Residenz aus der Stadt Rom in die Stadt Byzanz am Ufer des schwarzen Meeres, welche von nun an nach seinem Namen Konstantinopel genannt wurde. Dadurch waren die Gothen Nachbarn seines Hofhalts geworden. Dies Volk hatte sich nun schon in seinen Grenzen eingelebt, und zwar die Ostgothen zwischen den Strömen Don und Dnieper, vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee, die Westgothen aber in den Ländern zwischen dem Dnieper und der Donau, worin einst die Daken seßhaft gewesen, und die heutzutage Podolien, Moldau und Wallachei heißen. Helden aus alten berühmten Geschlechtern, namentlich aus dem der Amaler, herrschten als Könige über sie. Die Gothen waren eben so edel als tapfer, und besonders

die Westgothen für die Künste des Friedens und für die sanften Lehren des Christenthums empfänglich. Ihre stattliche Tracht ward auch bei den Römern beliebt; die Kaiser zu Konstantinopel wählten aus ihnen eine ritterliche Leibwache, und sie hielten mit den Römern gute Nachbarschaft.

Indessen waren in den Tagen nach dem Tode des Kaisers Konstantin die Bünde am Rhein immer gewaltiger geworden, besonders die Allemannen, über welche der König Chnodomar herrschte, und die Franken. Beide Völker besiegte Julian, welcher nachmals Kaiser ward und vergeblich das Heidenthum im römischen Reiche herstellen wollte. Doch nur wenige Jahre nach seinem Tode schlug die Flamme, die nur gedämpft, aber nicht ausgelöscht war, allenthalben schon wieder aus der Asche empor, und die Allemannen, gleichwie die Franken, behaupteten sich auf dem Boden, um den sie gekämpft hatten.

8.

Die Völkerwanderung.

Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Körner.

Das Wesen der römischen Herrschaft war schon lange vernichtet; das alte morsche Reich hielt sich nur noch durch die künstlichen Stützen aufrecht, welche die Grenzer, Franken und Gothen, ihm liehen. Es bedurfte nur eines neuen Anpralls der germanischen Welt gegen diese schwankenden Wehren, um Roms tausendjähriges Weltreich, innerlich zerfault wie es war, über den Haufen zu werfen, eines äußeren Antriebes auf die zaudernden Völker, um auch die Formen, den Namen der Sache zu zerstören.

Diese Veranlassung trat ein, als im Jahre 374 aus den öden Steppen, die sich mitten in Hochasien ausbreiten, zahllose Horden von mongolischer Race, die Hunnen, aufbrachen und unaufhaltsam gen Abend zogen. Neu und unerhört war den europäischen Völkern, auf welche sie fielen, ihre entsetzliche Erscheinung. Klein, aber breit von Schultern, von starkem Gliederbau, hatten sie eine gelbe Hautfarbe, häßliche narbige Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen, platten Nasen und schiefliegenden kleinen blinzelnden Augen. Sie trugen Thierfelle, das Rauhe nach außen, und saßen den ganzen Tag auf ihren Rossen, die so klein und häßlich, aber auch so stark wie die Reiter waren, und schliefen des Nachts auf ihnen, die Mähne in der Faust. Sie aßen rohes Fleisch (auf dem sie, wie die Römer erzählten, so lange ritten, bis es mürbe geworden) und tranken Blut. Sie waren Meister im Pfeilschießen und warfen, wenn sie schnell wie der Wind auf ihren Gäulen dahinsprengten, den Feinden oder den wilden Thieren, die sie jagten, Schlingen um den Hals. Wie die Männer nie von den Rossen, so kamen ihre Weiber selten von den Wagen, die gleich Zelten hergerichtet waren; in diesen beweglichen Häusern stillten sie die Kinder und verrichteten alle Arbeiten. Ackerbau und Gewerbe waren ihnen unbekannt; von Gesetzen und Religion zeigten sie keine Spur.

Wie ein Bergstrom, unaufhaltsam ergossen sich diese wilden Horden von der Tartarei nach Europa; alle Völker, auf die sie stießen, wurden von den

zahllosen Schwärmen mitfortgerissen. So wuchs lawinengleich unaufhörlich der Zug, je weiter er kam. Alle Völker im östlichen Europa, dann im mittleren, kamen in Bewegung; eines drängte das andere. Alle fielen zuletzt auf das altersschwache Römerreich in Süd- und Westeuropa.

Nachdem die Hunnen unter ihrem Könige Balamir bereits jenseit des Don sich mit den Alanen, die sie in einer großen Schlacht besiegten, verbunden hatten, stießen sie auf das große Reich der Gothen, welches damals unter der Herrschaft des hundertundzehnjährigen Königs Hermanarich vereinigt war. Aber der Greis war nicht mehr im Stande, die verschiedenen Elemente, welche die Bestandtheile seines Reiches bildeten, zusammenzuhalten. Schon kurz zuvor hatten die Westgothen unter ihrem heidnischen Fürsten Athanarich sich völlig von den christlichen Ostgothen unabhängig gemacht; jetzt thaten sie nichts, um gemeinsam mit jenen die Hunnen aufzuhalten, sondern überließen die Völker Hermanarichs ihrem Schicksal. Nachdem dieser, an der Rettung verzweifelnd, sich in sein Schwert gestürzt hatte, zerfiel das Reich in seine ursprünglichen Bestandtheile, welche einzeln zu überwinden den Hunnen ein leichtes wurde. Nun nahten die furchtbaren Feinde den Grenzen der Westgothen. Schrecken ging vor ihnen her. Wenige versuchten Widerstand. Am Dnester von den Hunnen umgangen, wichen die Westgothen hinter den Pruth zurück; auch Zwietracht lähmte sie. Bald dachte jeder nur an Rettung durch Flucht: die heidnischen Stämme unter ihnen, von Athanarich geführt, warfen sich in die Bergschluchten der Karpathen nach Siebenbürgen; die christlichen zogen an die Donau und schickten ihren Bischof zu dem Kaiser des oströmischen Reiches, Valens, daß er sie über den Strom ziehen lasse und ihnen ödes Land dahinter gebe. Es ward bewilligt, da der Andrang nicht mit Gewalt konnte abgehalten werden; doch sollten die Westgothen waffenlos kommen. So geschah es. Aber die oströmischen Beamten erlaubten sich so entsetzliche Frevel der Habsucht und Wollust gegen das wehrlose Volk, daß wilder Grimm die Gedrückten, Gemißhandelten ergriff. Da wollte der römische Statthalter die durch Masse und Verzweiflung gefährlichen Scharen (an 200,000 streitbare Männer) durch Verrath unschädlich machen und lud ihre Fürsten, Fritigern und Alavio, in Marcianopel zum Gastmahl, um sie dort umbringen und dann die führerlosen Gothen überfallen zu lassen. Aber die Bedrohten retteten sich durch ihre Unerschrockenheit und die Treue ihres Volkes. Allgemein erhoben sich nun die Westgothen gegen ihre Unterdrücker, schlugen die römischen Besatzungen, rückten racheschnaubend gegen die Hauptstadt vor und besiegten in der blutigen Schlacht bei Adrianopel den Kaiser Valens selber und sein Heer, trotz der Tapferkeit, mit der die fränkischen und batavischen Söldner des Kaisers kämpften; dieser verlor zugleich mit dem Siege das Leben (378). Sein Nachfolger, Kaiser Theodosius, vertrug sich mit den Westgothen; er überließ ihnen das Land zwischen Donau und Hämus, auch große Strecken in Kleinasien und Thracien. Dagegen übernahmen sie die Vertheidigung des Reiches an den Grenzen. Selbst Athanarich begab sich nun in den „Schutz" des Kaisers und wurde mit hohen Ehren empfangen. Die Gothen waren in der That bereits die herrschende Nation im Ostreiche. Weithin in Griechenland waren diese kriegerischen Bundesgenossen seßhaft; sie gewannen bei den Römern sogar große Aemter und Würden im Heere und im Staate, gaben in

Sitte und Leben vielfach den Ton an und genossen solches Ansehen, daß man die Gothen sprichwörtlich als die „Männer", die Römer selbst aber als die „Weiber" im Reiche bezeichnete.

Die Hunnen machten in dieser Zeit Fortschritte im Norden der Donau, wo sie nicht nur die Ostgothen, sondern auch die von der Elbe südostwärts gezogenen Longobarden, die Gepiden u. a. zur Botmäßigkeit zwangen und in den Ebenen der Sarmaten an der Donau ein zweites Reich gründeten.

Als Kaiser Theodosius starb (395), theilte er das römische Reich unter seine zwei unmündigen Söhne, Honorius und Arkadius, von denen jener den westlichen Theil, dieser den östlichen, das oströmische (oder griechische, byzantinische) Kaiserthum, erhielt. Für die beiden jungen Fürsten regierten ihre Minister, Rufinus, ein Gallier, in Konstantinopel, Stilicho, ein Vandale, in Italien. Bald entstand Eifersucht zwischen den beiden Regierungen, welche den Deutschen zu gute kam. Denn da der Hof von Byzanz sich den Ansprüchen der Westgothen entziehen und die Jahrgelder, die diese bisher empfingen, nicht weiter zahlen wollte, so sagten auch die Gothen die Freundschaft auf und erhoben einen ihrer Führer, Alarich, den Stammvater der Balthen (d. h. Tapferen), zu ihrem Heerkönige. Dieser führte sie (396) zum Plünderungszuge nach Griechenland, eroberte Athen und Sparta und bedrohte Konstantinopel. Da wollte nun Stilicho dem Ostreiche beistehen; aber die Höflinge des Arkadius fürchteten die Einmischung dieses kräftigen Mannes und versöhnten sich lieber mit Alarich. Um der schlimmen Nachbarschaft der Westgothen entledigt zu werden und zugleich das weströmische Reich zu bedrohen, wiesen sie dem Alarich das östliche Illyrien, an der Grenze Italiens, zum Wohnsitz für sein Volk an; dann, als der Bruch mit Stilicho vollständig wurde, beauftragte der byzantinische Hof den Westgothenkönig geradezu mit der Eroberung Italiens. Dies Land war noch das reichste der Erde und seine Bevölkerung so entnervt wie die Griechen; gern übernahm daher Alarich den Auftrag. Er führte ohne Verzug seine tapferen Scharen nach Italien (400). Da eilte Stilicho, der gerade in Gallien mit den Franken kämpfte, schleunigst zurück und zog, um vor allem das Stammland und den Sitz der Herrschaft den Römern zu sichern, den größten Theil der römischen Truppen aus den Provinzen, ja selbst vom Rhein und von der Donau, nach dem Punkte, wo die Gefahr am größten war. Der Krieg zog sich einige Jahre hin, bis Alarich (403) durch Abtretung auch des westlichen Illyriens zum Rückzuge bestimmt wurde. Dennoch hatte dieser Krieg die unheilvollsten Folgen für das abendländische Reich; denn durch die Entblößung von Truppen standen die Provinzen nun ohne Rettung überall dem Eindringen der fremden Völker offen. Nicht lange, so kamen die schlimmsten Nachrichten aus den westlichen Landestheilen an. Der Rhein und Gallien waren in der Gewalt der Vandalen, Alanen, Burgunder, Franken und Allemannen, welche sich zum Theil dauernd dort ansiedelten, zum Theil unstät und plündernd bis über die Pyrenäen schwärmten.

Nun häufte sich für die Römer Gefahr auf Gefahr, Verlust auf Verlust. Schon im Jahre 405 brach eine wilde zügellose Masse von allerlei Volk unter dem Vandalen Radagais über die Alpen in Italien ein, und obwohl sie zurückgeschlagen ward, so erkannte doch Stilicho das Verderben, das dem Reiche von Norden her drohte, und hielt es fürs sicherste, Alarich durch dauernde

Vortheile zum Schutz und Beistande zu gewinnen. Doch sein eigensinniger und von Günstlingen geleiteter Kaiser hinderte diesen Plan, zerfiel mit Stilicho und ließ ihn ermorden (408). Der thätige umsichtige Mann wurde bald schmerzlich vermißt. Noch in demselben Jahre sah Rom die Westgothen unter Alarich vor seinen Mauern; große Summen erkauften für diesmal ihren Abzug, worauf sie den Süden der Halbinsel heimsuchten. Im nächsten Jahre erschien Alarich von neuem vor Rom, setzte einen andern Kaiser, Attalus, ein, aber entthronte ihn bald wieder, und um zu zeigen, daß der kaiserliche Purpur ein Geschenk aus seiner Hand sei, gab er ihn dem Honorius, welcher zu Ravenna residirte, zurück. Doch dieser, ohnmächtig wie er war, schwankte und trotzte auch jetzt noch.

Da ergrimmte Alarich, erstürmte die stolze Stadt, welche 1100 Jahre lang den Völkern der Erde furchtbar gewesen war und seit 800 Jahren keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte. Am 24. August des Jahres 410 nach Christi Geburt zog Alarich als Sieger ein und entehrte seinen Triumph durch keine Grausamkeit, wie es die Römer in den Tagen ihres Ruhmes so oft gethan. Die Stadt wurde zwar geplündert, aber die Gebäude und Heiligthümer verschont. In der Fülle seiner Kraft gedachte er jedoch jetzt nicht stille zu stehen und sah auf Sicilien und übers Meer hinüber nach Afrika; beide wollte er mit Italien in ein einziges großes Reich zusammenschmelzen und eine deutsche Herrschaft über Land und Meer ausbreiten. Aber schon stand der Tod hinter ihm und wies ihm sein Ziel. Erst 34 Jahre alt, (im Jahre 410) starb Alarich. Da trug ihn sein Volk wehklagend an den Fluß Busento, leitete diesen ab und grub in dem trockenen Bette dem König das Grab. In seiner Rüstung, das Schwert in der Hand, und mit einem kostbaren Schatz, senkte es ihn hinab und nachdem es ihn mit Erde bedeckt, opferte es die Gefangenen, die beim Werke gedient hatten, und trieb den Strom ins verlassene Bett zurück. Rauschend schossen die Wogen über das Grab hin; und also erfuhr keine Menschenseele die Stätte, wo der todte Held bis zum Tage der Auferstehung schläft.

Athaulf, der Schwager und Nachfolger Alarichs, jung, schön und tapfer, nahm eine weniger schroffe Stellung gegen Honorius ein, dessen Schwester Placidia als Gefangene seine Liebe und seine Hand gewonnen hatte. Ja, er ging sogar im Auftrage des Kaisers mit seinem Heere nach Gallien, um daselbst das Ansehen und die Macht des Reiches wiederherzustellen. Da er aber das Mißtrauen des Honorius nicht besiegen konnte, so verließ er Gallien und zog nach Spanien, wo er bald darauf in Barcelona (415) ermordet wurde.

König Wallia, welcher nach sieben Tagen in der Herrschaft folgte, war den Römern hold, gab Athaulfs Wittwe dem Kaiser wieder, besiegte die Alanen und drängte die Sueven und Vandalen in die Berge zurück. Dann verließ er Spanien und stiftete im Süden Galliens ein neues Reich zwischen den Flüssen Garonne und Loire; Toulouse wurde die Hauptstadt.

Hier im Westen, in Gallien, kam es überhaupt am ersten zu neuen festen Gründungen. Am mächtigsten waren die Franken, welche unter ihrem Könige Chlodeo, dem Sohne Faramunds, das Land vom Rhein bis zur Somme mit der Hauptstadt Cambray besetzten. Der Theil des Volkes, der mit ihm gekommen war, hieß die salischen Franken, von dem der batavischen Insel

gegenüber gelegenen Sal-Lande, von wo aus sie sich links vom Rhein weiterhin ausgebreitet hatten; die anderen aber, die am Rhein zurückblieben, hießen die ripuarischen Franken, und ihre Könige saßen in Köln; ripuarisches Land hießen die Gegenden zwischen Mosel, Maas und Rhein.

Der Osten Galliens, seit langer Zeit den Einfällen der Allemannen ausgesetzt, war von den Römern den Burgundern, Abkömmlingen der deutschen Kolonisten des Grenzlandes im Odenwald*), angewiesen worden, damit sie die Grenzen schützten. Hier an der Rhone, am Jura, und links vom Ober- und Mittelrhein bildete sich auf diese Weise das schöne burgundische Reich (seit 413 etwa), während die Allemannen ungestört den Elsaß und die östliche Schweiz besetzten. Diese Gründungen geschahen freilich nicht, ohne daß die Römer unter dem tapfern Feldherrn Aëtius, welcher für den unmündigen Kaiser Valentinian III. regierte, versucht hätten, sie zu hindern; allein trotz mancher einzelnen Erfolge konnte jener doch den natürlichen Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten.

Gewaltsamer waren die Vorgänge in Spanien; hier waren indessen die Vandalen von Gallien her eingedrungen und hatten große Macht gewonnen. Ihr König Geiserich (Genserich), klein von Gestalt und mit einem Beine hinkend, war weit und breit wegen seiner Tapferkeit geehrt und wegen seines Jähzorns und seiner grausamen Strenge gefürchtet. Diesen rief Bonifacius, der römische Statthalter in Afrika, der am kaiserlichen Hofe verdächtigt und abgesetzt worden war und sich empört hatte; der Vandalenkönig sollte ihm beistehen und dafür die Hälfte des Landes erhalten. Geiserich kam (429); alles Volk in Afrika floh vor dem Schrecken seines Namens in die festen Städte; der Statthalter, der die verlorene Gunst am kaiserlichen Hofe bald wieder erlangte, versuchte nun vergebens sowohl Bitten als tapfere Gegenwehr, um den Geiserich zu bewegen, daß er das Land wieder verlasse. Nicht lange stand es an, so war die römische Herrschaft auch in Afrika durch ein Volk von deutscher Abkunft vertilgt. König Geiserich, auf dem Meer eben so gewaltig, wie auf dem festen Lande, fuhr dann nach Sicilien, faßte auch dort Fuß und eroberte die Inseln Korsika und Sardinien. In Spanien aber übten, nachdem die Vandalen**) es verlassen hatten, die Sueven eine vorübergehende Herrschaft.

Zu den kühnsten Eroberungen deutscher Stämme gehörten endlich auch die Züge der Sachsen nach Britannien, welche bewiesen, daß nicht bloß der wonnevolle Himmel des Südens verlockenden Reiz auf die wanderlustigen deutschen Völker ausübte, sondern auch die nebligen Gestade der großen Insel sie anzogen. Durch die Einfälle der räuberischen Gebirgsstämme des Nordens, der keltischen Pikten und Skoten, heimgesucht, riefen die britischen Fürsten, da die römischen Legionen auch diese Provinz längst verlassen hatten, die germanischen Anwohner der Nordsee, mit denen sie schon lange in friedlichem Verkehr standen, zu Hülfe. Nun trug das Meer die Scharen von einem Ufer zum andern, voran die Sachsen unter Hengist und Horsa, dann Angeln und Jüten.

*) Der Name Burgunder soll von den Burgen des römischen Grenzwalls herkommen; andere erklären ihn durch „Waldbewohner".

**) Von den Vandalen hat die heutige spanische Provinz Andalusia ihren Namen.

Nach einem langen, blutigen Kampfe, dessen Nachhall noch Jahrhunderte hindurch in Sagen und Liedern ertönte, vollbrachten sie die Unterwerfung des Landes, in welchem sie nun ihre heimische Verfassung einführten. Sie theilten es in Sciren (Gaue, shires), diese in Hundrede, diese in Zehntel (Tunscipe), von denen jedes wieder zehn Tune (Gehöfte, towns) umfaßte. Neben dem König bestand eine Versammlung der Edelsten und Weisesten des Volkes (witenagemot), welche mit jenem die gesetzgebende und richterliche Gewalt theilte.

In einem so ungeheuren Halbkreise der Länder, von den Grenzen Schottlands bis zu den Küsten Afrika's, standen also Deutsche auf den Trümmern der Römerherrschaft und fingen an, sich nach langen Wanderungen des neuen Besitzes in Ruhe zu erfreuen.

Es lag die Gefahr nahe, daß die Deutschen, indem sie ihre ursprünglichen Gebiete verließen und unter fremden hochgebildeten Völkern, wie die romanischen Provinzialen waren, sich ansiedelten, ihre nationale Eigenthümlichkeit verloren. Gegen diese Gefahr war es ein bedeutender Schutz, daß sie, wie berichtet wird und ihre Gesetze beweisen, streng auf die Reinheit ihres Blutes hielten und die Vermischung mit den Romanen möglichst vermieden. Auch verloren sie bis auf Gothen und Vandalen nicht allen Zusammenhang mit der Heimath. In den alten Gebieten aber, wenigstens in denen, welche so recht die Stammsitze des Volkes waren, blieben doch viele und besonders die Ackerbauer zurück und bewahrten das ererbte Wesen, wenn auch ihr Leben in Haus und Gemeinde im Drange der Ereignisse manche Veränderungen erlitt.

Zuvörderst aber hatte das Alte wie das Neue noch eine große Gefahr zu bestehen. In neuem gewaltigem Anprall der asiatischen Horden schienen alle alten Erzeugnisse, sowie alle frischen jugendlichen Keime der europäischen Kulturentwickelung von der Erde vertilgt zu werden. Die Hunnen hatten allmählich die meisten Völker, die sie auf ihrem Wege trafen, zinsbar gemacht; auch der Kaiser des Morgenlandes zahlte ihnen Tribut. Ihr kriegerischer König war jetzt Attila (Etzel), der Sohn Munzuchs, klein von Leibesgestalt, aber von eiserner Willenskraft, einfach von Sitten, gerecht und großmüthig gegen Einzelne, aber erbarmungslos gegen das ganze Menschengeschlecht. Er hatte, nachdem er seinen Bruder Bleda erschlagen, alle Stämme des Volkes, die von den Ufern der Wolga bis zum Kern des deutschen Landes zerstreut waren, vereinigt und dadurch ihren Angriff noch furchtbarer gemacht. Er selbst hielt sich zu großen Dingen berufen; denn einstmals, da er im Ungarland saß und Hof hielt, kam (nach der Sage) ein Hirt zu ihm und brachte ihm ein Schwert, das er gefunden, wie er die Heerde weidete; da hieß es, dies sei das Schwert des Kriegsgottes, welches lange in der Erde vergraben gewesen, und König Attila erkannte darin ein Zeichen, daß er bestimmt sei, alle Völker der Erde zu überwinden.

An der mittleren Donau war seine Hofhaltung, eine weitläufige Stadt aus hölzernen Gebäuden, aber mit allen Bequemlichkeiten des Lebens und selbst mit geistigen Genüssen versehen, — ein günstiger Platz, sowohl um die unterworfenen Völker des Ostens im Zaume zu halten, als auch neue Pläne zur Besiegung der westlichen vorzubereiten. Seine Herrschsucht bedrohte Deutsche

und Römer gleichmäßig. Daher gelang es dem als Staatsmann wie als Feldherr ausgezeichneten Aëtius, einen Bund der Römer mit den Westgothen, Burgundern, Franken und Sachsen zu Stande zu bringen. Es war hohe Zeit. Denn schon drang Attila mit einem unermeßlichen Heere die Donau hinauf über den Rhein, mitten in Gallien hinein, da, wo die neugegründeten deutschen Reiche aneinander grenzten. Die Ostgothen unter ihren Fürsten Walamir, Theodomir und Widimir, die Völker der Rugier, Heruler, Thüringer, die Gepiden unter ihrem Könige Artharich, diese alle und viele andere östliche Stämme, Germanen und Slaven, stellten gezwungen oder freiwillig ihre Scharen zu dem Eroberungsheere der Hunnen, welches 700,000 Krieger stark gewesen sein soll. Schrecken zog vor ihm her; Verwüstung und Grausen ließ es als seine Spur hinter sich; so verdiente Attila den Namen „Gottesgeißel" (Godegisil), mit dem er sich stolz selber nannte. So zog er im Jahre 451 an die Loire und belagerte lange Zeit die feste Stadt Orleans. Schon war die Stadt nahe daran, in ihrer Noth die Thore öffnen zu müssen, da rückte ein mächtiges Heer, aus Römern, Westgothen und Franken, von dem tapfern römischen Feldherrn Aëtius angeführt, zum Entsatze heran. Attila ließ nun von Orleans ab und erwartete die Gegner auf den catalaunischen Feldern bei Chalons an der Marne. Dort stellte ihm Aëtius die Völker des Abendlandes entgegen; die Westgothen waren ihr Kern; in allen aber regte sich nur der einzige Trieb, lieber zu sterben, als einem asiatischen Barbaren zu gehorchen, der die eiserne Faust zur Vernichtung der alten Sitten und Bräuche der Freiheit und des theuren Glaubens erhob; je furchtbarer die Uebermacht der Hunnen, um so größer war die Begeisterung der Völker, die ihnen gegenüber standen. So ward die Schlacht geschlagen um das Schicksal der Welt. Der König der Westgothen, Theodorich, sank im Ansturm, von einem Pfeil getroffen, zu Boden; sein Sohn und sein Volk nahmen Rache durch gewaltiges Blutbad. Erst die Nacht that dem Würgen der Völker Einhalt. Da kam dem Hunnenkönig der Gedanke, daß auch er in aller seiner Macht doch nur Staub sei; und er ließ von Sätteln einen hohen Scheiterhaufen emporrichten, um ihn anzuzünden und sich selbst in die Flammen zu stürzen, wenn's aufs äußerste käme. Die ganze Nacht hindurch erhob sein Volk ein fürchterliches Waffengetöse und Kriegsgeheul, damit die Sieger es nicht für überwunden halten sollten. Aëtius, der arglistige Römer, benutzte jedoch den Sieg nicht, weil er besorgte, die Macht der Westgothen würde bei neuen Siegen ihm selber gefährlich werden; darum rieth er ihrem jungen König Thorismund, den sie auf den Schild erhoben hatten, daß er heimzöge in sein Reich und sich gegen seine Brüder der Krone versichere. So konnte sich Attila unverfolgt zurückziehen. Er wandte sich nun nach Italien (452). Vor seinem Grimm fiel die feste Stadt Aquileja, nachdem sie ihm lange widerstanden; kein Stein blieb auf dem andern; auch Vicenza, Pavia, Mailand fielen, und allenthalben flohen die Leute aus den Städten und vom offenen Land vor der Geißel Gottes. Die meisten flüchteten sich auf die vielen Inseln in einer Bucht des adriatischen Meeres und siedelten sich um den Rialto herum an; davon hat die Stadt Venedig ihren Ursprung.

Attila hatte indessen am Flusse Mincio, wo dieser in den Po fließt, sein Lager aufgeschlagen und bereitete den Marsch gegen Rom vor. Da kam, wie

die Sage berichtet, aus der Stadt, welche einst die Welt beherrscht und jetzt kein Heer mehr hatte und keinen Muth, der Bischof Leo, ein ehrwürdiger Greis; wehrlos, aber gerüstet mit der Kraft des Herrn, trat er vor den finstern Hunnenkönig inmitten seiner Heerscharen, und mit Bitten und gottbegeisterten Worten gelang es ihm, Attila's Herz zu erweichen, Rom vor der Geißel Gottes zu retten. Der König brach auf mit seinem ganzen Volke und kehrte heim nach Ungarn; dort rüstete er zu neuen weltstürmenden Zügen. Aber nicht lange darnach (im J. 453) sah der römische Kaiser des Morgenlandes im Traum den Bogen Attila's zerbrochen; das war in derselben Nacht, in welcher der Hunnenkönig mit der schönen Hildegunde Hochzeit hielt; diese stieß ihm aus Blutrache den Dolch ins Herz; — so erzählt die Sage. Seine Leiche wurde auf einer großen Ebene unter einem prachtvollen seidenen Zelte ausgestellt; rund herum um dasselbe jagten, Geheul anstimmend, die wilden Reiter; das ganze Volk der Hunnen klagte mit geschornen Häuptern und bluttriefenden Gesichtern um den Verlust, den es erlitten, und pries in Liedern seines Königs Heldenthum. In der Nacht ward die Leiche in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen, der silberne in einen eisernen gehoben und hinabgesenkt mit Waffen und kostbarer Beute. Als das Grab geschlossen war, erwürgten die Hunnen alle, die es gegraben; so vermoderte an unbekanntem Ort die zerbrochene Geißel Gottes.

Nur die Person des Königs hatte das Reich zusammengehalten. Die unnatürlichen und unbequemen Bande, welche deutsche Stämme an asiatische Horden fesselten, zerrissen alsbald nach Attila's Tode. In einer Schlacht erschlugen die Gepiden und Ostgothen 30,000 Hunnen. Der Rest dieses Volkes floh in die Länder zurück, von wo es gekommen war, und selbst der Name der Hunnen erlosch bald. Die siegreichen deutschen Stämme aber traten zu dem oströmischen Kaiserthum in ein freundliches Verhältniß und setzten sich an der Donau fest, namentlich die Gepiden in Ostungarn, die Ostgothen in Westungarn. Dieselben Ereignisse hatten auch zur Folge, daß die slavischen Völkerschaften wieder zu größerer Selbständigkeit gelangten und die östlichen Gebiete Deutschlands einnahmen, welche von ihren früheren Bewohnern mit neuen Sitzen im Westen und Süden vertauscht worden waren.

9.

Untergang des abendländischen Kaiserthums. Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Der Thron des weströmischen Reiches wurde immer abhängiger von Leidenschaft und Verworfenheit, und die Stadt Rom ein Schauplatz der wildesten Zustände. Der tapfere Aëtius, so lange die Stütze des Reiches, fiel ein Jahr nach Attila's Tode wegen falschen Verdachts durch die Hand des Kaisers Valentinian III. Dann wurde der letztere durch den Senator Maximus er-

Attila und Bischof Leo vor Rom.

mordet, welcher sich selbst auf den Thron setzte und die Wittwe des Ermordeten, Eudoxia, zwang, ihm ihre Hand zu reichen. Sie aber bewog im geheimen den Vandalenkönig Geiserich, von Karthago nach Rom zu kommen und sie zu rächen. Der wilde Pirat, welcher sich mit Stolz „Meerkönig" nennen hörte, säumte nicht, der Botschaft Folge zu leisten, und ohne Widerstand zu finden, hielt er über die Leiche des Maximus, der von seiner Leibwache getödtet wurde, mit seinem Heere den Einzug in Rom (455).

Wohl versuchte Leo, der fromme Bischof, aufs neue die sanfte Macht der Rede; doch es gelang ihm nur, die Zerstörung der Gebäude und die Ermordung der Einwohner, nicht aber die Plünderung abzuwehren; zwei volle Wochen hindurch raubten die Vandalen alles, was sie in Rom an Schätzen und Kostbarkeiten fanden, und luden die Beute auf Schiffe; denn Geiserich wollte Karthago, die feste Hauptstadt seines Reiches, damit schmücken. So ward an den Römern der Frevel gerächt, welchen ihre Urahnen vor 600 Jahren an Karthago verübt hatten. Aber ein höherer Plan, als der eines Seeräuberzuges, lag dem Unternehmen Geiserichs nicht zu Grunde; er ging zurück nach Afrika in sein Reich und schleppte die Kaiserswittwe Eudoxia als Gefangene mit sich. Als er Rom verlassen hatte, wurde dort ein anderer Kriegsheld von deutscher Abkunft, der Sueve Ricimer, allgewaltig und hob einen Kaiser um den andern, wie er sie wollte und brauchte, auf den verächtlichen Thron.

In schlimmen Zeiten, wo die gewöhnlichen Ordnungen aus den Fugen gehen, treten auch die Tugenden der Charakterstärke, Aufopferung und Hingebung leuchtender hervor. In dem Wirrsal aller Verhältnisse, welches die Völkerwanderung hervorbrachte, wird hie und da von Männern des Friedens berichtet, welche der rathlosen umhergeworfenen Bevölkerung als feste Stütze dienten. Sie waren dann auch in der Regel Verkündiger des heiligen Wortes. Unter ihnen wird vorzüglich Severin im Lande Noricum durch die Legende gefeiert. Schutzlos war dieses Donauland den räuberischen Einfällen der Barbaren Preis gegeben, welche vom Felde Vieh und Menschen wegschleppten und selbst die Städte heimsuchten. Da half nun Severin so treu und eifrig durch Rath und That, daß er das höchste Ansehen im ganzen Lande genoß; denn unermüdlich war er, Gefangene loszukaufen, Arme zu unterstützen, Allen Trost und Ermahnung im Evangelium zu reichen. In einem der Klöster, die er als Zufluchtsstätten gegründet hatte, sollen einst einige Barbaren eingekehrt sein, welche nach Italien zogen. Ihr Führer war Odoaker, der Sohn Eticho's, vom Stamme der Schyren, unter dem sie dem Kaiser um Sold dienen wollten. Wie nun der fromme Mann (so heißt's weiter in der Sage) den Odoaker sah, der ein Thierfell um die stämmigen Glieder geschlungen hatte, wurde er von Gott erleuchtet und weissagte ihm: „Ziehe hin gen Italien! dort gewinnst du köstlichen Schmuck für dies rauhe Vließ, und vielen wirst du reiche Gaben vertheilen!"

Die Weissagung erfüllte sich. Odoaker wurde als Bundesgenosse der Römer oberster Hauptmann aller deutschen Hülfstruppen und erlangte dadurch großes Ansehen im Reiche. Als nun der Feldherr Oreſtes den Kaiser Nepos vertrieben und seinen Sohn Romulus Augustulus, einen Knaben, wie zum Spott auf den Thron erhoben hatte, verlangte Odoaker von jenem für sich und die Seinigen den dritten Theil des Landes. Oreſtes schlug die Forderung

ab; da erstürmte Odoaker die Stadt Pavia, tödtete den Stolzen und nahm in Ravenna dessen Sohn Romulus gefangen. Indem nun Odoaker selbst den Titel „König der deutschen Völker in Italien" annahm, endete das römische Reich im Abendlande im 476sten Jahre nach Christi Geburt und im 1229sten nach der Erbauung der Stadt Rom. Ein selbständiges deutsches Reich zu gründen und gewaltig auszubreiten, wie schon Alarich es gewollt hatte, war auch Odoakers Ziel, und durch kluge Umsicht, wie durch Waffengewalt strebte er, es zu erreichen. So gewann er von dem Vandalenkönig Sicilien, und den König der Westgothen machte er sich durch Abtretung großer Landstriche, die an sein Reich grenzten, geneigt.

So war Roms Weltreich zu Ende, dahin seine Herrschaft über das Abendland, nicht zerstört nach gewaltigem Kampfe von Volk gegen Volk, des römischen Lebens mit dem germanischen, sondern verglimmt wie ein Feuer, das keine Nahrung mehr findet. Der ungeheure Koloß war morsch zusammengebrochen, als mit gewaltiger Wucht die germanischen Völkerfluthen darauf einbrachen. Die Germanen haben die römische Welt zertrümmert, aber nicht aus menschlichem Rathschluß, nicht weil sie es wollten, sondern weil sie es mußten, von höherer Hand getrieben. Die öffnete in weiter Ferne, entlegen im innern Asien, die Schleusen, daß der Schwall sich ergoß, der die Hunnen warf auf die Germanen, die Germanen auf die Römer, und in der ungeheuern Völkerwanderung, wie in einer zweiten Sündfluth, die alte Welt unterging.

Als nun die Wasser sich verliefen und das Neue zu Tage trat, da war alles anders, neue Völker in den alten Ländern und ein anderer Sinn in der erneueten Menschheit. Auf den Trümmern des weströmischen Reiches, im Süden und Westen Europa's, und selbst im Norden Afrika's, saßen nun germanische Völker unter den besiegten Römern und erfüllten ihre frische Naturkraft mit dem Hauche der alten Kulturwelt, als Erben auch der geistigen Schätze des Alterthums, nahmen von den Besiegten Bildung, Sprache und den christlichen Glauben an und traten so als neue Erscheinungen in Staat und Sitte auf den Schauplatz der Geschichte: — so sind nachmals die romanischen Nationen entstanden, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener.

In ihrem Drängen nach Südwesten hatten die Germanen den Norden und Osten Mitteleuropa's fast ganz geräumt und anderen nachdringenden Völkern überlassen. Die Grenze Deutschlands im Osten bildeten nun die Elbe und Saale, bis wohin die slavischen Völkerschaften sich erstreckten. Aber das innere Deutschland war und blieb deutsch.

Zwischen der Elbe und dem Main, der Donau und dem Harz saß das tapfere Volk der Thüringer, von Königen beherrscht. Ihnen zunächst gegen Norden, an der unteren Elbe, der Weser und der Ems, breiteten sich die Sachsen aus; ihre Nachbarn, die Friesen, waren während der ganzen Zeit, da fast alle andern deutschen Völker aus ihren Stammsitzen fortgewandert, immerdar im Küstenland an der Nordsee geblieben und behaupteten sich bis tief in die jütische Halbinsel hinein, wo sie mit Dänen und Jüten fortwährend im Streite lagen. Südlich von den Thüringern, an der Donau, wohnten die Rugier, deren Macht Odoaker bald brach. Von den Thüringern aber gegen Osten, in den großen Länderstrecken, die durch Auswanderung leer geworden, und an den Küsten der Ostsee und bis an den Oderstrom war das

Volk der Slaven eingedrungen und hatte sich von dort aus bis nach Schlesien, Mähren und Böhmen hinein ausgebreitet. Am rechten Ufer der Donau, zwischen den Flüssen Enns und Lech, in dem Lande, das von den Durchzügen der kriegerischen Völker am meisten gelitten hatte, war aus den Resten der alten Bojer und vieler deutschen Stämme ein neues kräftiges Volk emporgewachsen, das der Baiern; sie hatten zu Nachbarn jenseit des Lech die Sueven, und an diese reihten sich die mit ihnen verbündeten Allemannen, die im Elsaß und in der Schweiz wohnten. Das Reich der Burgunder lag zwischen dem Juragebirge und dem Flusse Rhone. Die Ostgothen hatten seit dem Verfall der Hunnenherrschaft das Land an der Donau von Wien an, bis wo die Theiß in die Donau fließt, in Besitz und sind später über den Fluß Save weiter hinab gegen Südosten gezogen, den oströmischen Kaisern gefürchtete Nachbarn. Ihre Brüder, die Westgothen, hatten inzwischen ihr Reich in Süd-Gallien immer mehr vergrößert und es bis nach Spanien hinein weiter ausgedehnt.

Am folgenreichsten von allen Eroberungen, welche durch deutsche Stämme ausgeführt wurden, waren die der Franken auf dem linken Rheinufer. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts war Childerich, Merwichs (Meroväus) Sohn, König der Salier (Salfranken) und stand als solcher im Solde der Römer, um sie gegen ihre zahlreichen Bedränger zu vertheidigen. Denn ringsum von germanischen Reichen umschlossen, behaupteten sie doch in der Mitte Galliens eine unabhängige Herrschaft und hatten auch bei ihren gefährlichen Nachbarn durch höhere Geistesbildung einen bedeutenden Einfluß. Childerichs Sohn war Chlodwig (oder Chlodovech), der seinen Sitz in Tournay (Dornik) hatte. Erst zwanzig Jahre alt, unternahm er in Verbindung mit seinen Vettern, den Fürsten der salischen Franken in Cambray (Kammerich), einen Feldzug gegen den römischen Statthalter Syagrius, schlug ihn (486) bei Soissons und eroberte alles Land, welches bis dahin noch römisch gewesen war, bis an die Loire. Zu seiner Hauptstadt machte er zuerst Soissons, dann Paris. Ein so schneller und glänzender Erfolg belohnte Chlodwigs Verwegenheit, in dessen Charakter eben sowohl Tapferkeit als Scharfsinn und List hervorleuchteten. Die Beute vertheilte er, um die freiheitliebenden Franken zu gewinnen, durch das Loos unter alle, die mit ihm ausgezogen waren; das eroberte Land ließ er gegen Zahlung von Abgaben den Besiegten; so gewann er auch diese durch den Schein der Milde und Mäßigung, und da er erkannte, welche große Gewalt die Priester über die Herzen des gläubigen Volkes übten, so ehrte er diese ganz besonders. Während die Gothen und Burgunder im eroberten Lande eine Theilung der Grundstücke zwischen sich und der besiegten römischen Bevölkerung vornahmen, reichten den Franken (einem kleineren Heere) die Staatsländereien und verlassenen oder confiscirten Grundstücke hin. Jeder Freie erhielt davon ein Stück zum Eigenthum (Allod). Den Tapfersten seines Dienstgefolges gab Chlodwig zu den Alloden, die jeder für seine geleisteten Dienste erhielt, noch Landgüter zu Lehen, deren Einkünfte ihnen gehören und wofür sie ihm für seine Person stets in Treue folgen sollten, so oft er sie zu Kriegen aufrufe. Aus diesem Keime ist später der stolze und vielästige Baum des Lehnswesens erwachsen.

Die Folge dieser Eroberung war also durchaus nicht die Ausrottung der

vorgefundenen Bevölkerung noch ihre Knechtung; sondern neben einander lebten hier in friedlichen Besitzverhältnissen Römer, Kelten und Franken und gingen dadurch ziemlich schnell in ein einziges Volk über, zumal Chlodwigs Franken meist nicht mit Weib und Kind, sondern als einzelne Krieger gekommen waren.

10.

Chlodwig, König der Franken.

Oft krönt den Mörder der Lorbeerkranz.
Neuffer.

Noch bekannte sich Chlodwig mit dem größten Theile seines Volks zum Heidenthum, während die soeben unterworfenen Landstriche von christlichen (katholischen) Bewohnern besetzt waren. Zwar wurde der König durch seine christliche Gemahlin, die burgundische Königstochter Chlotilde, unmerklich für die milden Lehren des Christenthums empfänglich gemacht. Aber es bedurfte eines besonderen Anstoßes für das rauhe Gemüth des kriegerischen Fürsten, um ihn offen in die Arme der neuen Religion zu führen.

Zehn Jahre nämlich nach dem Erlöschen der römischen Herrschaft in Gallien fand Chlodwig, der während dieser Frist seine Herrschaft im Innern befestigt hatte, Gelegenheit, auch die Grenzen seines kleinen Reiches zu erweitern. Sein Vetter Siegebert, der König der Uferfranken, der in Köln Hof hielt, rief ihn um Beistand gegen das zahlreiche und tapfere Volk der Allemannen an, die in das Land am Rhein, vom Neckar bis zur Mündung der Lahn, welches früher die Burgunder bewohnt hatten, eingedrungen waren und nun die Grenzen der Franken bedrohten. Das vereinigte Heer beider Fürsten zog gegen sie zu Felde, und bei Tolpiacum (Zülpich, zwischen Bonn und Jülich) kam es zur entscheidenden Schlacht (im Jahre 496). Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Allemannen; da soll Chlodwig seine Götter verleugnet und inbrünstig zu Christus gebetet haben, daß er ihm den Sieg verleihe. Mit erneuter Wuth stürzte er sich dann in den Kampf, und nach dem Fall ihres Königs ergaben sich die Allemannen aus freien Stücken der fränkischen Herrschaft. Noch auf dem Schlachtfelde empfing Chlodwig die Huldigung der meisten; viele andere aber zogen in die Bergschluchten Graubündtens. Die sich unterwarfen, behandelte Chlodwig mild, um sich die tapfern fortan als treue Bundesgenossen zu erhalten, und ließ ihnen ihre Satzungen, ihre Heerführer und ihre Landstriche im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz; nur ihr neuerworbenes Land vom Neckar bis zum Main und zur Lahn behielt er als königliches Kammergut. Diese Mäßigung ging aus Staatsklugheit hervor; denn von Natur war er grausam und jähzornig, und in seinem eigenen Heere hielt er den Gehorsam mit unerbittlicher Strenge aufrecht.

Als Chlodwig heimgekommen war, entschloß er sich zu einer Handlung, zu welcher ihn Chlotilde schon lange beredet hatte; er wollte sich durch die Taufe in den Bund der rechtgläubigen Christen aufnehmen lassen. Dadurch hoffte er die Herzen aller katholischen alten Einwohner Galliens um so sicherer für sich zu gewinnen und zugleich ihren Haß gegen seine mächtigen Nachbarn, die ketzerischen

(arianischen) Westgothen, immer mehr zu entzünden. Er verrechnete sich nicht; denn für Fürstenmacht geht ein Volk nicht so willig in den Kampf, noch läßt es sich so freudig dafür erschlagen, wie für den Glauben, in dem es aufgewachsen ist, und kein Krieg wird mit mehr Erbitterung geführt als der, in welchem es für Gott selbst zu kämpfen wähnt. Die heidnischen Franken aber, die der Kern seiner Heeresmacht waren, fragte der kluge Chlodwig, bevor er sich taufen ließ: „Wollt ihr mit mir dem Gotte dienen, der uns bei Zülpich den Sieg gab?" Und sie riefen freudig: „Ja, wir wollen's; denn er ist ein starker, gewaltiger Gott!" und nun folgten sie ihrem König, als führte er sie zur Schlacht, in die Kirche zu Rheims; dort taufte der eifrige Bischof Remigius den König und dreitausend tapfere Franken. So war Chlodwig nun ein Christ geworden, doch nur von außen, nicht inwendig; er gab reiche Spenden an die Kirchen und ehrte die Priester; diese hingegen priesen dafür alles, was er that, und sagten, daß es zur Ehre Gottes geschehe.

Chlodwigs Eroberungssucht war durch die überraschend schnellen Erfolge, die er über Römer und Allemannen errungen hatte, nur noch mehr aufgestachelt worden. Schon sein Vater und die früheren Frankenkönige waren von Rom selbst mit einer Art von Schutzherrschaft in Gallien betraut worden; jetzt, da Chlodwig auch den letzten Rest römischer Herrschaft in diesem Lande an sich gerissen hatte, hielt er sich als Erben der Römer für berechtigt, die ganze Provinz unter seine Gewalt zu bringen. Lüstern sah er zunächst auf das Reich der Burgunder im südöstlichen Gallien. Die bittere Zwietracht, die in der burgundischen Königsfamilie herrschte, bot ihm, dem Gemahle einer burgundischen Prinzessin, die beste Gelegenheit, sich in ihre Händel zu mischen. Der König von Burgund nämlich, Gundobad, hatte einen Bruder, Godegisil, der ihn vom Throne stürzen wollte und zu diesem Zwecke sich insgeheim Chlodwigs Hülfe erbat. Als nun der letztere rüstete und Gundobad sah, daß es ihm gelte, zog er mit seinem Bruder dem Frankenkönige entgegen. Aber in einer Schlacht bei Dijon ging Godegisil zu Chlodwig über, so daß Gundobad besiegt wurde und für das Land, welches Chlodwig ihm ließ, tributpflichtig werden mußte. Zwar gelang es ihm einige Zeit darauf, seine Macht wieder zu mehren, den abtrünnigen Bruder zu bezwingen und zu strafen, auch durch Uebertritt zur katholischen Kirche seine gallischen Unterthanen fester an sich zu schließen; aber die Abhängigkeit des Burgunderreiches von den Franken blieb. Gundobad zahlte an Chlodwig Zins und schwur ihm Treue; dafür ließ dieser ihm Burgund.

Der schönste Theil Galliens, das Land von der Loire bis zu den Pyrenäen, gehörte damals den Westgothen, die auch Spanien beherrschten. Auch dies Volk suchte nun Chlodwig aus seinem Besitze zu treiben. Es wurde ihm das um so leichter, als die romanischen Gallier lieber die Franken als andere Barbaren zu Herren hatten. Denn einmal waren die Franken katholisch, wie die Gallier, die Westgothen arianisch*), und zweitens sahen die Gallier in den Franken alte Bundesgenossen Roms, die nun wohl die Herrschaft der Römer fortsetzen dürften; auch nahmen die Franken

*) Die Arianer, eine christliche Secte, hielten Christus für ähnlichen, nicht gleichen Wesens mit Gott.

ihnen nicht, wie Westgothen und Burgunder thaten, einen Theil ihres Grundeigenthums, sondern begnügten sich mit den reichen Ländereien des römischen Fiscus. So begünstigte denn die Masse der Galloromanen und besonders deren Geistlichkeit Chlodwigs Unternehmen, sich als Nachfolger der römischen Kaiser ganz Gallien zu unterwerfen.

Unter dem Vorwande, die Arianer aus dem Lande treiben zu wollen, zog Chlodwig im Jahre 507, verbunden mit Gundobad von Burgund, gegen die Westgothen. Alarich, deren König, erwartete ihn mit geringer Macht bei Vouglé in der Nähe von Poitiers. Auf dem Schlachtfelde fiel er hier besiegt von Chlodwigs Hand. Die Westgothen vermochten nicht, den kriegsgewohnten abgehärteten Franken zu widerstehen; in dem milden südlichen Klima waren sie rasch verweichlicht. Ihr ganzes Land von der Loire und dem atlantischen Meere bis an die Berge Languedocs wurde dem fränkischen Reiche einverleibt, und die westgothische Herrschaft mußte sich nun fast allein auf Spanien beschränken. Was dazu noch in Gallien gehörte, rettete dem jungen Sohne des gefallenen Alarich nur die Dazwischenkunft des Ostgothenkönigs Theodorich, welcher Alarichs Schwiegervater war. Die rasche Ausbreitung der fränkischen Macht schien diesem für die Sicherheit seines eigenen Reiches, welches er damals in Italien gegründet hatte, zu gefährlich, und er trat daher drohend für die Rechte seines unmündigen Enkels gegen Chlodwig auf. Seinen Forderungen gab sein tüchtiges Heer und sein weithin anerkanntes Ansehen Nachdruck; so gelang es ihm, den südlichsten Theil Galliens von der Garonne bis zu den Pyrenäen den Westgothen zu erhalten und die Provence dem ostgothischen Reiche einzuverleiben.

Auf diese Weise war nun Chlodwig Herr fast von ganz Gallien geworden; Millionen von Unterthanen gehorchten ihm hier, wie ihre Väter einst dem römischen Kaiser gehorcht hatten, und wie die Geistlichkeit nach dem Vorbilde alttestamentlichen Königthums zu gehorchen lehrte. Chlodwig war ihnen der römische Imperator, und sie zahlten ihm Zins nach altem, römischem Brauche. Ja, selbst der oströmische Kaiser zu Konstantinopel, der die Freundschaft des gewaltigen Franken gegen seine näheren Feinde wünschte, erkannte ihn in seiner Würde an und verlieh ihm noch besonders den einst so ehrenvollen Konsultitel. Eifrig ging Chlodwig auf die glänzende Rolle, die ihm das Glück zu spielen erlaubte, ein. Er legte sich in der Kirche des heiligen Martin zu Tours Purpurmantel und Diadem an, machte Paris zu seiner Residenz, richtete seinen Hofstaat und die Regierung der romanischen Gallier nach römischem Muster ein und setzte über alle Beamten seines Hofes einen Mann aus edlem Geschlechte als Hausmeier (major domus), der im Frieden und im Kriege nach ihm der Erste sein sollte.

Aber anders als seine römischen Unterthanen sahen die Franken selber seine Macht an. Er war für sie nur ein König, d. h. ein frei gewählter Heerführer, unter Gleichen der Erste; sie waren seine Genossen, sein Kriegsgefolge, nicht seine Unterthanen. Bald wurde dies anders. Zu groß war Chlodwigs Macht durch seine unbedingte Herrschaft über so große Landstrecken und Einkünfte, über so viele unterwürfige Bevölkerungen im neueroberten Gallien (südlich der Seine) geworden, als daß er nicht allmählich auch seinen Franken

gegenüber als Herr und Gebieter hätte auftreten können. Dieselben Umstände erhoben ihn weit über die anderen Fürsten der Franken.

Nach Galliens Unterwerfung war es das Hauptziel seines Ehrgeizes, das ganze Frankenland, auch die Gebiete seiner ripuarischen Vettern, seinem Reiche hinzuzufügen, theils um so die fränkische Nationalität entschiedener zur herrschenden zu machen — denn auf den Franken beruhte ja die Kraft, das Bestehen des neuen Staates, — theils um als König aller Franken auch diesen gegenüber eine gewaltigere Stellung einzunehmen.

Für diesen Zweck, die übrigen fränkischen Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen, scheute er nicht die wildesten Greuel, welche Verrath und Grausamkeit nur ausüben können. Es war ihm auch nicht genug, die anderen fränkischen Fürsten zur Abdankung zu zwingen, sondern er ging auf völlige Ausrottung der Nebenlinien aus, damit nicht vielleicht nach seinem Tode durch die Ansprüche derselben eine Zerstückelung des Reiches eintrete.

Zuerst verführte er den Sohn des Frankenkönigs zu Köln, daß er seinen Vater meuchlings erschlagen ließ; dann räumte er jenen selbst aus dem Wege, kam mit Heeresmacht an den Rhein, bot dem überraschten Volke der Ostfranken seinen Schutz an, ließ sich huldigen und vereinigte es mit seinem Reiche. Hierauf lockte er seinen Vetter, der an der Somme saß, mit dessen Sohn in seine Gewalt und schor ihnen die Scheitel, daß sie geistlich würden*). Und als, wie die Chronik erzählt, der Sohn tröstend zum wehklagenden Vater sprach: „Das grüne Holz treibt bald frisches Laub", meinte Chlodwig: „So muß ich den Stamm umhauen", und ließ beide ermorden. Dann erhob er Krieg gegen seinen Vetter zu Cambray und nahm ihn nebst seinem Bruder gefangen. „Was schändest du unser Geschlecht, daß du dich binden lässest?" fuhr er den Fürsten an und spaltete ihm, wie im Zorn, den Schädel; — „und du, warum standest du deinem Bruder nicht bei?" rief er dem andern zu und erschlug ihn wie zur Sühne.

Durch List und Gewalt, durch Verrath und Tapferkeit hatte Chlodwig sein Reich zusammengebracht, und als er im Jahre 511 zu Paris starb, konnte er, der Gründer des großen Frankenreiches, wohl sagen, daß er den Zweck seines Lebens erreicht habe; die Mittel bekümmerten ihn nicht, denn sein Glaube war roh wie seine Seele. Sein Werk stand fest. Es war zumeist auf Gewalt gegründet; doch hatte Chlodwig auch manches gethan, um im Innern des Reiches eine feste Ordnung und Verwaltung herzustellen. Er nahm da den Provincialen gegenüber größtentheils die Weise der Römer wieder auf und behielt für sie das seit Jahrhunderten gewohnte römische Recht bei. Die germanischen Bevölkerungen dagegen ließ er bei ihren besonderen Volksrechten, die aber nun, und zwar in lateinischer Sprache, jetzt der Hof- oder Kanzleisprache, aufgezeichnet wurden. Unter diesen Rechten war natürlich das *salische* am bedeutendsten, weil es das Recht des herrschenden Stammes war. Es fand unter Chlodwig zur Regelung der vielfach verwickelten Besitz- und Standesverhältnisse eine den neuen Zuständen angemessene Bearbeitung (lex salica).

---

*) Das lange Haar war bei den Franken ein Zeichen des freien Standes, in späteren Zeiten Merkmal königlicher Abkunft.

11.

Theodorich der Große, König der Ostgothen.

Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Schiller.

Während Chlodwig mit blutbefleckten Händen das zerstückelte alte Gallien in sein neues Frankenreich zusammenschmolz, gründete Theodorich, der Fürst der Ostgothen, ein anderes großes Reich.

Dieser war in Konstantinopel als Geisel erzogen worden, hatte dort die Schwäche des morgenländischen Kaiserthums erkannt, als Jüngling kühne Kriegsfahrten gethan, und nachdem ihn sein Volk als König ausgerufen, bedrohte er den Kaiser, seinen Nachbar. Aus Besorgniß wies ihn dieser nach Italien, wo damals Odoaker herrschte; den sollte er vertreiben und das Land erobern; dadurch gedachte der Hof zu Konstantinopel sich der Ostgothen zu entledigen und zugleich einen Feind durch den andern zu vertilgen. An der Spitze seines Volkes drang nun jener im Jahre 489 von Illyrien aus zu Lande in Italien ein. Wie die Ostgothen über die Schwelle Italiens traten, zog ihnen Odoaker entgegen, sich des Besitzes zu erwehren. Aber Theodorich schlug ihn, zuerst am Flusse Isonzo, dann vor der Stadt Verona, hierauf am Flusse Adda; endlich eroberte er (im Jahre 493) die feste Stadt Ravenna, in welcher Odoaker sich lange vertheidigt hatte, und gelobte dem Besiegten, daß er ihn bei Freiheit und Leben lassen wolle. Weil ihm aber hinterbracht wurde, daß Odoaker ihm heimlich nachstellte, so erschlug er ihn beim Gastmahl.

Bald unterwarf sich nun dem König der Ostgothen ganz Italien, das allzu verderbt, zu ohnmächtig und zu zerrüttet war, als daß es ohne einen gewaltigen Oberherrn hätte bestehen können. Der Kaiser in Konstantinopel, in seiner eigenen Schwäche, erkannte dies gar wohl und sandte dem Sieger die Zeichen der Kaiserwürde; dadurch wollte er ihm schmeicheln und zugleich die Welt glauben machen, daß Theodorich Italien, wie eine Provinz des morgenländischen Reiches, nur zur Verwaltung erhalten habe.

Kaum aber prangte Theodorich im kaiserlichen Purpur, so bewies er auch, daß er zum Herrscher geboren sei, und selbst seine Feinde mußten ihm nachsagen, daß er den edelsten Kaisern, die je regiert hatten, in allen Fürstentugenden gleichzustellen war. Aus den Schutthaufen der Zerstörung wollte er Recht und Ordnung wieder ans Licht der Sonne aufrichten. Dabei sah er mit gleicher Liebe auf die unterwürfig gewordenen Römer wie auf seine siegreichen Ostgothen und behandelte jedes Volk nach dessen eigenthümlicher Sitte. Wohl war's sein Ziel, aus beiden im Lauf der Zeiten ein einiges Volk zu erschaffen; aber nicht durch rasche Gewaltthat, sondern langsam und durch friedliches Verständniß sollte sich eines vom andern das Beste aneignen; darum ließ er jedem der beiden Völker seine eigenen Gesetze. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Rechte des Grundbesitzes (denn durch die Verwirrung in der Eintheilung desselben war Italien verarmt und geschwächt worden), — sodann auf den Schutz der Sklaven oder Bauern, von deren Fleiß allein der Anbau des verödeten Bodens abhing (die Gothen

besaßen ein Drittel des Landes als Eigenthum) — und auf die Zucht und Ehre der Frauen, weil er gar wohl erkannte, daß Sittlichkeit die Grundfeste der Stärke eines Staates ist, und daß ein Volk, wenn es auch noch so viel Waffenruhm erlangt, doch sicher untergeht, sobald Treue und Scham aus den Familien verschwunden sind. Durch kluge und zugleich milde Anordnungen, die er von den Römern entlehnte, verbesserte er den Staatshaushalt und vermehrte die Einkünfte; sorgsam pflegte er den Handel. Im Kriegswesen sah er streng darauf, daß an der deutschen Art nichts geändert ward, und kein Römer durfte Waffen tragen; ferner unterhielt er große Waffenfabriken; sodann setzte er in die Provinzen an den Grenzen Männer, welche als tapfer erprobt waren, als Herzoge, um die Feinde in Furcht zu erhalten; auch eine Flotte schuf er zum Schutze der Küsten des Reiches, und im Innern des Landes erbaute er feste Burgen. Wissenschaft und Kunst ehrte er hoch, auch wo er sie nur noch in zertrümmerten Ueberresten aus alter Zeit fand; und die edelsten Männer seiner Tage, welche sie pflegten, galten ihm über Alles. In Glaubenssachen war er duldsam gegen die Bekenner aller Sekten; obgleich er selbst der von den Katholiken für irrig gehaltenen Lehre des Arius anhing, schützte er doch jedem die Freiheit des Gewissens. Aber eben so kräftig, als er diese aufrecht hielt, wehrte er auch die Anmaßungen der katholischen Priesterschaft ab, wenn sie die Sicherheit des Staates zu gefährden drohte. Während er in solcher Weise unermüdlich für die Befestigung und Wohlfahrt seines eigenen Reiches sorgte und waltete, vergaß er auch die anderen Völker von deutscher Abkunft nicht. Durch Bande der Verschwägerung hing er mit den meisten Fürsten derselben zusammen und benutzte sein Ansehen, gleichwie ein Vater der Könige, zum Schutz der Völker gegen Unrecht und Tyrannei; so erwarb er von den Burgundern, daß sie gegen geringes Lösegeld die gefangenen Ligurier freigaben; so stellte er sich der Uebermacht der Franken entgegen.

Mit Neid und Eifersucht sah der Kaiser in Konstantinopel, wie die Macht Theodorich's immer höher heranwuchs, und um dieselbe zu schwächen, fachte er die Feindschaft der Rechtgläubigen gegen die Arianer an und verfolgte diese Sekte im Morgenland; die Flamme des Glaubenshasses wehte bald auch ins Abendland herüber. Da schickte der König den römischen Bischof Johannes nach Konstantinopel, um den Kaiser zu bewegen, daß er von der Verfolgung der Arianer ablasse. Mit ungewöhnlich hohen Ehren wurde Johannes in Konstantinopel empfangen; darüber schöpfte Theodorich Verdacht; und da er inzwischen den geheimen Briefwechsel eines vornehmen Römers mit dem Kaiser des Morgenlandes entdeckte, so hielt er strenges Gericht, ließ den edlen Weltweisen Boëthius und dessen Schwiegervater Symmachus hinrichten und den Bischof Johannes nach der Heimkehr in den Kerker werfen. Als dieser darin starb, riefen alle Katholischen die Rache des Himmels über den König herab. Das war im Jahr 526, und bald darauf schied auch Theodorich von seinem Volke und von der Erde, die seines Ruhmes voll war. Die Glaubenseiferer aber riefen: „Seht, wie schnell hat Gott diesen Tyrannen gerichtet", und erzählten eine Fabel, daß ein frommer Einsiedler in einem wunderbaren Gesicht die Seele Theodorich's geschaut habe, wie sie zur ewigen Verdammniß in einen Flammenpfuhl gestürzt worden sei. Das deutsche

Volk aber hat das Angedenken des tapferen, weisen und edlen Königs in Liedern immerdar hoch gehalten; er lebt in ihnen als „Dietrich von Bern" (Verona), und in ewiger Jugendfülle umschmiegt ihn die deutsche Heldensage.

12.

Untergang des thüringischen, burgundischen, vandalischen und ostgothischen Reiches.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus.
Schiller.

Mit Theodorich verloren die kleineren Reiche der deutschen Völker, namentlich das thüringische, burgundische und vandalische, ihre Hauptstütze. Die beiden ersten erlagen der wachsenden Uebermacht der fränkischen Herrscher.

Nach Chlodwig's Tode wurde dem deutschen Erbrecht gemäß das Reich unter seine vier Söhne zu gleichen Stücken getheilt. Theodorich der älteste erhielt die Landschaften ostwärts von der Maas (Austrasien, Ostreich), das Gebiet der Rheinfranken, und nahm seinen Herrschersitz in der Stadt Rheims; die anderen Brüder theilten sich in das eigentliche Gallien (Neustrien) und herrschten Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, Chlothar zu Soissons. Die Söhne waren eroberungslustig wie der Vater. Theodorich zog zuerst aus auf Eroberung. Es ging gegen die Thüringer. Diese hatten im mittleren Deutschland ein großes Reich gegründet, das nördlich und südlich vom Main lag zwischen den Sachsen und Franken, und an Theodorich's Land grenzte. Es herrschten in ihm damals drei Brüder, die nach der alten schlechten Sitte es unter sich getheilt hatten und nun mit einander um die Vormacht haderten. Einer von ihnen, Hermanfried, nach der Alleinherrschaft begierig, wurde von seiner stolzen Gemahlin, einer Tochter Theodorich's des Ostgothen, noch mehr dazu aufgereizt. Sie deckte ihm einst, wie die Sage erzählt, den Tisch nur halb und sprach zu ihm, als er sie darüber befragte: „Ich dachte: du liebst das Halbe, weil du dich mit der Hälfte des Reiches begnügst; drum deckt' ich dir den Tisch nur zur Hälfte." Mit solchen Reden stachelte sie ihn so lange, bis er einen seiner Brüder erschlug und die Franken unter Theodorich ins Land rief, damit sie ihm auch den andern überwältigen hülfen; dafür versprach er ihnen ein Stück seines Landes. Und sie kamen, standen ihm bei, als er auch den andern Bruder erschlug, und verlangten dafür ihren Lohn; er aber verweigerte ihn, denn er wollte nun im Lande allein Herr bleiben. Da besiegte ihn Theodorich in einer Schlacht an der Unstrut (530); zugleich fielen auch die Sachsen, die alte Feinde der Thüringer waren, ins Land, und Hermanfried mußte flüchtig werden. Die Franken aber lockten ihn mit List nach Zülpich, wo der Friede sollte geschlossen werden. Dort empfing ihr König Theodorich ihn mit großen Ehren; eines Tages aber führte er ihn auf die hohe Stadtmauer und stieß ihn plötzlich hinab, daß er zerschmettert den Geist aufgab. Darnach vereinigten die Franken das Land

am Main mit ihrem Reiche. Dieser Landstrich war von ältester Zeit her ihr Stammsitz und von den Thüringern nur seit kurzer Zeit erobert worden. Er behielt daher auch den Namen Ostfranken. Den nördlichen Theil des Thüringerreiches erhielten nun die Sachsen, und die Besiegten behielten eben nur ihr ursprüngliches Gebiet, den Thüringer Wald.

Bald darauf unterwarfen sich die Franken auch das burgundische Reich. Schon bei Lebzeiten Theodorich's, des Ostgothen, hatten die Söhne Chlodwig's es unter dem Vorwand der Blutrache mit Krieg überzogen und Siegmund, den einen von den beiden Brüdern, welche es beherrschten, gefangen nach Orleans geschleppt und in einen Brunnen gestürzt. Dann griffen sie auch Gundemar, den andern Bruder, an, der seit jener Zeit allein geherrscht hatte, verjagten ihn, eigneten sich das Reich zu und theilten es unter sich (534); dem Volke der Burgunder aber ließen sie, wie dem der Thüringer, die alte Verfassung und die eigenen Gesetze.

In demselben Jahre nahm auch die Herrschaft der Vandalen in Afrika ein Ende. Die Deutschen waren hier in dem heißen Klima entartet; sie hatten ihre alten Sitten und Freiheiten geopfert und sich bei den häufigen Piratenzügen, mit denen sie die Küsten des mittelländischen Meeres heimsuchten, an blinden Gehorsam gegen ihre Könige gewöhnt. Nach Geiserich's Tode herrschte sein Sohn Hunimund lange und grausam über die Vandalen; zumal die alten Bewohner des Landes, welche als rechtgläubige Christen voll Haß gegen ihre arianischen Bedrücker waren, mußten harte Abgaben zahlen und wurden oft ihres Besitzes beraubt. Dabei wurde das Reich häufig von den benachbarten Völkern der Wüste beunruhigt. Dazu kam noch Zwiespalt in der königlichen Familie selbst. Hilderich, Hunimund's Sohn, welcher aus Liebe zu seiner Mutter die Römer mehr begünstigte als seine Landsleute, erregte dadurch den Unmuth der letzteren und wurde von seinem Vetter Gelimer vom Throne gestürzt und ermordet.

Dies nahm der morgenländische Kaiser Justinian zum Vorwande, um die Vandalen zu bekriegen, und schickte seinen tapfern Feldherrn Belisar mit einem starken Heere nach Afrika. Das Volk der Vandalen, das in Ueppigkeit und Wollüsten die Kraft der Väter allzubald verloren hatte, hielt dem Angriff nicht Stand, und siegreich zog Belisar mit seinem Heere in die Hauptstadt Karthago ein. Dann überwand er in offener Feldschlacht den König Gelimer, welcher neue Scharen gesammelt hatte. Da floh Gelimer in einen festen Platz Numidiens, wo ihn die Feinde belagerten. Drei Monate blieb er dort standhaft in bittrer Noth; endlich aber schickte er zu den Feinden hinaus und bat ihren Hauptmann, der ein Deutscher war, um ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, seine verweinten Augen zu waschen, und um eine Laute, zu welcher er das Lied seines Jammers singe. Zuletzt mußte er sich ergeben (534). Belisar führte ihn in silbernen Ketten fort und brachte ihn dem Kaiser nach Konstantinopel. Afrika aber wurde wieder eine Provinz des morgenländischen Reiches, und die männliche Jugend des vandalischen Volkes mußte sich in das kaiserliche Heer einreihen lassen.

Auch der ostgothische Staat in Italien, welchen Theodorich auf so festen Stützen errichtet zu haben glaubte, verlor durch Justinian sein Dasein. Amalasuntha, Theodorich's hochgebildete Tochter, hatte für ihren minderjährigen

Sohn die Regierung geführt; aber als dieser frühzeitig starb, sah sie sich durch das Verlangen ihrer gothischen Umgebung gezwungen, ihren Verwandten Theodat zum Mitregenten anzunehmen. Doch der habsüchtige und ehrlose Mann nahm an einer Verschwörung vornehmer Gothen Theil, welche Amalasuntha durch ihre Strenge gekränkt hatte; er setzte sie gefangen, ließ sie auf der Insel eines Sees bewachen und bald darnach im Bade ermorden. Mit dieser Gewaltthat wurde auch hier dem Kaiser Justinian, der sich als den rechtmäßigen Erben des alten römischen Kaiserreiches betrachtete, Vorwand und Gelegenheit dargeboten, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen. Er rechnete dabei auf die Uneinigkeit der Gothen unter einander und auf die Kluft, welche durch die Verschiedenheit der Religion zwischen ihnen, den Arianern, und den katholischen Italienern bestand. So sandte er denn im Jahre 535 seinen sieggewohnten Feldherrn Belisar mit einem Heere nach Italien. Das schwachvertheidigte Sicilien, dann Neapel wurde rasch von den Byzantinern erobert. Theodat zeigte jetzt in der Gefahr nichts als Schwäche und Verzagtheit; daher setzten ihn die Ostgothen ab und hoben, nach der alten Sitte bei Königswahl, den Witigis auf den Schild. Dieser suchte nun durch die Unterstützung der deutschen Brudervölker, namentlich der Franken, denen er dafür die Provence und die westlichen Alpenabhänge abtrat, ein großes Heer aufzubringen. Denn die Ostgothen selber waren nicht sehr zahlreich, auch im ganzen Lande zerstreut, ihr Adel aber romanisirt in Geist und Charakter. Vergebens belagerte Witigis darauf mit großer Anstrengung den Feind in Rom. Belisar gewann durch Kriegskunst und Einverständniß mit den Italienern immer mehr Gebiet. Auch zeigten sich die fränkischen Bundesgenossen der Gothen treulos, und unter den letzteren selbst fanden sich, wenigstens im Adel und in der Geistlichkeit, Verräther. Diese boten sogar dem Belisar die Krone an, wenn er sich von seinem Kaiser unabhängig machen wolle. Scheinbar nahm der so treue als tapfere Mann den Vorschlag an, worauf er in Ravenna eingelassen wurde. Da aber warf er plötzlich die Maske ab, nahm den Witigis in seinem eigenen Schlosse gefangen und brachte ihn mit den Edelsten des Volks und mit dem Schatze der gothischen Könige nach Konstantinopel (540).

Aber das Volk der Ostgothen verzagte nicht; es raffte sich zu neuen Anstrengungen auf und wählte einen klugen und tapferen Jüngling, den edlen Totilas, zum Könige. Schnell zog dieser alle Streitkräfte, die zu Gebote standen, zusammen, eroberte das offene Land und die meisten Städte wieder, selbst Rom und Neapel, und hatte bald fast die ganze Halbinsel in seiner Gewalt. Dann wechselte das Glück von neuem, als Belisar zum zweiten Mal in Italien landete und Rom gegen die Angriffe der Gothen besser vertheidigte. Aber der Kaiser, durch eine neidische Hofpartei gegen seinen Feldherrn mit Mißtrauen erfüllt, rief ihn zurück, worauf Totilas abermals Rom eroberte. Indessen wurde die ostgothische Flotte von den Byzantinern geschlagen, und zu Lande griff nun der neue Feldherr Justinian's, der tapfere Eunuch Narses, die Gothen an und schlug sie am Fuße der Apenninen (552). Totilas selber, der ritterlich kämpfte, fiel in dieser Schlacht; mit ihm lagen 6000 Gothen todt auf dem Wahlplatz.

Zwar wählten die Uebriggebliebenen in Pavia einen neuen König, Tejas, aus ihrer Mitte und rüsteten sich zur Fortsetzung des Krieges; aber es war

nur noch ein Verzweiflungskampf. Von Wuth und Rache erfüllt, durchzogen sie mordend das Land, während die Griechen ihnen mit gleichem vergalten, bis endlich Tejas, da keine Rettung mehr zu sehen war, wenigstens ruhmvoll zu sterben beschloß.

Am Fuße des Vesuv, in der lieblichsten Gegend Italiens, wo der flammengekrönte Bergriese auf das blaue Meer herniederschaut, vertheidigte sich der Gothenkönig zwei Monate lang gegen die Feinde. Als ihm diese endlich durch Verrath die Flotte wegnahmen, verschanzte er sich auf einer steilen Höhe, welche der Milchberg hieß. Aber von Hunger bedrängt, beschlossen die Gothen, lieber als Helden im Kampfe zu fallen. Von der Höhe herab drangen sie in wildem Sturme auf die ungeordneten Feinde ein, an ihrer Spitze Tejas, von einem gewaltigen Schilde ganz gedeckt, den Speer in der ausgestreckten Hand. Wenn sein Schild von den feindlichen Geschossen starrte, gab ihm sein Waffenträger einen andern, und frisch kämpfte er fort. Endlich traf beim Schildwechseln ein Speer seine ungeschützte Brust, der ihm den Tod brachte. Die Gothen kämpften noch den folgenden Tag hindurch; dann aber verlangten sie freien Abzug aus Italien. Er wurde ihnen aus Achtung vor ihrer Tapferkeit bewilligt. Als sie an den Po gekommen waren, vereinigten sie sich mit mächtigen allemannischen Heerhaufen, welche über die Alpen gekommen waren, und versuchten gemeinsam einen neuen Kampf gegen ihre Ueberwinder; aber durch eine Seuche und in offener Schlacht wurden sie aufgerieben. Die letzten Reste der Gothen, die sich noch immer wehrten, wo sie konnten, erlagen endlich der Uebermacht und wurden nach Konstantinopel geführt.

Ein solches Ende nahm dies tapfere Volk nach einem zwanzigjährigen Kriege (555). Kaiser Justinian setzte hierauf den Narses als Statthalter über Italien.

13.

Das Frankenreich unter den Merowingern.

Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.
Schiller.

Die Nachkommen des Chlodwig, die man nach dessen Großvater Merwich (Meroväus) oder auch nach ihrem Stammsitze an der Rheinmündung (Meruwe) Merowinger nennt, erbten von dem Gründer des großen Frankenreiches alle die schlimmen Leidenschaften, die jenen entstellten. Treulosigkeit und Grausamkeit, gewissenlose Selbstsucht und hinterlistige Tücke schändeten fast das ganze Geschlecht; Chlodwig's wilde Kraft und rohe Klugheit aber erloschen bald in seinem Stamme. Seine vier Söhne hatten noch einen guten Theil der väterlichen Energie. Theodorich von Austrasien zeigte sie gegen die Thüringer, sein Bruder Chlodomir, der zu Orleans herrschte, gegen die Burgunder; beide Völker wurden von den Franken bezwungen. Aber öfter noch kehrten die Brüder die Waffen gegen einander in habsüchtigem Streite. — Nirgends hat der verderbliche Brauch der Reichstheilung so viele Gräuel erzeugt, als im Frankenreiche. Mit Krieg und Mord wütheten die Merowinger

ein Jahrhundert lang unter einander, bis die letzte Spur von Thatkraft in dem entarteten Geschlechte dahin war. Denn wenn zuweilen nach Frevels aller Art das ganze Reich unter einem Herrscher vereinigt war, so theilte dieser, wenn er starb, dasselbe abermals unter die Söhne, und neuer Bruderkrieg entbrannte.

So geschah es auch nach Chlotar's Tode. Von Chlodwig's Söhnen hatte dieser, nachdem er mehrere von seinen Neffen umgebracht hatte, seine drei Brüder und ihre Sprossen überlebt und alle Theile des Frankenreiches für wenige Jahre vereinigt. Aber nach der Sitte ward es, als er in Verzweiflung über viele Blutschuld (561) gestorben war, wieder getheilt, und so saßen seine vier Söhne als Könige zu Rheims, Paris, Orleans und Soissons. Bald waren sie gegen einander in Waffen. Denn nach dem Ableben ihres Bruders, des Königs zu Paris, theilten die drei übrigen das Land; doch sollte die Stadt Paris allen gemeinschaftlich sein. Darüber entstand neuer Zwist.

Die furchtbarsten Gräuel aber kamen ins merowingische Haus durch zwei Frauen, die wie Dämonen es mit den Frevels ihrer wilden Leidenschaften erfüllten. Das waren Brunhilde und Fredegunde, jene eine schöne, stolze Spanierin, Tochter des Westgothenkönigs und Gemahlin des austrasischen Königs Siegebert zu Rheims, diese eine niedriggeborene Frankin, Buhlerin Chilperich's, des Königs zu Soissons. Der letztere hatte eine Schwester Brunhildens zur Ehe; auf Anstiften Fredegundens ließ er dieselbe erwürgen und hob die Buhlerin auf den Thron. So begann die lange Reihe von Schandthaten, welche von nun an ein Menschenalter hindurch die verwandten Königsfamilien zerrütteten. Denn Brunhilde sann auf Rache; Chilperich kam ihr zuvor. Er brach in seines Bruders Siegebert Land ein, und als dieser durch die Kraft der Deutschen vom Rhein die Oberhand gewann, dingte er Meuchelmörder, welche jenen (576) mit vergifteten Dolchen durchbohrten. Dann brachte er die verwittwete Brunhilde in seine Gewalt; ihr Söhnlein Childebert wurde durch einen Treuen vor seiner Wuth nach Metz geflüchtet. Die gefangene Brunhilde aber sah Merowich, der Sohn Chilperich's, und ward von ihrer Schönheit so bezaubert, daß er sie zum Weibe nahm. Als sein Vater dies hörte, lockte er beide durch List aus der Kirche des heiligen Martin, wo sie eine Freistätte gefunden hatten, und trennte sie mit Gewalt; Brunhilden sandte er nach Metz zu ihrem Kinde; seinen Sohn wollte er zum Mönch machen. Aber dieser entfloh und sammelte ein Heer, um vor der Rache seines Vaters und der wüthenden Fredegunde sicher zu sein. Durch Hinterlist ward er überfallen und von seinen Dienern auf Anstiften Fredegundens ermordet. Hierauf ließ diese auch ihren andern Stiefsohn umbringen und endlich (584) auch ihren Gatten, welcher durch Zufall entdeckt hatte, daß sie hinter seinem Rücken mit einem Andern Buhlschaft trieb. So war sie jetzt mit ihrem einzigen Sohne Chlotar II. im Reiche Neustrien allein und verwaltete es im Bunde mit der von ihr begünstigten Geistlichkeit in dessen Namen.

Brunhilde hingegen kam, nachdem ihr Sohn Childebert gestorben war, gleichfalls zur unumschränkten Gewalt, nach der sie lange gedürstet hatte; im Namen ihrer beiden Enkel herrschte sie mit furchtbarer Willkür in Ostfranken und Burgund. Ueber dies Glück der Todfeindin ergrimmte Fredegunde und

begann mit ihrem Sohne Chlotar II. Krieg gegen sie. Bald freute sie sich eines Sieges; aber mitten in ihrer Freude und in ihrem Haß raffte der Tod sie dahin (597); und kaum war sie verschieden, so überwanden Brunhildens Enkel den Chlotar und nahmen ihm vieles Land. Brunhildens Rache aber war weder durch den Tod ihrer Feindin noch durch das Glück ihrer Enkel gesättigt. Sie hatte so viel Unbill und Elend erlitten, daß ihr Herz von Haß ganz verbittert worden war, und erbarmungslos opferte sie jeden Feind ihrem Grimme. Nur eine einzige Leidenschaft hatte sie noch im Greisenalter außer der Rachsucht, die, zu herrschen; mit Gewalt und mit Ränken, mit Gift und Dolch wußte sie sich in der Herrschaft an den Höfen ihrer Enkel zu behaupten. Vergebens murrten die Großen gegen ihre Tyrannei, das Volk gegen das Weiberregiment. Als endlich ihr älterer Enkel Theudebert von Austrasien sie von sich jagte, stachelte sie den jüngeren, Theuderich von Burgund, der ihr zu Willen that, gegen jenen auf. Da begann abermals ein Bruderkrieg, und es geschahen furchtbare Schlachten; in der letzten besonders (bei Zülpich 612) wurde mit entsetzlicher Erbitterung gekämpft. Brunhildens jüngerer Enkel siegte; da ließ sie das Söhnlein des älteren, der auf der Flucht umkam, an Felsen zerschmettern. Den Sieger traf bald darauf, als er nun auch gegen Chlotar II. Krieg begann, das Gericht Gottes; er starb eines schnellen Todes, und auch Brunhildens Stunde schlug. Viele Edle von den Ostfranken, über ihre Tyrannei empört, standen wider sie auf und verbündeten sich mit Chlotar, dem Sohn Fredegundens. Die graue Mörderin floh bangend über den Rhein, warb starke Heeresmacht und kehrte damit voll frischen Muthes zurück, um ihre Feinde zu vertilgen; inzwischen war die Verschwörung der Großen gegen sie reif geworden. Auf den Gefilden bei Chalons stand ihr Heer kampffertig, — so meinte sie nämlich. Aber wie nun Brunhilde das Zeichen zur Schlacht giebt, stieben plötzlich alle dichten Haufen, auf deren Schutz sie vertraut, wie Spreu im Wind auseinander; zwei ihrer Urenkel werden ermordet, der dritte verschwindet und kam nie mehr zum Vorschein, der vierte allein wird gerettet. Brunhilde selbst wird vor Chlotar's Füße hingeschleppt; der rechnet ihr alle Morde vor, die sie gethan; dann läßt er die Greisin drei Tage lang foltern, hierauf bluttriefend mit zerbrochenen Gliedern auf einem Kameel zwischen den Reihen des Kriegsvolkes hinführen, daß jeder seinen Spott mit ihr trieb, und endlich auf ein wildes Roß binden, das sie zu Tode schleifte. Chlotar II. war jetzt (im J. 613) Alleinherrscher über alle Franken.

Aber durch so viele Frevel war wenig gewonnen. Dem Namen nach war der König Herr des ganzen großen Reiches; in der That hatte er nur geringe Macht. Die Völker, die er beherrschte, waren zu verschieden in Natur, Sitte, Sprache, um Neigung und Bedürfniß des Zusammenhaltens zu haben. Die nördlichen und die südlichen Gallier, die deutsch gebliebenen und die romanisirten Germanen gingen ein jeder seinen Weg. Das gemeinsame Band des einen Königthums hielt sie nur lose zusammen, denn ihm fehlte die sittliche Würde, das verdiente Ansehen. Je schwächer der allgemeine König, desto mächtiger waren bei den einzelnen Völkern die besonderen Stammhäuptlinge, der Adel. Fast gleiches Gewicht hatte im Staate die Geistlichkeit; bei den Galliern seit lange von größtem Einfluß, übte sie solchen bald auch bei den zu Christen

gemachten Franken. Beiden Ständen mußte der König die Zügel des Reiches, die er mit Chlodwig's Kraft zu halten nicht vermochte, überlassen. Vorzüglich gewann schon unter Chlotar II. das Hausmeierthum, eine Würde, die Chlodwig dem Hofwesen der römischen Kaiser entlehnt hatte, mehr Bedeutung und Wichtigkeit, als für den Thron heilsam war. Für Burgund und für Austrasien mußte der König, von dem Adel dazu genöthigt, Hausmeier ernennen, die daselbst als Statthalter und fast als selbständige Regenten walteten. Denn mehr und mehr wurden die Könige von ihren Hofbeamten abhängig, welche als solche bei dem an die Kaiseretikette Roms gewöhnten gallischen Volke hoch angesehen waren und zu dem Ansehen sich bald die Vorrechte höchsten Adels verschafften. Dieser Dienstadel erlangte denn auch mit der Zeit bei den Franken Geltung, und da er sich aus den reichsten vornehmsten Geschlechtern Galliens und den tapfersten Führern der germanischen Stämme rekrutirte, so beherrschte er nicht nur den Hof, sondern auch die Provinzen; nur in den echt deutsch gebliebenen Ländern blieb das alte germanische Wesen noch ohne solche höhere Stände. Hier kamen auch die Geistlichen noch nicht zu solcher Macht wie in Gallien, wo sie durch fromme Schenkungen immer mehr Schätze und Grundstücke, durch Einführung der Wallfahrten, der Reliquienverehrung und der Freistätten, welche sie den Verfolgten in den Kirchen öffneten, immer mehr Ansehen im Volke und endlich das Recht erlangten, sich die Bischöfe selber zu wählen.

14.

Das Longobardenreich. Untergang der Westgothen.

... Das ewig Wirkende bewegt
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.

Goethe.

Nachdem die Herrschaft der Ostgothen in Italien untergegangen war, trat dort ein anderes streitbares Volk von deutscher Abkunft auf, die Longobarden. Dies Volk wohnte nach seinen eigenen Ueberlieferungen ursprünglich in Dänemark, zog dann, wie so viele andere deutsche Stämme, nach Süden, zuerst an die mittlere Elbe (in deren Nähe die Orte Bardewik, Bardeleben und andere seinen Namen bewahrten), dann nach Südosten in einem großen Bogen, bis es zuletzt am Fuße der Ostalpen anlangte. Lange Zeit hat es nur einzelne Herzoge zu Anführern gehabt und sich erst spät der Macht eines Königs unterworfen, jedoch ohne daß dadurch an der alten Verfassung etwas geändert ward. Diese war ganz und gar kriegerisch; die Herzoge, Hauptleute und Zehntgrafen sprachen im Frieden auch Recht. Die Könige hatten ein ritterliches „Gesinde" um sich, in welchem selbst Fürstensöhne den Waffendienst lernten; das war ein echter Verdienstadel, aus welchem in der Folge auch ein erblicher geworden ist. Kurz diese Einrichtungen entsprachen im wesentlichen denen, die sich auch bei andern deutschen Stämmen fanden.

Schon in den letzten Kämpfen des Narses gegen die Ostgothen unter Totilas und Tejas hatten die Longobarden als Hülfstruppen des byzantinischen Feldherrn eine Rolle gespielt; sie waren dazu wohl verpflichtet, weil ihnen Justinian innerhalb seines Reiches in Ungarn neben dem wilden, von Asien her eingedrungenen Volke der Avaren Wohnsitze eingeräumt hatte. Bald darauf hatte ihr König Alboin die Heruler und die Gepiden überwunden; Kunimund, den König der letzteren, erschlug er in einer Schlacht. Aus dessen Schädel ließ er sich nach alter Sitte einen Trinkbecher machen, und die Tochter Kunimunds, die schöne Rosamunde, nahm er zum Weibe. Durch diese Siege waren die Longobarden bereits mächtig und ihren Nachbarn gefährlich geworden, als sich ihrer Kriegs- und Beutelust in Italien, zu dessen östlichen Pforten sie nun vorgedrungen waren, ein größeres, reicheres Feld öffnete.

Hier herrschte seit dem Falle des Ostgothenreiches wieder der „römische Kaiser" oder vielmehr Justinian's Statthalter Narses, der in Ravenna Hof hielt. Seine Regierung wurde aber den Italienern bald verhaßt; sie verleumdeten ihn bei dem Kaiser zu Konstantinopel, und Justinian's Sohn und Nachfolger setzte ihn ab. Dieser Kränkung soll die Kaiserin Sophie mit boshafter Anspielung auf sein Geschlecht den Hohn hinzugefügt haben, „sie wolle ihn zum Aufseher der Mägde in der Spinnstube machen", und er, mit Recht erzürnt, erwiderte darauf, „er werde ihr ein Gespinnst fertigen, das sie nimmer entwirren solle." Rachedürstend beschloß er, seine alten Kriegsgenossen, die Longobarden, nach Italien zu rufen. Von Neapel aus sandte er Botschafter zu ihnen, welche köstliche Früchte und andere lockende Erzeugnisse des Landes mitnahmen, um dadurch ihr Verlangen zu reizen. Viele von den Longobarden kannten auch schon aus eigener Erfahrung Italiens Schönheit und Reichthum. Mit Freuden ergriff Alboin die Gelegenheit; er vertrug sich mit seinen Nachbarn, den Avaren, und überließ ihnen das Land, in welchem die Longobarden 42 Jahre lang gewohnt hatten. Dann lud er die Sachsen, alte Freunde seines Volkes, zur Heerfahrt ein; es kamen ihrer 20,000 mit Weib und Kind. Mit diesen vereinigt, zogen nun die Longobarden, von Alboin angeführt, im J. 568 gen Italien aus und gewannen zuerst das Land, welches von den Flüssen Isonzo, Tagliamento, Piave, Brenta und Etsch durchschnitten wird; darüber setzte Alboin einen Herzog. Dann eroberte er das Land von der Etsch bis zu den hohen Alpen Savoyens. Ueberall flohen die Römer in die festen Städte, nach Ravenna, wo der neue Statthalter des morgenländischen Kaisers Hof hielt, nach Rom und Genua. Pavia widerstand dem Alboin drei Jahre lang; als er Pavia's trotzige Mauern im J. 572 endlich gebrochen hatte, machte er es zur Hauptstadt des neuen Reiches, das er nach und nach bis an den Tiberfluß ausbreitete. So lag denn, wie Narses gedroht hatte, ein ungeheures Netz von deutschem Kriegsvolk über Italien. Doch nur drei Jahre freute sich Alboin des errungenen Besitzes. Denn als er einstmal ein herrliches Fest gab und dabei süßen Weines mehr als vonnöthen aus seinem beinernen Becher geschlürft, rief er im Uebermuth sein Weib Rosamunde und gebot ihr, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie trank gehorsam den Wein; aber als grimmiger Haß stieg er ihr zu Haupt, und mit dem Herzblut des Gatten, der ihr den Vater erschlagen, gedachte sie dessen Schädel wieder zu füllen. Und sie verführte Peredeo, einen Mann aus des Königs

Gefolgschaft, daß er ihre Blutrache vollstrecken mußte, und band eines Tages, da Alboin nach Tisch der Ruhe pflegte, sein Schwert fest an die Bettpfosten; dann führte sie den Peredeo in die Kammer. Wie nun Alboin vom Schlafe erwachte und den Mörder sah, griff er nach seinem guten Schwert, und, da er's in der Eile nicht losbinden konnte, wehrte er sich lange mit dem Schemel, bis er endlich erliegen mußte. Rosamunde aber entfloh, weil das Volk ob der Unthat schwer zürnte, mit Helmichis, des Königs Skilpor (d. i. Schildträger und Milchbruder), der ihr den bösen Rath gegeben, zu dem Statthalter nach Ravenna. Dieser, von ihrer Schönheit gereizt, überredete sie, den Helmichis zu tödten; dann wolle er die Herrschaft über Ravenna mit ihr theilen. Da reichte Rosamunde dem Helmichis Gift; er aber, als er entdeckte, daß er den Tod getrunken, zwang sie, die Neige zu leeren. So büßten sie beide die Schuld; darauf schickte der Statthalter Alboin's Tochter und den Peredeo an den Kaiserhof nach Konstantinopel.

Die Longobarden machten nun Kleph, einen tapferen Mann von edlem Stamme, zum König. Der breitete ihre Herrschaft in Mittelitalien aus, bis nach Benevent, und setzte dort einen Herzog über das Grenzland. Als Kleph nach achtzehn Monaten ermordet worden, vereinigten sich die mächtigen Herzoge, welche in den einzelnen Gebieten eine sehr selbständige Stellung einnahmen, 36 an der Zahl, nicht wieder zur Wahl eines Königs, sondern bemächtigten sich der königlichen Güter und beherrschten das Land von den großen Städten aus, nicht von Burgen, wie sonst die deutschen Fürsten pflegten. In dieser unruhigen Zeit bereitete sich ein neuer Zustand der bürgerlichen Gesellschaft Italiens vor. Denn viele vornehme Römer wurden von ihren Gütern vertrieben oder ermordet; die große Menge der freien Bauern, Pächter und kleinen Grundeigenthümer wurde zinspflichtig gemacht und den longobardischen Lehnsmännern (d. h. den Kriegern, die den Herzogen folgten und von ihnen dafür mit Grundstücken beliehen wurden) in der Weise zugetheilt, daß sie an jene den dritten Theil ihrer Ernten entrichten mußten. Dieses Verhältniß wurde allmählich bei dem Mangel fester Gesetze sehr hart und ging selbst in Sklaverei über.

Zehn Jahre lang hatte die Vielherrschaft der Herzoge gedauert, da machte sich doch wieder das Bedürfniß einer einheitlichen Anführung und Königsherrschaft geltend, indem der innere Zwiespalt den Angriffsplänen des morgenländischen Kaisers, der noch die Küstenstriche und den Süden Italiens besaß, sowie der gefährlichen Macht der Frankenkönige Vorschub zu leisten drohte. In richtiger Erkenntniß der Gefahr und in löblicher Selbstverleugnung gaben die einzelnen Herzoge wieder einen Theil ihrer Einkünfte zurück, um einen neu erwählten König, Authari, den Sohn Kleph's, einen schönen, tapferen und klugen Mann, damit auszustatten (585). Dieser ordnete nun wieder Recht und Besitz, sicherte die Grenzen und suchte zu den Franken in ein freundlicheres Verhältniß zu treten, und zwar vermittelst der Baiern. Dieser Volksstamm hielt seit dem Untergange der Ostgothen zum Reich der Franken; doch war er ihm deswegen nicht zinsbar, sondern blieb selbständig und wurde von eigenen Fürsten aus dem uralten Geschlecht der Agilolfinger beherrscht. Damals war Garibald Herzog der Baiern; der hatte von seiner Gemahlin, einer fränkischen Königswitwe, eine Stieftochter Namens Theodelinde. Um diese warb nun

Anthari und Theodelinde.

König Authari durch Gesandte, und Garibald sagte sie ihm zu. Da kam Authari selber, den Baiern unbekannt, als sein eigener Botschafter zu Garibald und bat um die Gunst, die Braut zu erschauen, damit er ihre Gestalt und ihr Antlitz dem Könige daheim beschreiben könne. Als er sie nun erblickte, überwältigte ihn ihre Schönheit, und er bat um einen Becher Weins aus ihrer weißen Hand. Die Fürstentochter kredenzte ihm denselben, und da berührte er, wie er ihn ihr zurückgab, ihre Finger und Wangen. Darüber erschrak die Jungfrau vor Scham und erzählte es heimlich ihrer Amme; die aber sagte ihr tröstend: „Gewiß ist's dein Bräutigam selbst; denn kein Geringerer hätte solches gewagt, und fürwahr, der dich berührte, ist wohl werth, ein König und dein Gatte zu sein." Wie nun Authari mit den Seinigen wieder vom Hofe fortzog, gaben ihm die Baiern bis zur Grenze des Landes das Geleite; da erhob sich Authari auf seinem Roß, warf seine Streitaxt in den nächsten Baum, daß sie darin haften blieb, und rief: „Solche Würfe thut Authari." Daraus erkannten jetzt die Baiern, daß er selbst der König war. Bald darauf erhoben die Franken wiederum Krieg gegen die Longobarden, und Garibald mußte jenen als Bundesgenosse beistehen; da entfloh Theodelinde mit ihrem Bruder zu dem Mann ihres Herzens, und er hielt stattliche Hochzeit mit ihr auf dem Sardisfeld bei Verona.

Nicht lange freuten sich beide ihres Glückes; denn Authari ward (591) in Pavia vergiftet. Seine Wittwe hielten die Longobarden so hoch in Ehren, daß sie keine andere zur Königin haben wollten, und baten sie, aus den Edlen einen Gatten zu erwählen; dem wollten sie dann gehorchen. Sie erkor (592) Agilulf und waltete mit ihm zum Segen des Volkes. Da wurden die alten Feindschaften mit den Franken und mit den Avaren friedlich ausgetragen; es ergaben sich viele feste Städte in Italien, die bisher noch widerstanden hatten, und das Volk legte den arianischen Glauben ab und nahm den römisch-katholischen an; dies war das Werk Theodelindens, die in diesem Glauben erzogen war. Und als sie das Zeitliche gesegnet, ehrte das Volk immer noch ihr Gedächtniß. Zwar vertrieb es ihren Sohn, weil dieser tyrannisch regieren wollte; dafür aber erhob es den Gemahl ihrer Tochter Gundeberg auf den Thron und nach dessen Tode (636) den Rothari, welchen Gundeberg auf dem Todbette empfohlen hatte. Dieser eroberte die Meeresküste von Genua bis Toskana hin und ließ die alten Gesetze des Volkes niederschreiben. Vorzüglich befestigte er dadurch das Ansehen und die Macht der Königsherrschaft.

Nach seinem Tode und dem seines Sohnes erkoren die Longobarden Theodelindens Neffen Aribert, der bei seinem Tode die Theilung des Reiches unter seine beiden Söhne verfügte. Dadurch entbrannte Zwietracht, und die mächtigen Herzoge schürten die Flamme. Nicht lange stand es an, so wurde Gundebert, der eine König, von Grimoald, dem Herzog von Benevent, meuchlings ermordet; Bertari, der andere König, entfloh, und Grimoald war nun (665) Alleinherrscher aller Longobarden. Damals dehnten die Herzoge ihre Macht immer weiter aus und trotzten darauf, daß Grimoald ihnen die Krone verdanke. Die Bischöfe zu Rom hingegen, deren Ansehen so hoch gestiegen war, daß sie als die sichtbaren Oberhäupter der ganzen christlichen Kirche und als heilige Stellvertreter Jesu Christi selbst geehrt wurden, sahen

allgemach mit Eifersucht auf die Longobarden, weil diese nach der Herrschaft von ganz Italien trachteten, und suchten auf jede Weise die Einigung des ganzen Landes unter einem mächtigen Scepter zu hindern. Nach Grimoald's Tode (671) kehrte König Bertari aus der Verbannung zurück und regierte gemeinschaftlich mit seinem Sohne; beide hatten viele Kämpfe mit den aufsässigen Herzogen zu bestehen; Bertari's Neffe aber und sein Sohn Aribert II. begannen blutige Fehden gegen dessen Geschlecht und wütheten grausam gegen alle Anhänger desselben. Da entfloh Ansbrand, der einer von den treuesten war, mit seinem Sohne Liutbrand vor Aribert II. ins Baierland und kehrte später mit baierischer Hülfsmacht zurück. Wie nun der Tyrann besorgte, daß er nirgends mehr Sicherheit finden könne, beschloß er, zu den Franken zu flüchten; darum nahm er in der Eile soviel Gold, als er schleppen konnte, mit sich und wollte den Fluß Ticino durchschwimmen; aber das Gewicht des Schatzes zog ihn in den Grund der Fluthen hinab, daß er ertrank. Nun ergriff Ansbrand und drei Monate nach ihm (713) sein Sohn Liutbrand die Herrschaft. Der war ein trefflicher Held und durchschaute klar alle Gebrechen des Reiches. Nicht mehr als Deutsche — das sah er ein — konnten sich die Longobarden in Italien erhalten; darum mußten sie völlig das werden, wozu sie die Zeit auf dem Boden, den sie bewohnten, allmählich gemacht hatte, nämlich Italiener; in diesem Geiste gab er ihnen Gesetze, und ganz Italien wollte er in ein neues Reich wieder vereinigen.

Ueber die wachsende Macht des Longobardenkönigs waren aber die römischen Bischöfe — die Päpste — nicht wenig erschrocken; sie fürchteten für ihren eigenen Einfluß. Sie sahen sich nach Hülfe gegen den gewaltigen Nachbar um und suchten deshalb die Franken, zuerst als geneigte Vermittler, dann als Beschützer, in den Streit zu ziehen, der zwischen den beiden Hauptmächten Italiens, dem Longobardenreich und dem römischen Bisthum, jetzt ausbrach. Dieser begann schon unter Liutbrand. Papst Gregor III. eröffnete den Kampf, indem er einige unruhige Herzoge gegen den König unterstützte und, als dieser siegreich ihn selber angriff, fränkische Vermittelung anrief, die auch wirklich Rom's Besetzung durch die Longobarden hinderte. Als Liutbrand 744 starb, hinterließ er so das Reich zwar im blühendsten Zustande, aber schon gefährdet durch die Annäherung der Franken und den Haß der Päpste.

Während dieser Zeit war in Spanien das alte Geschlecht der westgothischen Könige ausgestorben, und die Kaiser zu Konstantinopel hatten die Zwistigkeiten der Fürsten in jenem Lande benutzt, um sich dasselbe wieder zu unterwerfen. Die Zerstörung des Vandalenreiches in Afrika und die Vertilgung des ostgothischen Volkes gaben ihnen neuen Muth dazu. Bald hatten sie sich wirklich des Küstenlandes im Süden bemeistert, und nun versuchten sie, auch ins Innere vorzudringen. Aber Leovigild, welcher damals König der Westgothen war, that ihnen mit Macht Einhalt und stellte sich auch dem Freiheitstrotz des Bergvolkes von Aragon, Biscaya und Navarra muthig entgegen. Der gefährlichste Gegner jedoch, den er lange zu bekämpfen hatte, war der Glaubenshaß. Er selbst war nämlich Arianer; sein ältester Sohn Hermenegild aber wurde, durch seine Gattin und den Bischof von Sevilla bewogen, Katholik und verbündete sich nun mit den katholischen Oströmern und Sueven gegen den Vater. Dieser überwand jedoch ihn und seine Bundesgenossen, ließ den

ersteren, welcher von seinem Glauben nicht abtrünnig werden wollte, hinrichten, und verschmolz endlich das Reich der Sueven mit dem seinigen. Dennoch hatte die katholische Lehre im Stillen schon so feste Wurzeln geschlagen, daß nach seinem Tode sein zweiter Sohn Reccared, sowie fast alles Volk und sogar die meisten arianischen Bischöfe katholisch wurden. Von da an (vom J. 590) sind die Fürsten und das Volk in Spanien diesem Glauben zu allen Zeiten treu geblieben, haben ihn, wo sie konnten, mit Feuer und Schwert ausgebreitet und jeden Andersgläubigen als Feind Gottes gehaßt und verfolgt. Das Volk aber hat damals allmählich die deutsche Art und Sitte verloren, die deutsche Sprache ganz und gar vergessen und eine neue geredet, die sich aus der römischen gebildet; zu gleicher Zeit ist die Macht der Könige durch die Großen des Reiches und durch die Geistlichen immer mehr beschränkt worden. Siebzehn Könige haben von Reccared an geherrscht; der letzte war Roderich, welcher 710 den Thron bestieg. Gegen diesen erhoben sich die Söhne seines Vorgängers aus Zorn, daß nicht ihnen die Herrschaft zu Theil geworden, mit ihrem Oheim, dem Erzbischof von Sevilla und mit dem Grafen Julian, dessen Tochter Roderich verführt hatte; um an dem König Rache nehmen zu können, verriethen sie ihr Volk. — Damals herrschten in Afrika die Araber, ein kräftiges, schöngebildetes, ritterliches Volk, voll Sinn auch für die Wissenschaften, bald Meister im Dichten und Bauen, schwärmerisch begeistert für ihren Glauben und unwiderstehlich im Kriege. Vor hundert Jahren, da sie noch in ihrem Vaterlande saßen, hatte ihnen der weise und heldenmüthige Prophet Mohammed die Lehre verkündigt: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Gesandter!“ Darauf waren sie in die Länder gezogen, um in heiligen Kriegen ihren Glauben, welcher Islam, das ist: Unterwerfung, heißt, über die Erde zu breiten. So waren viele Scharen von ihnen auch nach Afrika gekommen und hatten es wie im Sturm erobert. Von dort her lud sie nun Graf Julian ein, daß sie nach Spanien hinüber kämen und ihn rächten. Da schifften sie schnell über die schmale Meerenge, welche dies Land von Afrika trennt, und fanden das Volk in Frieden und Reichthum, die Felder und Berge voll Segen. Bei Xeres de la Frontera führte ihnen König Roderich hunderttausend wohlgerüstete Kriegsmänner entgegen; viel geringer war die Macht der Araber; dennoch errangen die Söhne der Wüste durch ihre Begeisterung und durch die Verrätherei der Verschwornen den Sieg. Acht Tage lang (vom 19. bis zum 26. Juli des Jahres 711) dauerte die Schlacht; Roderich floh und fand in den Wassern des Stromes Guadalquivir den Tod. Dieser Sieg hat das Schicksal Spanien's entschieden; denn die Araber benutzten ihn mit Klugheit und Glück und ergossen sich weithin über alle Provinzen. Die Christen, welche der lange Frieden schwach und die ungeheure Niederlage muthlos gemacht hatte, unterwarfen sich willig; nur zwei Städte, Sevilla und Merida, widerstanden länger, und nur eine kleine Schar von Glaubenshelden trotzte unbezwinglich in den Gebirgen der Landschaft Asturien den neuen Herren Spaniens und erhielt nach dem Untergange des westgothischen Reiches das Andenken seiner vergangenen Herrlichkeit. Die Araber aber sahen in ihrem Glück den Willen Gottes, daß sie bestimmt seien, alle Völker des Abendlandes mit dem Säbel in der Faust zum Islam zu bekehren; und so stiegen sie in nordöstlicher Richtung über die hohen Berge der

Pyrenäen, welche Gott wie eine ungeheure Grenzmauer zwischen Spanien und Frankreich auferbaut hat.

Während sich diese Gefahr gegen die Franken vom Süden heranwälzte, standen im Osten an den Grenzen der Baiern die Avaren; sie hatten sich von der Donau bis in Böhmen, Mähren und die Lausitz hinein, in Oesterreich und Ungarn, bis nach Friaul ausgebreitet. Ihnen zunächst stand ein anderes fremdes Volk, die Slaven, in großen Stämmen vertheilt, von denen die Wenden an der Ostsee wohnten, die Sorben zwischen der Elbe und Saale, die Czechen in Böhmen, die Krainer in Krain und Kärnten. So war die neue Bildung, welche sich bald in Deutschland entwickeln sollte, im Osten von zwei Enden her bedroht.

Im Norden trotzten den christlichen Franken, welche ihr Reich unablässig über alle andern deutschen Völker auszudehnen strebten, die Sachsen, welche noch treu an den Göttern und eben so fest an der Freiheit ihrer Väter hingen, und die Friesen, welche mit Stürmen und Meereswellen um die Scholle stritten, auf der sie frei sein wollten, wie ihre Väter gewesen. Beide trugen so unversöhnlichen Haß gegen alles, was fränkisch hieß (weil es ihnen Knechtschaft drohte), wie einst die Cherusker gegen das Wesen und Walten der Römer, und noch viele Jahrhunderte nachher war dieser Haß der Sachsen und Friesen nicht erkaltet, noch ihre Freiheitsliebe erloschen.

Dies war also die Lage der deutschen Völker in jener Zeit, da aus den Trümmern der alten Welt eine neue auferbaut werden sollte. Alle zusammen hatten dem wankenden Gebäude den letzten Stoß gegeben; nun, da es ganz zusammengestürzt war, hatte beim Aufbau der neuen Ordnung jedes von ihnen seinen angewiesenen Platz und wirkte eifrig, nach dem Plane des großen Meisters, eins dem andern in die Hände, ohne es zu wissen. Da standen die Longobarden in Italien gleichsam als wachsame Grenzhüter der deutschen Freiheit gegen die römische Kirche, welche durch die unsichtbare Macht über die Gewissen allmählich auch die weltliche Gewalt zu erringen drohte. Eben so erbittert kämpften die Sachsen, damit die alte Freiheit nicht erlösche, gegen die Franken; diese aber waren darauf angewiesen, alle deutschen Völker allmählich in ein einziges großes Reich zu vereinigen, das mit der Zeit selbständig gegen alle äußeren Feinde würde, und so wehrten die Franken als Vorkämpfer der übrigen deutschen Völker die Angriffe der Araber auf der einen, und die der Avaren auf der anderen Seite ab, von denen die ersten dem Abendland einen fremden Glauben, die zweiten die Barbarei Asiens aufdrängen wollten. In diesen Kämpfen wurde der deutsche Charakter tüchtig gestählt.

Bedeutungsvoll ist es, daß, bald nachdem die neuen germanischen Staaten gegründet worden, auch die alten Volksrechte, die bis dahin lediglich im Volksbewußtsein lebten, niedergeschrieben wurden (in lateinischer Sprache), — ein kostbarer Schatz zur tieferen Kenntniß der alten Volkswesen. Das älteste geschriebene germanische Volksrecht ist das westgothische; ihm kommt zunächst an Alter das der salischen Franken (die lex salica), dann das burgundische und so fort.

15.

Das Christenthum bei den Deutschen. Die fränkischen Hausmeier.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Schiller.

Die Lehre Jesu Christi ward damals nicht mehr so lauter gepredigt wie in den Tagen der Jünger und Apostel des Herrn, weil die Menschen mit der Zeit über die einfache göttliche Wahrheit des Evangeliums viel grübelten, sie spitzfindig deuteten und mancherlei weltliche Satzungen dazu thaten. Denn als das Christenthum im römischen Reiche die herrschende Religion geworden war, nahm es viel von dem Wesen des entarteten Römerthums an. Besonders im Orient geschah dies. Da bildete sich nach dem Muster der kaiserlichen Beamtenhierarchie und des byzantinischen Ceremoniels auch in der christlichen Kirche eine Stufenleiter geistlicher Würdenträger und ein pomphafter, mit glänzenden Aeußerlichkeiten beladener Gottesdienst aus. Wie die Heiden früher auf das Opfer das allergrößte Gewicht gelegt hatten, so wurde nun auch von der christlichen Priesterschaft Werkheiligkeit gelehrt, und im Gegensatz zur römischen Sittenlosigkeit und Genußsucht traten nun Viele mit der übertriebensten Entsagung aller Sinnenlust auf. Sie warfen, im Ekel oder Ueberdruß an allem Irdischen und um sich bei Gott ein besonderes Verdienst zu erwerben, alle Güter dieser Welt von sich und flüchteten in Einöden, tödteten durch Fasten, Kasteiungen, Armuth, Keuschheit und Demuth die Begierden des Fleisches, wandten sich mit innigster Ergebung einzig dem Himmel zu und hofften durch eifriges Gebet für die Sünden der Weltkinder Gottes Erbarmen und Lohn zu erlangen. Solche Einsiedler (oder Eremiten) gab es zuerst in Aegypten, wo immer Schwermuth ein Zug des Volkscharakters war. Andere thaten sich — ebenfalls in Aegypten — zusammen und übten jenes alles gemeinsam. Ihre gottgeweihten Häuser hießen Klöster, sie selbst Mönche und Nonnen. Vom Morgenlande verbreitete sich dies Schwärmerwesen ins Abendland, wo zuerst durch Benedikt von Nursia, der (528) in Italien auf dem Monte Kasino ein Kloster gründete, ein eigentlicher Mönchsorden gestiftet wurde.

Auch die Weltgeistlichen, die Priester und Bischöfe, lehrten die vollständige Sündhaftigkeit alles Fleisches (durch die Erbsünde); keine weltliche Macht schütze vor den Nachstellungen des Teufels; nur die heilige Kirche Jesu Christi vermöge dies, und wer ihren Lehren und Befehlen widerstrebe, der sei dem gewaltigen höllischen Widersacher verfallen und auf ewig verdammt. So trat die geistliche Gewalt der bloß irdischen gegenüber. Zu einer Macht wurde die Geistlichkeit hauptsächlich als Verwalterin der göttlichen Gnadenmittel und als Beherrscherin der Gewissen durch die Beichte, einen Theil des Gottesdienstes, der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts allgemein und bald geheim wurde (Ohrenbeichte), doch auch durch viele Vorrechte, welche die Kaiser ihr zuertheilten.

Auf diese Weise erlangten nicht bloß die Mönche den Ruf der Heiligkeit, sondern auch die Geistlichkeit überhaupt sonderte sich als eine auserwählte

Schar reiner und geweihter Wesen, welche Gottes geheimnißvolle Gaben (im Meßopfer, in der Beichte, im Abendmahl) auszuspenden hätten, als geschlossener Stand immer schärfer aus der großen Gemeinschaft der Laien ab und erhielt mit der Zeit eine eigene Verfassung für sich, wie ein mächtiger Staat. Dazu halfen besonders die eifrigen und klugen Bemühungen der Päpste.

Unter den Bischöfen hatten sehr bald die von Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Konstantinopel und Rom vor ihren Mitbrüdern Vorrang und höheres Ansehen erhalten, weil sie in den wichtigsten Städten oder in den ältesten Gemeinden saßen. Diese Bischöfe nannte man Metropoliten (Bischöfe einer Hauptgemeinde), auch Patriarchen. Im Orient erhielt unter allen wieder der Patriarch von Konstantinopel den obersten Rang. Das Abendland dagegen verehrte als höchsten Bischof den von Rom, der dann Papst genannt wurde. Die Päpste begründeten ihren Vorrang durch die Behauptung, daß sie die Nachfolger des Apostels Petrus seien, welcher die römische Kirche gegründet, und welchen Christus in den Worten „du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen" zum Haupte der ganzen christlichen Kirche bestellt habe. Ihm sei auch von Christo die Gewalt, zu lösen und zu binden, gegeben, und so sei Petrus und dessen Nachfolger, der Papst zu Rom, Christi Statthalter auf Erden. Mehr Gewicht als durch diese Ansprüche erhielt aber der Papst durch den Umstand, daß die römische Kirchengemeinde bei weitem die größte und mächtigste wurde; denn von ihr, als der Mutterkirche, ging die Bekehrung der streitbaren Völker des Abendlandes, der Germanen, aus.

Die germanischen Stämme, die ins Römerreich brachen, empfingen Anfangs das Evangelium meistentheils von arianischen Geistlichen; so waren denn Gothen, Longobarden, Vandalen zuerst arianische Ketzer. Den Bemühungen der römischen Geistlichen gelang es aber allmählich, diejenigen unter ihnen, welche nicht mit ihren neuen Reichen wieder untergingen, zum katholischen Glauben zu bekehren. Die übrigen deutschen Völker auf römischem Boden, Burgunder, Franken, Angelsachsen, wurden von Hause aus dem römischen Bekenntnisse zugeführt; und so drang denn das Christenthum und mit demselben das Ansehen des Papstes in das Herz der germanischen Welt ein, zwar in langsamem Fortschritte, aber mit desto nachhaltigerer Wirkung.

Noch im achten Jahrhundert wurzelte im Innern Deutschlands größtentheils das alte Heidenthum der Väter, wiewohl das Volk in den Städten am Rhein schon lange an Christum glaubte, und eifrige Mönche das Evangelium auch nach Schwaben und Baiern, sowie in die Thäler der Schweiz und Tirols gebracht hatten. Die Hessen und Thüringer hielten noch fest am Glauben ihrer Väter und horchten noch immer in frommer Treue auf das Rauschen ihrer heiligen Eichen; die Sachsen haßten und verabscheuten sogar das Christenthum; denn ihre Edlen und Freien besorgten, daß die alte Freiheit und Verfassung untergehen würde, sobald der neue Glaube und dessen Priester ins Land herein kämen. Sie wollten den Männern nicht trauen, die ihnen den Gott der Franken brachten; denn derselbe mache sie zu fränkischen Knechten. Und so widerstanden alle Stände bei den Sachsen, wie auch bei den Friesen, hartnäckig dem neuen Glauben.

Aber unter den Sachsen, welche Britannien besaßen, und noch mehr in dem celtischen Irland, hatte das Christenthum Wurzel gefaßt und trieb schöne Keime und Blüthen. Und gottbegeisterte Männer

kamen, zuerst von Irland, dann auch von England, herüber, um die Lehre Jesu zu verkündigen. Die Sachsen und Friesen wollten nichts davon hören, sondern verhöhnten, mißhandelten und vertrieben die Bekehrer; so wanderten diese in andere deutsche Landschaften, wo Heidenthum war, und trugen die Fackel des Evangeliums von Gau zu Gau. Kein Wald war ihnen zu wild, kein Herz zu trotzig; sie machten das verödete Land urbar und die rauhen Sitten mild, und statt der uralten Freiheit, die nur durch blutige Fehden erhalten worden war, verkündigten sie eine neue, christliche Freiheit, welche den Herrn wie den Knecht vor dem Stuhl der göttlichen Gnade gleichstellte. Auch von der jungfräulichen Mutter des Heilands erzählten sie, die jetzt in ewiger Holdseligkeit als Königin des Himmels throne und allen Kreaturen bei ihrem Sohne eine barmherzige Fürsprecherin sei; das stimmte zum Sinne der Deutschen, die ja von Alters her in den Frauen etwas Heiliges verehrt hatten. Auch von dem Heldenmuth der Heiligen Gottes brachten sie Kunde, wie diese den Foltern und dem Tode getrotzt hatten, und von den Wundern, welche dieselben bei Lebzeiten und nach dem Tode gewirkt. Zugleich berichteten sie von dem heiligen Vater zu Rom, der die Macht habe, alle Sünden hinwegzunehmen, und der die Schlüssel des Himmelreiches in der Hand halte. In dies Himmelreich — so lehrten jene frommen Männer weiter — gingen alle Christen ein, die bis in den Tod dem rechten Glauben, wie ihn der heilige Vater bewahrte, getreu geblieben, und dies Reich sei weit schöner und herrlicher als Walhalla. Da besannen sich die heidnischen Deutschen, wie schon in ihren uralten deutschen Liedern geweissagt worden sei, daß Walhalla mit allen Göttern einst untergehen und Allvater einen neuen Himmel aufthun werde; und sie wurden gläubig und ließen sich taufen.

Bei den Allemannen predigten Kolumban und Gallus, bei den Thüringern Kilian, bei den Baiern Ruprecht und Emmeram, bei den Friesen Willibrord das Evangelium. Der eifrigste aber von allen jenen frommen Männern, welche das Christenthum in Deutschland ausbreiteten, ist der angelsächsische Mönch Winfried gewesen. Er war zu Kirton ums Jahr 680 geboren und wurde später Bonifacius, d. i. Wohlthäter, genannt; noch bis zum heutigen Tag heißt er der „Apostel Deutschlands". Dieser hat besonders in Hessen und Thüringen gepredigt, gar viele getauft und allenthalben unermüdlich die heidnischen Formen und Bräuche ausgetilgt. So kam er einstmals auch nach Geismar in Hessen, wo eine mächtige, weit schattende Eiche stand, die seit uralten Zeiten dem Donnergotte Wodan heilig gewesen; zu diesem Baum wallfahrteten nicht bloß die Heiden, sondern auch die neubekehrten Christen noch immer gern; denn er war ihnen lieb als Vermächtniß ihrer Väter, und sie brachten darunter ihren Göttern Opfer und erforschten die Zukunft. Wie nun die Heiden in großer Menge dort versammelt waren, trat Bonifacius unerschrocken mitten unter sie und schlug im Namen Jesu Christi die Axt in die Eiche. Da erwarteten Alle, daß der Donnerer seinen heiligen Baum beschützen und die Frevler zerschmettern werde. Aber Bonifacius und seine frommen Genossen blieben unversehrt, und die Eiche stürzte, in vier Theile zerspalten, zu Boden. Jetzt ergriff alle Heiden ehrfürchtiges Grausen vor der Macht des Christengottes, und ihr alter Glaube zerfiel gleich der Eiche. Aus dem Holze derselben aber erbaute Bonifacius

ein Kirchlein zu Ehren des Apostelfürsten Petrus. Noch gar viele Kirchen und Klöster hat er in Hessen und Thüringen gestiftet, und auch vier Bisthümer eingesetzt. Sein Werk unterwarf er dem Papste; diesem hatte er einst zu Rom am Grabe des heiligen Petrus Treue geschworen und hielt sie sein ganzes Leben lang. Darum begnügte er sich nicht bloß damit, daß er das Heidenthum ausrottete, sondern er untersuchte als Erzbischof von ganz Deutschland (dazu hatte ihn der Papst im Jahre 731 gemacht) in jenen Gegenden, wo das Christenthum schon länger heimisch geworden war, wie z. B. in Baiern, die Glaubenssätze der Priester, ob diese mit den Lehren der römischen Kirche völlig übereinstimmten; wo er nun fand, daß die Priester davon abwichen, hielt er strenges Gericht über sie und entsetzte sie, als Ketzer, ihrer Würden. So brachte er es mit der Zeit dahin, daß unsere Väter, sowie das Heidenthum bei ihnen ausgetilgt ward, zu gleicher Zeit auch von der römischen Kirche abhängig wurden.

Während nun die deutschen Völkerschaften durch solche Unterwürfigkeit allmählich zur Einheit im Glauben kamen, ließen die Franken nicht ab, die alte Selbständigkeit der einzelnen anzugreifen und unter das Joch ihres großen Reiches zu beugen. Nur auf diese gewaltsame Weise konnten die Deutschen damals auch zu einer Einigung ihrer Kräfte gebracht werden, und nur die unumschränkte Herrschaft eines einzigen kühnen und klugen Mannes konnte die Einigung für die Dauer erhalten. Die Freiheit der einzelnen Völkerschaften mußte leider zu Grunde gehen, damit die Bruderkriege aufhörten, durch welche sich sonst alle aufrieben, damit aus dem Untergang sich ein edleres neues Leben entfalten konnte. Ein starkes deutsches Reich mußte zuerst entstehen, damit ein einiges deutsches Volk darin reif werden konnte für eine andere Freiheit, als die einfache der Väter in ihren wilden Thalschluchten und finstern Wäldern gewesen war, damit es reif werden konnte für die Erkenntniß und den Genuß jener erhabenen Freiheit, die, so fest wie der Himmel auf der Erde, auf dem Bewußtsein ruht: daß alle Menschen eines gleichen Ursprungs, nämlich des göttlichen, und also auch gleich in ihren ewigen Rechten sind.

Die Zusammenfassung der deutschen Völker zu einem Reiche und einem Volke ist das Werk der Franken gewesen, die es mit dem Schwerte und dem Kreuze vollbracht haben. Wie aber das gesammte Frankenreich längst auf der germanischen Kraft der deutsch gebliebenen Franken (Rheinfranken) beruhte, so ist auch seine Ausbreitung über Deutschland durch diesen Stamm geschehen.

Die Macht der merowingischen Könige war durch Mord, Treulosigkeit und Wollüste gebrochen; es war ein entnervtes Geschlecht, welches seit Chlotar II. den Thron inne hatte. Und das Beispiel der Könige und des Hofes vergiftete auch die Sitten des ganzen Stammes der Salfranken; sie waren bald kaum weniger entartet als die Gallier. Die römischen Provinzialen in Neustrien und Burgund theilten den germanischen Einwanderern mit ihrer Verfeinerung auch ihre sittliche Verderbniß mit, wie sie ihrerseits von jenen mit neuer Ermannung auch die Untugenden der Streitsucht und des Jähzorns annahmen. Während sich so in den romanischen Ländern aus Besiegten und Siegern ein neues Volk bildete, in dessen Charakter germanische Kraft mit römischer Sitten-

losigkeit und Förmlichkeit und celtischem Leichtsinn verschmolzen war, blieb in Austrasien das Germanenthum, nur gemildert durch den Christenglauben, in alter Sittenstrenge, Zucht und Ernst bestehen. Hier, in den Ripuariern, saß die Kernkraft des Frankenvolks; hier hatte sich auch die deutsche Freiheit erhalten, während im übrigen Reiche die Bischöfe und Edlen eigennützig den Verfall des Königthums und die haltlose Zerfahrenheit der Einwanderer zu ihrer eigenen Erhöhung ausbeuteten.

Von Austrasien, von den Rheinfranken ging denn auch die Erneuerung der verkommenen Verhältnisse des Reiches aus. An die Stelle des verfaulenden Stammes der Merowinger trat der junge frische Stamm der Pipine.

Auf Chlotar II. folgten Könige, die an Geist und Körper unmündig waren. An Stelle dieser Schattenfürsten herrschten nun die Hausmeier. Zuerst nur königliche Haus- und Hofmeister, Aufseher der königlichen Güter, schwangen sich diese Beamten, schon unter Chlotar II., zu allmächtigen ersten Ministern auf. Es gab ihrer drei: je einen in Neustrien, Burgund, Austrasien, den drei Theilen des Reiches. Sie regierten diese Provinzen wie Könige; der Merowinger auf dem Reichsthron hatte wenig zu sagen. Die Hausmeier von Neustrien und von Burgund wurden von den weltlichen und geistlichen Großen dieser Länder gewählt und mußten dafür diese geringeren Würdenträger in ihren Aemtern lassen und schützen; oft aber waren Adel und Hausmeier hier auch im wildesten Kampfe um die Herrschaft. In Austrasien gab es keinen so reichen Adel wie im romanischen Gallien; hier war der Stand der Freien, das wehrhafte Volk noch zahlreich und mächtig. Es ordnete noch selbst seine Angelegenheiten, und in dem Hausmeier sah es seinen Herzog. Hier kam das Hausmeieramt in die Hand einer und zwar der geachtetsten Familie, des Geschlechtes der Pipine, dessen Stammvater Pipin von Landen, ein tapferer, kluger und gerechter Mann aus Rheinfranken, Hausmeier war zur Zeit des Königs Dagobert, des Sohnes Chlotar's II. (um 630). Dieser Pipin hatte von seiner Tochter einen Enkel, welcher auch Pipin hieß und von Heristall (seiner Burg, unweit Lüttich) den Zunamen führte. Der wackere Sinn und die Kraft seines Großvaters waren auf ihn vererbt; darum erhielt er auch von den Austrasiern dessen Würde. Damals herrschte bei den Westfranken, durch das übermüthige Regiment der Hausmeier und die Verwilderung des Adels, Krieg und Verwirrung; in ihrer Noth riefen die Neustrier den tüchtigen Hausmeier von Austrasien zu Hülfe wider ihre Machthaber. Pipin von Heristall kam mit dem austrasischen Heerbann und traf den Hausmeier von Neustrien und Burgund an der Spitze seines Heeres beim Dorfe Testri an der Somme (westlich von dem Ardennenwald). Hier geschah zwischen beiden eine große Schlacht (Juni 687), in der Pipin vollständig siegte. Durch diesen Sieg gewann er nun auch die Hausmeierschaften über Neustrien und Burgund. Er gab diese Würden später an seine Söhne und stand so lange Jahre an der Spitze des ganzen Frankenreiches. Mit Kraft und Geschick regierte er dasselbe; die merowingischen Könige liehen dazu bloß den Namen. Die Grundlage seiner Macht in Gallien waren die großen königlichen Güter und Einkünfte; damit konnte er den Adel belohnen und so in seinen Dienst bringen. In Austrasien herrschte er mit Hülfe des Volkes, dessen Recht und Freiheit er schützte. Ueberhaupt suchte er im ganzen Reiche das germanische

Wesen emporzubringen, wie er denn die alten Märzversammlungen in Neustrien und Burgund erneute. In Austrasien waren sie nie abgekommen. Es waren hier Versammlungen der Freien, dort der Großen, um die Gesetze und Krieg und Frieden zu berathen. Auch stellte Pipin den allgemeinen Heerbann in Neustrien und Burgund wieder her, nur daß auch diese Einrichtung in den genannten Ländern mehr als in Austrasien in die Hand des Adels kam.

Nach Pipin's Tode rissen sich die Neustrier von den Austrasiern los und erwählten sich einen eigenen Hausmeier, der im Bunde mit den heidnischen Friesen die Rheinfranken angriff. In dieser Bedrängniß sammelten sich die Austrasier um Karl, den Sohn Pipin's von Heristall. Ihn hatte seine Stiefmutter zu Köln in Haft gehalten, um die erledigte Hausmeierschaft ihrem Enkel zu bewahren. Karl entfloh aber aus dem Kerker, trat an die Spitze seiner Freunde und stellte sich den Feinden entgegen. Obwohl er nicht sogleich den Sieg errang, verlor er doch nicht den Muth und schlug denn auch die Westfranken bald so völlig, daß ihr König bei dem Herzog von Aquitanien (dem Lande zwischen Loire und Pyrenäen, heute Guienne) Schutz suchen mußte. Doch Karl besiegte beide (719 bei Soissons), und auch die Neustrier und Burgunder erkannten ihn nun als ihren Hausmeier an. Jetzt Herr des gesammten Frankenreiches, wandte er seine Waffen gegen die Nachbarn. Durch viele siegreiche Feldzüge brachte er die Allemannen (welche um diese Zeit zuweilen schon Schwaben, d. h. Sueven, genannt wurden) und die Baiern wieder in Abhängigkeit von den Franken, und selbst die Friesen und Sachsen mußten sich ihm beugen und Tribut zahlen, wenn sie auch sonst ihre Freiheit behaupteten. Den größten Ruhm aber und unvergängliches Verdienst um die ganze Christenheit hat Karl, von seinen Siegen der Hammer (Martel) genannt, durch die Rettung des Abendlandes vor den Arabern sich erworben.

Damals waren die Araber nach Spaniens Bezwingung in ihrem Siegeslaufe bis an die Pyrenäen gekommen. Sie blieben an diesem Grenzwall nicht stehen. Bald brachen sie in Aquitanien ein, dessen Herzog Eudes erst gegen die Franken, dann gegen die Araber treulos gehandelt hatte. Nun zertrümmerten die Söhne der Wüste sein Heer und seine Macht und verwüsteten Frankreich weithin bis zur Loire; — da wehklagte das flüchtige Volk auf den Heerstraßen, zitterten die Bürger in den Städten; das ganze Abendland war bedroht von dem bisher unbesiegten Schwerte des Islam. Die Germanen retteten Europa. Mit seinen Landsleuten, den deutschen Rheinfranken, mit dem Aufgebot der Thüringer, Schwaben, Baiern und den Scharen des übrigen Frankreiches zog Karl zur Loire den Arabern entgegen. Zwischen den Städten Tours und Poitiers schlugen die Heere der Christen und Muhamedaner die Lager auf. Sieben Tage lang standen sie sich hier gegenüber; am achten endlich (es war an einem Samstage im Oktober 732) begannen die Araber die Schlacht. Mit jähem Ungestüm, siegvertrauend stürzten sie auf die Christen, rangen mit sehniger Kraft und heißem Muthe um den Sieg. Aber mauerfest standen die Deutschen; kaltblütig schlugen sie alle Angriffe der braunen, wilden Reiter ruhig ab; dann, nach zähem Ausdauern, rückten sie alles zerschmetternd vor und zerschlugen das gewaltige Heidenheer. Hunderttausende von Arabern sollen da gefallen sein.

So setzte Karl Martel dem Islam im Abendlande die Grenze; in allen

christlichen Ländern ward darum sein Name hoch gepriesen. Sein Ruhm erhöhte noch seine Macht im Reiche; seine Landsleute, die Ostfranken, ehrten ihn schon ganz als ihren Fürsten; die Westfranken beherrschte er noch mit dem Schattenspiel ihrer Könige. Denn um die Eifersucht der Großen, die er schon dadurch reizte, daß er das Volk gegen ihre Bedrückungen schirmte und so immer fester an sich band, nicht noch mehr herauszufordern, ließ er dem ohnmächtigen Könige seine leere Würde. Dieser besaß außer dem Titel nichts; auf einem öden Meierhof lebte er stumpfsinnig in den niedrigsten Lüsten dahin, von der Welt verachtet und vergessen. Denn das Volk sah den König nur bei der Heerschau, wo, anstatt der alten Volksversammlungen, jetzt alle Stände der Franken zusammenkamen, und wo die geistlichen und weltlichen Großen allein, statt des ganzen Volkes, ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Hausmeiers gaben. Dahin kam nun der König auf einem von Ochsen gezogenen Wagen gefahren*); ein Knecht ging nach Bauernsitte nebenher und trieb das Gespann. Und wenn der König sich dann auf den Thron setzte, sah er, umwallt von seinen langen Haaren (dem alten Zeichen der Königswürde), blöde wie ein Kind um sich und sprach einige Worte, die man ihm gelehrt hatte. Neben einem solchen König nun, der gebeugt und furchtsam saß, sah das Volk den Hausmeier, aufrecht, das Schwert in der Faust, eine gewaltige Kriegergestalt. So lernte das kriegslustige Volk seinen unwürdigen König immer mehr verachten. Aber auch seine eigene Verfassung war unvermerkt völlig umgewandelt worden. Selbst die Freiheit der Gerichte schwand, seit die Gaugrafen, welche dabei über die Rechtsbürgen („Rachinburgen" hießen sie) oder Geschworenen den Vorsitz führten, königliche Beamte waren; daneben gab es auch „Sagibaronen", d. i. Gesetzerklärer; freilich bestand noch das uraltdeutsche Wergeld, aber nach strengerer Abschätzung der verschiedenen Stände, die sich immer schroffer gegenüber traten. Der Freien wurden, zumal in Westfranken, immer weniger; denn viele aus ihnen, die arm waren, boten ihr Allod der Kirche oder den Mächtigen und empfingen es als Lehen zurück. Durch diese Ausbildung des Lehnswesens konnte Karl das Kriegswesen leichter überblicken und die Zügel seiner Macht straffer anziehen.

Denn die Freien, die jetzt anfingen, bei großen Herren als deren Lehns- oder Gefolgsleute in Dienst zu treten, bildeten nun eine Kriegerschar, welche mit ihren Führern dem reichen Hausmeier jederzeit zu Gebote stand, während der Heerbann doch erst nach allgemeinen Reichsbeschlüssen und weit langsamer ins Feld gebracht werden konnte.

Als Karl der Hammer fühlte, daß seine Kraft abnehme, und daß seine Sterbestunde herannahe, rief er die Großen zusammen und theilte mit ihrer Zustimmung das Reich, als wär' es sein Eigen, unter seine drei Söhne. Dem ältesten, Karlmann, gab er das Stammland Austrasien, nämlich Rheinfranken mit den deutschen Ländern Schwaben und Thüringen, dem jüngeren, Pipin, Westfranken oder Neustrien mit Burgund und der Provence, seinem jüngsten Sohne Grippo (aus einer zweiten Ehe) einiges Land, das zwischen jenen beiden in der Mitte lag.

*) Wie nach altem Gebrauche der Priester.

Diese Theilung veranlaßte viel Streit. Denn nach Karl's Tode (741) wollten die beiden ältesten Söhne ihren Stiefbruder an dem Reiche nicht miterben lassen, und es entstand zwischen ihnen ein Krieg, der für Grippo unglücklich ablief. Diesen Familienzwist der Herrscher suchten die abhängigen Völker zu benutzen, um frei zu werden. Die Herzoge von Aquitanien, Baiern, Schwaben, auch die Sachsen erhoben sich gegen die fränkische Oberherrschaft. Aber Karlmann und Pipin, einträchtig an der Spitze ihrer Heere, besiegten alle Feinde und beugten die aufsässigen Herzoge wieder unter das fränkische Joch (743). So behaupteten sie glücklich des Vaters Herrschaft, Pipin in Neustrien, Karlmann in Austrasien. Der letztere war ein schlichter frommer Mann und ein großer Freund der Heidenbekehrer. Darum unterstützte er den heiligen Bonifacius mit aller Kraft, der in Ostfranken und Deutschland die Ausbreitung des Christenthums betrieb.

Bonifacius sah in der römischen Kirchenverfassung, in der Unterordnung aller einzelnen Kirchen unter Bischöfe, und der Bischöfe unter den Papst die einzige Rettung vor Verwilderung in Sitte und Lehre der Geistlichen. Darum theilte er das bekehrte Deutschland in Bisthümer — vier bairische: Salzburg, Freisingen, Regensburg, Passau; vier thüringische: Würzburg, Büraburg, Erfurt, Eichstädt. Dann berief er auf Karlmann's Veranlassung eine Kirchenversammlung aller Bischöfe des austrasischen Reiches, außer denen jener neuerrichteten Stifter die der älteren, rheinischen von Straßburg, Köln, Utrecht. Es war das erste deutsche Concil (742 zu Köln abgehalten). Da wurde die Kirchenzucht eingeschärft, die Verfassung festgesetzt und die gesammte deutsche Kirche unter Bonifacius gestellt, den der Papst zum Erzbischof und zu seinem Legaten in Deutschland ernannt hatte. Bald darauf erhob der Papst Mainz zum Erzbisthum und unterwarf ihm noch die Bisthümer Worms, Speier, Tongern, außer den oben genannten, und der Mainzer Erzbischof war seitdem der Metropolit oder Primas (d. h. erster Landesbischof) von Deutschland.

So wurde Bonifacius, der Apostel der Deutschen, auch der Stifter der deutschen Landeskirche, die er enge an Rom knüpfte. Es hat dies kirchliche Band, welches er um die deutschen Völker schlang, nicht wenig dazu beigetragen, sie mehr und mehr zu einem Volke zu machen. Andererseits hat er auch für das Papstthum viel gewirkt und zu dessen verderblicher Uebermacht über das deutsche Wesen den Grund gelegt.

In allen diesen Dingen stand ihm Karlmann getreulich bei. Die Frömmigkeit dieses Fürsten ging zuletzt in äußersten Widerwillen gegen das Treiben dieser Welt über. Er entsagte der Herrschaft, wallfahrtete nach Rom und ward Mönch in einem italischen Kloster (747). Sein Reich fiel nun an Pipin von Neustrien, der dadurch Alleinherrscher wurde. Pipin hieß von seiner Körpergestalt der Kleine, war aber so stark, daß er einst einem Löwen im Zwinger mit einem Schwerthiebe den Kopf abschlug. Auch von Geist war er kräftig und entschlossen; vorzüglich aber zeichnete ihn seine Klugheit vor seinem Bruder aus. Mit großem Nachdruck handhabte er die Macht; Empörungen, von seinem Stiefbruder Grippo angefacht, schlug er für immer zu Boden. Den merowingischen Königen nahm er auch die letzten Ehren, bis auf den Königstitel. Um sie auch dieses zu berauben, der Form nach König zu werden, wie er es der Sache nach war, glaubte er aber göttlicher Zustim-

mung zu bedürfen, der Weihe nämlich, die die Kirche mit ihrem Segen gab. Denn die Merowinger, nicht die Franken, hatten das Reich zusammengebracht. Darum war die Entthronung der Dynastie auch jetzt noch ein offenbares Unrecht und ein Wagniß, das nur durch Gottes Gnade glücken konnte. Also suchte Pipin den Beistand des Papstes als des Oberhauptes der Kirche. Aber auch der Papst bedurfte Pipin's. So näherten sich beide leicht zu gegenseitiger Hülfe. Zu dieser Zeit war nämlich Papst Zacharias in großer Noth durch die Longobarden und konnte sich ihrer Uebermacht kaum erwehren. Denn sie wollten nicht dulden, daß die römische Kirche eine andere Gewalt erlange, als lediglich die geistliche, und ihr König Aistulf, welcher die Römer haßte, demüthigte den Papst aufs tiefste. Aber je größer die Gefahr, um so weniger wollte dieser das Ziel aufgeben, welchem alle seine Vorfahren mit erstaunlicher Ausdauer nachgetrachtet hatten, nämlich alle Völker durch den Glauben zu einigen und über alle zu herrschen. In der härtesten Bedrängniß richtete nun der Papst das Auge auf Pipin und die Franken, daß sie ihn erretten möchten; Pipin aber erkannte, daß der rechte Augenblick für ihn gekommen sei, und benutzte ihn rasch. Nachdem er also auf einer Märzversammlung die Großen für seine Absicht gewonnen hatte, schickte er eine Gesandtschaft an den Papst mit der Frage, ob nicht der den königlichen Namen tragen solle, der die königliche Macht und Herrschaft habe. Der Papst verstand sehr wohl den Sinn der Frage; er antwortete zustimmend, nur der dürfe die Krone tragen, der sie durch die That verdiene. Darauf berief nun Pipin einen Reichstag nach der Stadt Soissons; da kamen die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches und das Volk zusammen und erfuhren die Antwort des Stellvertreters Jesu Christi. „Das ist des Himmels Stimme!" riefen sie alle und hoben Pipin auf den Schild, trugen ihn dreimal feierlich herum und setzten ihn dann auf den Thron der Merowinger. Er aber kniete in der Medarduskirche vor dem Altare nieder, und die Bischöfe salbten ihn im Namen Gottes zum Könige der Franken; er war der erste König „ex dei gratia" (von Gottes Gnaden). Darauf wanderte der letzte Merowinger Childerich aus seinem Meierhof in ein Kloster; dort schnitten ihm die Mönche sein langes Haar ab und hielten ihn bis an sein Ende als Gefangenen. So stürzte im Jahre 752 die Herrschaft zusammen, welche Chlodwig vor 266 Jahren für seine Enkel auf Blut gegründet hatte, und ein neues Königthum entstand, das nicht mehr wie uranfänglich bloß auf freier Volkswahl, oder, wie später, auf dem vom Volk geduldeten Erbrecht, sondern vorzugsweise auf Gottes Gnade gestellt und dadurch verpflichtet war, die Kirche als höchste geistliche Macht anzuerkennen; diese aber heiligte hinwieder in den Gewissen des Volks das Königthum als höchste weltliche Macht.

Ein Jahr war vergangen nach Pipin's Erhöhung, da kam, wie er eben zu Dietenhofen (Thionville) von einem Siege über die Sachsen ausruhte, ein Bote zu ihm und meldete ihm einen hohen Gast. Dieser war Stephan II., welcher nach dem Tode des Zacharias zum Papst erwählt worden war. In äußerster Noth vor den Longobarden hatte sich Stephan auf den Weg gemacht und war im Winter aus Italien nach Frankreich gekommen, um das Herz Pipin's zu bewegen. Karl, dessen Sohn, geleitete ihn nach Pontion; dort trat der geistliche Fürst der katholischen Christenheit, ein kranker Greis, im härenen

Gewand, Asche auf dem Scheitel, vor den König, warf sich vor ihm zur Erde und flehte ihn an, daß Pipin, als ein getreuer Sohn, seine heilige Mutter, die Kirche, welche ihn erhöht und gesalbt, in ihren Nöthen nicht verlasse und sie von tiefer Schmach errette. Pipin gelobte es; dann führten der König, die Großen und das Volk den Papst mit großer Pracht nach Paris. Zu Saint-Denis brachte Stephan II. den Winter zu, setzte dort dem König nochmals die Krone aufs Haupt und ernannte ihn zum Patricius von Rom und zum Schirmvogt der Kirche. Pipin hielt treulich seinen Eid. Zuerst mahnte er den Longobardenkönig in Güte, der Kirche das Ihrige zu geben; als aber derselbe nicht darauf achtete, kam Pipin als Schirmvogt mit seinen Franken durch die Pässe der Alpen ins Longobardenland, drang rasch und unaufhaltsam vor und schloß den Feind der Kirche in der festen Stadt Pavia ein. Da bequemte sich Aistulf zum Frieden und beschwor mit allen Herzogen seines Volkes, daß er die Oberherrschaft der Franken und den neuen römischen Staat anerkennen wolle, dessen unsichtbarer Regent der heilige Petrus sei, gleichwie der Papst (unter dem Schutz der Franken) fortan der sichtbare.

Kaum war jedoch Pipin aus Italien heimgekehrt, so brach Aistulf den Eid. Bald stand er wieder mit einem Heere vor Rom und belagerte den Papst in seiner Stadt. Abermals kam Pipin zu Hülfe und bezwang die Longobarden; Aistulf mußte nun das „Exarchat" (das ist: alles Gebiet an den Küsten des adriatischen Meeres, welches einst der Statthalter des morgenländischen Kaisers besessen) mit Ravenna und anderen Städten abtreten; dies schenkte Pipin dem heiligen Petrus als ewiges Eigenthum, und es wurde der Grund und Anfang des Kirchenstaates; so war das geistliche Oberhaupt der Christenheit nun auch ein weltlicher Fürst. Dies geschah im Jahre 755, in welchem der heilige Bonifacius bei den heidnischen Friesen den Märtyrertod fand.

Freilich hatte Pipin so wenig das Recht, ein Land, das streng genommen dem oströmischen Kaiser gebührte, zu verschenken, wie der Papst, über die fränkische Krone zu verfügen; aber sie hatten die Gewalt, und die Kirche heiligte beide Thaten.

Während sich Pipin in solcher Weise mit der Kirche verband, war er zugleich bedacht, in seinem eigenen großen Reiche die unumschränkte Herrschaft immer mehr zu befestigen. Deshalb strebte er mit Eifer, daß die Herzoge der deutschen Völker, welche von den Franken abhängig waren, nicht mehr selbständig bleiben, sondern seine Lehnsleute werden sollten. Mit seinem Neffen, dem jungen Herzog Thassilo in Baiern, machte er den Anfang; er führte ihn in die Versammlung der fränkischen Großen, als wäre Thassilo nur ihresgleichen, und übergab ihm die Regierung Baierns wie ein Gnadengeschenk; dafür zwang er ihn jedoch, ihm und seinem Geschlecht auf die Reliquien furchtbare Eide der Treue zu schwören. Den Herzog in Aquitanien wollte er gänzlich unterwerfen, um dies Land in eine Provinz des Frankenreiches zu verwandeln. Unter einem nichtigen Vorwand begann er den Krieg, und Aquitanien wurde völlig unterworfen, der Herzog flüchtig und bald darauf ermordet.

Auch in der Verfassung des Reiches traten mit der größeren Einigung der Theile desselben manche Veränderungen ein. Zunächst erhielt das Lehns- oder Beneficialwesen jetzt mehr Ausdehnung, besonders in Gallien, weniger in

den deutschen Landen des Reiches. Dort war nämlich im Laufe der Zeit eine große Menge von Lehnsgütern entstanden, d. h. von Landgütern, deren eigentlicher Besitzer sie an Andere als Lehen (beneficium) verlieh, wofür die Empfänger (die Lehnsleute) jenem (dem Lehnsherrn) Treue schwören und Dienste, besonders Kriegsdienst, leisten mußten. Der größte Lehnsherr war der König; denn seine Domänen waren an sich sehr zahlreich und umfangreich, und durch großartige Einziehungen von Kirchengütern (unter Karl dem Hammer und Pipin dem Kleinen) hatte sich das Krongut noch sehr bedeutend gemehrt. So hatte der König also unter den Franken eine Unzahl von Lehnsleuten, über deren Schwerter er immer verfügen konnte. Aber auch viele große Grundbesitzer, besonders die Bischöfe und die reichen Adligen, ertheilten Lehen und hatten Gefolgschaften von Lehnsleuten; und dies erhöhte wieder die Bedeutung der Aristokratie.

Das gallische Adelswesen griff dann auch in den ostfränkischen Ländern um sich. Neben dem allgemeinen Heerbann ward das Heer wichtig, welches die geistlichen und weltlichen Großen mit ihren Dienstleuten aufbrachten, und zwar kämpften diese adligen Scharen gern zu Pferde, während der deutsche Heerbann aus Fußkämpfern bestand. Ferner verlegte Pipin die Reichsversammlungen vom März auf den Mai (Maifelder). Auf diesen erschienen nun die Bischöfe, die den ersten Rang erhielten, die weltlichen Großen (Beamte und sonstiger Adel) und die bedeutenderen unter den freien Franken. So stand das Volk schon hinter den beiden ersten Ständen zurück. Am schlimmsten war es aber, daß die Großen die knechtischen Zustände Galliens auf die deutschen Länder zu übertragen begannen. Dort übte der Adel über das Volk seiner und der großen königlichen Güter die Gerichtsbarkeit und damit die Herrschaft, und zugleich behielt er sich das altgermanische Recht der Steuerfreiheit vor. Er fing nun allmählich an, auch in den deutschen Landen nach solchen Rechten ohne Pflichten zu streben; das Volk sollte nur zahlen, der Adel nur richten. Für jetzt freilich erreichten die fränkischen Großen dies noch nicht oder doch nur theilweise. Aber ihre Stellung neben dem neuen, durch ein Unrecht gegründeten Königthum war einflußreich genug, um wenigstens von der allgemeinen Verwaltung des Reiches das Volk auszuschließen; bloß mit ihrer Bewilligung geschah es denn auch, daß Pipin der Kleine, als er im Jahre 768 starb, das Reich unter seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, theilte. Jener erhielt das Westland, dieser das Ostland.

Zweites Buch.

Vom Jahre 768 bis zum Jahre 1024.

1.

Karl der Große.

. . . . Wie die Wolken zieh'n
Tief unter'm Rand der Sonne, also ziehen
Tief unter'm Kaiser alle Erdennebel,
Und ewig strahlt der Glanz der Majestät.
Immermann.

Drei Jahre lang blieb die Herrschaft des Frankenreiches zwischen den Söhnen Pipin's getheilt, die unter einander wenig einträchtig lebten. Da starb im Jahre 771 Karlmann, und sofort riß Karl dessen Reich an sich, während seines Bruders Wittwe mit ihren Kindern zum Longobardenkönig Desiderius floh, welcher nach Aistulf's Tode die longobardische Krone erhalten hatte und mit Karlmann befreundet gewesen war.

So kam also das ganze große Frankenreich wieder unter einen einzigen Herrn. Karl war damals in voller Jugendkraft (kaum dreißig Jahre alt, geboren 742), ein Riese von Gestalt und von Geistes- wie Körperkraft. Der gewaltige Sinn seiner Väter voll Thatendrang und Herrschlust paarte sich in ihm mit der höchsten Fähigkeit und Neigung, zu ordnen, zu verbinden, was auseinander lag, und in die rohen Massen Kultur zu bringen. Das Werk, welches die Pipine klug und tapfer begonnen hatten, ward nun durch ihn vollendet: die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem christlichen Reiche. Diesen Zweck verfolgte er mit eisernem Willen, und zermalmend schritt er über jeden, der ihm in den Weg trat; diesem Zwecke schlachtete er das Theuerste der Völker zum Opfer, die Freiheit.

Mit Gewalt, als Eroberer hat Karl sein Lebenlang die meisten Erfolge erzielt. Die große Macht, die ihm von den Vätern überkommen war, alle die kriegerischen Nationen des Frankenreiches faßte er zusammen und warf sich damit auf die Nachbarvölker, und keines konnte ihm widerstehen. Sein bester Bundesgenosse aber bei den Seinen und gegen die Fremden war der Papst mit seinem weitreichenden geistlichen Ansehen, und Karl wiederum hob und kräftigte diesen. So kamen beide zum Ziel, Karl zur weltlichen, der Papst zur kirchlichen Uebermacht und Weltherrschaft, und die Völker unter ein doppeltes Joch.

Das erste Volk, welches ihnen erlag, waren die Longobarden. Desiderius, ihr König, war von einer kirchlichen Partei auf den Thron erhoben worden und lebte anfangs in Frieden mit Rom. Bald aber gerieth er, wie seine Vorgänger, in Streit mit dem Papste, und dieser schloß sich desto fester an

die Franken. Auch mit Karl stand Desiderius in einem gespannten Verhältniß; denn er begünstigte die vertriebenen Söhne Karlmann's, die bei ihm Schutz gesucht hatten. Papst Stephan brachte nun beide Herrscher in offene Feindschaft, indem er den König Karl anreizte, seine Gemahlin, eine Tochter des Desiderius, zu verstoßen und ihrem Vater zurückzuschicken. Stephan's Nachfolger, Papst Hadrian, zeigte sich ebenfalls sehr feindlich gegen die Longobarden, deren nahe Macht auch ihm ein Dorn im Auge war. Und als nun Desiderius das römische Gebiet bedrängte, rief er den König Karl zu Hülfe. Gern kam dieser. Mit einem wohlgeordneten Heere brach er (773) in Oberitalien ein, besiegte die Heere der Longobarden und jagte ihren König in die feste Hauptstadt Pavia, wo sich derselbe noch eine Weile vertheidigte; das übrige Land unterwarf sich den Siegern. Unaufhaltsam zog Karl weiter und kam (im Jahre 774) zum ersten Male nach Rom. Dort feierte er das Osterfest, bestätigte der Kirche den Schenkungsbrief, welchen ihr sein Vater Pipin gegeben hatte, und legte einen neuen über viele Ländereien in Mittelitalien auf St. Peter's Reliquien. Dafür übertrug ihm der Papst das longobardische Reich. So theilten sich die beiden in Italiens Herrschaft.

Dann kehrte Karl vor die Mauern Pavia's zurück, sein Werk zu vollenden. Durch Hungersnoth und Seuche bedrängt, widerstand ihm die Stadt nicht länger mehr, und Desiderius ergab sich seiner Gewalt; Karl sandte ihn nach Frankreich, wo er in einer Klosterzelle zu Saint-Denis starb. So war jetzt, nach des Königs Sturz, das ganze Longobardenreich bis auf das Herzogthum Benevent in Karl's Gewalt, und dieser vereinigte es mit dem seinigen und nannte sich von jetzt an „König der Franken und Longobarden". Später (776) versuchte des Desiderius Sohn, Adalgis, mit Hülfe des Herzogs von Friaul die Selbständigkeit des Landes wieder zu erringen, richtete aber nur dies aus, daß Karl die alte Verfassung der Longobarden in Trümmer schlug und dem Lande die fränkische gab. Es wurde in Grafschaften zertheilt, dem Zwange des Heerbanns unterworfen, und Reichsversammlungen und Schöffengerichte wurden eingeführt, wie bei den Franken; ihr heimisches Recht aber ließ Karl den Longobarden. Sie verschmolzen nun bald ganz mit den Romanen. Das neue Geschlecht der Norditaliener hat von ihnen einige germanische Kraft und Freiheitsliebe geerbt, auch den Namen, wie denn ein großer Theil Oberitaliens von ihnen den Namen Lombardei bis auf den heutigen Tag behalten hat. Um die Herrschaft Unteritaliens wehrten sich die mächtigen Herzoge von Benevent noch lange gegen Karl; doch mußten sie endlich seine Oberlehnsherrlichkeit anerkennen.

Die Herrschaft über Italien verlieh der Krone Karl's hohen Glanz; aber ihre Macht beruhte hauptsächlich auf der Kraft der deutschen Völker. Wenn sich der Frankenherrscher das streitbare Deutschland völlig zu eigen machen konnte, so stand, wie er meinte, sein Reich auf unerschütterlicher Grundlage. Seine Väter hatten sich damit begnügt, daß sie die Deutschen zu Bundesgenossen zwangen; Karl wollte sie zu Unterthanen machen wie die Franken: sie sollten fränkisch werden im Glauben und in der Verfassung. Die Mittel- und Süddeutschen, schon früher unterworfen, fügten sich ihm. Die Norddeutschen haben dreißig Jahre lang dem gewaltigen Eroberer widerstanden. Das waren die alten Sachsen, ein edles Volk, das mit dem alten Heidenglauben zugleich die heilige Freiheit der Väter vertheidigte.

Es breitete sich, in vier großen Stämmen, von der Elbe bis zum Niederrhein aus und von den Mündungen der Ems und Weser bis zu den Grenzen der Hessen und Thüringer; zwischen dem Rhein und der Weser saßen die Westfalen, von diesem Strom bis an den Harz und den Diemelfluß die Engern, an der Saale und Elbe hinauf bis zur Trave die Ostfalen, und in Holstein die Nordalbingier (oder Nordelbinger). Die Westfalen waren in Art und Stamm enge verbunden mit den Friesen, die an der Nordsee von der Rheinmündung bis zur Weser hin wohnten.

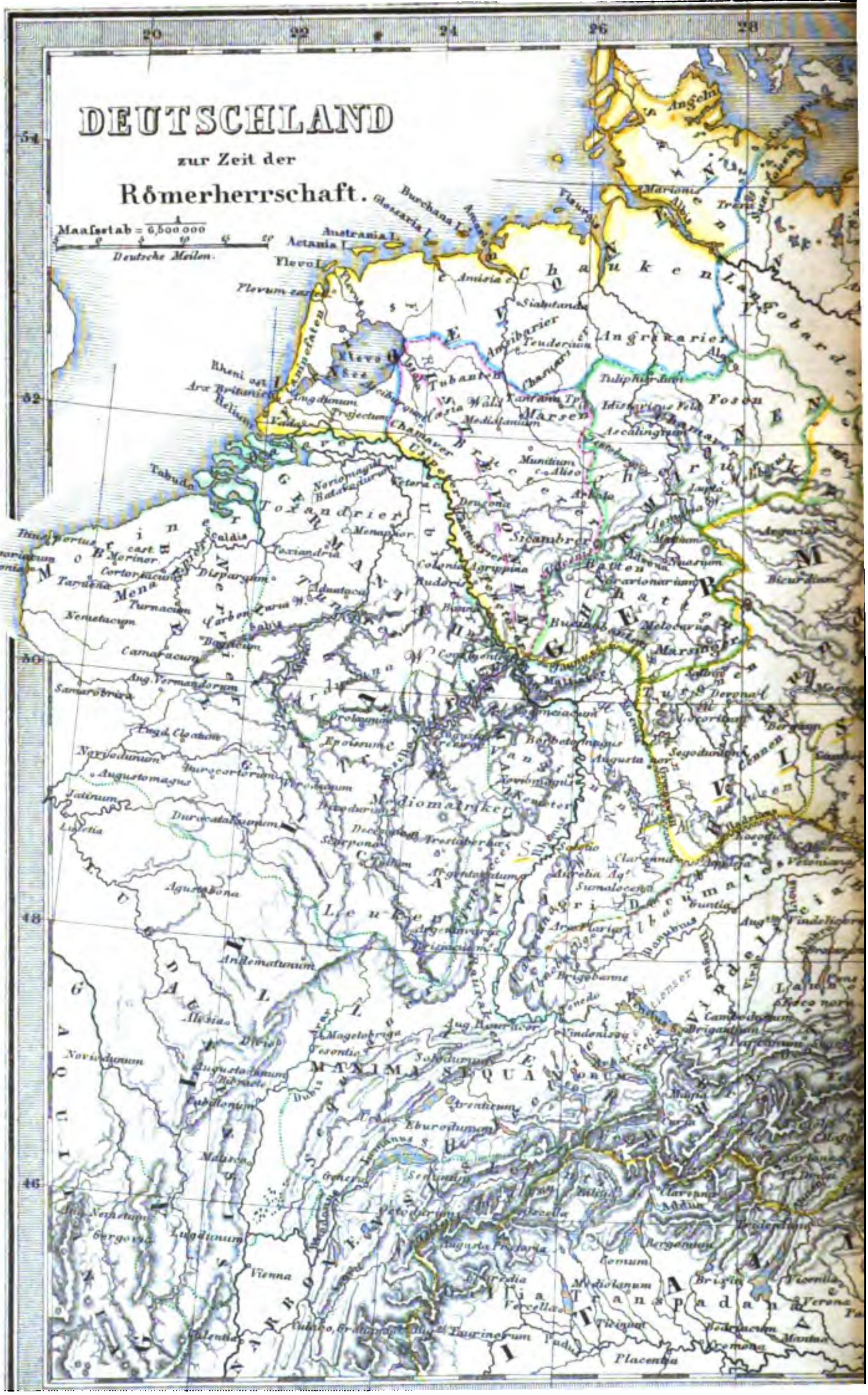
Alle Sachsen lebten damals noch nach der uralten germanischen Verfassung, wie ihre Vorfahren, die Chauken bei Tacitus. Sittenstrenge, wilde Tapferkeit, Kraft und Schönheit des Leibes zeichneten sie aus. Sie zerfielen in drei Stände: Edlinge, Frilinge, Lazzen (Lassen). Die Edlinge waren Erblandbesitzer; die Frilinge waren freie, aber arme Leute, Häusler ohne eigenes Land, oder kleine Ackerbesitzer. Die Lazzen — Abkömmlinge unterworfener Stämme — bebauten als Pächter oder Dienstleute der Edlinge oder der Gemeinden das Land. Die Landgüter erbten unveräußerlich auf einen Sohn fort; die nicht erbenden Söhne des Edling waren also Frilinge, Gemeinfreie (englisch commoners). Auf dem Eigenthum beruhte die Voll- oder Gemeinfreiheit und damit der Standeswerth. Das Wergeld für den Edling war doppelt so groß, wie für den Friling, und dieser galt doppelt so viel, als der Lazze.

Jede Gemeinde verwaltete sich selbst; ihre einfachen Streitigkeiten schlichtete sie im Volksgericht unter einem Richter; das Verfahren war öffentlich und mündlich; Kläger und Beklagter brachten jeder seine Zeugen und Eideshelfer mit. Die Verbrechen wurden mit Strafgeld (dem Wergeld) gesühnt. Blutrache der Familie galt noch bei Mord. — Fürstenmacht litten sie nicht; nur im Kriege setzten sie sich Herzoge. Das gesammte Volk versammelte sich alljährlich einmal zur Ordnung der allgemeinen Landessachen beim Gerichtsbaum („Upstallboom") zu Marklo an der Weser; dahin schickte jeder Gau Abgesandte aus den Edlingen, Frilingen und Lazzen.

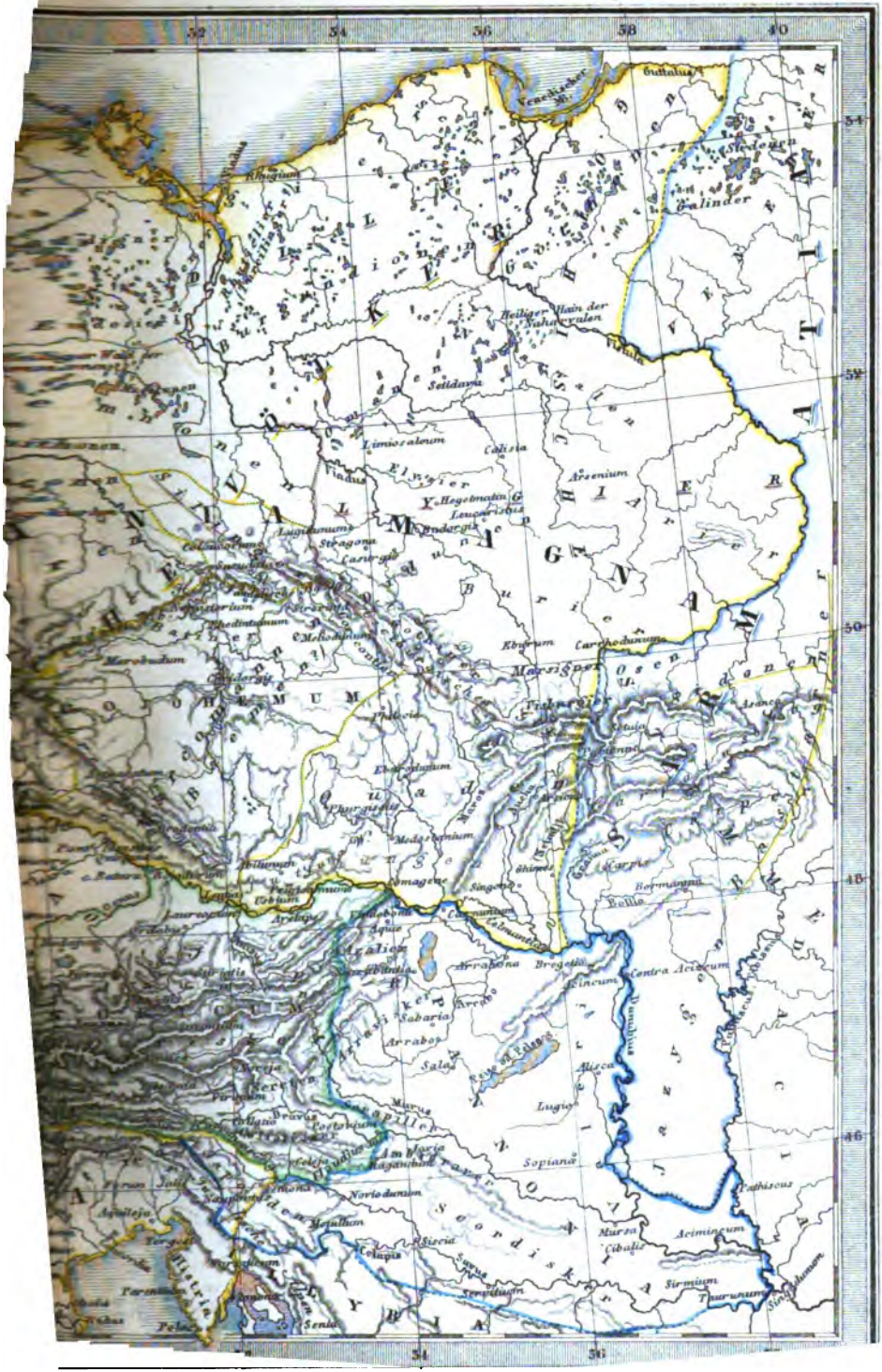
Trotz mancher glücklichen Feldzüge hatten Karl's Vorfahren die Sachsen und Friesen nicht ganz bezwingen, geschweige denn unterjochen können. Fast immer herrschten an den Grenzen Fehden zwischen den Franken und diesen ihren unruhigen Nachbarn. König Karl beschloß, sie auf die Dauer zu bändigen, sie dem Christenthum und seiner Herrschaft zu unterwerfen.

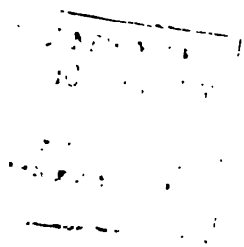
Schon ein Jahr vor dem Kriege gegen die Longobarden (772) war er gegen die Sachsen ins Feld gezogen, und zwar so unvermuthet, daß sie dem Ueberfalle nicht widerstehen konnten. Da mußte ihre starke Festung Eresburg an der Diemel (in der Gegend, wo heutzutage Stadtberg liegt) das Thor öffnen, und Karl legte fränkisches Kriegsvolk hinein; ihr Heiligthum, die Irminsäule, wurde zerstört. Bis an die Weser drangen die Franken vor; dort zwang Karl die Sachsen, ihm Geiseln zu geben. Aber wie er aus ihrem Lande wieder fortgezogen war, erhoben sie sich von neuem unter tapferen Heerführern zum Kampf um die Freiheit. Die Edelsten von diesen waren Albion bei den Ostfalen und Wittekind bei den Westfalen. Dann brachen sie ins Land der Hessen ein und drangen bis nach Bierberg, nicht

Zu Duller und Pierson's Geschichte des deutschen Volkes. N° I.



Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.





weit von Fritzlar. Wie aber Karl aus Italien wiederkehrte, sandte er vier Heerhaufen aus, welche die Sachsen zurückdrängten; dann zog er selber (im J. 775) gegen sie ins Feld, von Bonn aus über Siegburg und Eresburg bis Brunisberg (nicht weit von Höxter) an der Weser; von dort aus verfolgte er sie bis an den Ockerfluß. Da stellten viele von den Ostfalen und, als er durchs Bückeburgsche zurückzog, auch viele von den Engern ihm Geiseln, und zwei Anführer, Heßi und Bruno, ließen sich taufen; auch die Westfalen waren indessen in einer Schlacht bei Lübbecke an der Minde unterlegen. Aber schon im nächsten Jahre, während Karl abermals in Italien war, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, rief Wittekind das Volk wieder auf, die theure Freiheit zu rächen. Da eroberten die Sachsen ihre Eresburg wieder und bedrängten des Königs Feste Siegburg mit Macht. Kaum vernahm's Karl, so zog er, schnell wie immer, herbei; sie aber wichen klug zurück. Er jedoch hielt sich an die, welche er friedlich auf ihren Höfen fand, und ließ diesen die Wahl zwischen dem Tode oder der Taufe. So bedrängt, nahmen ihrer viele das Christenthum an und gaben Geiseln. Hierauf stellte Karl die Eresburg wieder her, erbaute Karlstadt am Ursprung der Lippe, zu Paderborn eine Kirche und sich selbst ebendort eine königliche Pfalz; dadurch wollte er den Sachsen zeigen, daß er schon als Herr im Lande wohne. Nach Paderborn berief er auch im nächsten Jahre (777) den Reichstag und lud die Sachsen zu demselben; sie sollten in Frieden kommen und diesen beschwören. Da kamen viele Edle mit ihren Gefolgschaften, verbürgten den Frieden mit Hab und Gut, Freiheit und Leben und nahmen die Taufe.

Karl wollte Sachsens gründlich Herr werden; darum gebot er eine Neuerung, welche, wenn sie durchgeführt wurde, dem König in der That über die Sachsen dieselbe Macht gab wie über die Franken.

Das in Gallien aufgekommene Lehnswesen nämlich sollte nun auch bei den Sachsen eingeführt werden; diese sollten fortan des Königs Lehnsleute sein; so gedachte Karl sich ihren Gehorsam zu sichern. Er befahl, alle Erbgüter in Sachsen sollten königliche Lehen werden. Damit griff er jedem sächsischen Besitzer an sein Eigenthum, und die Folge war allgemeine Erbitterung und Nothwehr bis zur Erschöpfung. Daher standen denn auch die Sachsen immer wieder auf, sobald ihr übermächtiger Feind den Rücken kehrte.

Auf jenen Reichstag zu Paderborn war auch ein Fürst der Araber gekommen, der zu Saragossa in Spanien herrschte; er hatte viel von Karl's Macht und Heldenthum gehört und flehte um seinen Beistand gegen den Fürsten zu Cordova. Karl erkannte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er, wie sein großer Ahnherr Karl der Hammer gethan, gegen die Ungläubigen ausziehen und den heiligen Glauben in Spanien ausbreiten solle, weil dies eines christlichen Königs erste Pflicht sei. Also zog er aus Sachsen fort, bot alle Deutschen, die zu seinem Reiche gehörten, wie auch die Longobarden zum Heerbann auf und führte denselben (im J. 778) nach Spanien in den heiligen Krieg. In zwei Zügen brach das Heer hier ein; der eine drang im Osten zwischen den Abhängen der Berge und dem mittelländischen Meere ins Land, der andere von Westen her über die Höhen der Pyrenäen hin und durch deren einsame Thalschluchten. Glücklich eroberte Karl die Städte Pam-

peluna, Huesca und Saragossa, und es huldigte ihm alles Land bis an den Ebrofluß; hierauf verwandelte er die Landschaft Catalonien in eine Grenzmark des christlichen Frankenreiches gegen die Ungläubigen. Als er aber nach diesen glänzenden Thaten heimkehrte, gerieth die Nachhut seines Heeres in der engen Schlucht bei Roncesvalles in einen Hinterhalt der wilden, freiheitstrotzigen Basken, und diese erschlugen viele Helden Karl's, darunter den berühmtesten, den Markgrafen Roland, von dessen wunderbaren Waffen und Thaten viele Lieder gesungen wurden.

Während nun König Karl in Spanien kriegte, erhoben sich die erbitterten Sachsen aufs neue gegen das harte Joch, das jener ihnen aufgezwungen hatte. Begeistert von Freiheitsliebe und voll Grimm über das fremde Unrecht, fielen sie, die Westfalen unter Wittekind voran, rachedürstend ins Frankenland ein. Bis Deutz am Rhein zerstörten sie die Burgen und Kirchen, zogen dann den Strom hinauf bis Koblenz, mit Mord und Brand gegen die Franken wüthend, besonders gegen die christlichen Priester, in denen sie die Werkzeuge des fränkischen Unterdrückers haßten. Auf die Kunde hiervon schickte Karl eilig ein Heer gegen sie, welches die Sachsen dann an der Lahn hinauf zurückdrängte, auch einige ihrer Scharen an der Eder vernichtete. Der König kam hierauf selbst nach Sachsen und versuchte nun, nachdem er auch den Bardengau (zwischen Weser und Elbe) bezwungen hatte, seine Herrschaft über Sachsen dadurch zu befestigen, daß er das ganze Land nach fränkischer Weise in Kirchensprengel und Grafengaue eintheilte; die Geistlichen und die königlichen Grafen sollten ihm das unruhige Volk niederhalten. Ueberall ließ er Gotteshäuser bauen, berief Priester aus seinem übrigen Reiche und gebot den Sachsen, der Kirche den Zehnten zu geben. Der Zehnte (d. h. der zehnte Theil aller Ernten) war eine Abgabe, die aus dem mosaischen Gesetz stammte und von der christlichen Geistlichkeit zuerst im Orient, dann auch im Abendlande beansprucht worden war. Jetzt erhob König Karl diese Steuer zu einer gesetzlichen und allgemeinen Einrichtung, die im ganzen Frankenreiche gelten sollte (779). Auch die Sachsen sollten ihr nun unterworfen sein. Das war eine neue Last für das freiheitsstolze Volk. Doch Karl glaubte, der Empörung endlich Meister geworden zu sein, und verließ das Land, um nach Rom zu ziehen. Dorthin rief ihn wieder der Papst, der des Königs Hülfe gegen seine Nachbarn in Benevent und Neapel bedurfte. Er erhielt sie und krönte und salbte dafür Karl's jüngere Söhne, Pipin zum König von Italien, Ludwig zum König von Aquitanien. Der älteste Sohn, Karl, sollte einst das Frankenreich erben.

Unterdessen kehrte Herzog Wittekind wieder aus den überelbischen Gegenden, wohin er vor den Franken gewichen war, nach Sachsen zurück und sammelte von neuem seine Landsleute zum Kampfe für die Freiheit um sich. Er benutzte die Gelegenheit, da gerade das slavische Volk der Sorben, welches zwischen der Elbe und der Saale saß, in Thüringen eingebrochen war, zum Schein gegen diese, in Wahrheit gegen die Franken den sächsischen Heerbann aufbieten zu lassen. Und als die letzteren sich nun gegen ihn wandten, schlug er ihr Heer in einer großen Schlacht am Süntel bei Rinteln an der Weser (782). Im nächsten Jahre erschien nun aber König Karl mit ungeheurer Heeresmacht, die Niederlage der Seinen blutig zu rächen. Nicht

mehr wie Feinde, sondern wie Sklaven, die sich empört hatten, behandelte er jetzt die Sachsen; weithin verwüstete er ihr Land und ließ an einem Tage 4500 gefangene Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Diese entsetzliche That stachelte das Volk zu neuem Verzweiflungskampfe.

Ehe ein Jahr vergangen war, stand ganz Sachsenland in hellem Kriegsbrande, wie nie zuvor, und Wittekind, wie ein Rachegeist, an der Spitze des Landsturms. Auch die Friesen, die es immer mit den Sachsen gehalten hatten, erhoben sich jetzt wieder; doch erlagen sie bald. Bei Detmold geschah nun (im J. 783) eine furchtbare Schlacht zwischen Karl und den Sachsen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückwich, um neue Scharen aus Franken herbeizuziehen. Von diesen verstärkt, wandte er sich jetzt zum zweiten Mal gegen die Sachsen, traf sie beim Schlachtvörderberg an der Hase und besiegte ihren Heldenmuth durch seine Kriegskunst und Uebermacht. Dennoch unterwarf sich das Volk ihm noch nicht, sondern focht zwei Jahre lang trotzig um die Freiheit fort, während Karl unabläßig das Land mit Feuer und Schwert verwüstete.

Endlich erkannte er die Unzulänglichkeit bloßer Gewaltmittel und versuchte wieder auf friedlicherem Wege dem Christenthum und seiner Herrschaft Eingang zu verschaffen. Er berief (785) eine große Volksversammlung nach Paderborn und gab da ein Gesetz, das den christlichen Glauben und das königliche Ansehen stützen sollte. Aber die Strafen, durch deren Androhung Karl seinem Gesetze Gehorsam sichern wollte, waren so hart, daß er die Gemüther der Sachsen nur noch mehr reizte. Besonders erbitterte das Gebot, daß sie der christlichen Kirche (zum Unterhalt der Priester) den Zehnten geben sollten; diesen hielt Karl für eine heilige Pflicht; aber die Sachsen sahen nichts weiter darin, als einen Tribut, den sie ihren Ueberwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren sie jetzt für einen offenen Kampf allzu erschöpft; darum ließen sie das Harte über sich ergehen, um wenigstens ungestört ihre Kräfte wieder sammeln zu können. Von Paderborn aus schickte Karl auch zu Wittekind in den Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgespräch zu sich; dafür versprach er ihm frei Geleit und gab ihm Geiseln zu dessen Bürgschaft. Und es kam der edle Held (im J. 785) zu Karl nach Attigny und freute sich, den Mann von Angesicht zu sehen, gegen welchen er so lange gekämpft hatte; Karl aber empfing ihn mit hohen Ehren und sprach zu ihm von der Lehre des Heils so weise und eindringlich, daß Wittekind's Herz von der göttlichen Kraft derselben überwältigt ward. Da nahm Wittekind die Taufe an, und Karl selbst ward sein Pathe; gar viele Edle, auch Albion, thaten desgleichen, und viele Freie, die zu allen Zeiten auf Wittekind, als ihr Vorbild geschaut ahmten auch jetzt sein Beispiel nach und wurden Christen. Wittekind aber hat von da an nicht mehr gegen die Franken gefochten, weil er sah, daß das Schicksal seines Volkes erfüllt sei. Nachmals ist von seiner Bekehrung die Sage aufgekommen, daß er in der stillen Woche als Bettler verkleidet in Karl's Lager gegangen sei und am Ostertage, da der Priester während der Messe die Hostie erhob, in derselben ein lebendiges Kindlein von himmlischer Schönheit erblickt habe; und nach der Messe sei er erkrankt und vor den König geführt worden, dem er das Wunder erzählt. Darauf habe er sich taufen lassen und auch die andern Herzoge der Sachsen

bewegt, daß sie den Krieg aufgaben.*) Anders that Ratbod, der Fürst der Friesen; er ließ sich, auch als sein Volk unterlag, doch nicht taufen und ging lieber in die Verbannung. Seit dieser Zeit hat das Christenthum im Sachsenlande tiefer Wurzel zu fassen angefangen, und es sind Kirchen, Bisthümer [Verden (786), Paderborn, Hildesheim, Halberstadt (803), die unter dem Metropoliten von Mainz, — Osnabrück (783), Bremen (787), Münster, Minden (803), die unter Köln standen] und Klöster gegründet worden, damit der Trotz der freien Herzen durch die Lehren der Priester leise und unmerklich zum Gehorsam niedergebeugt würde. Aber das Volk vergaß dabei seine Freiheit noch nicht, ob auch viele Edle Volk und Freiheit aufgegeben hatten, um im ungestörten Besitz ihrer Güter bleiben zu können.

Bald darauf unterwarf Karl auch die Bretonen, die den Franken schon lange zinsbar gewesen waren und sich nun hatten unabhängig machen wollen. Auch eine Verschwörung im Innern des Reiches erstickte er schnell. Dann zog er abermals nach Rom zu seinem Freunde, dem Papst Hadrian, und zwang (787) den Arichis, Herzog von Benevent, einen Schwiegersohn des Desiderius, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen.

Damals bangte auch dem andern Eidam des Desiderius, dem Baiernherzog Thassilo, vor dem Zorn Karl's, weil er sich als freier Fürst unabhängig vom Frankenreiche behaupten und dem König nicht als Oberlehnsherrn gehorchen, noch den Heerbann leisten wollte; darum schickte er jetzt Gesandte an den Papst, um durch diesen des Königs Versöhnung zu gewinnen. Aber der König wollte sie ihm nur dann gewähren, wenn Thassilo auf den Reichstag nach Worms käme und dort die Eide der Treue erneuerte, welche er schon in jungen Jahren dem König Pipin hatte schwören müssen. Thassilo that dies denn auch; aber sein gekränkter Stolz trieb ihn bald zu neuer Widersetzlichkeit gegen des Königs Ansehen. Auch beschuldigten ihn die Franken, daß er die Avaren, seine Nachbarn im Osten, ins Land gerufen habe und zu offener Empörung rüste. Er versuchte, sich noch einmal vor dem mächtigen Könige zu entschuldigen, und begab sich auf dessen Vorladung zu ihm nach Ingelheim. Hier aber ließ ihn Karl greifen und stellte ihn vor das Gericht der Großen des Reiches, das ihn schuldig befand und zum Tode verurtheilte (788). Der König schenkte ihm nun zwar das Leben, stieß ihn aber in ein Kloster, wo er in Vergessenheit starb. Seine Frau und Kinder mußten Thassilo's Geschick theilen.

So konnte Karl jetzt endlich das ins Werk setzen, wonach er schon lange getrachtet hatte; er vereinigte nämlich Baiern völlig mit dem Frankenreiche; kein unabhängiger Herzog sollte mehr in dem Lande herrschen, sondern ein Graf als Beamter des Königs es verwalten.

Im nächsten Jahre (789) breitete Karl den Ruhm seiner Waffen auch über die Elbe bei den heidnischen Wilzen aus und zwang sie zu Eid und Geiseln. Dann gedachte er, sein Reich und das Christenthum auch über die

*) Eine andere Sage berichtet, Wittekind sei eines Tages verkleidet nach Aachen gekommen und unerkannt in den Dom eingedrungen, um dort an seinem Besieger blutige Rache zu nehmen; er sei aber bei dem Anblick des frommen Kaisers, welcher im Kreise seiner Töchter während des Meßopfers am Altare niederkniete, von Andacht überwältigt und zum Christenthum bekehrt worden.

Wittekind.

Ostmarken Baierns auszubreiten. Dort schweiften, als Feinde der Deutschen und Schrecken aller Christen, die wilden Avaren von ihren Ringburgen aus, in welchen seit den Hunnenzeiten große Schätze lagen, weit umher; schnell wie der Blitz waren sie bald hier, bald dort; heut überwunden und verschwunden, standen sie morgen wieder sengend und brennend mitten im Christenland. Dies wollte Karl nicht länger dulden, und so bot er zum erstenmal alle Deutschen, auch die Sachsen und Friesen, zum gemeinsamen Heerbann auf und führte sie (im J. 791) von Regensburg, wo sie sich versammelt hatten, zu Christi Ehren gegen die Avaren an den Ufern der Donau hinab. In drei Massen theilte er das Heer; die Ostfranken, Thüringer und Sachsen ließ er am linken Ufer des Stromes hinziehen; die Westfranken, Schwaben und Baiern führte er das rechte entlang; die Friesen aber fuhren zu Schiff zwischen beiden in der Mitte. Am Ennsflusse, welcher die Grenze zwischen den Baiern und Avaren bildete, hielt das Heer Rast. Da kam die frohe Botschaft, daß Pipin, des Königs Sohn, der von Italien her gegen die Avaren ausgezogen war, sie furchtbar geschlagen habe. Karl betrachtete dies als ein glückliches Vorzeichen, daß Gott mit seinen Streitern sei. Nun betete das Heer drei Tage lang; dann überschritt es die Grenzen des Avarenlandes. Voll Schrecken floh das wilde Volk. Die Deutschen stürmten hinter ihnen her, zerstörten die Ringburgen und fanden darin ungeheure Schätze. Bis an den Raabfluß in Ungarn kamen sie und machten alles Land bis dorthin zu einem Theil des Frankenreiches; darauf zogen sie heim mit kostbarer Beute und mit vielen Gefangenen. Die Avaren aber, so schnell Karl sie auch besiegt hatte, gaben sich noch nicht für verloren und warteten, in ihre Steppen zurückgezogen, bis der König wieder fern war.

Damals traf den König schweres Leid durch seinen unehelichen Sohn Pipin, welcher sich mit mehren Großen verschworen hatte, den Vater und die Brüder zu ermorden. Aber das böse Vorhaben wurde entdeckt; im Kloster Prüm büßte es der ungerathene Sohn. Ueber diesen Kummer vergaß jedoch Karl nicht seine Pläne und das Wohl seines Reiches; er faßte in jenen Tagen einen Plan, der recht bezeugt, daß er nicht nur ein großer Eroberer, sondern auch ein großer Staatsmann war, und nicht allein durch Gewalt und Gesetz, sondern auch durch natürliche Bande und friedlichen Verkehr seine Völker zu einigen gedachte. Die Donau wollte er mit dem Rhein durch einen Kanal zwischen der Altmühl und der Rednitz verbinden und so dem Handel vom Morgenland bis zur Nordsee eine neue Straße anweisen. Mit Eifer begann er dies Werk, und mit Beharrlichkeit förderte er es; aber die Ungunst der Witterung unterbrach den Fortgang, und neue Kriege verhinderten die Vollendung.*)

Denn die Sachsen waren wieder aufgestanden, ergrimmt darüber, daß sie, wie pflichtige Knechte, in fernen Ländern des Königs Schlachten schlagen sollten, und hatten die christlichen Priester ermordet oder verjagt. Auch bedrängten die Araber das Gebiet der Franken in Spanien. Wie nun der König sein Heer aus Baiern zurückzog, um die Feinde in der Ferne zu bändigen, brachen auch die Avaren aus ihren öden Steppen wieder hervor und

*) Es blieb liegen, und erst in unseren Tagen hat der Ludwigskanal Karl's des Großen Idee verwirklicht.

begannen ihr altes Raubwesen. In solcher Bedrängniß entfaltete Karl die ganze Kraft seines Charakters. Nach Spanien sandte er tapfere Grafen, welche die Furcht vor seiner Macht wiederherstellten, und später focht sein Sohn Ludwig dort siegreich gegen die Ungläubigen. Gegen die Sachsen zog er selbst (794) über den Main (sein Sohn Karl über Köln) und stellte die Ruhe her. Um ihnen fortan näher zu sein und sich, sobald sie sich regten, mit ganzer Macht auf sie werfen und sie erdrücken zu können, schlug er seinen Hofhalt zu Aachen auf, welches er der warmen Quellen wegen liebte, und machte es zum Mittelpunkt seines großen Reiches. Einen herrlichen Dom zu Ehren der heiligen Maria und einen prachtvollen Palast ließ er von italienischen Meistern dort bauen und richtete seinen Hof mit großem Prunk ein. Dorthin kamen zu ihm Gesandte Leo's III., welcher nach Hadrian's Tode (im J. 795) den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, und brachten ihm die Schlüssel zu St. Peter's Grabe mit dem Banner der Stadt Rom. Auch Tudun, ein mächtiger Häuptling der Avaren, kam nach Aachen, ward Christ und huldigte dem großen Könige der Christenheit.

Bald darauf vollendete Karl die völlige Zerstörung der avarischen Herrschaft; dies vollbrachten sein Sohn Pipin (796), der tapfere Graf Gerold, welcher Baiern verwaltete, und Erich, der Herzog von Friaul. Und als die Mehrzahl des wilden Volks durch das Schwert aufgerieben, der Rest über die Wasser der Theiß zurückgescheucht war, nannte Karl das ganze Land, wo es gehaust hatte, die avarische Mark, und es wurde die Ostmark des Reiches; er versetzte vieles Volk aus Baiern, Sachsen und Franken dahin und übergab dem Bischof von Salzburg die geistliche Obhut und einem Grafen die weltliche. Die neue Ostmark gedieh und wurde späterhin „Oesterreich" genannt, und ist zu allen Zeiten das feste Bollwerk der Deutschen gegen den Andrang asiatischer Barbaren gewesen.

Inzwischen waren die Sachsen noch einmal gegen ihre Unterdrücker aufgestanden. Karl hatte ihnen Glauben und Freiheit, Gut und Gesetz genommen, fränkische Beamte und Priester über sie gesetzt und sie zu fränkischen Steuern und Kriegsdiensten gezwungen. Es war kein Wunder, daß sie immer wieder versuchten, diese Tyrannei von sich abzuschütteln. Auch das Christenthum konnte sie nicht mit ihrer Knechtschaft versöhnen; denn die Geistlichen waren mehr darauf bedacht, habgierig Abgaben von ihnen zu erpressen, als mild zu lehren und zu bekehren. Der König dagegen ward durch ihre hartnäckigen Aufstände aufs neue gereizt, die gänzliche Unterdrückung der Sachsen zu versuchen. So kriegte er wieder fünf Jahre lang mit ihnen, verwüstete ihr Land und rief gegen sie die Erbfeinde der Deutschen, die Slaven, zu Hülfe. Es waren Obotriten (zwischen Trave und Elbe), mit denen er sich verbündete. Franken und Obotriten vereint besiegten dann die nordalbingischen Sachsen in Holstein, und Karl räumte deren Land zum Theil seinen slavischen Bundesgenossen ein. Außerdem suchte er die Kraft des Sachsenvolkes dadurch zu brechen, daß er viele Tausende derselben mit Gewalt ihrer Heimath entriß und nach Franken versetzte und ihre Ländereien an Franken oder Slaven vergab.

Auch gab er ihnen im J. 797 ein neues milderes Gesetz auf den Grund ihres einheimischen alten. Darin gebot er ihnen wie seinen übrigen Unterthanen abermals, seinem Heerbann zu folgen, die Kirchen zu ehren und Wittwen

und Waisen nicht zu kränken. Aber sie rasteten immer noch nicht. Arm, erschöpft, ohne gewaltige Heerführer, Niemand zu Bundesgenossen, als ihre Wälder und Ströme, trotzten sie für die Freiheit dem klugen kriegserfahrenen König, dessen Macht von Jahr zu Jahr also wuchs, daß die Fürsten der entlegensten Länder ihm Botschafter und Geschenke sandten, um ihm ihre Hochachtung zu bezeigen und seine Freundschaft zu erhalten.

Noch hielt sich Karl in Sachsen auf, beschäftigt, die Unterwerfung des Landes zu ordnen, als ein Hülferuf des Papstes ihn wieder nach dem fernen Süden führte. Hadrian's Nachfolger, Leo III., kam selber als Flüchtling nach Paderborn zum Könige (799), um dessen starken Arm für sich zu waffnen. Die Römer hatten ihn verjagt und klagten ihn großer Verbrechen an; da verlangte er nun von Karl, als dem Schirmherrn der Kirche, Schutz und Gerechtigkeit. Der König gelobte sie ihm und bereitete im Vertrauen mit dem Papste im Stillen ein Werk vor, dessen Glanz bald darauf alle Völker des Abendlandes blendete. Mit großem Geleite von Bischöfen, Grafen und Kriegsscharen sandte er den Papst wieder nach Rom; im nächsten Jahre folgte er selbst dahin, versammelte ein Gericht von Geistlichen und Laien, dem er selber vorsaß, und ließ hier des Papstes Sache untersuchen. Die geistlichen Richter erklärten aber, „das Haupt der Kirche dürften die Glieder nicht richten", und Leo beschwor auf das Evangelium seine Unschuld. Da wurden denn seine Feinde in Rom verurtheilt, und Karl, dem die Römer nicht lange vorher hatten Treue schwören müssen, stellte das Ansehen des Papstes in der Stadt und im Kirchenstaate wieder her. Bald darauf bezeigte Leo seinem Schutzherrn den Dank mit einer Gabe, die beide noch enger an einander fesselte.

Es war am Weihnachtstage (25. Decbr.) des Jahres 800. Der König wohnte in der Peterskirche dem Gottesdienste bei. Er kniete im Betstuhl, versunken in Andacht und in Gedanken an die Herrlichkeit des nächsten Augenblicks. Und wie er sich wieder erhob, siehe, da schritt vom Altare der Papst, die Kaiserkrone in den Händen tragend, auf ihn zu, salbte ihn und setzte ihm die Krone aufs Haupt. Frohlockend rief alles Volk: „Karolus Augustus! von Gott gekrönter, frommer, großer, friedenbringender Kaiser von Rom! Langes Leben sei ihm und Sieg!" Und der Papst fiel vor dem neuen Kaiser nieder und verehrte ihn als den höchsten Herrn der katholischen Christenheit. Mehr als dreihundert Jahre waren vergangen, nachdem Odoaker das altrömische Kaiserreich vernichtet hatte. So entstand jetzt das neue deutsch-römische Kaiserthum. Mit ohnmächtigem Verdruß vernahmen das die Kaiser in Konstantinopel, welche sich bis dahin noch immer als Erben des abendländischen Kaiserthums betrachtet hatten; ihrer leeren Eitelkeit war jetzt jeder Anspruch genommen, und sie hießen bei allen Völkern nunmehr die „griechischen" oder „byzantinischen" Kaiser.

Die deutsch-römische Kaiserwürde aber galt mehr als ein bloß von Menschen übertragenes Amt; sie galt als unmittelbar von Gott stammend, und das Haupt des Kaisers umgab der geheimnißvolle Glanz der Majestät, wovon die freien Deutschen bis dahin nichts gewußt hatten. Durch unbedingten Gehorsam sollten sie dieselbe kennen lernen. Der Kaiser glaubte, nur Gott allein, der ihn als allerhöchsten irdischen Herrn eingesetzt, Rechenschaft schuldig zu sein; darum zieh er jeden, der seinen Plänen und Beschlüssen wider-

strebte, oder sich an seiner geheiligten Person vergriff, des Frevels an Gott selbst; das hieß nun „Majestätsverbrechen" und wurde so bestraft, wie früher in den Tagen der Freiheit Verrath an Volk und Vaterland. Und kraft dieser göttlichen Berechtigung dünkte sich der Kaiser auch als ursprünglichen Herrn alles Grund und Bodens, also daß jeder Besitz nur gleichsam als „Lehn" von seiner Gnade ausging und abhängig blieb. Damit sich aber Niemand solcher Abhängigkeit entziehen könne, ließ sich Karl von allen, die männlichen Geschlechts und über zwölf Jahre alt waren, einen neuen Huldigungseid schwören. So war nun das deutsche Volk, das einst durch freie Wahl den König erhoben, jetzt gleich den Römern in Unterthanen verwandelt worden. Aber auch die Kirche mit ihrem Oberhaupt stand damals unter dem Kaiser, und der Papst war nicht mehr, als der erste Bischof im neuen heiligen römischen Reiche; diese Unterwürfigkeit hatte Leo durch seinen Kniefall in der Peterskirche ausgedrückt und Karl im Bewußtsein seiner Kraft angenommen. So eifrig dieser, aus Frömmigkeit und Weisheit, die Geistlichen, als Bekehrer und Lehrer, als Erzieher und Bildner des Volkes, ehrte und an Ansehen und Gütern begünstigte, eben so streng wachte er doch darüber, daß sie der kaiserlichen Machtvollkommenheit nicht gefährlich würden, daß sie sich von allzu spitzfindigen Grübeleien über die Geheimnisse Gottes fern hielten, und daß sie dem Volk durch Sittenreinheit ein gutes Beispiel geben sollten. Er selbst wählte die Bischöfe, berief die geistlichen Versammlungen und wohnte denselben als Vorsitzender bei.

Dennoch erhöhte diese große Neuerung das Ansehen und die Macht der Kirche ganz bedeutend. Denn da das Kaiserthum seine Berechtigung von Gott vermittelst der Kirche herleitete, so mußte die neue Herrschaft auch die Macht und Geltung der Kirche zu verstärken suchen. In der That bekamen die Geistlichen sehr bald in allen Dingen weitreichenden Einfluß und unbedingt den ersten Rang vor allen Großen des Reiches. Ihre Rechte wurden vermehrt; insbesondere nahm die kirchliche Immunität sehr zu. Schon zur Römerzeit hatten die Kirchen mit ihren Grundstücken Freiheit (Immunität) von Staatslasten erlangt; jetzt bekamen sie auch Freiheit von dem weltlichen Gerichtszwange. Die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen und über die Dienst- und Lehnsleute der kirchlichen Güter fiel den Geistlichen anheim. Zu deren Handhabung ernannten nun die Kirchen und Stifter besondere Vögte (advocati), sowie später zur Verwaltung der kirchlichen Einkünfte „Vitzthumbe" (vicedomini) und zur Beschützung ihrer Güter und Rechte aus den weltlichen Großen Schirmvögte.

Das neue Kaiserthum mit seinen erhabenen Begriffen von seiner göttlichen Bedeutung und unumschränkten Macht konnte den Völkern gegenüber leicht zur furchtbarsten Tyrannei werden. Davor schützte damals bloß Karl's Charakter. Er wollte in seiner Weise aufrichtig das Beste seiner Unterthanen. Freilich war seine Art recht willkürlich. Er wollte herrschen wie ein biblischer Patriarch oder König; eigene Bestimmung durften die Völker ihm gegenüber so wenig geltend machen, wie die Kinder gegen den Vater. Daher unterdrückte er die Freiheit der Stämme, um sie zur Einigung zu bringen, weil er darin allein Ordnung sah. Der alten deutschen Selbstverwaltung der Gemeinden zuwider übte er in allen Dingen Bevormundung von oben herab, die

sich in zahlreichen Gesetzen (Capitularien) aussprach und in eigenen polizeilichen Maßregeln und Einrichtungen geübt wurde. So weit es seinen Zwecken diente, achtete er die Formen der alten Verfassungen.

Er sammelte die alten deutschen Volksrechte, ließ jene, welche bis zu seiner Zeit nur von Mund zu Mund fortgepflanzt waren, niederschreiben und suchte sie nach seinen kaiserlichen Ideen zu verbessern. Wenn er neue Gesetze gab, so berief er die Stände zu einem Reichstag aufs Maifeld (wo die Heerschau gehalten wurde) und gebot den Freien, dahin zu kommen (dreimal im Jahre sollten sie in der Volksversammlung erscheinen); dann trug er die Gesetze vor, und erst durch die Zustimmung des Volks (d. i. der Freien) und der Reichsstände (d. i. der höheren Beamten, weltlichen wie geistlichen) wurden sie gültig. Der Hauptzweck der Gesetze aber, welche er gab, war: die Kriegsmacht unerschütterlich zu machen, die öffentliche Sicherheit und die Sittenzucht herzustellen und zu erhalten, die Ehrfurcht vor der Religion und ihren Dienern allgemeiner auszubreiten, Handel und Gewerbe zur Blüthe zu bringen, und endlich die Verwaltung des Reiches.

Höchst wichtig war es für Karl, zu allen Zeiten ein wohlgerüstetes Heer zur Hand zu haben; darum waren seine Gesetze über den „Heerbann" sehr streng. Jeder Freie, welcher vier Morgen Landes besaß, mußte sich nämlich auf eigene Kosten mit Waffen, Kleidern und Lebensmitteln auf drei Monate zum Kriege des Königs rüsten und ins Feld ziehen, wohin dieser es gebot; auch die, welche gar kein liegendes Gut besaßen, wurden dann bald zum Heerbann herangezogen; sie mußten je zu fünf zusammenstehen und gemeinschaftlich aus ihrer fahrenden Habe den sechsten Mann rüsten. Wer dawider handelte, wurde an seiner Habe gebüßt, wer das Heer verließ, mit dem Tode bestraft. Weil nun Karl fast Jahr für Jahr in den entlegensten Ländern Kriege zu führen hatte (zu welchen er übrigens auch seine Lehnsleute und eine eigene Söldnerschar heranzog), so wurde der strenge Heerbann den Freien eine unerträgliche Last, und Grund und Boden verödete bei der Entfernung der rüstigsten Männer. Die Grafen, welche nun, nach dem Aufhören der Stammherzogthümer, als königliche Beamte in den Gauen, als deren Vorsteher, den Heerbann auszuschreiben hatten, mißbrauchten ihre Gewalt gar häufig zu ihrem eigenen Vortheil und plagten durch ihre Willkür die Freien oft so lange, bis diese verarmten und ihr Gut von den Unterdrückern zu Lehn nahmen, weil sie dann von ihren neuen Herren günstiger behandelt wurden, oder gar in deren Dienst traten, weil sie nach dem Verlust der Freiheit nicht mehr zum Kriegsdienst gezwungen werden konnten. Um nun die Freien gegen die Beamtentyrannei zu schützen, ganz besonders aber, um alles zu beaufsichtigen und zu centralisiren, ernannte Karl „Sendboten", welche alljährlich durch einen gewissen Bezirk reisen, und in jedem Vierteljahr eine Volksversammlung halten, die Mißbräuche einsehen und abstellen und dem Kaiser über den Zustand des Landes getreu berichten sollten. Solcher Sendboten waren für jeden Bezirk zwei bestellt, ein geistlicher und ein weltlicher. Dadurch erhielt das Volk auch bei der Rechtspflege einen Rückhalt, weil jeder, der sich im Recht gekränkt glaubte, sich an die Sendboten wenden konnte. Das Gericht in den Gauen war also bestellt: der Graf (gewöhnlich ein im Gau begüterter Edler) oder sein Stellvertreter saß im Gau demselben vor; ihm zur Seite die Schöffen (scabini), sieben

freie Männer, welche, statt der früheren Rachinburgen, unter der Aufsicht des Sendgrafen frei gewählt wurden; diese wiesen das Recht und sprachen das Urtheil; der Graf vollzog es. Wo der König selbst zu Gericht saß, umgaben ihn die weltlichen und geistlichen Großen statt der Schöffen; an ihn oder seinen Stellvertreter, den „Pfalzgrafen", ging die letzte Berufung in Rechtssachen. Dreimal im Jahre hielt der Graf ein „ungebotenes Gauding"; außerdem gab es gebotene, zu welchen die Parteien vorgeladen wurden. Und weil der Graf gleichsam im Namen des Königs, als höchsten Richters, da war, so richtete er unter „Königsbann" (d. h. mit dem Zwange der Königsgewalt); kam der Beklagte auf die dritte Ladung nicht, so verfiel sein Gut dem „Königsbann". Auch der „Blutbann" (die Todesstrafe) wurde damals eingeführt und außerdem manche Leibesstrafen, zugleich aber auch das Recht des Königs, zu begnadigen; das Recht der Selbstrache wurde abgeschafft. Dies alles geschah durch den Einfluß des römischen Rechts. Dagegen bestand noch das germanische Wergeld; denn der Begriff von der Nothwendigkeit eines Schadenersatzes wurzelte tief im deutschen Rechtsgefühl. Als Beweismittel galten noch immer der Zweikampf, das Gottesurtheil und der Eid; derselbe wurde (schon seit den Merowingern) noch durch „Eideshelfer" verstärkt, welche schworen, daß sie an die Wahrhaftigkeit des Schwörenden glaubten. In den kleineren Bezirken der Gaue richteten „Centenare" gerade so wie die Grafen in allen Sachen, welche nicht das Leben, die Freiheit oder das Grundeigenthum angingen. Damals ist auch das Kirchen- (kanonische) Recht in Deutschland allmählich aufgekommen, besonders in Beziehung auf Ehen und Testamente.

Das war der zweite Feind, der das deutsche Recht angriff. Vom römischen Kaiserrecht in den meisten staatlichen und hochpeinlichen Dingen verdrängt, vom kanonischen Kirchenrecht in allen geistlichen und vielen nichtgeistlichen Sachen ersetzt, schwand es immer mehr zu einem landschaftlichen Gebrauchsrecht zusammen. Ja, selbst die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens war bedroht, da Karl befahl, die Gerichtsversammlungen nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in bedeckten Räumen zu halten. Karl, als römischer Kaiser und kirchlicher Ober-Schutzherr, mußte dem Vordringen des römischen und priesterlichen Wesens in Deutschland geneigt sein. Er förderte es, weil es die strenge Ordnung aller Verhältnisse und die monarchische Gestalt des Staates gegenüber dem deutschen Sonderwesen und Freiheitstrotze darstellte und einführte. Darum hat er auch die Ausbildung des Lehnswesens in Deutschland begünstigt. Wie er in Sachsen es mit Gewalt einzuführen versuchte, so ließ er es in andern deutschen Ländern in friedlicher Weise sich einbürgern. Denn er selbst hatte zunächst den größten Vortheil davon, weil alle Benefizienbesitzer jetzt vorzugsweise als zu Kriegsdienst verpflichtet angesehen wurden. So stand der König an der Spitze einer stets bereiten Kriegerschar. Da diese Kriegsleute in seinem Dienste Ehre und Güter gewannen, so drängten sich Viele dazu, und die Vasallen, so hießen nun die dem Könige zu persönlichem Dienst Verpflichteten, mehrten sich in Zahl und Ansehen eben so sehr, wie die Gemeinfreien daran einbüßten. Der Adel blieb auch jetzt zumeist ein Dienstadel; aber neben den Beamten gehörten von nun an hauptsächlich die Vasallen des Königs dazu. Ihrerseits vergaben die Vasallen wieder Lehen als Lohn für zu leistende Dienste. Dies Verhältniß zwischen Lehnsherrn und Lehns-

manne ward befestigt durch den Eid der Treue (feudum), wovon auch sein Name Feudalwesen herrührt. Wie kräftig auch Kaiser Karl sein Ansehen zum Mittelpunkt des Staates zu machen wußte, so nahm doch die Aristokratie der Geistlichkeit und des Adels selbst neben ihm eine höchst einflußreiche Stellung ein, wie denn auch auf den Reichstagen die geistlichen und weltlichen Großen eine gewichtige Stimme hatten; das Volk, das dabei zwar noch erschien, hatte wenig mitzureden.

Trotz seiner Stellung, die auf Romanenthum und Kirchlichkeit gegründet war, war der Kaiser doch von Herzen noch zu deutsch, um das Herunterkommen des Volkes, den Verfall der Freiheit und Eigenart desselben nicht zu bedauern und aufhalten zu wollen. Er traf mancherlei Einrichtungen, gab viele Verordnungen, die Gemeinfreien gegen Adel und Geistlichkeit einigermaßen zu schützen; dahin zielte auch die Einrichtung der Sendboten. Aber die hauptsächlichsten Ursachen des Uebels — den engen Bund mit dem römischen und kirchlichen Wesen, den der Kaiser geschlossen hatte, und vor allem die ewigen Kriege, welche das Volk ruinirten und die Kriegsknechte erhoben — diese räumte er nicht fort. Denn eben durch sie war er der große Eroberer und Kaiser, der er sein wollte. So kam's denn, daß der polizeilichen Ordnung und Gesetzlichkeit zu Liebe, die Karl an der römischen Kultur bewunderte, die individuelle Freiheit des Volks mehr und mehr zu Grunde ging. Das Romanenthum hatte aber auch manches Gute; besonders konnte man ihm höhere Geistesbildung nicht absprechen, die auf den Resten der alten Kulturwelt beruhte. Hier war die Einwirkung des romanischen Wesens auf Deutschland in der That heilsam und Karl's Thätigkeit in dieser Richtung sehr verdienstvoll.

Er selbst war ein eben so großer Freund der Bildung als der Ordnung. Er ward daher nicht bloß Gesetzgeber, sondern auch Bildner seiner Völker, wollte außer mit den Waffen auch mit dem Unterricht, der Aufklärung das deutsche Volk zu höherer Kultur bringen. Damit bekämpfte er die deutsche Rohheit und Unwissenheit.

Wie ein Vater für die Erziehung seiner Kinder, also sorgte Karl für die des Volks. Dazu verwandte er die Mönche und sah streng darauf, daß sie in ihren Klöstern Schulen anlegten und denselben mit Eifer vorstanden. Viele geschickte Meister im Schreiben, Rechnen und Singen ließ er aus Italien kommen, um das Volk zu unterweisen, dessen einzige Kunst bis jetzt der Krieg gewesen war. Durch seine eigene Lernbegierde gab er demselben ein schönes Vorbild; in seinem Alter lernte er noch schreiben. Nach so vielen Siegen, in so großer Macht und Herrlichkeit, war's ihm die liebste Freude, in alten Schriften zu lesen, gelehrte Männer um sich zu versammeln und im vertraulichen Gespräch ihres Rathes zu genießen. Am höchsten von allen diesen ehrte er den Alkuin, einen angelsächsischen Mönch von edlem Geist und sanftem Herzen, welchem er nebst den wichtigsten geistlichen Geschäften auch die Leitung des Schulwesens anvertraute. Neben Alkuin waren ihm auch Eginhard, sein Geheimschreiber (welcher seine Lebensgeschichte aufgezeichnet hat), und die gelehrten Männer Peter von Pisa und Paulus Diakonus, ein Longobarde, lieb und werth. Die schönen Künste, deren herrliche Werke er in Italien kennen gelernt hatte, suchte er ebenfalls in Deutschland heimisch zu machen, besonders die Baukunst.

Auch die deutsche*) Sprache, das theuere Erbgut des Volkes, pflegte er sorgsam. Er gebot, wie schon Bonifacius einst, daß die Priester deutsch lehren und predigen sollten, ließ die deutschen Heldenlieder sammeln und bannte so die Laute der deutschen Sprache in der Schrift fest. Er gab auch den Monaten deutsche Namen: Wintermonat, Hornung, Lenzmonat, Ostermonat, Wonnemonat, Brachmonat, Heumonat, Erntemonat, Windmonat, Herbstmonat, Heiligmonat. Aber freilich hielt er römische Bildung zu hoch, um viel mehr als jene Einzelnheiten für das Deutsche zu thun. So blieb denn auch unter ihm das Latein die Sprache des Hofes, der Gesetze, der Schrift.

Als Grundlagen der Bildung betrachtete Karl nicht bloß die Religion, die bürgerliche Ordnung durch Gesetz und Sittlichkeit, sondern auch den Wohlstand, und als Grundlagen dessen suchte er wieder die Landwirthschaft, den Handel und die Gewerbe herzustellen. In der Landwirthschaft ging er selbst (auf seinen Meierhöfen) mit dem besten Beispiel voran und gab auch weise Gesetze, um sie wieder zur Blüthe zu bringen. Dem Handel zog er, nachdem der Kanalbau in Baiern unterblieben war, eine Landstraße von Norden mitten durch Deutschland bis an die Donau hinab; sie führte über Bardewick, Magdeburg, Erfurt und Forchheim bis Regensburg. Allenthalben baute er dem Kaufmann Brücken und hielt ihm Märkte und Wege sicher. Gute Münze schuf er und gleiches Maß. Von allem, was der Boden des deutschen Landes oder der Werkfleiß hervorbrachte, gab er die Ausfuhr frei; nur verbot er in schweren Zeiten die der Lebensmittel und zu allen Zeiten die der Waffen; auch die Einfuhr belastete er nicht. Da kamen bald gar viele Kaufleute aus den Ländern der Slaven und Griechen mit ihren Waaren nach Deutschland, und immer lebhafter wurde der Verkehr. In den alten Städten, in des Königs Pfalzen und Meiereien, in den Sitzen der Bischöfe wuchs auch schon die Gewerbthätigkeit rüstig heran; aber die Handwerker waren, wie auch die Bauern, noch Hörige, oder wenigstens von den großen Lehnsträgern abhängig.

So wirkte Karl für die Civilisation seines Volkes und machte hierin manches gut, was er in anderer Beziehung versah. Nahm er den Völkern die Freiheit, so erzog er sie wenigstens zur Gesittung. Darum ist auch die Unterjochung der Sachsen nicht bloß eine That wilder Eroberungslust gewesen; Karl hat damit auch dem Christenthum und der Einigung Deutschlands gedient. Dies Werk, das er so blutig begonnen und dreißig Jahre lang gefördert hatte, gelang ihm nun als Kaiser endlich. Nachdem er im Bunde mit den Obotriten noch einen letzten Verheerungszug die Elbe hinab unternommen und 10,000 Familien vom heimathlichen Boden gerissen und nach dem Rhein und Main verpflanzt hatte, war der wilde Freiheitstrotz der Sachsen vollständig gebrochen (804). Die Sachsen nahmen das Christenthum an und gelobten, den Kirchenzehnten zu entrichten, auch sich der Oberaufsicht der fränkischen Grafen und Sendboten zu unterwerfen. Dagegen gestand ihnen der Kaiser zu, daß sie in allem Uebrigem frei nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten leben und überhaupt in

*) Damals erscheint dieser Name „teudisca“ zuerst in der Schrift.

allen Dingen gleichberechtigt mit den Franken sein sollten; mit diesen zusammen sollten sie wie ein Volk unter einem Könige stehen. Das Sachsenland wurde nun wie das übrige Frankenreich in Grafschaften und Bisthümer getheilt. Nicht gar lange dauerte es, so waren die Sachsen die eifrigsten Christen; also trug Karl's blutiges Werk doch auch gute Früchte. Andererseits drang freilich mit den fränkischen Beamten manches Schlimme ins Land, besonders das fränkische Adels- und Lehnswesen, wenn auch letzteres erst allmählich.

Nachdem nun ganz Deutschland mit dem Frankenreiche vereinigt war, beabsichtigte Kaiser Karl auch die slavischen Völker zu unterwerfen, zu Christen zu machen und ihre Länder, welche ja in alten Zeiten von Deutschen bewohnt worden waren, seinem Reiche einzuverleiben. Schon lange hatte er mit den slavischen Völkern gekämpft, welche die Deutschen haßten und aus ihren Gebieten an der Elbe zu verdrängen strebten. Nur die Obotriten hielten zu Karl, und dieser hatte ihnen, weil sie ihm gegen die Sachsen treu beigestanden, das Land über der Elbe gegeben, aus welchem er die Sachsen versetzt, das östliche Holstein und das westliche Mecklenburg. Die Wilzen hatte er schon im Jahre 789 zur Huldigung gebracht und bändigte sie später (812) abermals. Die Czechen behaupteten sich dagegen in den böhmischen Wäldern. In den Jahren 805 und 806 besiegte Karl, des Kaisers Sohn, die Sorben (zwischen der Saale und der Elbe) und zwang sie, seinem Vater zu huldigen und Geiseln zu geben; da wurden wider sie zwei Grenzburgen gebaut, aus welchen nachmals die Städte Halle und Magdeburg entstanden sind, und Karl errichtete hier die sorbische Mark.

Sein Hauptaugenmerk mußte er jedoch auf den Norden richten, von woher dem deutschen Reiche durch verwegene Seefahrer germanischen Stammes Gefahr drohte. Das waren die Dänen, ein Hauptstamm der „Normannen". Sie hatten es immer mit den Sachsen gehalten und trotzten jetzt den Franken als Feinde. König Gottfried, ein gewaltiger Held, führte sie zu Abenteuern und vermaß sich gar, den Kaiser zu Aachen in seiner Pfalz anzugreifen. Als aber Karl, des Kaisers Sohn, ihm (808) entgegengegangen war und dessen Bundesgenossen geschlagen hatte, zog sich der Dänenkönig zurück in sein Land und warf an dem nördlichen Ufer des Eiderflusses und hinter der Schlei, von der Nordsee bis zur Ostsee hin, einen Grenzwall auf (das Dannewirk). Karl aber ließ dagegen am Störfluß eine feste Burg bauen. Nicht lange darnach sprangen jedoch die kecken Seefahrer plötzlich bei den Friesen wieder ans Land, schlugen sie und erzwangen sich Tribut. Da zog Karl gegen sie ins Feld und kam bis an die Weser; dort empfing er die Nachricht, der Dänenkönig sei todt; einer aus seinem Geleit hatte ihn erschlagen. Von da an (811) hielten die kriegslustigen Männer des Nordens mit den Franken Frieden, doch nur so lange, als Karl lebte.

Am Abend seiner Tage genoß nun der große Kaiser in Ruhe die Fülle seiner Herrlichkeit, immer bemüht, an dem gewaltigen Kaiserstaate, dem Werke seines Lebens, zu bessern. Von seinen Pfalzen aus überschaute er das große Ganze, dessen Fäden von allen Seiten in seiner starken Hand zusammenliefen. Am liebsten hielt er zu Aachen Hof. Dort, im Kreise seiner Familie und seines Hofstaates, wußte er die Freuden heiteren Lebensgenusses mit den ernsteren Genüssen der Künste und Wissenschaften zu vereinigen und an beiden

untüchtigste am Leben geblieben. Ludwig war ein verweichlichter und charakterloser Mensch, von gelehrter Bildung und mönchischer Frömmigkeit, aber ein Schwächling an Geist und Herz. Es fehlte ihm nicht an gutem Willen, die Herrschaft zum Wohle seines Volkes zu führen, aber an Verstand, das Rechte zu erkennen, und an Kraft, es durchzuführen. So gereichte selbst seine Milde, da sie zur Schwäche wurde, dem Reiche wie ihm selber zum Verderben.

Im Anfange ging indessen noch alles gut.

Als er die Regierung antrat, erschrak er, wie ihm von allen Seiten das Nothgeschrei des Volkes zu Ohren scholl. Da kamen viele Klagen, wie untreu die Beamten bis jetzt gewaltet hätten. So wenig also hatte sogar ein gewaltiger Herrscher das Volk vor der Willkür der Großen schützen können; — wie viel weniger konnte es ein Schwächling! Dennoch strengte Ludwig im Anfang seine Kräfte an; er schickte Männer, die er für rechtschaffen hielt, als Sendboten in alle Marken des Reiches, um den Unterdrückten zu ihrem Recht zu helfen, und denen, die durch List oder Gewalt ihre liegenden Güter und ihre Freiheit an den Adel oder an die Geistlichkeit verloren hatten, beide wiederzuschaffen; auch gab er den Edelingen und Freien der Sachsen ihre Erbgüter wieder, welche ihnen sein Vater genommen hatte. Ueberdies sicherte er die Grenzen des Reiches gegen die slavischen Völker und gegen die Basken, und zwang den Herzog von Benevent, aufs neue zu huldigen und Zins zu geben.

Ueber Italien herrschte damals Ludwig's Neffe, Bernhard, der Sohn Pipin's, unter Oberhoheit des Frankenreiches, und zu Rom, nach dem Ableben Leo's, der Papst Stephan IV. Dieser ließ, als er den Stuhl seiner Vorfahren bestieg, sein Volk dem Kaiser schwören und kam im Jahr 816 selber zu ihm nach Deutschland, um ihm zu huldigen. Da gewahrte er mit großer Freude Ludwig's Frömmigkeit und Demuth und beredete ihn, daß er sich die Kaiserkrone, die er sich einst selbst vom Altare genommen, nun von der Hand des Papstes aufsetzen ließe. Dies geschah auch wirklich zu Rheims im Jahre 816. Von der Zeit an ergab sich Ludwig immer mehr dem Einfluß der Geistlichkeit, besonders seit er zu Aachen auf wunderbare Weise aus Todesgefahr errettet worden war. Bald darnach (im J. 817) theilte er das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig; Lothar, dem ältesten, gab er den Kaisertitel und nahm ihn zum Reichsgehülfen; Pipin verlieh er die Herrschaft über Aquitanien, und Ludwig, dem jüngsten, die über Baiern und über die avarischen und slavischen Länder.

Diese Theilung ward der Anfang großer Zerrüttung des Reiches. Denn da der junge Lothar als Mitkaiser nun auch über den tüchtigen und viel älteren König Bernhard zu herrschen hatte, so erhob sich der letztere voll Unwillen dagegen. Auch die Bischöfe und Großen in Italien stellten ihm vor, wie arg ihn sein Oheim, der Kaiser, bei der Theilung übervortheilt habe, und reizten ihn, sich von dem Frankenreiche unabhängig zu machen. Aber bevor noch Bernhard zu solchem Endzweck seine Heeresmacht gesammelt hatte, zog Ludwig schon gegen ihn aus, und nun verließen plötzlich die Italiener zaghaft ihren König. Da warf sich dieser, als die Kaiserin Irmengard ihm Verzeihung versprach, im vollen Vertrauen seinem Oheim zu Füßen und gab sich dessen Gnade heim. Aber Irmengard, die Kaiserin, wollte Italien einem von

ihren Söhnen verschaffen und lag ihrem schwachen Gemahl an, daß er seinen Neffen blenden ließ. Als dieser nun drei Tage nach dem Verlust des Augenlichts an den Folgen der Mißhandlung (818) starb, hatte Ludwig nicht mehr Rast noch Ruh, und wie auch die Kaiserin bald darauf verschied, zitterte er verzweiflungsvoll vor dem Strafgericht Gottes. Da schenkte er mit vollen Händen an die Kirche und an die Armen, um Gottes Barmherzigkeit für seine arge That zu erwerben. Seinem Sohne Lothar aber gab er das Reich Italien, welches der verstorbene Bernhard gehabt hatte.

In seiner Zerknirschung wollte der verwittwete Kaiser sogar dem Throne entsagen und ins Kloster gehen. Aber die Geistlichkeit, deren Werkzeug er war, und die ihm denn auch für seine fromme Verschwendung der Reichsgüter an Kirchen und Klöster den Namen des „Frommen" gab, beredete ihn, die Krone zu behalten und sich wieder eine schöne junge Frau zu nehmen. Ludwig war nicht bloß abergläubisch fromm, sondern auch ein Weiberfreund. Daher widerstand er denn auch trotz seiner Bußfertigkeit der Begierde nicht und hielt alsbald Rundschau über die schönen Frauen seines Reiches. Am besten gefiel ihm Judith, die schöne Tochter des bairischen Grafen Welf, aus einem alten und reichen Geschlechte. Sie und die Geistlichen theilten sich nun in die Herrschaft über ihn.

Bald merkten die Völker, die an den Grenzen wohnten, daß Karl's des Großen Schwert in der Scheide roste, und sie stürmten von allen Seiten her wider das Reich. Die Bretonen verweigerten den Zins, die Normannen kreuzten an den Küsten Flanderns; im Süden schweiften die Araber mit Mord und Brand durch die spanische Mark, und im Osten ward der bulgarische Fürst Liudwit gewaltig; dieser schlug drei fränkische Heere, welche wider ihn über den Savefluß ausgezogen waren, und trotzte vier Jahre lang in seiner Felsenburg, bis er endlich durch Meuchelmord erlag. Zu gleicher Zeit unterdrückten und mißhandelten daheim die Grafen und Edlen das Volk, rissen das Land an sich, trieben Zölle für sich selber ein, schlugen eigene Münze und thaten, als wären sie die Herren und kein König und Kaiser mehr über ihnen. Bei solcher Willkür kam jeder darauf, sich selber Recht zu schaffen; das Land ward voll Raub und wilder Gewalt, und Niemand war mehr sicher weder unterwegs noch daheim. Zu allem dem kam noch Hungers- und Wassersnoth. Der Kaiser aber that nichts; er suchte den Zorn Gottes nur durch Buße und Gebet zu versöhnen. Ja, er vermehrte noch die Verwirrung, indem er aus Liebe zu seinem Sohn Karl, welchen ihm Judith im Jahre 823 geboren hatte, die Theilung, welche er zwischen seinen drei Söhnen aus erster Ehe gemacht, im Jahre 829 umstieß, um auch seinem Liebling Karl ein Reich zu schaffen. Denn nun entbrannte offener Aufstand gegen den Kaiser. Die älteren Söhne griffen, ihr Recht zu schützen, zu den Waffen, und mit den Bessergesinnten unter den Großen verbündet, zogen sie gegen den Vater, dessen schlechte Regierung sie zur Entschuldigung ihrer Empörung nahmen. Auch versicherten sie dem Volke, daß sie nur die bösen Rathgeber des Kaisers stürzen wollten. So geschah denn im Jahre 830 das Unerhörte, daß das Heer den Kaiser plötzlich verließ und der Vater in die Gefangenschaft seiner drei Söhne kam. Diese verstießen ihre Stiefmutter, die Kaiserin, in ein Kloster, und Lothar, der selbstsüchtigste und gewissenloseste von ihnen, übergab seinen Vater

erhalten, verließ und verrieth jetzt der falsche und ehrlose Mann das Sachsenvolk. Nun brach König Ludwig gegen dasselbe auf, und freudig zogen die Edelinge mit ihm, um die Freien zu unterdrücken. Auch gelang es ihrer Uebermacht; und Ludwig verfuhr mit unmenschlicher Strenge gegen die Besiegten. Einhundert und vierzig von den Stellingern wurden hingerichtet, zahllose andere grausam verstümmelt; so büßten sie den Versuch, ihre alte Verfassung und Unabhängigkeit herzustellen. Darauf vertrugen sich Ludwig und Karl mit Lothar, und alle drei Brüder schlossen (im Jahre 843) in der Stadt Verdun unter einander einen Theilungsvertrag. Da vereinigte Ludwig alle Länder diesseit des Rheinstromes, wo deutsch geredet ward (dazu auch jenseit desselben die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gebieten), und zwar als ein eigenes, selbstherrliches Königreich. Die Länder jenseit des Rheins, Niederland, Burgund und Italien, empfing Lothar; dazu behielt er die Kaiserwürde und damit einen gewissen Vorrang. Alles westfränkische Land, das hinter Lothar's Reiche lag, fiel Karl zu (welcher den Beinamen des „Kahlen" hatte), und sein Reich wurde später Frankreich genannt. Die Brüder machten aus, daß jedes der drei Reiche vom andern unabhängig sein sollte; aber wenn ein Feind von außen das eine bedrohen würde, sollten die andern beiden es treulich beschützen. So ist aus der verdorrten Blüthe des weiland großen Frankenreiches jetzt plötzlich das deutsche Reich, wie eine reifende Frucht, hervorgekommen; und die Deutschen haben sich nun von den Westfranken (oder Franzosen), welche in Sprache und Sitte schon längst wenig Deutsches mehr hatten, völlig geschieden, als wären sie nie eines Stammes mit ihnen gewesen.

So trennten sich aus dem Weltreiche Karl's des Großen die Völker und gingen ihren eigenen Weg zu selbständiger Entwickelung. Mit Recht sehen Deutsche und Franzosen in dem Vertrage zu Verdun die Geburtsstunde ihrer Reiche. Zwar blieb den Deutschen noch längere Zeit der Name Ostfranken (Austrasier); aber das deutsche Wesen war gerettet. Sprache und Sitte waren nun der Gefahr entrückt, von den gallischen Einflüssen verderbt zu werden. Auch die Gemeindefreiheit erhielt sich nun besser diesseit des Rheins, während sie unter den Westfranken vom Lehnswesen mehr und mehr beschränkt, endlich unterdrückt wurde. Und weil das große Vasallenthum in Deutschland noch nicht so aufkommen konnte, hatte auch der König, als Volkskönig, mehr Kraft, konnte die noch sehr zahlreichen kleinen Grundbesitzer zum Heerbann aufbieten und war dadurch unter den drei Herrschern der mächtigste; denn seine Brüder hatten es in ihren Ländern mit großen Vasallen zu thun, ohne deren Hülfe sie wenig vermochten. Am gebrechlichsten war Lothar's Reich, das weder vorzugsweise romanische Bevölkerung wie das westfränkische, noch rein germanische wie das ostfränkische enthielt, sondern aus beiden Nationalitäten gemischt war, daher auch keinen Zusammenhalt hatte.

Den Zerfall, die Schwäche des großen Frankenreiches machten sich die äußeren Feinde zu Nutze. Vor allen furchtbar hausten die Normannen in den Küstenländern.

Diese, unbändig in uralter Freiheitslust, hatten es daheim vor der steigenden Macht des Königthums und Christenthums nicht mehr ausgehalten, waren in immer größerer Zahl auf kleinen Schiffen fortgezogen und hatten

sich eine neue Heimath auf der freien deutschen See gegründet. Da war jetzt der Mast ihre heilige Eiche, da war das Segel ihr Dach, das Ruder ihr Pflug und das Schwert ihr Spaten; auf dieser neuen Heimath umherschwimmend, trugen sie den Haß gegen das Christenthum an die deutschen und französischen Küsten und fuhren von den Mündungen der Ströme hinauf ins tiefe Land, zerstörten die Klöster, erschlugen das Volk und nahmen mit, was sie fanden. Da wurden sie bald so gefürchtet, wie die Wetter des Himmels, gegen welche des Menschen Hand nichts ausrichten kann. — Im Süden wurden zu gleicher Zeit die Araber immer verwegener, drangen in Frankreich ein, schifften nach Italien hinüber und bedrohten von Sicilien aus Rom und den Papst. In solchen schweren Bedrängnissen des Reiches theilte Lothar dasselbe (855) unter seine drei Söhne also, daß Ludwig II. Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde, das nach ihm Lotharingien (Lothringen) hieß, und Karl Burgund erhielt. Dann ging der alte Lothar ins Kloster Prüm in der Eifel und hoffte dort Ruhe zu finden. Dort beschloß er noch im selben Jahre sein sünd- und leidvolles Leben. Wo aber der Stamm faul ist, da grünen auch die Zweige nicht lange. So ging's seinen drei Söhnen; keiner von ihnen war werth, ein König zu sein; thatenlos und schmachvoll verwelkte Lothar's Geschlecht mit Ludwig II. im Jahre 875. So schwach war er, daß er hatte dulden müssen, daß seine Oheime Karl und Ludwig ihm sein Erbe außer Italien nahmen und es durch den Vertrag von Mersen (870) unter sich theilten. Dadurch erhielt Ludwig der Deutsche fast ganz Lothringen und Friesland und vereinte so jetzt alle echt deutschen Stämme zu einem Reiche. Doch auch Ludwig der Deutsche ward in Sorgen und Herzeleid grau. Ihm und dem deutschen Volk ließen die slavischen Völkerschaften keine Ruhe, die Nachbarn der Deutschen gegen Aufgang von der Ostsee bis nach Kärnten und Krain hinab. Eben so verderbliche Kriege erwuchsen Ludwig dem Deutschen aus der Herrschsucht seines Bruders, Karl's des Kahlen, welcher nach dem Tode Lothar's II. (869) die Herrschaft von Lothringen ergriffen hatte und nach dem Tode Ludwig's II. (875) auch die Kaiserkrone erhaschte. Und weil die Kriege der Fürsten fast ganz mit „Gefolgen" von Lehnsleuten geführt wurden, erlosch allmählich die Kraft des Heerbanns der Freien, welcher der Schutz des Reiches gegen auswärtige Feinde gewesen war. Zu dem allen mußte Ludwig der Deutsche im Alter durch seine eigenen Kinder eben solchen Kummer erfahren, wie er selbst ihn einst seinem Vater gemacht. Um nun die Zwietracht seiner drei Söhne zu vertilgen, theilte er 872 das deutsche Reich unter sie und zerrüttete es dadurch noch mehr. Lebensmüde starb er 876 in seiner Pfalz zu Frankfurt am Main, wo er gegen seinen Bruder Karl den Kahlen in Waffen stand, weil dieser nach Ludwig's II. Tode Italien und die Kaiserkrone an sich gerissen hatte. — Da traten Ludwig's des Deutschen Söhne im Sualifeld im Nordgau zusammen und theilten das deutsche Reich abermals, also: Karlmann nahm Baiern, Kärnten und Mähren, Ludwig (der „Jüngere" zubenannt) Ostfranken, Sachsen, Thüringen und Friesland, Karl Schwaben vom Main bis zu den Alpen. Aber der ländergierige Karl der Kahle wollte das mächtige Deutschland seinen Neffen nicht gönnen. Da zog Ludwig der Jüngere an den Rhein und schlug mit geringer Heereskraft die zahllosen Scharen seines treulosen Oheims bei An-

bernach. Bald darauf starb dieser (877), und Ludwig der Jüngere brachte nun auch den letzten Rest von Lothringen zu Deutschland. Doch schon 882 starb auch er, zwei Jahre nach dem Tode seines Bruders Karlmann (880), und nun vereinigte Ludwig's des Deutschen letzter Sohn, Karl (der „Dicke" zubenannt), alle deutschen Länder wieder.

Bald nachdem Karl der Dicke Herr von Deutschland geworden war, fielen ihm auch die übrigen Länder, die einst Karl der Große beherrscht hatte, zu. Denn die furchtbare Noth, in welche durch innere Anarchie und äußere Feinde, besonders durch Normannen und Araber, die Länder der Westfranken und Italiener gerathen waren, brachte die Großen derselben dahin, zu versuchen, ob nicht dem Elende durch das einheitliche Regiment eines allgemeinen Herrschers abgeholfen werden könne. Daher krönte der Papst Karl zum Kaiser, und die französischen Großen übergingen den letzten Enkel Karl's des Kahlen, Karl den Einfältigen, und setzten den ostfränkischen König auch auf ihren Thron (884). Nur der südöstliche Theil ihres Landes hielt sich selbständig, wo Graf Boso von Vienne aus den Gebieten von Chalons und Maçon in Burgund, Vienne und Lyon, der Franchecomté und Provence im Jahre 879 sich ein eigenes Königreich gebildet hatte, welches das burgundische oder arelatische hieß.

Karl der Dicke vereinigte also wieder fast die ganze Monarchie Karl's des Großen. Aber solche Gewalt gereichte ihm selbst zum Verderben; denn es zeigte sich sogleich, daß er seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Von allen Eigenschaften, die ein König haben soll, besaß er nicht eine, war von geringem Verstande und hatte nicht einmal Muth. So vermochte er denn auch das weite Reich, das so zahlreiche und kriegerische Völker in sich faßte, an keiner Stelle gegen die äußeren Feinde zu schirmen, geschweige es in alter Würde und Kraft wiederherzustellen. Selbst die Slaven wurden unter seiner Herrschaft den Deutschen furchtbar; überall an den Grenzen im Osten warfen sie die fränkische Oberherrschaft ab, und einzelne ihrer Stämme vereinigten sich sogar zu einem staatlichen Ganzen. So entstand das mährische Reich, dem die Einführung des Christenthums (die griechischen Mönche Cyrillus und Methodius waren die ersten Apostel unter den Südslaven) noch mehr Einheit und Festigkeit verlieh. Swatopulk (Zwentibold) herrschte über dasselbe und erwies sich bald als ein schlimmer Feind der Deutschen. Noch viel schädlichere Feinde waren die Normannen. Als diese im Jahre 882 den Rhein und die Mosel hinauf gekommen waren, hatten sich viele edle deutsche Kriegsmänner mit ihren Lehnsleuten aufgemacht, um das Vaterland von den nimmersatten Feinden zu befreien, und Karl der Dicke führte sie bis an die Maas. Dort trieben sie die Normannen so in die Enge, daß diese dem Verderben nicht mehr entrinnen konnten. Da bot Karl den Feinden plötzlich den Frieden an, wenn sie ihm versprechen wollten, sich taufen zu lassen und nicht wiederzukehren. Wohl versprachen sie dies gern, um aus der Noth zu kommen; an's Halten dachten sie freilich nicht. Ihrem König Gottfried gab Karl noch obendrein viel Land bei den mannhaften Friesen zum Lehen. Bald graute ihm jedoch vor dem gefährlichen Vasallen, und nun ließ er ihn meuchlings erschlagen. Da schrieen die Normannen um Rache und tobten (886), in zwei Heere getheilt, Verderben drohend heran, — das eine Heer an den Rhein,

das andere an die Seine; dort belagerte es Paris. Jenen, die am Rhein standen, warf sich ein tapferer fränkischer Graf aus dem Geschlechte der Babenberger entgegen und hielt sie auf; der Stadt Paris, welche der tapfere Graf Odo vertheidigte, eilte Karl der Dicke selbst zu Hülfe. Aber was für eine Hülfe brachte er der tapferen Stadt? Er gab den Normannen 700 Pfund Silber, damit sie abzögen, und lud sie ein, in Burgund zu überwintern; dadurch gedachte er zugleich die Burgunder zu züchtigen, welche ihm nicht huldigen wollten. Nicht glücklicher war Karl in Italien gewesen; dort behaupteten die Vasallen die großen Lehen wie ihr Eigenthum und achteten seiner Kaiserwürde nicht mehr als Schall und Wind, weil nicht die Würde den Mann, sondern nur der Mann die Würde macht. So kam's dahin, daß der Papst den kleinen Fürsten Italiens das Kaiserthum gleich wie ein Lehen verlieh.

So unwürdig wie als Fürst war Karl der Dicke auch als Mensch; er hielt sich vom Teufel besessen, und er war's auch, nämlich vom Teufel des Argwohns. Böse Zwischenträger flüsterten ihm zu, seine Gemahlin hege sündhafte Liebe zu seinem Kanzler, dem Bischof von Vercelli, welcher das italische Reich für ihn verwaltet hatte, und Karl war schamlos genug, seine Gattin öffentlich der Treulosigkeit anzuklagen. Aber die edle Frau erwies ihre Unschuld durch ein Gottesurtheil: unversehrt schritt sie über glühende Pflugscharen. Der Kanzler hingegen ging nun zu dem Herzog Arnulf, der als freier Mann in Kärnten auf der Moosburg saß, und erzählte ihm, wie auch er beim Kaiser verleumdet worden und in Gefahr sei. Dieser Arnulf war ein unrechtmäßiger Sohn Karlmann's (des Bruders Karl's des Dicken), schön und stark von Leib, voll hoher Gedanken, der einzige vom Geschlecht Karl's des Großen, welcher für die Würde des Kaiserthums und die Ehre Deutschlands noch ein Herz hatte. Zürnend erhob er sich jetzt, mit ihm alle Deutschen, bis auf die Schwaben, und erwogen, daß in dem uralten Recht des deutschen Volks, sich den König zu wählen, natürlicherweise auch das Recht begriffen war, einen untauglichen König abzusetzen. Darum hielten die Deutschen (im Jahre 887) zu Tribur am Rhein einen Reichstag, setzten Karl den Dicken als unwürdig der Krone ab und wählten statt seiner den Arnulf zu ihrem König. Muthlos that Karl auf die Herrschaft Verzicht und bat sich von Arnulf nur einige Güter in Schwaben aus. Dort starb er schon im nächsten Jahr (888) und zwar, wie es heißt, von seinen eigenen Leuten erwürgt.

Mit scharfen Blicken erkannte Arnulf die Gebrechen und Gefahren des Reiches; mit Muth und Ausdauer suchte er abzuhelfen; aber die Aufgabe, welche er zu lösen hatte, war für die Kraft eines einzigen Mannes zu groß und die Dauer seines Lebens dafür zu kurz. Im Nordwesten standen die Normannen, im Osten die Slaven drohend wider Deutschland. In Italien stritten die Herzoge von Spoleto und von Friaul um die Kaiserkrone. In Frankreich war die Herrschaft vom Geschlecht Karl's des Großen genommen worden und in der Hand des Grafen Odo von Paris; in Niederburgund herrschte Ludwig, der Sohn Boso's, als König, in Hochburgund (das umfaßte Savoyen und die Schweiz) Graf Rudolf unabhängig. In Italien erhoben sich die Herzoge Berengar von Friaul und Wido von Spoleto und strebten nach der Krone. Ueberall gediehen die kleinen Könige, da ein großer Kaiser fehlte. Da sollte nun Arnulf überall eingreifen, die Ehre der Krone retten,

die Verwirrung lösen, die Ordnung herstellen; und doch war die Kraft des deutschen Heerbanns erloschen, die weltlichen Großen sowohl unter sich, als auch gar oft mit der Geistlichkeit im Streit und nicht geneigt, die Macht des Königs zu unterstützen. Aber, wenn auch von allen Seiten so in Anspruch genommen und zugleich gehemmt, mit ungebeugtem Muth rang Arnulf nach dem Ziele. Auch erkannten Odo, Rudolf und Berengar seine Oberhoheit an, weil sie selber in ihren Sonderherrschaften Gegner und Nebenbuhler zu bekämpfen hatten. Das größte Verdienst erwarb sich Arnulf durch mannhafte Abwehr der äußeren Feinde.

Im Jahre 891 brachen die Normannen wieder ein und vernichteten ein deutsches Heer. Rasch zog ihnen Arnulf zur Rache entgegen. An der Dyle, bei Löwen, hatten sie sich verschanzt. Zu Fuß, Mann wider Mann, griff er mit den Seinigen sie an, erstürmte ihr festes Lager, eroberte ihre Fahnen und trieb, nachdem ihrer viele erschlagen waren, die andern flüchtig in den Strom. Seitdem ließen die Normannen die deutschen Küsten in Ruhe und bedrängten dafür desto mehr die französischen.

Nach diesem glorreichen Siege bekämpfte Arnulf die widerspenstigen Großen in Deutschland und nahm dem Thüringer Herzog, der aus dem Geschlecht der Babenberger stammte, das Herzogthum. Dann wandte er sich gegen die Slaven. Bei diesen hatte der mächtige Fürst Zwentibold seit dem Jahre 871 ein Reich gegründet, welches von der Morawa bis zum Flusse Bran reichte und das „großmährische" hieß. Arnulf selbst hatte den Zwentibold früher begünstigt und ihm, nachdem sich derselbe hatte taufen lassen, (890) sogar das Herzogthum Böhmen zu Lehen gegeben, um durch dies Band der Treue den Mächtigen in Frieden zu halten. Aber Zwentibold konnte als Slave seinen heißen Volkshaß gegen die Deutschen nicht ersticken und barg ihn tückisch bis zu gelegener Zeit. Je mehr der deutsche König nachgab, um so stolzer wurde der Slavenfürst, weil er Arnulf's schwierige Lage wohl erkannte; endlich wies er sogar dessen Gesandte zurück und trat offen mit dem Plan hervor, sich der deutschen Oberherrschaft zu entledigen. Nun bot auch Arnulf alle Kräfte auf und es gelang ihm, die Macht der Mähren zurückzudrängen. Dabei kam es ihm zu statten, daß jene auch im Osten, und zwar von den wilden Ungarn, angegriffen wurden. Und als Zwentibold (894) starb, theilten seine Söhne das Reich, das dadurch seine gefährliche Stärke wieder verlor.

Inzwischen hatte Arnulf auch Italiens und der Kaiserkrone nicht vergessen und war (schon 893) über die Alpen gezogen; damals richtete er nichts aus und mußte nach Deutschland wiederkehren; aber den Muth gab er darum noch nicht auf und zog im Jahre 895 abermals nach Italien. Diesmal ging er auf Rom los, wohin ihn der Papst Formosus gerufen hatte, weil die Anhänger des verstorbenen Herzogs von Spoleto denselben arg bedrängten. Rom aber verschloß den Deutschen die Thore und ergab sich erst der Gewalt. Die Schwaben und Franken stürmten die Mauern, schlugen die Stadtthore ein, zogen kämpfend durch alle Straßen und befreiten den Papst; dieser setzte die Kaiserkrone auf Arnulf's Haupt (896). Aber dessen Kraft war bereits erschöpft. Krank kehrte er nach Deutschland zurück und starb schon im Jahre 899 zu Oettingen in Baiern.

Kaum ruhte seine Leiche im Stift Sankt Emmeram zu Regensburg, so brach grausenhafte Verwirrung über Deutschland herein. Da kamen die Großen des Reiches (im J. 900) zu Forchheim zusammen und wählten Ludwig, den einzigen rechtmäßigen Sohn Arnulf's, zum König. Er war zwar noch ein Kind von 7 Jahren, und das Reich brauchte einen Mann; aber doch wählten sie, aus alter Ehrfurcht vor dem Geschlecht Karl's des Großen und aus langer Gewohnheit der Erbfolge, jenes Kind zu ihrem Herrn und König und bestellten als dessen Vormünder den strengen und klugen Hatto, Erzbischof zu Mainz, und den gewaltigen Otto, Herzog von Sachsen. In Lothringen herrschte ein unebenbürtiger Sohn Arnulf's, Zwentibold, welcher den mächtigen Großen des Landes ein gar ungnädiger Herr war. Dafür haßten sie ihn, und als er einst im Zorn den Erzbischof von Trier geschlagen hatte, empörten sie sich alle gegen ihn und lieferten ihm (im J. 900) eine Schlacht an der Maas, in welcher er fiel. Statt seiner behauptete sich Reginar, welcher früher sein vertrauter Rath gewesen war, als Herzog in Lothringen.

Damals war die deutsche Erde voller Gräuel, und die deutsche Treue schien verschwunden; das verschuldeten die Großen, welche in ihrer wechselseitigen Eifersucht den Frieden brachen; der junge König vermochte ihre Eigenmacht nicht zu bändigen. Die grimmigste Fehde wurde in Ostfranken geführt. Dies war das Land, wo der größte Theil der alten Rheinfranken saß; es erstreckte sich bis an den Mittelrhein hin, bis gen Sachsen und Thüringen und bis zum Schwarzwald, am Main bis zum Westerwald und zum Spessart, und jenseit des Rheins umfing es die Gebiete der Städte Mainz, Worms und Speier. Nun waren in Ostfranken damals zwei Geschlechter an Land und Leuten vor allen mächtig, das babenbergische und die Konradiner oder das salische Geschlecht. Diese stritten in großer Wuth mit einander, und der edle Graf Adalbert von Babenberg, welcher an den salischen Grafen zwei erschlagene Brüder zu rächen hatte, vertrieb (903) Rudolf, den stolzen Bischof zu Würzburg, und tödtete (906) dessen Bruder Konrad, den ältesten von den salischen Grafen, in einer Schlacht bei Fritzlar. Da klagten die Söhne und die Brüder Konrad's bei Ludwig dem Kinde, welcher ihr Vetter war, um Rache, und der König ließ ein Reichsheer wider Adalbert von Babenberg rüsten; dies belagerte den Grafen in seinem festen Schlosse Theraſſa (dem nachmaligen Kloster Theres bei Würzburg). Aber Adalbert vertheidigte sich unerschrocken und trotzte lange aller Uebermacht, bis er endlich erlag. Eine Sage meldet, dies sei durch folgende List des Erzbischofs Hatto von Mainz geschehen, eines Mannes, dessen durchgreifender Einfluß jedenfalls unbeliebt war, und an dessen Namen die Ueberlieferung noch manchen Frevel, sowie das Gottesgericht im Mäusethurm bei Bingen knüpfte. Hatto ritt (der Sage zu Folge) zum Babenberger ins Schloß und versprach ihm, daß er ihn mit dem Könige versöhnen wolle, doch müsse der Graf selber zu diesem ins Lager kommen, um seine Aufrichtigkeit kundzugeben; er (der Erzbischof) wolle ihn sicher wieder in sein Schloß heimgeleiten; darauf gab er dem Grafen sein Wort. Da öffnete dieser das Thor und ritt mit dem Erzbischof nach dem Lager des Königs. Aber kaum waren beide unterwegs, so klagte der Erzbischof plötzlich über Hunger und begehrte einen Morgenimbiß, den er noch kurz vorher ver-

schmäht hatte. Arglos führte ihn der Graf nochmals ins Schloß zurück und herbergte ihn als seinen Gast; dann ritten sie wieder fort ins Lager des Königs. Kaum aber war der Graf dort angekommen, so wurde er gefangen gesetzt; voll guten Vertrauens mahnte er den Erzbischof an sein Wort: „daß er ihn frei auf seine Burg zurückbringen wollte." Hatto aber versetzte arglistig: „Mein Wort hielt ich dir auch; einmal bracht' ich dich sicher heim; fürs zweitemal war's nicht gemeint." So soll der tapfere Babenberger durch Hatto's Tücke gefallen sein. Denn die Großen sprachen ihm das Leben ab, weil er den Landfrieden gebrochen, und er wurde enthauptet (906).

Während Deutschland durch solche Fehden zerrüttet wurde, war auch schon eine neue Geißel über das unglückliche Land gekommen; die Ungarn suchten es seit Arnulf's Tode nun fast Jahr für Jahr mit entsetzlicher Verwüstung heim.

Als letzte wildeste Woge der großen Völkerwanderung brauste dies Volk in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts gegen das Abendland heran. Es nannte sich Magyaren; Ungarn (Hungarn) wurde es von den Deutschen, dann von den andern westlichen Nationen genannt, weil es ihnen soviel Aehnlichkeit mit den alten berüchtigten Hunnen zu haben schien. Aber die Ungarn waren finnischen Stammes. Sie lebten früher nomadisirend am westlichen Ural; von da durch andere östliche Horden verdrängt, zogen sie mit ihren Zelten und Heerden durch die Steppen am Dniepr bis zur unteren Donau, kämpften da lange mit den Bulgaren und Petschenegen und wichen dann vor diesen, um weiter im Westen sich Wohnsitze zu suchen. Sie fanden solche in den fruchtbaren Niederungen an der Theiß und breiteten sich nun über das Land aus, das seitdem ihren Namen trägt, indem sie die früheren, slavischen Bewohner unterjochten oder in die Gebirge trieben (895). So wurden sie die Nachbarn der christlichen Völker im Westen und zugleich eine entsetzliche Plage für dieselben. Denn gelockt von den reichen Besitzthümern, die diese, seßhaft und kultivirt, wie sie es seit lange waren, aufzuweisen hatten, fielen nun die Ungarn beutegierig immer aufs neue in die christlichen Länder ein, Grauen und Unheil tragend, wohin sie kamen. Schon ihr Anblick war widerwärtig: kleine Gestalten, braune Hautfarbe, häßliches Angesicht mit funkelnden, tiefliegenden Augen; ein bis auf drei Zöpfe kahlgeschorener Kopf, scheußlich rohe Geberden, die ihren thierischen Sitten entsprachen. Fast immer zu Pferde, waren ihre Züge schnell wie der Blitz. Dabei zeichneten sie sich durch kriegerische Tüchtigkeit aus; tapfer, abgehärtet und gewandt, waren sie gefährliche Feinde. Mit zahllosen Reiterschwärmen fielen sie bald hier, bald dort über die Grenzen und verheerten alles weithin mit Mord und Brand und Plünderung. Schon 892 hatten sie das mährische Reich angegriffen, das sie 906 zerstörten; 899 brachen sie in Italien ein. Als der kraftvolle Kaiser Arnulf starb und ein Kind nun statt seiner herrschte, da ward auch das ostfränkische Reich ein Ziel für ihre Verwüstungszüge, welche der Verfall desselben auch fast immer gelingen ließ. Am meisten hatten natürlich die Gegenden zu leiden, die den Ungarn zunächst lagen: die Ostmark, Baiern, Kärnten. Da brachen sie fast alljährlich ein, sengten und mordeten, koppelten die Bauern oder gefangenen Krieger zusammen und trieben sie zu Tausenden, Männer, Weiber und Kinder, wie Heerden ins Ungarland heim.

Rückte ein deutscher Heerhaufen in Reih' und Glied zu regelrechtem Kampf gegen sie aus, so stoben sie plötzlich aus einander; und hieß es: „Gott sei Dank, sie sind fort", so waren sie schon wieder da, den Deutschen im Rücken. Nur im Gräuel der Zerstörung war den Ungarn warm und wohl, wenn sie die Bärte ins Blut der Deutschen tauchten, oder wenn sie in Gotteshäuser und Klöster die Brandfackeln warfen, daß die Flammen hoch aufwirbelten. Viele im deutschen Reiche riefen jammernd: „Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist!" und legten verzweifelnd die Hände in den Schoß. Aber der edle bairische Markgraf Liutpold, der sein Schwert ruhmreich schon gegen die Normannen geführt hatte, rief jetzt (907) ein großes Heer zu den Waffen; dies führte er an der Donau hinab, auf ein weites Schlachtfeld, nicht weit von Preßburg, und bot den Ungarn die Schlacht. Da sank der Held, von ihren Pfeilen getroffen, und starb den Opfertod für sein Volk, mit ihm viele Grafen und edle Herren, auch tapfere Bischöfe und Aebte, welche mit ausgezogen waren. Wie der junge König, der bei der Ennsburg auf Liutpold harrte, das große Unglück vernahm, floh er in Eil, kaum schnell genug vor den Rossen der Ungarn. Denn diese brachen jetzt weithin ins deutsche Land, das ihnen nun schutzlos offen lag, und streiften mit Mord und Brand zuerst durch Baiern, dann, im nächsten Jahre, durch Franken und Thüringen (dessen tapferer Herzog gegen sie fiel), hierauf (909) durch Schwaben und (910) durchs Frankenland am Rhein, und viele von ihnen schwammen sogar über den Rheinstrom und holten sich Beute am andern Ufer. Da ward alles Volk in deutschen Landen immer muthloser und glaubte, Gott habe die Deutschen ganz verlassen und wolle sie durch die Völker Gog und Magog verderben. In solchem Jammer starb König Ludwig im Jahre 911, noch nicht 18 Jahre alt, ohne Leibeserben; mit ihm erlosch Karl's des Großen Geschlecht in Deutschland.

Während das fränkische Kaiserreich sich auflöste, besonders aber in den traurigen Zeiten der letzten Karolinger, waren wichtige und unheilvolle Veränderungen im Leben des deutschen Volkes vorgegangen. Nicht bloß der Glanz des Reiches schwand, auch die alte Freiheit nahm den größten Schaden. Denn je tiefer das königliche Ansehen sank, desto höher stieg die Macht der Großen und bedrückte die Geringeren. Die Grafen und Vögte machten ihre Beamtenwürde erblich und betrachteten die Landestheile, über welche sie gesetzt waren, als ihr Eigenthum. Die königlichen Sendboten (später Kammerboten), die gegen die Anmaßungen der Großen nichts mehr ausrichteten, machten, wo sie noch bestanden, mit jenen gemeinschaftliche Sache. So fand der Geringe nicht leicht Schutz gegen den Vornehmen. Dazu kamen die vielen Kriege an allen Enden des weiten Reiches. Da ward der Heerbann (die Kriegspflicht, zu der alle freien Besitzer verbindlich waren) eine ungeheure Last, welche den Aermeren durch die Plackereien der Grafen, die ihn einzuberufen hatten, noch sehr vermehrt wurde. Der Nothstand wuchs ins unerträgliche durch die häufigen Fehden der Großen, durch die Kriege der Fürsten, am meisten durch die maßlosen Verwüstungen der Ungarn. Da sahen sich fast überall die meisten kleinen Grundbesitzer, um ihrer herabgekommenen Wirthschaft aufzuhelfen, um endlich Ruhe und einigen Schutz und Anhalt zu finden, genöthigt, die altererbte Freiheit hinzugeben und in den Dienst eines

mächtigen geistlichen oder weltlichen Herrn zu treten oder wenigstens die Freiheit ihres Grundstückes zu opfern, es einem mächtigen Nachbar zu geben und es von ihm als Lehen gegen Zins zu übernehmen. Dann aber verlor der Bauer mit der Freiheit seines Grundes im Laufe der Zeit meist auch die persönliche Freiheit und wurde des Grundherrn „eigener" (leibeigener) oder „höriger" Mann.

Viele andere, die persönliche Freiheit und mit dem Waffendienste die Ehre zu retten, traten in das Gefolge eines mächtigen Mannes und wurden dessen Dienstmannen (ministeriales). Diese hatten ein besseres Loos, gewannen sich durch tapfern treuen Vasallendienst oft Ruhm und reiche Lehensgüter von den Fürsten und Großen', denen sie folgten. Dafür mehrten sie ihrerseits die Macht und Fehdelust jener und halfen dadurch die Gemeinfreien unterdrücken.

So zerfiel bald das ganze Volk in die große Masse der unfreien, zinspflichtigen, hörigen Bauern und in den gewaltthätigen Kriegerstand der Fürsten und Vasallen.

Am meisten kam das Zerfallen des Reiches dem Adel und der Kirche zu gute. Die Großen aus beiden Ständen gewannen, was König und Volk verloren. Nun kamen auch die alten Stammherzogthümer wieder auf. Es mußte doch irgendwo ein Mittelpunkt gesucht werden, um den sich die Völker bei der äußern und innern Noth scharen konnten. Die einzelnen Stämme, Baiern, Schwaben, Sachsen, Thüringer, Friesen, Franken, Lothringer, nicht mehr durch die gewaltige Hand Karl's des Großen zusammengehalten, und durch manche Verschiedenheit des Wesens und Lebens gesondert, suchten nun in der eigenen Mitte ein Oberhaupt, das ihnen näher stand und besser nützte als der ferne schwache König. Die mächtigsten ältesten einheimischen Geschlechter waren es, welche von ihrem Stamm die Herzogswürde durch besondere Wahl oder auch ohne solche erhielten. So hatten zuerst die Sachsen wieder einen eingeborenen Herzog, den Ludolf aus dem Geschlechte des Helden Wittekind, dann (ums Jahr 847) auch die Thüringer und Lothringer. Diese Herzoge wurden nun die natürlichen Vertreter der einzelnen deutschen Stämme, aus deren Mitte sie hervorgingen, und bewahrten, wie unabhängige Fürsten, eifersüchtig die alten Ehren und Vorrechte ihrer Völkerschaft gegen andere.

Dadurch ging denn auch die alte deutsche Gauverfassung allmählich zu Grunde und ward der Anfang gemacht, daß in späteren Zeiten das Reich in viele Erbgebiete (Territorien) zerfiel, — in Gebiete, über welche einzelne geistliche oder weltliche Herren (Bischöfe und Aebte, Grafen und Edelinge) eine bleibende Landesherrlichkeit gewannen, und in solche, welche von der richterlichen und militärischen Gewalt der Grafen ganz losgekommen waren (Immunitäten), ihre eigenen Vögte hatten und „Reichsvogteien" hießen (wie z. B. gewisse königliche Pfalzen).

Dabei hat nun das Adelswesen unvermerkt eine andere Gestalt bekommen. Die Edelinge aus alten Zeiten wurden entweder erbliche Herzoge, Landgrafen, Markgrafen (Grenzgrafen), oder „Herren", wenn sie nicht unter der Gewalt von jenen standen und ihr eigen Stück Land mit eigenen Leuten bebauten, oder „Ritter", welche hauptsächlich den Kriegsdienst betrieben und

in der Kriegsehre einen Ersatz für die alte Freiheit fanden. Name und Stand der letzteren kamen zuerst bei den Franken auf, verbreiteten sich dann über die anderen deutschen Stämme und wurden seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts allgemein. Die Ritter waren aber entweder freie Grundeigenthümer und nur dem Könige und dem Reiche zum Kriegsdienst verpflichtet, oder „Lehnsmannen", d. h. persönlich frei, aber einem Herrn, von dem sie irgendein Gut oder Recht zu Lehen trugen, zu gewissen Kriegsdiensten pflichtig, oder „Dienstmannen", welche ihren Herren alle Arten von Diensten, im Kriege wie zu Hofe, ausgenommen knechtische Frohnarbeit, leisten mußten. Die Herren und Ritter bauten sich in jenen Zeiten des wilden Faustrechts immer mehr feste Burgen im Lande und fingen an, sich unter bestimmten Gesetzen und Sitten als ein besonderer Stand zusammenzuthun. So erhielten sich von den Freien der alten Zeit verhältnißmäßig nur wenige, in Landgemeinden (am meisten noch in den Alpenthälern der Schweiz, in Westfalen und an den Deichen der Nordseeküsten) oder als Bürger in den alten Römerstädten des westlichen und südlichen Deutschlands. Die Handwerker in den Königspfalzen und Bischofssitzen waren noch immer fast sämmtlich hörige Leute. Am schlimmsten ging's dem Bauernstande. Denn die Bauern gehörten damals meistentheils zum Grund und Boden der Gutsbesitzer, wie die Frucht, die darauf wuchs, und das Vieh, das darauf weidete, und wurden in der gewaltthätigen Zeit bald nicht anders behandelt.

Zur größten Macht über Güter und Gemüther kam die Geistlichkeit, weil sie fest zusammenhielt, während sich die weltliche Macht vielfach theilte, weil ihre Herrschaft, vom frommen Glauben des Volkes gestützt, weniger drückend empfunden wurde als die rohe Gewalt weltlicher Großen, und weil sie im Ganzen mehr als der Adel sich des Wohles der Geringen annahm. Der Papst, als Haupt der Geistlichkeit, erhielt damals eine neue Stütze seines Ansehens durch die berüchtigten „Pseudo-Dekretalen" (oder „falschen" Dekretalen). Unter Dekretalen verstand man Satzungen aus den ältesten Zeiten des Christenthums, alte Concilienbeschlüsse und päpstliche Schreiben. Eine Sammlung solcher Urkunden erschien nun in der Mitte des neunten Jahrhunderts unter dem Namen des Bischofs Isidor von Sevilla. Aber sie war ein betrügerisches Machwerk, voll untergeschobener oder gefälschter Schriftstücke, verfaßt von Geistlichen des Erzstifts Reims um das Jahr 850. Der Betrug wurde sehr lange Zeit hindurch nicht aufgedeckt; denn die Geistlichkeit, die allein damals im Besitz gelehrter Kenntnisse war, fand, wenn sie denselben erkannte, ihre Rechnung dabei, daß er verborgen blieb; ihre ganze Verfassung, die Einheit ihrer Gliederung wurde wesentlich durch diese Dekretalen gefördert. Der Inhalt und Zweck derselben war aber theils der, daß die weltliche Macht der Geistlichkeit unterzuordnen sei, theils, daß die gesammte Geistlichkeit unter der Gewalt des römischen Bischofs zusammengefaßt werden müsse. Denn es war eine Grundlehre dieser „Dekretalen", daß der Papst nicht bloß über allen weltlichen Fürsten, sondern auch über den Kirchenversammlungen stehe, daß alles, was er beschließe und sage, untrüglich, daß er der allerhöchste irdische Richter sei. Mit großem Eifer und viel Klugheit beuteten in der Folge Papst und Klerus dies Machwerk zu ihrer Erhöhung aus.

Der Aberglaube lag damals über den rohen Sitten, wie schwere Nebel im Herbste auf dem Stoppelfelde. Manch heidnischer Brauch lebte noch im Volke und mischte sich nun mit unklaren christlichen Vorstellungen, und rein geistige Begriffe verkörperten sich in der Religion zu seltsamen, halb irdischen, halb himmlischen Bildern. An Stelle der alten Götter, Elfen, Helden nahmen nun Scharen von Heiligen in der Liebe und Verehrung des Volkes Platz. Und schwärmerische Verzückung bei den Gräueln auf Erden mehrte deren Zahl und Wunderthaten, wie sie der fromme Mönch von Corvei, Paschasius Radbert, that. Jeder Bedrängte suchte sich nun unter der zahllosen Menge von Heiligen seinen Schutzpatron; am meisten aber verehrte das deutsche Gemüth die Mutter des Heilands als jungfräuliche gnadenreiche Himmelskönigin. Gegenüber dieser hingebungsvollen Begeisterung des Gemüthes kam in der dunklen Zeit die Kühnheit der forschenden Vernunft nicht auf; doch fand sie auch ihre Vertreter, wie besonders an dem gelehrten Rhabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, einem Schüler Alkuin's. Er und der deutsche Mönch Otfried von Weißenburg haben sich auch der deutschen Sprache mit Liebe angenommen und sie mit der Religion in innige Verbindung gebracht; letzterer hat in seinen Hymnen den Reim zuerst gehandhabt. Auch sonst waren es fast nur die Mönche, welche im traulichen Gottesfrieden der Klöster Wissenschaften und Künste pflegten, wie sie an deren Mauern Fruchtbäume und Reben großzogen.

4.

Konrad I.

. . . . . Frei durch die Gnade Gottes
Ist Deutschlands Krone, und die freie Wahl
Der Deutschen überträgt sie.
Grabbe.

Die Hinterlassenschaft der Karolinger war eine traurige: Zerrüttung und Verfall des Reiches, weithin Beschädigung der alten Volksfreiheit. Aber doch hatte ihre Herrschaft ein Gutes gewirkt: die deutschen Stämme waren unter ihr einander nahe getreten und zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gekommen. Das politische, mehr noch das kirchliche Band, das Karl der Große um sie geschlungen, hielt sie auch jetzt noch zusammen, da der große Kaiser und seine schwachen Nachkommen nicht mehr waren. Freilich ohne die Gleichheit der Sprache, Sitte, Art, die bei den deutschen Stämmen bestand, wäre es gerissen, wie ja auch die Vereinigung zwischen West- und Ostfranken, Burgundern und Italienern längst gelöst war.

Am deutlichsten zeigte sich das beginnende deutsche Nationalbewußtsein in den tüchtigsten Vertretern deutscher Art, den Franken und Sachsen. Diese Stämme drangen am meisten auf Erhaltung des Reiches. Aber auch die andern echt deutschen Völkerschaften wollten sich nicht absondern. Nur die Lothringer, mehr dem französischen Wesen geneigt, fielen ab und unterwarfen sich dem König von Frankreich, Karl dem Einfältigen, weil dieser ihnen nach dem Erlöschen der ostfränkischen Karolinger als Nachkomme Karl's des Großen

zur Erbschaft des Reiches berechtigt schien. Die Deutschen aber beschlossen, sich nun selbst einen König zu setzen, das alte Wahlrecht wieder zu üben. Aber nicht mehr das ganze Volk wählte, sondern die Großen, weltliche und geistliche, vor allen die Herzoge. Diese waren zwar ohne das Königthum, und eigentlich demselben zuwider, zu ihrer Stellung gelangt; sie erkannten aber, daß sie vereinzelt gegen die Feinde des Reiches nichts ausrichten könnten, und erwarteten, der König werde sie, durch deren freien Willen er erhöht worden, als freie Glieder des Reiches in ihren Rechten und Besitzungen mehren oder belassen. So kamen denn die Großen der vier Hauptvolksstämme, der Franken, Sachsen (mit den Friesen und Thüringern), der Schwaben und Baiern zu Forchheim (Nov. 911) zur Königswahl zusammen. Unter allen Stämmen waren die ansehnlichsten die Franken und Sachsen, jene durch alten Ruhm, diese durch Zahl und urdeutsche Tüchtigkeit gewichtig. Daher blickten die Wähler sogleich auf die Herzoge dieser beiden Völker und entschieden sich für den mächtigen Sachsenherzog, Otto den Erlauchten. Aber dieser, ein weiser, erfahrener Mann, lehnte die Krone ab, weil er zu alt für ihre Last sei, und schlug den Frankenherzog vor. Alle folgten dem redlichen Rathe des greisen Fürsten, und so ward Konrad zum König der Ostfranken erwählt.

Konrad I. war ein Sohn jenes Grafen Konrad, welchen Adalbert von Babenberg 906 bei Fritzlar erschlagen hatte, und am Rhein und Main reichbegütert, auch als Herzog der Franken schon ein mächtiger Mann. Jetzt, da er König war, konnte man das Wohl des Reiches in seinen Händen gut geborgen glauben; denn er war tapfer und mild, reich an jeder Rittertugend, auch leutselig und gütig. Auch hatte Konrad die besten Absichten. Mit treuem Muthe gedachte er das Reich aus Noth und Schmach wiederaufzurichten, dessen Kräfte gegen die Landesfeinde zu vereinen, das Ansehen des Königthums herzustellen und so ein einiges starkes Reich zu begründen. Aber schon sein Anfang war unglücklich. Das schöne und große Lothringen, welches alle deutschen Länder am linken Ufer des Rheinstromes vom Elsaß bis Westfriesland umfaßte, war zu Frankreich abgefallen, und es lag dem Könige vor allen Dingen am Herzen, es wieder mit Deutschland zu vereinigen. Er unternahm zwei Feldzüge dahin; aber Karl von Frankreich und Reginar von Lothringen widerstanden ihm so glücklich, daß er nur den von Allemannen bewohnten Elsaß wieder gewann, sonst aber nichts ausrichtete.

Eben so erfolglos war ein anderer, größerer Kampf, in den sich jetzt Konrad begab. Er meinte mit Recht, daß ohne ein starkes Königthum die rechte Einheit und Sicherheit des Reiches nicht möglich sei. Aber er versah es darin, daß er glaubte, auf den Wegen Karl's des Großen und der andern alten Frankenherrscher wandeln und jede Sondergewalt brechen zu können. Dazu war seine Macht doch zu gering. Indessen ließ er sich von den Bischöfen (besonders von Hatto von Mainz), mit deren Rath und Beihülfe er bald alles that, überreden, daß er das Ziel erreichen werde. Keine Gewalt war neben dem Könige so groß als die der Herzoge, oder vielmehr: außer in seinem eigenen Stammlande Franken hatte der König nirgends im Reiche viel wirkliche Macht. Die Herzoge hatten in ihren Landen fast alle Herrscherrechte an sich gebracht. Das wollte nun Konrad ändern. Mit der Kraft seiner Franken und dem Beistand der Bischöfe, welche die Herzoge ebenfalls haßten, weil sie

von ihnen vielfach beschränkt wurden, gedachte er die übrigen Stämme zu beherrschen, indem er deren Herzoge beseitigte. Bei dem Streit, den er also mit diesen begann, fand er aber nicht bloß sie als Gegner, sondern auch deren ganze Völkerschaften, weil die Stämme nicht Lust hatten, das Joch der Franken auf sich zu nehmen und ihre Selbständigkeit einzubüßen.

Zuerst brach der Kampf mit den Sachsen los, erbittert schon wegen der alten eingewurzelten Stammfeindschaft dieses Volkes und der Franken. Als nämlich der Sachsenherzog Otto gestorben war (912), folgte ihm sein Sohn Heinrich in der herzoglichen Würde, allgemein beliebt bei den Sachsen wegen seiner hohen Tugenden, auch schon berühmt durch glückliche Feldzüge wider die Slaven. Aber um so gefährlicher schien er dem Könige und dem Rathgeber desselben, dem Erzbischof Hatto. Sie wollten den gewaltigen Mann nicht noch mächtiger machen dadurch, daß ihm der König zu seinem großen Besitze auch noch die reichen Lehen ertheilte, die Otto der Erlauchte in Sachsen und Thüringen gehabt hatte. So übergab also Konrad diese nicht dem Sachsenherzog, sondern fränkischen Großen, Thüringen insbesondere einem Grafen Burchard, seinem Verwandten. Darüber ergrimmte Herzog Heinrich, warf sich auf die Güter und Einkünfte, welche das Erzstift Mainz in Sachsen und Thüringen hatte, und trieb den Grafen Burchard aus dem Lande.

Nun sandte König Konrad seinen Bruder Eberhard wider Heinrich aus, und dieser ließ ihn herankommen bis zur Eresburg; dort schlug er ihn. Da zog König Konrad selbst wider den Sachsenherzog und schloß ihn in seiner Feste Grona bei Göttingen mit großer Macht ein, so daß Heinrich schon mit dem König unterhandeln wollte, als ihn die List eines ostsächsischen Grafen Thietmar rettete, der mit fünf Männern zu ihm stieß, aber den König glauben machte, er wäre mit dreißig Fähnlein gekommen. Da hob Konrad die Belagerung der Feste auf und verließ die sächsischen Lande. — Zur selben Zeit war auch in Schwaben Unfrieden; dort walteten zwei Grafen Erchanger und Berchthold, die mit Konrad verschwägert waren, als königliche Kammerboten (d. h. Aufseher der königlichen Güter). Sie hatten eine Fehde mit dem Bischof von Kostnitz und bedrängten ihn hart; der König aber hielt es mit dem Bischof, wie mit allen Geistlichen, um an ihnen einen Widerhalt gegen die Uebermacht der weltlichen Großen zu haben. Also berief er (916) eine Synode deutscher Bischöfe, welche den Bannfluch über die zwei Kammerboten aussprachen, weil sie sich an König und Kirche vergangen hatten, und als sie bald darnach gefangen wurden, ließ er sie, ohne Rücksicht auf seine Verschwägerung mit ihnen, enthaupten (917). Aber seinen Zweck verfehlte er, der Aufstand in Schwaben dauerte fort; ein Graf Burchard warf sich da zum Herzog auf. Nun wandte der König sich gegen Baiern, um den trotzigen Herzog Arnulf zu beugen, den Sohn des edlen Luitpold. Dieser Arnulf hätte Baiern gern als König beherrscht; nun aber mußte er vor dem König mit Weib und Kind zu den Ungarn fliehen und reizte sie, daß sie abermals ins Reich einbrachen, durch Baiern und Schwaben bis über den Rhein. Mit tiefem Kummer sah König Konrad die Verwüstung und wie er keinen Heerbann gegen die Feinde mehr aufbringen konnte, sondern die Kraft seines ganzen Lebens im Kampf gegen die Fürsten vergeudet hatte. Schwer verwundet war er aus Baiern wiedergekommen; wie er nun zu Limburg an der Lahn

im Sterben lag, dachte er noch immer nur an die Rettung des Vaterlandes und bat seinen Bruder Eberhard: „Eins versprich mir, damit ich ruhiger sterben kann: trachte du nicht nach der Krone, sondern wende alles an, damit sie dem Sachsenherzog Heinrich zu Theil wird; der allein ist gewaltig genug, Deutschland zu retten; mög' ihm Gott dazu helfen!" Als ihm Eberhard gelobt hatte, dies zu thun, starb König Konrad leichteren Herzens (im J. 918).

5.

Heinrich I.

„Das Glück und die rechte Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reichs steht bei den Sachsen."
König Konrad bei Widukind.

Bei den Sachsen, dem tüchtigsten und gewaltigsten deutschen Stamme, der die germanische Art am treuesten bewahrt hatte, suchten die deutschen Fürsten einst, als der letzte ostfränkische Zweig der Karolinger verdorrt war, das Heil des Reiches. Auf sie wies sterbend König Konrad, und mit derselben schönen Entsagung, wie vordem Otto der Erlauchte, wandte jetzt Eberhard dem fähigeren Manne die Krone zu. Es war am 14. April 919 zu Fritzlar, daß die Großen der Franken und Sachsen den Herzog Heinrich zum König erwählten. Freudig stimmte das Volk ein; denn er war ein Mann so recht nach des Volkes Herzen, groß und stark, majestätisch anzuschauen, voller Weisheit und Milde. Nach der Wahl wollte der Erzbischof von Mainz nach altem Brauch ihn salben und krönen; doch Heinrich dankte mit bescheidenen Worten; er gedachte nicht, ein Bischofskönig zu sein, wie seine letzten Vorgänger.

Zunächst galt es nun, auch die anderen Stämme zur Anerkennung des neuen Königthums zu bringen, das sich nicht auf Erb- oder Stammrecht, sondern vorerst nur auf die freie Wahl und die Kraft Norddeutschlands stützen konnte. Heinrich sah ein, daß es wider die Natur der Deutschen sei, all und jedes Sonderwesen aufzugeben; er versuchte nicht wie Konrad I. das Unmögliche, einem Stamme alle anderen unbedingt zu unterjochen. Mit kluger Mäßigung mehr als durch Waffengewalt hat er die deutschen Länder vereinigt. An der Spitze eines Heeres zog er noch in demselben Jahre gegen den Schwabenherzog Burchard, im nächsten (920) gegen Arnulf, den Herzog der Baiern. Aber er begnügte sich mit ihrer Huldigung, die sie aus Scheu vor dem Erwählten des Volkes, den auch die Geistlichkeit als den allgemeinen Schützer der Kirche herbeisehnte, ihm ohne Widerstand leisteten. Dagegen bestätigte er ihnen die Herzogsgewalt, mit der sie in ihren Ländern herrschten und die Angelegenheiten ihrer Stämme nach altem Herkommen entschieden. Dem Baier gestand er sogar das Recht zu, das sonst nur dem Könige zukam, die Bischöfe in seinem Lande nach eigenem Belieben zu wählen und einzusetzen. Auch Lothringen, das, seit 911 zu Frankreich gehörig, in dessen innere Kriege verwickelt und von Parteiung zerrissen war, brachte er theils durch Gewalt, theils durch geschickte Benutzung der Verhältnisse wieder zum deutschen Reiche (925) und fesselte dessen Herzog Giselbert dadurch noch mehr an

sich, daß er ihm seine Tochter vermählte. Zum Pfalzgrafen in Lothringen ernannte er den Frankenherzog Eberhard. Von da an kam die Pfalzgrafenwürde als Reichsamt immer mehr auf. Es hatte aber ein Pfalzgraf darauf zu achten, daß der Herzog nichts wider des Königs Vortheil that, hatte auch die Krongüter zu überwachen und den Königsbann zu pflegen (d. i. das peinliche Recht und die Gerichtsbarkeit über alle, welche durch des Königs Gnade von dem Bann der Herzoge und Grafen befreit waren), in des Königs Namen und wenn dieser fern war. Um die Eintracht zu festigen und ihre willigen guten Dienste zu belohnen, begünstigte Heinrich die Franken auf alle Weise, gab auch nach Burchard's Tode das Herzogthum Schwaben dem Grafen Hermann, einem Vetter Eberhard's. So gewaltig mehrte der König die Macht der Konradiner; nichts wichtiges that er im Reiche ohne sie; sie waren außer den Sachsen seine stärksten Stützen.

Kaum war es Heinrich gelungen, die deutschen Länder zu einigen, als die Ungarn wieder nach kurzer Unterbrechung einen furchtbaren Verheerungszug nach Deutschland, diesmal nach Thüringen und Sachsen, unternahmen. Rings flammten die Dörfer auf; zu Tausenden wurden die Deutschen von den wilden Horden erschlagen, zu Tausenden in die Sklaverei geführt (924). Heinrich vermied es für jetzt, dem Feinde in offenem Felde entgegenzutreten. Sein Heer war zu schwach dazu; die alte Kriegsverfassung war in Verfall; sie mußte erst wiederhergestellt, Land und Volk erst auf den Massenkrieg eingerichtet werden. Dazu bedurfte es Zeit. Ein Glücksfall verschaffte dem König die Frist, die er brauchte. Seine Leute fingen einen vornehmen Ungarn; Heinrich forderte für dessen Auslieferung einen Frieden auf neun Jahre; die Ungarn gewährten ihn; doch mußte Heinrich jährlich an sie Tribut zahlen. Er fügte sich dieser Schmach nothgedrungen; sie zu enden, machte er sich um so eifriger an das Werk der Rüstung. Jener Vertrag bezog sich nur auf die Länder, die Heinrich unmittelbar gehorchten, Sachsen und Thüringen. Sie auch machte er zunächst wehrhaft. Es fehlte hier an festen Burgen und Städten. Am Rhein und an der Donau gab es deren noch aus der Römerzeit; der Sachse hauste noch auf seinem Gehöfte einzeln oder im Dorfe; er liebte die Geschlossenheit des Städtelebens nicht; feste Schlösser des Königs, der Edelleute, befestigte geistliche Stifter sah man wenige. Daher überfluthete ein rascher zahlreicher Feind wie die Ungarn leicht und schnell das ganze Land. Da ließ nun Heinrich sofort die vorhandenen Festen erweitern und viele neue bauen, besonders an den Grenzen, an der Saale und Elbe, wo der Kampf mit den Wenden immer das kriegerische Leben reger erhalten hatte. Da wuchsen Quedlinburg, Merseburg u. a. herrlich heran. Und den Dienstleuten in den Grenzgegenden gebot er, daß je der neunte von ihnen um die Flecken und Weiler, die bisher im offenen Lande lagen, Mauern, Wälle und Thürme aufbauen helfen und Gräben darum ziehen sollte, damit sie in Kriegszeiten sichere Zufluchtsörter würden; alle Vorrathskammern sollten darin sein und alle Gerichtstage, Märkte, Gelage in ihnen gehalten werden, damit sich das Volk an das Städteleben gewöhne. Solche Orte hießen Burgwarten, und er bestimmte sie den in der Nähe mit Lehnsgut ansässigen Dienstleuten zur Wohnung, die sie im Kriege zu beziehen und zu vertheidigen hatten. Daraus sind gar bald viele deutsche Städte geworden, in denen

nachher das deutsche Bürgerthum die Volksfreiheit wieder erhoben hat und durch dieselbe groß geworden ist.

Nicht minder eifrig als den Bau der Festen betrieb Heinrich die Bildung eines tüchtigen Heeres. Der Heerbann galt zwar noch, d. h. die Verpflichtung nicht bloß der königlichen Dienstleute, sondern aller freien Grundbesitzer (von mindestens fünf Hufen), auf des Königs Gebot binnen drei Tage gewaffnet sich zum Kriegsdienst zu stellen. Aber in den unglücklichen Zeiten des letzten Jahrhunderts war der Stand der Gemeinfreien sehr zusammengeschmolzen, und dann kannten die Sachsen auch nur den Fußdienst, der gegen das Reitervolk der Ungarn nicht ausreichte. Auch auf den Massenkrieg, um den es sich hier handelte, mußten sie erst eingeübt werden. Daher zwang der König die Vasallen, mit ihren Dienstleuten zu Pferde den Kriegsdienst zu leisten, fügte seine Dienstmannen von den Grenzen hinzu und schuf so ein Reiterheer, das er unablässig übte, und das dann die Hauptwaffe im Kriege bildete. Der Heerbann zu Fuß trat immer mehr zurück; die Volkslandwehr ward ersetzt durch das Ritterheer.

So rüstete König Heinrich seine Sachsen zum Rettungs- und Rachekampfe gegen die Ungarn, und um sie im Kriege einstweilen auch zu üben und zugleich die Grenzen zu sichern, führte er sie gegen die slavischen Völkerschaften, welche über der Elbe und Saale, von der Ostsee nach Böhmen hinein wohnten. Mit diesen ruhte nimmer die Fehde. Langsam, aber sicher wurden sie, seit ein deutsches Reich bestand, nach Osten zurückgedrängt, woher sie gekommen. Mit Kreuz und Schwert fielen die Deutschen, bald immer fester von ihren Königen geeint, über die rohen vielgespaltenen Heidenvölker her und legten ihnen ein hartes Joch auf. Zuerst bezwang Heinrich die Heveller, die an der Havel wohnten, und eroberte (928) ihre Hauptstadt Brennaburg (Brandenburg), dann die Daleminzier (in Meißen), die Redarier (zwischen Havel und Peene), die Wilzen und Abodriten (in Mecklenburg). Wie diese Wenden, mußten sich auch die Böhmen seinen Waffen beugen; ihr Herzog ließ sich taufen und ward Lehnsmann des deutschen Königs. Seitdem gehörte Böhmen zu Deutschland. Im folgenden Jahre empörten sich zwar alle Wenden wieder voll grimmigen Hasses gegen die Deutschen, die ihre Freiheit und ihren Glauben unterdrückten. Aber aufs neue wurden sie von den Sachsen niedergeworfen, die in einer großen Schlacht bei Lenzen viele Tausende von ihnen erschlugen. Auch die Lausitzer (an der Spree) unterwarf dann (932) Heinrich; wie die andern Wenden und wie die Böhmen, mußten auch sie ihm huldigen und zinsen. Die Unterjochten im Zaume zu halten, legte er überall in den Wendenländern Burgen an und siedelte dort deutsche Lehensmannen an, welche diese Marken zu schützen hatten. Ueber sie alle setzte er Markgrafen als Gebietiger in Krieg und Frieden.

Der Waffenstillstand mit den Ungarn nahte dem Ende; die Frist war gut genützt, das Land befestigt, ein Heer geschaffen, tüchtig und kriegsgeübt. Hoch klopfte Heinrich's Herz jetzt der Stunde der Entscheidung entgegen, die die lange Schmach enden sollte. Und als nun im Jahre 932 die ungarischen Gesandten kamen, wie sonst den Zins zu holen, wies er, einmüthig mit seinem ganzen Volke, sie zornig zurück. Wüthend gingen sie von dannen. Höhnisch warfen selbst die Daleminzier den Ungarn einen Hund hin statt des Tributes.

Da fielen diese wie zahllose Raubvögel in zwei Geschwadern in Thüringen und Sachsen ein. Auf das eine Heer machten zwei sächsische Grafen Jagd und zersprengten es; das andere, größere schwärmte an der Unstrut hinab und legte sich dort vor eine Burg, worin des Königs Schwester und Schwager waren. Da zog der König mit dem Reichsheer gegen sie und lagerte bei Riade (Rietheburg). Und wie es des andern Tags (15. März 933) mit auferhobenen Waffen im Morgenroth dastand, ritt der fromme König an allen vorbei mit herzhafter Ermahnung, das Land zu retten und zu rächen wider den Erzfeind. Und alle sahen mit hellen Freuden auf das Reichsbanner; auf dem stand der Erzengel Michael, wie er den Drachen schlug. Klüglich lockte der König den Feind durch vorausgesandtes Fußvolk. Der vermeinte es wieder mit den Deutschen von ehedem zu thun zu haben, schwerfälligen Fußkämpfern, mit ungeheuern Schlachtschwertern, schweren Streithämmern belastet, und im dichten Keil aufgestellt, leicht zu umzingeln. Das war jetzt anders; der Segen von Heinrich's Neuerungen zeigte sich nun in reichstem Maße. Wie die Schlacht begann, anprallten die Ungarn, bald hier, bald dort; aber wie aus Eisen gegossen standen die deutschen Reiterscharen, langgestreckt wie ein Felswall. Daran brach sich der Ansturm der Ungarn. Sie wichen, stürzten in wilde Flucht. Hurtig setzten die Deutschen nach; manch Ungar fiel. Lager, Fahnen und aller von den Ungarn zusammengeschleppte Raub wurden erbeutet. Der schönste Preis aber, den die Sieger gewannen, waren die gefangenen Christen, welche sie der Bande entledigten. Jauchzend riefen sie auf dem Schlachtfelde ihrem König zu: Hoch, Vater des Vaterlandes! und er dankte in Andacht dem großen Vater droben für Deutschlands Befreiung. Dieser Sieg verbreitete weithin Heinrich's Ruhm, und als derselbe nun auch gegen den letzten Landesfeind, die Dänen, seine Waffen kehrte, bat deren König demüthig um Frieden und überließ ihm die oft bestrittenen Grenzstriche bis zur Schlei und Treene (934). Auch in dieser Mark, später Mark Schleswig genannt, siedelte er sächsische Krieger an, indem er ihnen dort Güter zu Lehen gab. Dafür mußten sie die Mark schützen.

Vier Söhne hatte er — den einen, Thankmar, von seiner ersten Frau, die schon Nonne gewesen war; darum wurde derselbe nicht als rechtmäßiger Sohn anerkannt — die drei andern, Otto, Heinrich und Brun, von seiner zweiten Gemahlin, der frommen Mathilde, welche von dem Geschlecht des Helden Wittekind abstammte. Von diesen dreien wurde Brun geistlich; also blieben nur Otto und Heinrich, die den Thron zu besteigen befähigt waren. Der König bedachte alle reich mit Gütern; aber als seinen Nachfolger empfahl er den Fürsten seinen zweiten Sohn Otto, in welchem er den höheren Sinn, den tüchtigeren Mann erkannte. Auf der Versammlung aller Großen des Reiches zu Erfurt wählten sie diesen denn auch zum Thronfolger. Bald darnach, am 2. Juli 936, starb König Heinrich, zu Memleben an der Unstrut in der goldenen Au und wurde in seiner Stadt Quedlinburg begraben.

Mancherlei Namen hat ihm die Nachwelt gegeben; den Vogelsteller oder Finkler nennt sie ihn, weil er der Sage nach am Vogelherde gesessen, als die fränkischen Großen mit der Krone zu ihm kamen; auch den Städteerbauer, weil er zu vielen Städten in Sachsen und Thüringen den Grund gelegt und die Sachsen an das städtische Leben gewöhnt hat. Bedenkt man, wie er aus

innerer Zerrissenheit und elender Schwäche nach außen Deutschland zur Einheit, Macht und gewaltigem Ansehen erhöht, Lothringen wiedergewonnen und so alle deutschen Stämme geeint, die Feinde rings aufs Haupt geschlagen und die befestigten Grenzen bis hin zur Oder, dem Riesengebirge und der Schlei ausgedehnt hat, so kann man ihn wohl den Großen nennen. Er sicherlich erst hat das deutsche Reich gegründet, wenn es diesen Namen auch noch nicht trug, und in ihm zu neuen Gestalten, zu Städte- und Ritterthum, die kräftigsten Keime gelegt; und das waren große Thaten.

6.

Otto der Große.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edeln werth.

Klopstock.

Nun zeigte sich, wie fest schon alle deutschen Stämme in dem Gedanken der Zusammengehörigkeit zu einem Reiche geeinigt waren. Denn nirgends erhob sich ein Widerspruch gegen Otto's, des Königssohnes, Nachfolge. Aber ihm selbst genügte nicht mehr, wie einst seinem Vater Heinrich, die Wahl der Franken und Sachsen und die Anerkennung der andern Stämme. Die feierlichste Weihe der Sitte und die Heiligung der Kirche wollte er für sein Königthum; nicht einen Sachsenkönig, sondern den allgemeinen König des ganzen deutschen (ostfränkischen) Reiches sollte die Welt in ihm sehen. Daher zog er sogleich nach seines Vaters Bestattung nach Aachen, der alten Kaiserpfalz Karl's des Großen. Hier, auf fränkischer Erde, erneuerten die Herzoge von Franken, Baiern, Schwaben und Lothringen mit den anderen Großen des Reiches in einer Halle neben dem Dome am 8. August 936 die Wahl und schworen Otto Treue und Lehnspflicht. Dann schritten sie mit ihm in das Münster, wo die Geistlichkeit und das Volk versammelt waren. Und der Erzbischof Hildebert von Mainz, als erster Kirchenfürst von Deutschland und als Erzkanzler, nahte mit der Inful (Bischofsmütze) auf dem Haupte und dem Hirtenstabe in der Hand dem jungen König, führte ihn in die Mitte des Doms, zeigte ihn allem Volk und sprach: „Sehet hier Otto, den Gott zum König ersah, König Heinrich bestimmte und alle Fürsten erkoren haben. Gefällt euch die Wahl, so erhebet eure Rechte!" Da hob das Volk frohlockend die Hände auf, und nun führte der Erzbischof den König zum Altar, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Schwerte Karl's des Großen und sprach zu ihm: „Nimm und führe es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heile." Dann that er ihm den Kaisermantel und die Armringe an mit den Worten: „Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, getreu bis in den Tod und erhalte den Frieden!" Hierauf legte er ihm das Scepter und den Stab in die Hände, salbte ihn mit dem geweihten Oele und sprach dazu: „Herrsche recht als Vater über deine Unterthanen, schütze die Diener Gottes, die Wittwen und die Waisen; das Oel der Barmherzigkeit gehe dir nimmer aus!" Nach diesem setzte er mit Hülfe

des Erzbischofs von Köln dem Könige die Krone auf das Haupt. Dann schritt Otto zwischen zwei Marmorsäulen auf den Thron hinan; dort erblickte ihn alles Volk im vollen Glanze der Majestät. Da saß der König, während das Hochamt gesungen wurde; wohl mochte er an Karl den Großen denken, den gewaltigen Kaiser, der unten in der Gruft des Doms auf seinem goldenen Stuhle saß, und sich geloben, ihm nachzueifern. Nach Beendigung des Gottesdienstes zog der König mit allen Fürsten, Grafen und Edlen, Bischöfen und Aebten in den kaiserlichen Palast und setzte sich an die marmorne Tafel; da ward das Krönungsmahl vor ihm aufgetragen, und die Herzoge bedienten ihn dabei: der von Franken als Truchseß brachte die Speisen, der von Schwaben als Mundschenk kredenzte den Wein, der von Baiern als Marschall sorgte für die Ritter und die Pferde, der von Lothringen als Kämmerer ordnete die ganze Feier. Von dieser Zeit schreiben sich des Reiches vier Erzämter her, wodurch die höchste Herrlichkeit des Königs über alle Fürsten ausgedrückt ist, welche ihn aus ihrer Mitte erwählt haben, der zuvor ihres gleichen war, und nun ihm dienen als die ersten seiner Dienstleute. So ward es seitdem gehalten bei der Krönung der deutschen Könige.

Bald zeigte Otto dem deutschen Volke durch die That, daß er die Krone verdiente. Kurz nach Heinrich's Tode empörten sich die nördlichen Wenden. Da rüstete Otto und erwählte einen tapferen vornehmen Sachsen, Hermann Billung; der unterwarf sie wieder und ward ihnen zum Markgrafen gesetzt. Bald darauf hielt der König sein Ansehen auch in Baiern aufrecht. Dort war Herzog Arnulf (937) gestorben, und seine Söhne wollten das Land nicht vom Könige zum Lehn haben, sondern unabhängig beherrschen. Aber rasch kam Otto mit Heeresmacht nach Baiern, dämpfte den Aufstand und übergab die Herzogswürde Arnulf's Bruder Berthold, einem treuen Manne, welcher bis dahin das zu Baiern gehörige Kärnten mit dem Namen eines Herzogs verwaltet hatte. Uebrigens verkürzte er die große Macht, die mit der Herzogswürde bisher in Baiern verknüpft gewesen war, theils durch Einziehung des von seinem Vater einst an Arnulf verliehenen Rechtes, die Bisthümer zu besetzen, theils durch Einsetzung eines Pfalzgrafen, der die königlichen Güter und Rechte in Baiern zu verwalten hatte (938).

Indessen war die Eifersucht der Franken und der Sachsen wieder erwacht. Die Franken hatten es noch nicht vergessen, daß das Reich von ihnen ausgegangen war, zu dessen Gedenken der König ja auf fränkischer Erde gekrönt ward, und das noch das ostfränkische hieß; und nun mußten sie es mit ansehen, wie die Sachsen durch die Gunst des Königs täglich an Ehre, Gütern und Macht zunahmen und gegen die Männer andern Stammes übermüthig wurden. Von allen Franken verdroß dies am meisten ihren Herzog Eberhard, und da er von einem Sachsen, der sein Lehnsmann war, Untreue erfuhr, hatte er (937) den Landfrieden gebrochen und auf eigene Faust gegen jenen Fehde erhoben. Dafür büßte der König ihn um schweres Geld und dessen Kriegsgesellen dadurch, daß sie zu schimpflicher Strafe Hunde tragen mußten. Wie nun der König in Baiern war, erneuerte Eberhard mit seinen Freunden die Fehde und reizte auch Thankmar, des Königs Halbbruder, auf, welcher um den Verlust der väterlichen Herrschaft und besonders deshalb grollte, weil Otto die Markgrafschaft unter den südlichen Wenden nicht ihm, sondern dem

Grafen Gero gegeben hatte. So hielten jetzt Eberhard und Thankmar in der Rache treu zusammen und erhoben offenen Krieg in Sachsenland. Thankmar überfiel und eroberte die Feste Beleke in Westfalen, fing darin Otto's jüngern Bruder Heinrich und sandte ihn als Gefangenen zu Eberhard. Dann setzte er sich in der alten Eresburg fest. Als Otto davon Kunde bekam, mahnte er seinen Halbbruder zuerst in Güte zum Frieden, dann mit Drohungen. Wie diese nichts fruchteten, zog er wider ihn zu Felde. Die Eresburg ergab sich; Thankmar flüchtete in die Kirche und vertheidigte am Altare mannhaft sein Leben gegen die nachdringenden Kriegsleute; da flog ein Spieß durch's Fenster, daß er zur Stelle hinsank und den Geist aufgab. Traurig vernahm Otto seinen Tod. — Uneinigkeit in der herzoglichen Familie hatte dem Könige die Niederwerfung des bairischen Aufstandes erleichtert; ähnlich begünstigte ihn das Glück in seinem Kampfe gegen Eberhard. Der zerfiel mit seinen Vettern, den Grafen Udo von der Wetterau, Konrad, genannt Kurzpold, vom Oberlahngau und dem Schwabenherzog Hermann. Um so kräftiger halfen diese dem Könige gegen ihn. Da nun auch Thankmar gefallen war, unterwarf er sich, gab den gefangenen Heinrich frei und gelobte Otto wieder Treue, der ihm bald verzieh.

Aus diesem inneren Kriege in Deutschland hatten die Ungarn Nutzen zu ziehen gedacht. Mit neuem Raubzuge suchten sie nun Thüringen und Sachsen heim. Aber das Land war jetzt in besserem Vertheidigungszustande als ehedem; es konnte sich schon selber helfen. Aus den Burgen fielen die Mannen aus und erschlugen die Heiden, daß wenige entrannen. Seitdem kamen diese Horden nicht mehr nach Norddeutschland.

Nach außen glücklich, schien Otto im Lande nicht zum friedlichen Genusse der Herrschaft gelangen zu können. Schon im nächsten Frühling (939) brach eine furchtbare Verschwörung gegen ihn los. Die Seele derselben war sein eigener Bruder Heinrich. Von brennendem Ehrgeiz getrieben, strebte dieser selbst nach der Krone, und leicht fand er sich mit Otto's Feinden zusammen. Viele haßten den König. Denn dieser handhabte das Regiment strenger als sein Vater, trat überall als Gebieter auf, und wie er milde war gegen Bittende, so war er gegen Trotzige unnachsichtlich; das verdroß die Großen, die selbständig schalten wollten. Selbst unter den Sachsen zürnten ihm viele, weil er zu hochfahrend sei und keine Rücksichten nehme.

Schon als er bei Eberhard in der Haft war, hatte Heinrich sich mit diesem verständigt. Nur zum Schein hatte sich Eberhard dem König gebeugt. Nun zogen sie auch Otto's Schwager, Giselbert, den unruhigen und ehrgeizigen Herzog von Lothringen, in ihren Bund. Zu ihm floh jetzt Heinrich; dort im Westen erhoben sie den Aufruhr. Sofort eilte Otto mit einem Heere an den Rhein; dort besiegte eine kleine Schar der Seinen durch Gottes Hülfe ein großes Heer der Lothringer; dann verfolgte er den wieder nach Sachsen fliehenden Bruder und trieb ihn aus seinen Burgen. Aber nun riefen die ungetreuen Fürsten den König von Frankreich zu Hülfe und boten ihm die Herrschaft über Lothringen. Hurtig kam jener herbei. So machte thörichte Herrschsucht deutsche Fürsten Ehre und Treu' und Vaterland vergessen. Auch Eberhard der Franke erhob nun offen die Waffen. König Otto war damals in großer Noth und Gefahr, und weder mit Tapferkeit noch mit Großmuth

vermochte er die trotzigen Herzen seiner Widersacher zu überwinden. Aber er wankte nicht, und seine Standhaftigkeit, sein Gottvertrauen wurde belohnt. Das Glück sprang ihm plötzlich bei und verdarb seine Feinde. Das geschah also. Es lagen Eberhard und Giselbert bei Andernach am Rhein und wollten hinübersteuern; die meisten von ihren Kriegsleuten waren schon am andern Ufer. Die zwei Herzoge aber saßen noch beim Brettspiel und freuten sich der Beute, die sie aus des Königs Erblanden geholt. Da stürmten auf einmal die Grafen Udo und Konrad, die mit dem Schwabenherzog Hermann vom König gegen sie gesandt waren, auf sie her, und es fiel Eberhard im Gefecht; Giselbert aber ertrank im Rhein (939). Seine Anhänger unterwarfen sich dem siegreichen Otto, der gegen alle Gnade übte und seine Treuen reich belohnte. Nachdem er Franken und Lothringen geordnet hatte, drang er in Frankreich ein und nöthigte dessen König zum Frieden. Heinrich, der dorthin geflohen war, erhielt zwar wieder Verzeihung; aber noch war er von seiner Herrschsucht nicht genesen. Er spann bald nachher (941) mit vielen mißvergnügten sächsischen Grafen, welchen des Königs Regiment zu streng war, eine neue Verschwörung an; sie wollten Otto zu Quedlinburg, wenn er dort das heilige Osterfest beging, ermorden, und Heinrich sollte dann die Krone erhalten. Gerade noch zu rechter Zeit entdeckte Otto den ruchlosen Plan, an dem selbst der Erzbischof von Mainz theilnahm, und richtete die Verschworenen. Heinrich entrann jedoch und schweifte flüchtig umher; nirgends fand er Herberge und Schutz. Endlich kam er reuevoll nach Frankfurt, wo Otto das Weihnachtsfest beging, und warf sich dem Bruder zu Füßen. Mild wie immer, verzieh ihm dieser auch jetzt. Ja, er übergab ihm später (945) sogar das Herzogthum Baiern, als dies nach Berthold's Tode ledig wurde. Heinrich's Reue aber war diesmal aufrichtig; treu ergeben diente er seitdem seinem Bruder bis an seinen Tod.

So war nun die schlimme Zeit vorüber; überall hatte der König das Streben der Stammherzoge nach Selbständigkeit gebrochen. Die Einheit des deutschen Reiches war gerettet, indem die Königsgewalt den Sieg behielt. Als Sachsenfürst und Führer der andern Stämme hatte Heinrich I. gewaltet; Otto erstrebte und errang Höheres: Verschmelzung aller Stämme zu einem Ganzen, das in dem Könige den gemeinsamen Hüter und Herrn hatte. Daher duldete er nicht, daß irgendwo eine Sondermacht festwurzelte. Alle Großen, Herzoge, Grafen, Bischöfe, hatten ihre Würde nur von ihm als dem Oberlehnsherrn und nur so lange sie ihm treu blieben; Erblichkeit dieser Aemter erkannte er nicht an. Daß nirgends die königlichen Gerechtsame Abbruch erlitten, setzte er in allen Landen Pfalzgrafen ein, als seine Statthalter, und zog selbst im Reiche fortwährend hin und her, auf das Recht zu sehen, Unterdrückten zu helfen und Uebergriffe zu strafen. Dabei ehrte er des Volkes Art und Sitte; es blieben die alten Gaugerichte, wo die aus den freien Männern gewählten Schöffen unter dem Vorsitz des Grafen frei und öffentlich Recht sprachen, nicht nach vielen geschriebenen Gesetzen, sondern nach altem Brauche der Väter; nur bei streitigen Fällen oder bei Klagen gegen die Mächtigen entschied der König selber. So war er des Volkes Hort und kam seine Macht allen zu gute. Um seine Gewalt zu sichern, besetzte er die wichtigsten Aemter nur mit Männern, die ihm persönlich treu ergeben waren, und

suchte sie durch Bande des Bluts an sich zu fesseln. So gab er dem fränkischen Grafen Konrad dem Rothen das Herzogthum Lothringen (944) und verheirathete ihn später mit seiner Tochter; so gab er Baiern seinem Bruder, Schwaben nach dem Tode des Herzogs Hermann seinem Sohne Ludolf (Liudolf), der Hermann's Tochter zur Frau hatte. Sachsen und Franken, die wichtigsten Länder, verwaltete er vorläufig noch selber.

Gleichwie Karl der Große, welchen Otto stets zum Vorbilde nahm, die Bekehrung der Sachsen und ihre Verschmelzung mit allen übrigen Deutschen erstrebt hatte, also trachtete Otto sein ganzes Leben hindurch nach dem Ruhme, die Slaven zu Christen und ihr Land deutsch zu machen. Es war eine harte Arbeit für die Sachsen, das rohe, zuchtlose Heidenvolk der Wenden deutscher Art zu unterwerfen. Vor allen zeichnete sich unter ihnen in diesem Kampfe der Markgraf Gero aus, ein gewaltiger Kriegsmann. Auch mit List wußte er zu siegen. Einst verschworen sich viele Wendenfürsten, ihn meuchlings zu ermorden. Ihrer Tücke begegnete er mit gleichen Waffen. Er lud sie zu einem Gastmahle und ließ die Zechenden dann überfallen und erschlagen. Alle Wenden bis zur Oder unterwarf Gero (940). Sie mußten dem König zinsen und ihm und seinen Vasallen frohnden; das hatten sie früher ihren eigenen adligen Häuptlingen auch thun müssen. Die Unterworfenen im Zaume zu halten, siedelte der König deutsche Dienstmannen in vielen Burgen unter ihnen an. Alle diese Krieger standen unter dem Markgrafen.

Auch die nördlichen Nachbarn des Reiches, die kriegerischen Dänen, empfanden Otto's Arm. Ihr König Harald, Blauzahn genannt, hatte die von König Heinrich gestiftete Mark Schleswig erobert und verwüstet. Da zog Otto gegen ihn und drang siegreich bis zur äußersten Spitze Jütlands vor. Dort warf er, zum Wahrzeichen, daß nur das Meer seinen Waffen Grenzen setze, seinen Speer in die Wogen hinab; davon heißt der Meerbusen dort der Ottensund.

Nach einer Niederlage bei Schleswig bat Harald endlich um Frieden. Otto stellte die Mark Schleswig wieder her, besiedelte sie aufs neue mit deutschen Kriegern und übergab sie dem tapfern und treuen Hermann Billung, dem er auch das Herzogthum Sachsen übertragen hatte.

Um die deutsche Herrschaft in den Marken fester zu gründen und Christi Kirche zu erweitern, stiftete Otto unter den Wenden die Bisthümer Havelberg (946), Brandenburg (949), später das Erzbisthum Magdeburg (968), unter den Dänen die Bisthümer Schleswig, Ripen, Aarhus.

Durch so viele kühne Thaten hatte Otto noch im Jugendalter das Ansehen der deutschen Königsmacht und die Grenzen des Reiches weit ausgebreitet; mit freudigem Stolze sah das deutsche Volk auf ihn, wie er es bei allen andern Völkern zu hohem Ruhme brachte. Die Freien kamen wieder zu Ansehen; die Heeresfolge im Ritterdienst hielt sie zusammen, und der Stern der Ehre leuchtete ihnen zu kühnen Thaten. Auch die Geistlichkeit hielt den König Otto gar hoch, weil er nicht bloß den Glauben durch Schwertesmacht ausbreitete, sondern auch die Kirche überall beschirmte und durch reiche Gaben und kostbare Rechte trefflich versorgte. In den Städten wuchs indessen das Bürgerthum still und unbeachtet, aber kräftig heran, vom ersten Morgenschimmer der neuen Freiheit begrüßt. So war im Innern des Landes schöne

Eintracht, und hochoben stand der König gerecht, kühn, fromm, mild und weise, das deutsche Herz voll stolzer Hoffnungen auf noch größere Herrlichkeit.

Damals lag Italien, das einst Karl der Große dem Frankenreiche erobert hatte, ein abgerissenes Glied da, in Verwüstung, herrenlos, vielen zum Zankapfel. Einheimische und fremde Fürsten, den alten Karolingern meist verwandt, stritten da, seit Lothar's Mannstamm erlosch, um die Herrschaft; keiner war stark genug, Unordnung, Gewaltthat überall im Lande. Jetzt warf sich ein treuloser Tyrann, Berengar, Markgraf von Ivrea, zum Herrn auf, und um bessern Anspruch auf die Krone zu gewinnen, wollte er des letzten Königs Lothar Wittwe, die junge und schöne Adelheid, die von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, zwingen, seinen Sohn Adelbert zu heirathen. Da sie sich weigerte, warf er sie in einen Kerker; in einem finstern Thurm am Garda-See hielt er sie gefangen. Da saß Adelheid vier Monden lang in ihrem Leid und betete zu Gott, daß er ihr einen Retter sende. Ihr getreuer Kaplan brach endlich heimlich ein Loch in die Mauer des Thurms und grub einen Gang in der Erde ins Freie; auf diesem flüchtete er die schöne Wittwe und brachte sie glücklich bis an den See bei Mantua, wo sie ein Fischer aufnahm. Von dort kam sie dann auf das feste Schloß Canossa, dessen Herr ihr Schutz gewährte. Bald war all ihr Leid in höchstes Glück verkehrt. Denn König Otto, der mit Unmuth die Verwirrung in Italien sah, beschloß, auch hier als Nachfolger Karl's des Großen aufzutreten und diesem schönen Lande unter seinem Scepter zu Ruhe, Ordnung, Glück zu verhelfen. Freudig hörten es die deutschen Großen, da er ihnen verkündete, daß er Italien wieder zum Reiche bringen und der bedrängten Unschuld beistehen wolle. Schnell zog ein tapferes Heer mit dem König, seinem Bruder Heinrich und vielen Vasallen, des Königs Sohn Ludolf voran, im J. 951 gen Welschland. Scheu floh Berengar vor dem gewaltigen Gegner; Pavia ergab, weithin unterwarf sich das Land und huldigte. Fortan nannte sich Otto König der Lombarden oder König der Italiener. Der schönen Adelheid aber bot er seine Hand, die sie froh annahm. Sein Bruder Heinrich führte ihm die Braut zu. Zu Pavia wurde die Hochzeit des Königspaares mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Ruhmgekrönt zog Otto dann mit seiner jungen Gemahlin wieder über die Alpen nach Deutschland. Aber zunächst entwickelte sich aus der Verbindung mit Italien ein Unheil, das den König und sein Reich schwer heimsuchte. Die Vertheidigung des lombardischen Reiches hatte Otto dem Herzog Konrad von Lothringen überlassen. Dieser beredete den Berengar, der die Krone Italiens nicht aufgeben wollte, sich gutwillig zu unterwerfen, und versprach ihm, wenn er nach Deutschland ziehe und sich Otto gefügig als Lehnsmann stelle, so werde dieser ihm das italische Königreich lassen. Berengar that so; aber Otto, von seiner Gemahlin und seinem Bruder, die jenem feind waren, noch mehr aufgereizt, begegnete ihm nicht sehr gnädig und ertheilte ihm erst nach manchen Schwierigkeiten auf einem Reichstag zu Augsburg Italien zu Lehen. Doch wurde davon das alte Herzogthum Friaul mit den Marken von Istrien, Trient, Aquileja und Verona abgetrennt, zum deutschen Reiche geschlagen und dem Baiernherzog Heinrich zugetheilt (952).

Ueber die wenig freundliche Behandlung seines Schützlings war nun Konrad schon erzürnt. Noch mehr aber kränkte es ihn, daß sein bisher größestes

Ansehen beim König jetzt durch andere ganz verdunkelt war. Seit der neuen Heirath standen Adelheid und Heinrich am höchsten in Otto's Gunst. Das erbitterte auch den Sohn des Königs, Ludolf, einen edlen, doch unbesonnenen und leidenschaftlichen Jüngling. Zwischen ihm und seinem Oheim Heinrich war lange Feindschaft; sie schärfte sich nun zu grimmigem Hasse. Und als gar Adelheid bald darauf dem Könige einen Sohn gebar, dem viele die Nachfolge prophezeihten, da verbanden sich Konrad, der Eidam, und Ludolf, der Sohn, zu frevelhaftem Krieg gegen den Vater. Viele Fürsten und Edle schlossen sich ihrer Verschwörung an, theils aus Haß gegen Herzog Heinrich, der hart und hochfahrend war, theils in der Hoffnung, an Stelle des strengen einheitlichen Regiments des Königs ihre Sonderinteressen zur Herrschaft zu bringen. So Erzbischof Friedrich von Mainz; so der bairische Pfalzgraf Arnulf, der es unwillig trug, daß sein uraltes eingebornes Geschlecht von der angestammten Herrschaft in Baiern durch den sächsischen Heinrich verdrängt war; so manche andere, selbst sächsische Große. Im Frühling 953 kam die Empörung zum Ausbruch; ganz Deutschland spaltete sich in zwei Lager; am hartnäckigsten wüthete der Kampf um Mainz und Regensburg, wo sich die Söhne erfolgreich gegen den Vater vertheidigten. Dazu brachen die Ungarn wieder in Deutschland ein, und die verblendeten Empörer verbanden sich mit diesen Landesfeinden. Das brachte viele auf die Seite des Königs, dessen Gewalt nun als des Vaterlandes bester Hort erkannt wurde. Lothringen ward von Otto's zweitem Bruder Brun, dem klugen Erzbischof von Köln, den Aufständischen entrissen; auch in Baiern und Schwaben machte die königliche Partei Fortschritte. Da kam Konrad zur Besinnung und unterwarf sich reuig dem Könige. Bald darauf wurde Pfalzgraf Arnulf bei einem Ausfall aus Regensburg erschlagen, und Ludolf floh nach Schwaben. Dann ging auch er endlich in sich, entsagte weiterem Kampfe und warf sich seinem Vater reumüthig zu Füßen. Zur selben Zeit etwa starb Erzbischof Friedrich, der so oft gegen den König Ränke gesponnen. Der Aufstand war unterdrückt (954). Die in dem Könige abermals bedrohte Einheit des Reiches war wieder gerettet. Otto verzieh den Söhnen; aber ihre Herzogthümer erhielten sie nicht wieder. Er besetzte dieselben mit erprobten Männern aus alten eingebornen Geschlechtern, mit deren Hülfe vornehmlich er in diesem Hauskriege gesiegt hatte. So gab er das Herzogthum Schwaben an Burchard; Sachsen, das er selbst bisher verwaltet, an Hermann Billung; Lothringen, getheilt in Ober- und Niederlothringen, an Godfried und Friedrich — alle entsprossen aus angesehenen einheimischen Geschlechtern. Auch der Beistand der Bischöfe war ihm in dieser Noth sehr nützlich gewesen; fortan erhöhte er sie zu großem Einfluß und zog sie als seine Gehülfen zur Regierung des Reiches heran, um so lieber, als ihre Macht nicht erblich werden konnte und es immer wieder in seiner Gewalt stand, dieselbe durch Besetzung der Bisthümer mit ergebenen Leuten sich dienstbar zu machen.

Kaum war der Friede zur Freude aller Wohlgesinnten hergestellt, so brachen im nächsten Jahre die Ungarn wieder in Süddeutschland ein; zahlloses Volk tobte plündernd und mordend gegen Baiern und Schwaben heran und legte sich an den Lech vor Augsburg. Aber die Augsburger, geführt von ihrem muthigen und frommen Bischof Ulrich, wehrten sich tapfer und

schlugen den Sturm zurück. Bald kam den Ungarn auch die Botschaft, der König rücke mit dem deutschen Heerbann gegen sie aufs Lechfeld heran; das breitet sich zwischen dem Lech und der Wertach zehn Stunden weit aus. Da ritten ihm die Ungarn entgegen längs des Lech, und schnell zogen nun auch die Augsburger zu dem Heerbann hinaus. Der König theilte denselben in acht Haufen: drei davon waren Baiern, geführt vom Grafen Eberhard von Sempt und Ebersberg (weil Herzog Heinrich krank lag); den vierten Haufen bildeten die Franken; an ihrer Spitze stand Konrad, der vor Begier brannte, sein Vergehen durch ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde zu sühnen; der fünfte Haufe bestand aus den edelsten Kampfhelden des ganzen Heeres; der König selbst war ihr Vorfechter, und vor ihm her flog die Fahne des Erzengels Michael, wie vor seinem Vater an der Unstrut; den sechsten und siebenten Haufen bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Burchard, und den achten die Böhmen. Alle diese Völker schworen sich unter einander Treue und Hülfe wie leibliche Brüder. Wie nun das deutsche Heer in Schlachtordnung anrückte, sah es sich bald von den Ungarn umzingelt; denn diese waren mit einem Theile ihrer Scharen über den Lech gegangen und dann weiter abwärts wieder zurück auf das linke Ufer und so den Deutschen in den Rücken gekommen. Dort warfen sich die Feinde mit wildem Geheul auf die Böhmen. Diese hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überließen voll Schrecken den Ungarn den Troß. Da brachen die Sieger schnell auch auf die Schwaben los, die sich mannhaft wehrten, aber endlich doch weichen mußten. In dieser großen Gefahr entsandte der König Konrad mit den Franken ins Hintertreffen. Der warf die Ungarn zurück und befreite die Gefangenen. Doch nun war noch die ungarische Hauptmacht, die vor dem deutschen Heere stand, übrig. Mit ihr entbrannte aufs neu' gewaltiger Streit. Ernste heilige Kampflust beseelte den König und sein Heer; Bischof Ulrich hatte ihnen soeben die Messe gelesen und dem knieenden König den Leib des Herrn gereicht. Nun erhoben sie sich. Die heilige Lanze schwingend, sprengte König Otto selbst seinen Kriegern voran, unwiderstehlich das deutsche Heer ihm nach, das furchtbar wie Gottes Zorn die Haufen der Feinde niederstreckte. Bald stoben die Massen der Ungarn auseinander; aber überallhin folgte den Fliehenden das Schwert der Deutschen. Auch der Lech ward den Flüchtlingen verderblich; viele wurden von seinen Fluthen verschlungen. So ward das übermüthige Volk vernichtet; nur wenige entrannen dem König, der sie rastlos bis Regensburg verfolgen ließ. Noch am Abend des Schlachttages (es war der 10. August 955) zog Otto mit dem Bischof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankte dem Herrn für Deutschlands Befreiung. Aber auch manchen wackeren Mann kostete der schöne Sieg; Ulrich's Bruder Graf Dietpold und sein Neffe Reginbald und viele andere Tapfere lagen todt auf dem Lechfelde. Da hatte auch des Königs Schwiegersohn Konrad den Ehrentod gefunden. Er hatte das meiste zum Siege gethan, und tief betrauerte ihn Otto. Ueber die gefangenen Feinde ward strenges Gericht gehalten; drei Ungarfürsten ließ Herzog Heinrich vor dem Osterthor zu Regensburg aufhängen. Dies Rachewerk war Heinrich's letzte That; er starb noch in demselben Jahre.

Großen Ruhm durch ganz Europa gewann Otto durch die Besiegung

Otto vor der Schlacht auf dem Lechfelde.

der Ungarn. Diese aber wagten seitdem nicht wieder einen Einfall in Deutschland; vielmehr wurden sie nun ihrerseits von den Deutschen bedrängt, die aus der bairischen Mark über die Enns vordrangen und sie allmählich immer weiter nach Osten zurücktrieben. Aus dem hier gewonnenen Lande bildete sich später so die Mark Oesterreich.

Indessen hatten sich die Wenden wieder gegen die deutsche Herrschaft empört und die Sachsen hart bedrängt. Schnell zog Otto, der überall war, wo das Reich seiner bedurfte, mit dem Markgrafen Gero verwüstend in ihr Land und lagerte am Flusse Rekenitz. Hier umgingen ihn in dem sumpfreichen Lande die Wenden; Hungersnoth und Seuche entstanden in seinem Lager, so daß sich die Deutschen in großer Gefahr befanden. Aber es glückte ihnen durch List, ungestört über den Fluß zu kommen, und als sie dann von den Wenden angegriffen wurden, schlugen sie dieselben vollständig. Das geschah am 16. Oktober desselben Jahres, in welchem Deutschland von den Ungarn befreit worden war. Auch der Fürst der Wenden, Stoinef, ward auf der Flucht getödtet. Aber die Kriege der Deutschen mit den Slaven hatten damit noch kein Ende. Noch manchen Aufstand der Wenden mußten die Sachsen niederschlagen.

Während dieser Zeit hatte Berengar in Italien, welches er vom deutschen Reiche zu Lehen trug, unbekümmert um seinen Lehnseid und mit Willkür und Grausamkeit gewaltet; er wähnte sich sicher, weil Otto andere Feinde in Deutschland zu bekämpfen hatte. Otto aber war weit entfernt, seine Absichten auf Italien aufzugeben. Kaum hatte er den Frieden in Deutschland nach innen und außen wiederhergestellt, als er seinen Sohn Ludolf mit einem Heere absandte, sich die Herrschaft der Lombardei zu erkämpfen. Es gelang dem tapferen Jünglinge; Fürsten und Städte fielen ihm zu; in zwei Schlachten besiegte er Berengar's und Adalbert's Scharen. Aber ein jäher Tod raffte ihn bald nachher (957) dahin, zum herben Schmerze seines Vaters und des ganzen Volkes; denn alle hatten ihn um seiner vielen Tugenden willen trotz seines früheren Fehltritts geliebt. Nun unterwarf sich Berengar wieder das ganze Oberitalien und fiel sogar in den römischen Kirchenstaat ein. Der Papst sah sich genöthigt, Otto's Hülfe zu beanspruchen und ihn selber einzuladen, daß er die Kaiserkrone annehme. Dies Ziel hatte sich Otto längst gesteckt. Er beschloß nun den Zug nach Italien, um den ungetreuen Berengar zu züchtigen, Ordnung und Recht dort herzustellen und das Kaiserthum endlich mit dem deutschen Königthum zu vereinigen, wie Karl der Große, sein ruhmreiches Vorbild, es gethan. Darum berief er im Jahre 961 die deutschen Fürsten auf einen Reichstag nach Worms, und sie billigten seinen Vorsatz und wählten seinen Sohn, den siebenjährigen Otto (der ältere, Heinrich, war gestorben), zum Nachfolger; dann zog er mit ihm nach Aachen zum Fest der Pfingsten und ließ ihn dort krönen. Nachdem er dann dem Kölner Erzbischof die Aufsicht über Lothringen, dem Mainzer die über die andern deutschen Länder anvertraut hatte, zog er mit einem großen glänzenden Heere, und von seiner Gemahlin Adelheid und vielen Fürsten und Bischöfen begleitet, über die Alpen durch das Etschthal nach Italien. Berengar mußte weichen; das ganze Land huldigte dem deutschen Könige, der mit großer Pracht in Pavia, der alten Hauptstadt der Lombardei, einzog. Hier feierte er das Weihnachts-

fest, bestellte einen Pfalzgrafen zu seinem Statthalter im italischen Königreiche und zog dann (Januar 962) nach Rom. Dort ward er nach alter Sitte vom Senat (den städtischen Beamten) und dem Volke festlich eingeholt, und er ritt auf einem weißen Rosse bis an die Marmorstufen, die zum Vorhof der Peterskirche führten. Da stieg er ab und ging die Stufen hinan nach dem Vorhof, wo ihn der Papst bewillkommnete. Dann traten sie in die Kirche, an deren silberner Pforte der König schwor, daß er die römische Kirche immerdar schirmen werde, wie Kaiser Karl es gethan. Am folgenden Sonntage (2. Febr.) salbte ihn der Papst Johann XII. in der Peterskirche zum Kaiser und setzte ihm die Krone auf. Zahlloses Volk aus den verschiedensten Ländern der Christenheit jauchzte ihm zu, und alle Großen Roms schworen auf die Reliquien St. Peter's ihm Treue.

Otto wollte aber nicht bloß dem Namen nach Kaiser sein, sondern waltete auch als solcher in Italien. Mit der Kaiserwürde war ihm die Pflicht und das Recht zugefallen, die Kirche zu schützen, zu schirmen, also auch zu beaufsichtigen. So gewann er einen großen und berechtigten Einfluß auf ihre Angelegenheiten, den er denn auch mit Kraft und Entschiedenheit ausübte. Mehrere Synoden (Kirchenversammlungen) wurden in diesem und den nächstfolgenden Jahren theils von dem Papste, theils vom Kaiser berufen und die wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten daselbst nach des Kaisers Willen entschieden. Auf der ersten ließ derselbe den Papst einige von ihm lange gewünschte Stiftungen beschließen, nämlich die Errichtung eines Erzbisthums zu Magdeburg und eines Bisthums zu Merseburg: von diesen Kirchen sollte die gründliche Bekehrung der Wenden und überhaupt der östlichen Heiden ausgehen. Eine andere Synode versammelte er selbst, um über den Papst zu richten. Dieser hatte sich, ergrimmt darüber, daß Otto auch in der Stadt Rom die kaiserlichen Rechte wahrnahm und ihm da wenig weltliche Macht ließ, mit des Kaisers Feinden, Berengar und Adalbert, verbunden, die dieser in Oberitalien noch bekämpfte. Da zog der Kaiser schnell wieder mit einem Heere nach Rom, unterwarf die aufständische Stadt und ließ durch die Synode Johann XII., nachdem sie ihn einstimmig vieler Vergehen, besonders eines höchst liederlichen Lebenswandels, angeklagt und überführt hatte, absetzen und durch die Römer einen andern besseren Papst wählen (963). Bald darauf brachte er auch Berengar in seine Gewalt und schickte ihn gefangen nach Deutschland auf die Feste Babenburg, wo er starb. Die Römer hatten dem Kaiser schwören müssen, nie ohne seine Einwilligung einen Papst zu erwählen. Dies wichtige Recht, das ihm den Einfluß auf den Papst und damit auf die ganze abendländische Kirche sicherte, hielt Otto fest, und als die Römer, die das Kaiserthum bisher als eine leere Würde ohne Macht betrachtet hatten, sich wieder empörten und einen neuen Papst sich zu setzen wagten, züchtigte er sie durch einen abermaligen Kriegszug und brachte den Papst, welchen er eingesetzt hatte, wieder zur Geltung. Nachdem so endlich Rom und Italien geordnet war, kehrte Otto nach Deutschland zurück (Winter 964/65).

Einen hohen Preis langer Mühen brachte er heim. Italien nicht bloß und die ewige Stadt hatte er dem deutschen Reiche gewonnen; fortan war der deutsche König als römischer Kaiser zugleich der oberste Fürst der Christenheit; über alle Länder breitete sich sein Ansehen, soweit die römische Kirche, deren

erhabner Schutzherr er war, verehrt ward. Er galt nun auch als der rechte Hort und Vorkämpfer gegen die Heidenwelt, die er mit dem weltlichen Schwert Christo und dem heiligen römischen Reiche unterwerfen sollte. Mit Strömen von Blut und mannigfachem Leid durch Jahrhunderte hin haben die Deutschen, wie wir sehen werden, diese ihre Erhöhung erkauft; aber dafür haben sie auch viele Menschenalter hindurch an der Spitze der Völker gestanden und sich gewöhnt, über ihre Berge und Fluren weit hinaus den Sinn zu breiten, erst in weltlichen, dann und zumeist in geistigen Dingen. Auch daß die deutschen Stämme sich zu einem Volke verbanden, danken sie zum großen Theil ihren Römerzügen; denn dort in der Fremde, unter dem anders gearteten feindlichen Volke, erkannten sie sich erst recht als Brüder, die eine Zunge redeten und verwandte Sitten übten; da erkannten sie sich als Deutsche und nannten sich seitdem alle mit diesem Namen. Und weil er so Großes gewirkt, weil er das neugegründete deutsche Reich, das in losem Verbande ihm vom Vater hinterlassen war, über die furchtbarsten Feinde siegend, fester geeint, ihm Italien, das alte berühmte Land, erworben und endlich zu tausendjährigem Besitz die kaiserliche Hoheit zugewandt hat, — darum schmückt ihn, den ersten der langen Reihe deutscher Kaiser, der Name des Großen; und wer die Wohlthäter unseres Volkes herzählt, der vergesse nimmer Kaiser Otto den Großen.

Während Otto in Italien war, standen die Lausitzer (an der Spree) auf; aber Markgraf Gero besiegte sie in einer blutigen Schlacht und dehnte die deutsche Herrschaft über die Wenden bis zur Oder aus. Auch der Herzog der Polen, Mieczislav, mußte sich ihm und dem Kaiser unterwerfen, schwor den Lehnseid und zahlte seitdem an die Deutschen Tribut (963). Aber in jener Schlacht hatte Gero seinen Neffen verloren, den er wie einen Sohn liebte. Traurig zog sich der alte Held zurück, schenkte seine Güter dem Kloster Gernrode, das er am Harz erbaut hatte, und wallte als Pilger nach Rom, am Grabe des heiligen Petrus anzubeten. Bald nach seiner Heimkehr starb er, der gewaltigste Krieger seines Volks (965). Die große Macht, die er gehabt, vertheilte nun Otto an mehrere Grafen; so bildete sich aus dem nördlichen Theile seines Gebietes die Nordmark (später Altmark), die das Land der Heveller und Liutizen an Havel und Tollense umfaßte; aus dem südlichen die Ostmark (Mark Lausitz), die das Land zwischen der unteren Saale, Mulde und Elbe begriff und mit der Hoheit über die Lausitzer und Polen bis zur Warthe verbunden war; endlich die thüringische Mark (spätere Mark Meißen) von der oberen Saale bis zur Elbe.

Den Slaven glichen die Italiener nicht an Tapferkeit, aber an Widerwilligkeit gegen jede festgeordnete Herrschaft, Fremder zumal. Nicht lange nachdem Otto ihr Land verlassen, brach ein neuer Aufstand unter ihnen los, von Berengar's Söhnen erregt; zur selben Zeit stritten in Rom die mächtigen Adelsgeschlechter um die Herrschaft und verletzten des Kaisers Rechte. Da schickte Otto zuerst den Schwabenherzog Burchard nach Italien, der auch rasch die Söhne Berengar's mit ihrem Heere schlug; dann kam er selbst hin (966) und hielt ein furchtbares Gericht über alle, welche das kaiserliche Ansehen verachtet hatten. Doch größere Zwecke verfolgte er auch mit diesem Römerzuge. Zunächst galt es der Befestigung des neuen Kaiserthums. Deshalb berief er seinen Sohn, König Otto II., nach Rom und ließ ihn durch

den Papst zum Nachfolger in der Kaiserwürde krönen. Dann suchte er auch das südliche Italien unter sein Scepter zu bringen. Hier bestanden noch aus der longobardischen Zeit selbständige Fürstenthümer, zu Benevent, Capua, Salerno, Gaëta; in der Südspitze der Halbinsel hatten sich die Araber von Tunis aus festgesetzt, denen auch Sicilien gehorchte; Apulien und viele Küstenpunkte waren in der Gewalt der Griechen, deren Macht je nach der Tüchtigkeit ihrer Kaiser sich in Unteritalien mehr oder weniger geltend machte. Die Rom zunächst gelegenen Gegenden, von Griechen und Arabern bedroht, unterwarfen sich nun zwar dem gewaltigen nordischen Fürsten; der tapfere Fürst Pandulf von Benevent und Capua huldigte dem römischen Kaiser. Aber weiter konnte Otto seine Herrschaft hier dauernd nicht ausdehnen; zu Lande zwar waren seine Scharen den im Kriege untüchtigeren Griechen überlegen; allein es fehlte ihm an einer Flotte, seine Erfolge zu vervollständigen. Dennoch flößten seine Waffenthaten den Griechen solche Achtung ein, daß sie auf friedlichem Wege ihm wichtige Zugeständnisse machten. Immer noch nämlich betrachteten die byzantinischen Kaiser trotz der Hohlheit ihrer Macht sich voll thörichten Dünkels als einzige rechtmäßige Erben des römischen Kaiserthums, sowie des ganzen Reiches Italien, den deutschen König hingegen bloß als einen Räuber jener Würde und dieses Landes. Sie zu bewegen, dieser Auffassung förmlich zu entsagen, das suchte nun Otto auch dadurch zu erreichen, daß er eine enge friedliche Verbindung mit ihnen bewirkte. Er hatte daher einen Gesandten nach Konstantinopel geschickt und für seinen Sohn Otto II. um Theophano, die Stieftochter des griechischen Kaisers Nikephorus, geworben. Dieser hatte das zwar übermüthig abgeschlagen, war aber bald darauf (969) bei einer Palastrevolution ermordet worden, und sein Nachfolger, Johann Tzimiskes, war friedlicher gesinnt. Er sandte Theophano als Braut des jungen deutschen Königs nach Italien und erkannte Otto's I. Kaiserthum und italische Herrschaft, Benevent und Capua eingeschlossen, an; dagegen ließ jener den Griechen die südlichsten Landschaften, Apulien und Calabrien.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit Otto's II. mit Theophano zu Rom gehalten (972). Dann kehrten die beiden Kaiser, Vater und Sohn, nach Deutschland zurück. Manches fand Otto I. in den sechs Jahren seiner Abwesenheit verändert. Zwar Ruhe und Ordnung herrschten überall, so mächtig wirkte sein Ansehen, auch da er fern war; aber der Tod hatte ihm manche entrissen, die seinem Herzen theuer waren; am meisten schmerzte ihn der Verlust seiner Mutter, der frommen edlen Mathilde. Dagegen war anderes zu seiner Freude erblüht; so besonders seine kirchlichen Stiftungen unter den Slaven; die Bisthümer zu Merseburg, Zeitz, Posen erstanden, und herrlich über sie das Erzbisthum zu Magdeburg, dem auch die älteren Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Meißen untergeordnet waren (968). Froh überschaute der alte Kaiser zu Magdeburg seine Schöpfung; dann zog er zum heiligen Osterfest nach Quedlinburg (973). Da saß Otto der Große in seiner Pfalz, welche, auf lieblicher Anhöhe ragend, auf die wogenden Waldwipfel des Harzes weithin schaute; rings um den alten Kaiser saßen sein Sohn Otto II., die Kaiserinnen Adelheid und Theophano, die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen, Polen und Böhmen, nebst vielen Markgrafen, Grafen und edlen Herren, dazu die geistlichen Fürsten des

Reiches; und Gesandte kamen herbei aus Ungarn und Griechenland, Rußland und Bulgarien, aus Dänemark und Italien, brachten Geschenke und suchten die Freundschaft des mächtigen Kaisers, dessen Ruhm weithin über die Erde ging. So genoß er das höchste irdische Glück, daß er zufrieden mit sich selber sein Lebenswerk überschauen konnte. Denn in Deutschland war Friede und Einigkeit, Wohlfahrt und Segen bei großem Waffenruhm, und es war für die anderen Länder Europa's das, was das gesunde hochklopfende Herz für die Glieder eines Leibes ist.

Nach jenem Osterfest zog Otto I. nach Merseburg und von dort in die goldene Au nach Memleben, wo sein Vater Heinrich gestorben war. Dort verschied auch er, sanft und ruhig, im 61sten Jahre seines Alters, am 6. Mai 973. Zu Magdeburg im Dome liegt er begraben, nahe der Stelle, wo auch seine Jugendgemahlin, die gute Königin Editha, ruht. Da haben die dankbaren Magdeburger dem großen Kaiser ein Denkmal gesetzt; seine Thaten aber sollen nirgends vergessen sein im deutschen Lande.

7.

Otto II. und Otto III.

. . . . . Wie oft schon zog das deutsche Heer,
Erles'ne Männer, schmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welschlands Ebnen
Dahin zu schwinden wie das Sommergras.

Uhland.

Achtzehn Jahre alt bestieg Otto II. nach dem Tode seines Vaters den Thron. Voll frischer Kraft und freudigen Muthes ergriff er die Zügel der Herrschaft; sehnsüchtig nach Ruhm gedachte er noch weiter den Reichsadler zu führen, strebte voll Thatendranges vom deutschen Boden fort nach Welschland hin, auch Calabrien und Apulien wie einen Brautschatz seiner Gemahlin an sich zu bringen, selbst aus Sicilien die Feinde der Christenheit zu verjagen; — aber vielfache Fehden hielten ihn wider Willen noch länger in Deutschland zurück.

Der mächtigste Mann im Reiche war damals nächst dem Kaiser dessen Vetter, Herzog Heinrich von Baiern, wegen seiner Herrschsucht der Zänker genannt; nicht allein, daß ihm Baiern gehorchte, dessen Grenzen sich damals bis zur Enns und bis in die Lombardei hinein erstreckten, auch in Schwaben und selbst in Burgund hatte er durch Familienverbindungen großen Einfluß. Dies machte ihn übermüthig und trotzig, und der Kaiser erhöhte nun, seine gefährliche Macht zu beschränken, andere Männer wider ihn, gab das Herzogthum Schwaben, als dessen Herzog Burchard starb, seinem Jugendfreunde Otto, Ludolf's Sohn, und vertraute die Ostmark gegen die Ungarn dem fränkischen Grafen Liutpold von Babenberg (974). Darüber erzürnt, spann Heinrich mit Hülfe des Bischofs Abraham von Freisingen eine Verschwörung an, der sich auch die Herzoge der Böhmen und Polen anschlossen, und die den Zweck hatte, den Kaiser vom Throne zu stürzen. Die Gefahr für den letzteren war um so größer, als sich auch die Dänen erhoben und über die Grenze brachen, und auch in Lothringen, von einigen Großen erregt und durch Frank-

reich unterstützt, Aufstände hervortraten. Dennoch ward der Kaiser aller dieser Feinde Herr. Zuerst bezwang er die Dänen, drang über das Danewirk, den Grenzwall, den sie zwischen den Mündungen der Schlei und Eider gezogen hatten, und nöthigte ihren König wieder zur Unterwerfung (974). Dann wandte er sich gegen die übrigen Empörer, nach Süden, Osten, Westen; überall schlug er sie; doch immer wieder erhoben sie sich; fünf Jahre lang mußte er seine Waffen bald hiehin, bald dorthin wenden. Endlich hatte er auch den letzten Widerstand gebrochen. Dann bestrafte und belohnte er nach Verdienst. Heinrich der Zänker ward nach Utrecht in die Gefangenschaft geführt; sein Herzogthum an Otto von Schwaben gegeben; Heinrich's Eigengüter verschenkte der Kaiser an die treuen Bischöfe, während die Verräther entsetzt und verbannt wurden. Von Baiern löste er die Marken Kärnten und Verona ab und gab das Herzogthum über sie an Otto Grafen von Worms, den Sohn Konrad's des Rothen. Auch die Babenberger wurden für ihre guten Dienste belohnt, Liutpold in der Ostmark bestätigt, sein Bruder Berchthold mit einer neugebildeten Markgrafschaft am Böhmerwalde gegen die Böhmen (Mark auf dem Nordgau) belehnt. Auch die Böhmen und Polen mußten sich wieder unterwerfen, und die Franzosen wurden durch einen verheerenden Kriegszug gezüchtigt. Ihren König Lothar gelüstete es nach Lothringens Besitz; ohne Kriegserklärung drang er plötzlich mit einem Heere in Deutschland ein bis Aachen. Hier stand der Reichsadler auf dem Schlosse nach Sachsen zugekehrt; den drehten die Franzosen um, daß er jetzt nach Frankreich hinsah, als säße dort Lothringens Herr; aber dann begaben sie sich hastig auf den Rückzug. Schnell genug eilte ihnen der Kaiser auch nach, bis Paris, dessen Vorstädte er in Brand steckte (978). Nicht lange darauf demüthigte sich der französische König vor ihm; er kam zu ihm an den Grenzfluß Chiers und entsagte eidlich für immer allen Ansprüchen an Lothringen (980).

So hatte Otto II. die väterliche Herrschaft siegreich behauptet. Auch der Heidenbekehrung verschaffte er guten Fortgang; unter den Dänen, die zum Sprengel des Erzbisthums Hamburg gehörten, wurde ein Bisthum zu Odense auf Fünen gegründet, unter den Böhmen zu Prag, auch bei den Mähren eines, die dem Böhmenherzoge gehorchten. In Mitteleuropa stand das Kaiserthum in schöner Blüthe.

Nun aber hielt es auch den Kaiser nicht länger mehr in der Heimath; ruhmdürstend zog er (noch 980) mit seiner Gemahlin und vielen Fürsten nach Italien. Damals kämpften in Rom zwei Parteien um die Herrschaft und setzten nach Willkür die Päpste ein und ab. Die eine Partei wollte die Selbständigkeit des römischen Staates wiederherstellen; an der Spitze derselben stand ein vornehmer Römer Crescentius, welcher alles, was deutsch war, grimmig haßte. Die andere Partei aber hielt es mit dem Kaiser. An diesem Streite nahmen alle adligen Geschlechter mit furchtbarer Wuth Theil. Als Otto II. nach Rom kam, hatte die kaiserliche Partei dort eben gesiegt. Ungeduldig zog er nun mit einem stattlichen Heere von Deutschen und Italienern in die Landschaften Apulien und Calabrien hinab. Ueberall glückte es ihm anfangs; Neapel, Salerno, Tarent wurden erobert. Indessen hatten die Griechen die Araber von Sicilien herübergerufen; freudig eilte der junge Kaiser diesen entgegen und gewann im ersten Treffen wieder den Sieg. Nun

aber verblendete ihn das Glück so ganz, daß er sich durch eine verstellte Flucht der Feinde täuschen ließ; da wurde sein Heer an der calabrischen Seeküste bei Cotrone überfallen und fast völlig erschlagen (13. Juli 982). Der Kaiser selbst entrann mit genauer Noth; er stürzte sich ins Meer und schwamm an ein griechisches Schiff heran, auf dem er dann unentdeckt nach Rossano kam. So hatte er Leben und Freiheit gerettet; aber schwer bekümmert war er, so viele tapfere Männer und den Kriegsruhm seiner Waffen dazu verloren zu haben.

In diesem Kummer richtete ihn die Anhänglichkeit seiner deutschen Fürsten wieder auf, die ihm einmüthig ihre Treue bezeigten. Er beschied sie und die italischen Großen im folgenden Frühling zu einem Reichstage nach Verona; daselbst ließ er sie seinen dreijährigen Sohn Otto zum König des ostfränkischen und italischen Reiches erwählen. Hier vergab er ferner die durch den Tod seines Freundes Otto erledigten Herzogthümer Schwaben und Baiern; jenes erhielt ein fränkischer Graf Konrad, dieses Heinrich der Jüngere, ein Verwandter des arnulfingischen Hauses und zugleich ein Verwandter des Kaisers. Derselbe war früher in die Empörung Heinrich's des Zänkers verwickelt gewesen und deshalb verbannt worden. Er kam nun wieder zu Gnaden; auch Kärnten ward ihm zu Baiern gegeben, und er blieb fortan ein treuer Freund des Kaisers und des kaiserlichen Hauses. Nachdem Otto noch seine Mutter Adelheid zur Statthalterin des Königreichs Italien ernannt hatte, zog er nach Rom, um zu neuem Kampfe gegen die Araber zu rüsten. Trübe Ahnungen beschlichen ihn, schlimme Kunde aus der Heimath lastete auf ihm. Denn die Wenden an der mittleren Elbe hatten sich wieder empört; in allgemeinem Aufstande hatten sie die deutsche Herrschaft abgeschüttelt und die Bisthümer Havelberg und Brandenburg zerstört; auch die Dänen waren wieder vom Christenthum und vom Gehorsam gegen die Deutschen abgefallen. Der Gram darüber verschlimmerte eine Krankheit, in die der Kaiser zu Rom verfiel, und der Tod raffte den Jüngling dahin (7. December 983).

Gerade hatten die Erzbischöfe von Mainz und Ravenna das Kind Otto III. zu Aachen zum Könige gekrönt, als dort die Todesbotschaft ankam. Nun bewährte sich wieder so recht das erstarkte Nationalbewußtsein, das alle Stämme bereits tief durchdrungen hatte. Zwar brach sofort Parteiung und heißer Kampf um die Vormundschaft aus. Herzog Heinrich der Zänker kam schnell aus seiner Haft in Utrecht hervor und nahm das Königskind, als dessen nächster Blutsverwandter, in seine Obhut, begierig, unter diesem Vorwand die Herrschaft selbst an sich zu bringen. Auch fand er bei vielen Bischöfen, zumal in Lothringen, Sachsen, Baiern, nur zu bereitwillige Unterstützung, und auch die Franzosen, Polen und Böhmen standen ihm aus eigennützigen Beweggründen bei. Aber die große Mehrzahl der Fürsten blieb dem rechtmäßigen Königthum treu und setzte es durch, daß, wie Otto II. es bestimmt hatte, die Vormundschaft an die Mutter des jungen Königs, an Theophano, kam. Es führte diese königliche Partei der Schwabenherzog Konrad und vor allen Erzbischof Willigis von Mainz, eines sächsischen Bauern Sohn, ein Mann von hohen Geistesgaben und löblicher Treue. Diese zwangen Herzog Heinrich, daß er sich unterwarf und das Königskind seiner Mutter Theophano und seiner Großmutter Adelheid zur Erziehung übergab (984). Er mußte froh sein, daß er sein verlorenes Herzogthum Baiern in Gnaden wieder bekam; aber

das Herzogthum Kärnten wurde davon abgetrennt und Heinrich dem Jüngeren gelassen.

Bescheidenen Sinnes, doch mit männlicher Kraft führte nun die treffliche Kaiserin Theophano die Regentschaft; sie löste ihre Aufgabe geschickt und glücklich; unverkürzt bewahrte sie dem Sohne das Reich. In jahrelangen Kriegszügen wurden die unruhigen Wenden und Böhmen wieder zum Gehorsam gebracht; dabei erwarb sich hohen Ruhm der tapfere Eckard, Markgraf von Meißen und Herzog der Thüringer. Auch zu Rom hielt sie das kaiserliche Ansehen aufrecht; nirgends hatte man es zu beklagen, daß ein Weib statt eines Mannes das Reich lenke. Leider raffte auch sie ein frühzeitiger Tod hin; sie starb 991 zu Nimwegen.

Nun eilte die Kaiserin Adelheid, die bisher als Statthalterin Italien verwaltet hatte, nach Deutschland und übernahm mit der Vormundschaft die Reichsregierung, in der sie der Erzbischof Willigis von Mainz unterstützte. Doch gelang es ihnen nicht so ganz, die Würde des Reiches in altem Glanze zu erhalten; vielmehr schüttelten die nördlichen Wenden wieder ihr Joch ab, und die Küsten an der Nordsee hatten durch manche Anfälle der Vikinger, normännischer Seeräuber aus Schweden und Dänemark, zu leiden. Im Ganzen aber blieb das Reich doch in gutem Stande auch unter dieser Regentschaft.

Indessen war Otto III. zum schönen stattlichen Jünglinge herangewachsen. Aus Morgen- und Abendland, aus Süden und Norden waren schöne Keime der Tugend zu frischer Entfaltung in seine Seele gekommen. Die feine Sitte und gelehrte Bildung der griechischen Mutter paarten sich in ihm mit der Kraft und dem Selbstgefühl seiner deutschen Ahnen. Ein Wunder der Welt nannten ihn seine Landsleute wegen seiner tiefen Kenntnisse in griechischer und welscher Wissenschaft. Dabei war er frühzeitig voll ritterlichen Muthes und voll Lust zu Abenteuern, wie er denn schon als Kind in die Wendenkriege mitgeführt worden war. Aber bei vielen und glänzenden Vorzügen ward dem jungen Könige das Beste bald fremd, das Vaterland, und wie er kaum das Jünglingsalter erreicht und die Regierung selbst übernommen hatte, begehrte er mit noch viel heftigerer Sehnsucht, als einst sein Vater, nach Welschland.

Hier hatte Crescentius sich seit einiger Zeit wieder der Herrschaft über Rom bemächtigt. Das Ansehen des Papstes wieder dort aufzurichten, vor allem aber das Kaiserthum aufs neue zur Gewalt zu bringen, zog nun König Otto III. (996) mit einem stattlichen Heere über die Alpen. Kaum erschien er in Oberitalien, als von allen Seiten die Fürsten Italiens sich bei ihm einfanden und die frühere Huldigung erneuerten. Auch die Römer sandten ihm gefügig ihre vornehmsten Männer entgegen und baten, da der Papst gestorben war, ihnen einen neuen zu geben. Er wählte seinen Vetter, den jungen Geistlichen Brun, der sich bisher in der königlichen Kanzlei (Kapelle genannt) durch Klugheit und Festigkeit bemerkbar gemacht hatte. Er nahm, als er jetzt Papst ward, den Namen Gregor V. an. Das war der erste Deutsche, der auf dem Stuhle Petri saß. Dieser krönte Otto III. in Rom zum Kaiser und legte für den überwundenen Crescentius ein Fürwort ein, als Otto denselben verbannen wollte. Dann kehrte der Kaiser, nachdem er die Ordnung in Rom hergestellt hatte, nach Deutschland zurück. Höher noch flogen nun seine Gedanken; zu kleinlich schienen ihm die Fehden mit den

Wenden, die immer noch nicht bezwungen waren. Er überließ sie den Fürsten der Sachsen und richtete seine Gedanken auf einen neuen Römerzug. Er träumte von einer Wiederherstellung des alten Römerreiches der Imperatoren; Augustus', Trajan's Nachfolger wollte er heißen und sein; Rom sollte wieder der Mittelpunkt der Weltherrschaft werden. Mit solchen Ideen zog er 997 wieder nach der ewigen Stadt. Hier hatte sich unterdessen Crescentius aufs neue erhoben, hatte den deutschen Papst vertrieben und eigenmächtig einen andern erwählen lassen. Hartnäckig vertheidigte er sich nun gegen den Kaiser, der ihn in der Engelsburg (früher das Grabmal Kaiser Hadrian's) belagerte. Als sich der Trotzige endlich ergab, ließ Otto ihn mit zwölf seiner Genossen hinrichten und bestrafte auch die anderen Empörer streng. Gregor den V. setzte er wieder ein, und als dieser bald darauf starb, erhob er seinen Lehrer Gerbert (als Papst Silvester II.) auf den Stuhl Sankt Peter's (999). Je länger er aber in der Stadt Rom zwischen den Trümmern der alten Herrlichkeit wandelte, um so heftiger ward seine Liebe zu ihr; er umgab sich mit dem Pomp byzantinischen Hofceremoniels und beschloß, von Rom aus dauernd die Welt zu regieren.

Auch in einer anderen Beziehung nahmen seine Gedanken und Neigungen eine phantastische Richtung. Es ging damals eine starke religiöse Bewegung durch die Gemüther der Menschen. Zuerst hatte sich in Lothringen unter der hohen Geistlichkeit das Bestreben nach Erneuerung, Läuterung ihres christlichen Lebens Bahn gebrochen; dann ward in Frankreich dasselbe von den Mönchen, insbesondere den Kluniacensern (gestiftet 910), mit Eifer und größter Strenge betrieben. Sie reformirten auch die Klöster Italiens, und ihre Bemühungen für Hebung und Reinigung des kirchlichen Sinnes fanden bei Papst und Kaiser bereitwilligste Unterstützung. Schwärmerischer Glaubenseifer trieb auch viele fromme Seelen in Deutschland und Böhmen, zum Theil aber nach anderem Ziele, als nur zu mönchischer Kasteiung. Manche verließen die Heimath und suchten unter den Heiden das Märtyrerthum. So weihte sich auch Bischof Adalbert von Prag der Heidenbekehrung. Unter die wilden Preußen zog er, ihnen das Evangelium zu bringen; aber sie erschlugen ihn, ehe sein Werk Frucht getragen hatte (997). Ihn, den Abt von Kluny und viele andere glaubenseifrige Christen lernte der junge Kaiser in Italien kennen; ihre religiöse Erregtheit erfaßte auch seinen empfänglichen Geist. Man sah ihn häufige Bußübungen und Wallfahrten vornehmen. Er verließ (Januar 1000) Italien und zog wieder nach Deutschland, wo kürzlich seine Tante, die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die während Otto's Abwesenheit das Reich mit großer Klugheit verwaltet hatte, und seine Großmutter Adelheid gestorben waren; aber er kam nicht, um Wenden und Dänen endlich wieder zum Gehorsam zu bringen; es war eine Pilgerfahrt, die ihn jetzt nach Norden führte. Nach Polen wallfahrtete er, nach dem Grabe des heiligen Adalbert zu Gnesen. Dem Freunde, dem Märtyrer zu Ehren stiftete er hier ein Erzbisthum, das Polens Metropole ward; desgleichen Bisthümer zu Kolberg für Pommern, zu Krakau für Chrobatien, zu Breslau für Schlesien, die dem Gnesener Erzsprengel untergeordnet wurden. So gab er Polen eine feste kirchliche Verfassung und Selbständigkeit und förderte dadurch die Erstarkung dieses Reiches. Aber Deutschland verlor dabei. Denn

bisher hatte Polen zum Erzstift Magdeburg gehört. Auch sonst lockerte Otto III. die Abhängigkeit des polnischen Herzogs vom deutschen Reiche. Er glaubte sich als Kaiser in seiner Gewalt über alle Fürsten und Völker so erhaben und gesichert, daß er die Interessen seines deutschen Königthums zu gering anschlug. Doch hielt er noch, ehe er wieder nach seinem geliebten Rom zurückkehrte, einen Reichstag zu Aachen. Hier wandelte ihn die Lust an, das Grab Karl's des Großen zu öffnen. Nachdem nun das Gewölbe erbrochen worden war, fand er jenen noch unverwest auf seinem Throne aufrecht sitzend, das Scepter in der Hand, den Heerschild des Frankenreiches zur Seite, das majestätische Antlitz finster, als zürne er dem Störer seiner Ruhe. Nachts darauf soll ihm, wie das Volk sich erzählte, Karl der Große erschienen sein und seinen nahen Tod geweissagt haben.

Voll stolzer Hoffnungen ging Otto III. hierauf von Aachen wieder nach Rom und erfuhr dort sogleich den Wankelmuth der Italiener. Die römische Adelspartei, welche in der Stadt Tibur (Tivoli) wohnte, hatte nämlich während seiner Abwesenheit den kaiserlichen Statthalter daselbst erschlagen, konnte sich aber Otto's III. nicht erwehren, bat deshalb um Gnade und empfing sie auch. Darüber zürnten jedoch die Feinde dieser Partei in Rom, erhoben dort einen Aufstand gegen den Kaiser und belagerten ihn in seinem eigenen Palaste drei Tage lang. Jetzt endlich erkannte Otto, daß diese Treulosigkeit der Römer für ihn eine gerechte Züchtigung sei, weil er sein Vaterland geringer gehalten als die Fremde. Voll bitteren Schmerzes trat er auf die Zinne der Burg und rief zu den Römern hinab: „So lohnt ihr mir alle meine Liebe, daß ich um euretwillen meine treuen Deutschen, mein eigen Fleisch und Blut, von mir stieß und bloß euch angehören und den Stamm eurer Herrschaft wieder glorreich ausbreiten wollte bis an die äußersten Grenzen der Erde!" Diese Klage rührte zwar für den Augenblick das bewegliche Volk; doch durfte er ihnen nicht trauen und verließ die Stadt, um in der Lombardei ein Heer zu sammeln. Damit unterwarf er dann wieder das ganze mittlere Italien. Andererseits vergab er doch auch jetzt wieder im überschwenglichen Gefühl seiner hohen Stellung der wahren Macht des Kaiserthums. So erkannte er thatsächlich die Unabhängigkeit des Dogen von Venedig an, der bisher als Lehnsmann des Reiches galt, und genehmigte es, daß der Papst dem Ungarfürsten Stephan dem Heiligen zum Lohne für die Bekehrung der Ungarn eine Krone sandte, mit welcher derselbe sich zum Könige krönte und so zu anerkannter Hoheit gelangte.

Hatte sich der Kaiser durch sein undeutsches Benehmen bei den Italienern keinen Dank erworben, so erregte es bei den Deutschen endlich tiefe Mißstimmung, die selbst zu aufrührerischen Plänen führte. Mit doppeltem Schmerze ward Otto dies gewahr. Jenseit der Alpen Groll, diesseit Untreue, Rom wieder im Aufstande. Seine Lebenskraft, an der die welsche Luft seit lange zehrte, brach zusammen. So mußte er denn auf fremder Erde, 22 Jahre alt, sterben (23. Januar 1002); in deutscher Erde zu Aachen wollte er ruhen. Die Deutschen trugen seine Leiche aus Italien fort; die Italiener aber verfolgten den Zug bis an die Grenze; so schlimm vergalten sie ihm noch nach dem Tode seine blinde Liebe.

So war das zehnte Jahrhundert hingegangen; es stand doch besser um

Deutschland und die Welt bei seinem Ende als bei seinem Anfange. Die Deutschen waren zu einem Volke geeinigt, das mit dem Ruhme seiner Thaten die Welt erfüllte; mächtig und gesichert stand es da; das Kaiserthum hatte ihm den Vorrang vor den anderen Nationen gegeben. Unter dessen Schutze war auch die Kirche, das Papstthum wieder geachtet und groß geworden, die Mission unter die Heiden getragen und selbst den Nachbarn, Franzosen, Dänen, Polen, Ungarn, Italienern, ihre innere Kräftigung und Entwickelung erleichtert. Denn die Kaiser bekämpften in dem Heidenthum auch die Barbarei, und bei dem ruhmreichen Auftreten der Deutschen wurden in deren Tugenden, Tapferkeit, Treue, Sittenreinheit, den Romanen wie den Slaven nachahmungswürdige Beispiele vorgeführt. Auch Wohlstand und Bildung hatten in Deutschland schönen Fortgang gehabt. Städte waren im Innern des Landes entstanden; Wissenschaften und Künste keimten aus dem Samen auf, den der Verkehr mit Italien, dem Lande der alten Kultur, in die empfängliche Seele der Deutschen gestreut hatte. Diese Bestrebungen wurden freilich nur erst in den Klöstern und Stiftern geübt. Da beschrieben die Mönche Widukind, Ruotger und die Nonne Roswitha die Thaten ihres Volkes; da erhoben sich in den Bischofssitzen manche prächtige Bauwerke (romanischen Stils).

Dieser Fortschritt ist zumeist das Verdienst der Ottonen; selbst Otto III. hat dazu gethan, wenn er auch mehr den äußeren Glanz, als die wahre Macht des Kaiserthums im Auge hatte und mehr für Rom sich abmühte als für Deutschland. So ist auch sein Leben für die Welt kein verlorenes gewesen.

8.

Heinrich II.

. . . . Noch regt sich mit Adlerschwung
Der vaterländ'sche Geist.

Körner.

Otto's III. Ahnen hatten eifrig dahin getrachtet, die Einheit Deutschlands durch die Macht des Königthums zu festigen und das Reich für ihr Geschlecht erblich zu machen. Nachdem nun Otto III. gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, trat sowohl der alte Sondergeist der einzelnen deutschen Völkerschaften, als auch das gute alte Wahlrecht wieder in voller Kraft hervor.

Drei Fürsten bewarben sich damals um die Krone, nämlich Heinrich, Herzog von Baiern (der Sohn Heinrich's des Zänkers, also ein Urenkel Heinrich's des Vogelstellers), sodann Hermann von Schwaben (aus fränkischem Geblüt) und der tapfere Markgraf Eckard von Meißen. Den ersten von diesen begünstigte der Primas der deutschen Geistlichkeit, der Erzbischof Willigis von Mainz; außerdem kam es ihm zu statten, daß er bei der Gelegenheit, als die Leiche Otto's III. durch Baiern getragen wurde, die Reichskleinodien in seine Gewalt gebracht hatte; am meisten aber sprach für ihn, daß er der nächste Stammvetter des verstorbenen Königs war. Diesen Anspruch machte er denn auch mit großer Geschicklichkeit und viel Thatkraft sofort geltend. Bald befreite ihn der Tod von seinem mächtigen Nebenbuhler Eckard, und

nachdem ihn viele von den sächsischen Großen zu Werla zum Könige erkoren hatten, kam er, dem Schwabenherzog Hermann zum Trotz, welcher ihm den Weg verlegen wollte, glücklich nach Worms. Dort wählten ihn die versammelten fränkischen, bairischen und oberlothringischen Großen zum König, und Erzbischof Willigis salbte und krönte ihn (6. Juni 1002). Dann ging er nach Sachsen, dessen Große zu Merseburg ihm nun insgesammt huldigten; aber zuvor mußte er erklären, daß er ihre alten einheimischen Rechte und Gesetze nicht antasten wolle. Auch die Huldigung der Thüringer, die fest bei ihrem Herzog Eckard gegen ihn gestanden hatten und erst nach dessen Tode sich für ihn erklärten, erkaufte er gewissermaßen, indem er ihnen eine herkömmliche Abgabe an die Krone (einen Schweinezins) erließ. Von Merseburg zog Heinrich nach Niederlothringen, brachte es zur Huldigung und ward feierlich auf den Stuhl Karl's des Großen zu Aachen gesetzt. Auch der Schwabenherzog Hermann unterwarf sich nun (noch in demselben Jahre 1002).

So hatte Heinrich II. sich allgemeine Anerkennung als König verschafft; aber der Thron war ihm doch nicht so ohne weiteres nach Erbrecht zugefallen, wie einst dem Kinde Otto III.; vielmehr hatte er sich erst durch die Wahl einiger Stämme, dann durch die ausdrücklich nachgesuchte Zustimmung der anderen auf den Thron erhoben. Das Wahlrecht neben dem Erbrecht machte ihn zum König, und die Bedingungen, die ihm die Sachsen stellten, ehe sie ihn anerkannten, sind schon die ersten Spuren jener ausdrücklichen „Wahlkapitulation", durch welche in nachfolgenden Zeiten die königliche Gewalt eingeschränkt worden ist, damit die *Einheit* Deutschlands nicht auf Kosten der *Freiheit* erhalten werde. Gleichwie nun die Fürsten als *Reichsstände* dem Könige gegenüber die Selbständigkeit und die Rechte ihrer Völkerschaften bewahrten, so war's natürlich, daß sie selbst in ihren eigenen Ländern durch die *Landstände*, die Grafen und Bischöfe, als Vertreter der untergebenen Völkerschaft, in Schranken gehalten wurden; denn dieser stand nach uralter deutscher Sitte, die freilich von den Ottonen möglichst bei Seite geschoben worden war, ebenso das Recht zu, sich die Herzoge zu wählen, wie die Herzoge das Recht der Königswahl ausübten. Hierauf verwies denn auch König Heinrich II., als ihn Markgraf Heinrich von Schweinfurt (vom Nordgau), dem er früher das Herzogthum Baiern versprochen hatte, nun nach seiner Erhebung an dies Versprechen mahnte. Er schützte die Wahlfreiheit der Baiern vor, ohne deren Gutheißen er keinen Herzog über sie setzen könne. Und so verlieh er Baiern seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Luxemburg. Darüber ergrimmte Markgraf Heinrich und verbündete sich gegen den König mit dessen Bruder Brun, mit dem tapfern Polenherzog Boleslav (Chrobry) und mit Ernst, dem Sohne des Markgrafen von Oesterreich. Das Kriegsglück war jedoch mit dem Könige. Markgraf Heinrich mußte flüchtig werden und sich endlich unterwerfen; da ließ ihn der König gefangen nehmen (1004) und hielt ihn auf dem festen Schlosse Giebichenstein bei Halle einige Monate in Haft. Dann verzieh er ihm, und er, Ernst und Brun blieben fortan dem Könige, der sie besiegt und großmüthig geschont hatte, treu ergeben.

Immer, wenn Zwietracht das deutsche Reich zerriß, erhoben sich auch äußere Feinde, davon Nutzen zu ziehen. So unterstützten auch jetzt Böhmen und Polen den Aufstand, um die fremde Herrschaft abzuwerfen, die eigene aus-

zudehnen. In Böhmen hatte der Polenherzog Boleslav Chrobry (der Tapfere) durch Ränke und Waffengewalt sich auf den Sitz der alten einheimischen Fürsten gesetzt, und die Grenzen seines Reiches so weit nach Westen vorgeschoben, wie er sie im Osten und Süden gegen die anderen slavischen Stämme erweitert hatte. Er war ein gewaltiger Kriegsheld und gedachte ein großes übermächtiges Slavenreich zu gründen, — ein gefährlicher Feind für die deutschen Marken, für die ganze Zukunft der Deutschen im Osten. Mit Kraft und Klugheit bekämpfte ihn Heinrich II.; in mehreren Feldzügen überzog er sein Land. Unter den Slaven selber fand er dabei Bundesgenossen; die heidnischen Liutizen stellten ihm Hülfstruppen gegen den verhaßten Polen, der sie schwerer bedrängte, als sonst die Deutschen es gethan; und die Böhmen nahmen freudig die Deutschen auf, welche ihnen ihre alten Stammfürsten zurückführten. Bis Posen trug Heinrich II. seine siegreichen Waffen, da bat Boleslav um Frieden; seine Pläne auf die Marken und auf Böhmen waren gescheitert (1005). Zwar erneuerte er den Kampf bald darauf, wobei ihm die Unruhen, die immer wieder in Heinrich's Ländern ausbrachen, zu statten kamen, setzte auch den Krieg mit einigem Glück Jahre lang fort; aber er sah endlich ein, daß er auf die Länge den Deutschen nicht gewachsen sei, und schloß, diesmal mit aufrichtigem Sinn, 1018 den Frieden zu Bautzen, durch welchen Böhmen beim Reiche blieb und Boleslav die Lausitz vom Kaiser zu Lehen nahm.

Auch die Italiener gaben es immer deutlicher zu erkennen, daß sie nicht länger von den Deutschen abhängig sein mochten, sondern sich als ein selbständiges Volk behaupten wollten. Gleich nach dem Hinscheiden Otto's III. hatten sie den Markgrafen Arduin von Ivrea zu ihrem Könige gewählt. Aber die italienischen Bischöfe waren zum großen Theile gegen ihn und suchten wider seine Gewaltthätigkeiten bei dem deutschen Könige Schutz. Nachdem Heinrich II. seine Herrschaft in Deutschland festgestellt hatte, eilte er denn auch, das abgefallene Italien wieder zum Reiche zu bringen. Ohne Widerstand nahmen ihn die Lombarden auf und wählten und krönten ihn zu Pavia zum Könige (1004). Die nationale Partei der Italiener aber, besonders unter dem eigentlichen Volke vertreten, erregte doch noch einen Kampf. In der Nacht nach dem Krönungstage standen die Bürger Pavia's gegen die wenigen Deutschen auf, die beim Könige in der Stadt waren, und stürmten Heinrich's Palast. Seine Ritter deckten fechtend den König mit ihren Leibern, bis die, welche draußen im Lager waren, zum Kampfe und zur Rache herbeikamen. Pavia wurde in Brand gesteckt, Tausende der Einwohner wurden erschlagen; dies furchtbare Strafgericht schreckte das übrige Italien.

Das Reich, dessen Bestand und Würde er so nach allen Seiten wiederhergestellt hatte, sicherte Heinrich auch gegen die Uebergriffe der eigenen Glieder. Seine Schwäger, die Grafen von Luxemburg, die in Lothringen großen Einfluß hatten, wollten dort eigenmächtig die wichtigsten Bisthümer an sich bringen und erhoben, da er diesem Beginnen in den Weg trat, offene Empörung. Auch diese Feinde unterwarf er vollständig erst nach jahrelangen Kämpfen. Denn zugleich hatte er, wie bemerkt, in Böhmen und Polen zu streiten.

Noch fehlte die Kaiserkrone von dem reichen Erbe der Ottonen; auch diese dem Reiche wiederzubringen, zog Heinrich II., als er endlich daheim sein König-

thum ganz gesichert hatte, 1013 wieder über die Alpen. Der Kaiserthron war seit Otto's III. Tode noch immer ledig; denn bei den Völkern stand nun die Meinung fest, daß das deutsche Königthum die Grundlage der Kaiserwürde sei.

In Rom war indessen die Partei des Patriziers Johannes (eines Sohnes des hingerichteten Crescentius) nach langen Fehden von ihrer Gegenpartei unter dem römischen Adel besiegt worden, und die letztere hatte den Papst Benedikt VIII. erhoben. Doch fühlte sich dieser noch nicht so ganz sicher und war daher erfreut, an dem Kaiser eine Stütze zu finden. Willig nahm er Heinrich auf, als dieser 1014 vor Rom erschien, und krönte ihn in derselben Weise, wie es einst bei Otto dem Großen geschehen war, zum Kaiser (14. Februar). Schon nach acht Tagen ließ jedoch das römische Volk seinem Unmuth gegen die fremden Herren freien Lauf, und der Kaiser kehrte abermals nach Deutschland zurück, ohne sein Ansehen in Italien völlig befestigt zu haben. Da begann sich Arduin wieder zu rühren; doch bald siegte die deutsche Partei ihm ob; siech und am Glücke verzweifelnd ward er ein Mönch im Kloster Fruttuaria und starb darin im Jahre 1015. Da fügten sich denn die Italiener fortan der Herrschaft des Kaisers. Auch in dem unteren Theile der Halbinsel die Hoheit des Reiches zur Anerkennung zu bringen, das konnte Heinrich II. erst nach sechs Jahren versuchen; die Angelegenheiten Deutschlands, die ihm immer die wichtigeren waren, hielten ihn so lange in der Heimath. Manche Fehde der weltlichen und geistlichen Großen hat er da gedämpft, viele heilsame Anordnungen getroffen, die später erzählt werden sollen. Im Jahre 1021 entschloß er sich auf Bitten des Papstes endlich zu einem dritten Heereszuge nach Italien, um die Griechen in Unteritalien zu bekämpfen, wo diese im Verein mit den Arabern (oder Sarazenen) über die Nachkommen der Longobarden gewaltig geworden waren und selbst die Besitzungen des Papstes gefährdeten. Er focht mit Glück, eroberte mehrere Städte in Apulien und stellte die longobardischen Fürstenthümer Benevent, Capua, Neapel, Salerno wieder unter die Lehnshoheit des deutsch-römischen Kaiserthums. Kurz vorher waren Normannen als Wallfahrer nach Unteritalien gekommen und hatten den longobardischen Fürsten daselbst gegen die Griechen und Sarazenen tapfer geholfen; ihre Landsleute saßen jetzt in Frankreich, in einer Landschaft am Meeresufer, welche noch heutzutage von ihnen die Normandie heißt; diese besaßen sie seit dem Jahre 912, da ihr Herzog Rollo Christ geworden war, in der Taufe den Namen Robert und die Tochter des Königs von Frankreich zur Gattin erhalten hatte. Als nun Kaiser Heinrich durch Seuchen gezwungen ward, mit seinem Heere den Rückzug nach Deutschland anzutreten, übertrug er es den Normannen, den Kampf in Unteritalien fortzuführen, und überließ ihnen einiges Land daselbst.

Auch nach Westen war Heinrich auf Mehrung des Reiches bedacht. Da schloß er mit dem Könige Rudolf III., seinem Oheim von mütterlicher Seite, der Burgund (das Land an der Rhone) nebst Helvetien beherrschte, einen Vertrag zu Basel (1006), kraft dessen dies Reich nach Rudolf's Tode an ihn fallen sollte. Dafür schützte er den schwachen Mann gegen die übermüthigen burgundischen Großen.

So stellte Heinrich II. durch kriegerische und friedliche Thaten das

„Frankenreich" wieder her, das durch Otto's III. schwärmerisches Römerthum in seinen Grundfesten gelockert worden war. Es gelang ihm das nicht nur durch die rastlose aufopfernde Thätigkeit, mit der er, ein kränklicher Mann, in unaufhörlichen Zügen vom Rhein zur Moldau, von der Oder zur Etsch und Tiber eilte, auch nicht bloß durch die zähe Ausdauer, die ihn, den kinderlosen Herrscher, alle seine Pläne zum Besten des Reiches festhalten ließ, bis er sie vollführt hatte, sondern ganz besonders auch dadurch, daß er mit deutschem Sinne die deutschen Interessen überall zuerst und hauptsächlich im Auge hatte, wie er denn auch immer nur auf kurze Zeit Deutschland verließ, und das reiche schöne Welschland nur so lange ihn halten konnte, als seine Gegenwart dort zum Besten des Reiches ganz nothwendig war.

Aber die Regierung der beiden letzten Ottonen hatte in ihrem Drange ins weite vor allem auch die innere Entwickelung des deutschen Lebens zu wenig überwacht. Gewaltig hatten sich in den einzelnen Landen die Großen erhoben, und ihre Macht, von den Kaisern wenig beschränkt, so lange sie ihnen treu zur Verfügung gestellt ward, drückte immer schwerer auf die Kleinen; mehr und mehr schwand die Freiheit der geringen Grundbesitzer, die sich genöthigt sahen, Lehnsleute der mächtigeren Nachbarn, Grafen und Herzoge, zu werden. Zu weit war dieses Uebel schon eingerissen, als daß Heinrich II. ihm hätte abhelfen können; allein er hat wenigstens gewissenhaft darauf gehalten, daß Recht und Ordnung an die Stelle der Willkür trete, und hat sein Lebelang der Gewaltthätigkeit und dem Uebermuth der großen Vasallen kräftig gesteuert.

Je mehr die Macht der weltlichen Aristokratie anwuchs, desto gefährlicher wurde sie auch für die Geistlichkeit, die ihren reichen Landbesitz und ihre mannigfachen Vorrechte oft von Eingriffen des kriegerischen Adels bedroht sah. So mußte ihr an einem starken Königthum, das Ruhe und Ordnung im Lande sicherte, viel gelegen sein. Daher war sie der natürliche Bundesgenosse des Königs. Schon Otto der Große hatte die Bischöfe als seine Gehülfen zum Regiment herangezogen; Heinrich II. that dies nun im ausgedehntesten Maße. Er machte die Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe geradezu zu seinen Beamten, die ihn mit Rath und That, in Krieg und Frieden, mit ihrer Klugheit, ihrem Reichthum und ihren Dienstmannen unterstützen mußten. So gelang es ihm, mit ihrer Hülfe den schweren Herrscherberuf glücklich zu erfüllen. Dabei war er keineswegs ihr Werkzeug. Sie mußten ihm vielmehr schwere Opfer an Arbeit und Mitteln leisten. Und unbeugsam hielt er sein königliches Recht, die Bisthümer zu besetzen, aufrecht, wie er denn dem Domkapitel zu Trier kräftig widerstand, als es gegen seinen Willen, seinem Schwager Dietrich, Bischof von Metz, zu Gefallen, dessen Bruder Adalbero zum Erzbischof erwählte. Heinrich scheute da selbst jahrelangen Streit mit seiner eigenen Familie nicht, bis er sein Recht durchgesetzt hatte. Mit Eifer hielt er auch auf Reinigung des kirchlichen Lebens und setzte die Bemühungen seiner Vorfahren um bessere Kirchenzucht sorgfältig und erfolgreich fort. Dabei war er selbst in hohem Grade fromm, ging allen seinen Unterthanen mit dem Beispiele strenger Kirchlichkeit voran und bedachte nicht bloß die moralische Besserung und Hebung, sondern auch die materielle Förderung der Geistlichkeit. Von seinen kirchlichen Stiftungen ist die großartigste und berühmteste die des Bisthums **Bamberg** am oberen Main. Diese Gegend gehörte bisher zu den

Sprengeln anderer Bischöfe, besonders des von Würzburg, und Heinrich hatte große Mühe, gegen den Widerspruch des letzteren seine Absicht durchzusetzen. Durch bewegliche Reden und große Geschenke bewältigte er endlich jeden Widerspruch und weihete sein Werk durch eine päpstliche Bulle (Urkunde) 1007. Er und seine eben so fromme Gemahlin Kunigunde schenkten dem neuen Stifte große Güter und ließen zu Bamberg einen prächtigen Dom erbauen (eingeweiht 1012). Unter dem Schutze des Krummstabes gedieh hier dann Wohlstand und Bildung. Die Wälder lichteten sich; deutsche Ansiedler verdrängten allmählich die rohe spärliche slavische Bevölkerung, die im sechsten Jahrhundert bis hieher vorgedrungen war. Bis zum Böhmerwald und Fichtelgebirge ward nach und nach alles licht und deutsch.

In diesem Sinne schützte und förderte Heinrich II. Kirche und Geistlichkeit. Darum ward er von ihr geachtet und geliebt; sie gab ihm nachmals den Namen des Heiligen (der Papst sprach ihn 1151 heilig). Aber ein Pfaffenkönig war er mit nichten. Unmuthig tadelten ihn die Geistlichen sogar manchmal, weil er die weltlichen Interessen über die kirchlichen setzte, insbesondere seine Duldsamkeit, mit der er das Heidenthum der Liutizen ertrug, um ihre Bundesgenossenschaft gegen die Polen zu erhalten.

Zweiundzwanzig Jahre führte dieser kluge und emsige Fürst das Scepter; blühend und angesehen hinterließ er das große Reich, als er, zweiundfunfzig Jahre alt, zu Grona in Sachsen starb (13. Juli 1024). Er war der letzte Zweig des glorreichen sächsischen Königsstammes, bei dem über hundert Jahre die Krone der Ostfranken gewesen war, die nun die deutsche hieß. Großartige Veränderungen hatte Deutschland unter der Herrschaft der Sachsen erlebt. Sie hatten seine Stämme geeint, ein deutsches Reich geschaffen, dazu Italien gefügt und die römische Kaiserwürde. Die Deutschen waren das erste Volk im Abendlande geworden, und ein reger, strebsamer Sinn nach vorwärts entzündete sich in ihnen. Zunächst zwar ergriff dieser Trieb die Großen und feuerte sie zumeist zu Machterwerb und Trachten nach Gewalt und Besitz an. Sie, die Fürsten, mit deren Hülfe die Könige so Herrliches vollführten, nahmen dafür auch reichen Lohn. Die Herzoge, Markgrafen und Gaugrafen, die eigentlich nur des Königs Beamte und Stellvertreter sein sollten, dehnten ihre Amtsbefugnisse immer weiter aus und beanspruchten, daß ihre Würde bei ihrem Geschlechte erblich bleibe, wie das Königthum beim königlichen Hause. So strebten auch die Ritter danach, ihre Lehen erblich zu machen. Die wichtigsten Dienste hatte den Königen auch die Geistlichkeit geleistet; sie wurde dafür ebenso wie die weltlichen Vasallen mit Rechten und Gütern reich begabt. Aber sie verdankte den sächsischen Königen nicht bloß viele Vorrechte und äußeren Besitz; sie gewann auch durch die Strenge, mit der jene auf den Synoden (Kirchenversammlungen) die Sittenzucht bewachten, dann durch die Einführung der Ohrenbeichte, sowie des Kirchenbannes, einen bis dahin unerhörten Einfluß; denn durch die Ohrenbeichte hatte sie den Schlüssel zu den Gewissen in der Hand und las darin die verborgensten Gedanken. Und wen die Geistlichen in den Bann thaten, der war von der Gemeinschaft aller Christen und von Gottes Gnade ausgeschlossen, so lange bis er die Vergebung der Kirche erlangte. Das war für die Gemüther der Menschen bei weitem furchtbarer als alle Macht der irdischen Gewalthaber, und diese, welche sonst oft vor keinem heiligen Rechte der Menschen Scheu hatten, zitterten vor dem Fluche der

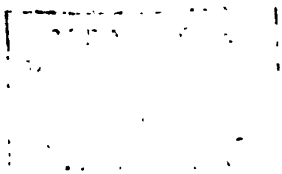
Kirche. Dadurch wurde diese der Schutz und Schirm der Unterdrückten. Auch war es noch immer einzig und allein die Geistlichkeit, welche die Wissenschaften und Künste in Schulen, Schriften und Werken pflegte; besonders zeichneten sich die Benediktiner-Mönche dadurch aus, daß sie die deutsche Sprache durch Uebersetzungen der heiligen Schriften ausbildeten; das Kloster Sankt Gallen that sich darin vor allen rühmlich hervor. Von den Künsten wurden vornehmlich die Musik und die Baukunst im Dienste der Religion gepflegt. Damals wurden viele Kirchen, welche noch heutzutage stehen, zu bauen begonnen, und zwar im sogenannten Halbkreisbogenstil. Zu solchen Bauwerken steuerten alle Klassen des Volkes mit frommer Begeisterung bei; denn tiefinnerlich hatte die christliche Religiosität alle durchdrungen, und alle menschlichen Vorstellungen, das Volksleben, die Jahres- und Tageszeiten sogar, und die Feste hatten durch den Einfluß des Christenthums und der Kirche eine tiefere Bedeutung gewonnen. Die Mission endlich ward weithin unter die Heiden im Osten und Norden getragen, und Wenden, Dänen, Polen, Ungarn wurden zumeist durch deutsche Heidenbekehrer dem Christenthum zugeführt. Dies alles ist unter der Herrschaft der Könige aus dem sächsischen Volksstamme zu Stande gekommen, welcher doch einst der Einführung des Christenthums in Deutschland am längsten und heftigsten widerstanden hatte.

Auch jetzt noch, wie schon ehemals in den Römerzeiten, strebten die einzelnen deutschen Völkerschaften eine vor der andern empor, in heftiger Eifersucht, die, wie damals, aus dem edlen Freiheitstriebe entsprang, der allen Deutschen angeboren ist. Aber diese Eifersucht diente jetzt nur noch dazu, daß jeder Stamm seine Eigenthümlichkeit kräftiger ausbildete. Denn in den Tagen gemeinsamer Noth hatten die verschiedenen Stämme den Werth der Einheit schätzen gelernt. Sie hatten sich unter einem Könige zu einem Reiche zusammengeschlossen, hatten im Gegensatz zu der feindlichen Fremde ihre Verwandtschaft erkannt und hielten nun fest an dem gemeinsamen herrlichen Vaterlande.

Wenn Adel und Geistlichkeit zu immer größerer Macht, zu immer ausgedehnterem Besitze gelangten, so konnte das natürlich nur auf Kosten des Volkes geschehen, d. h. der großen Masse der kleinen Grundbesitzer. In der That schwanden deren Bedeutung, Recht und Freiheit immer mehr zusammen. Bedrängt von den gewaltigen Beamten des Königs, den Grafen und Herzogen, die zu ihrem reichen Eigenbesitze auch noch die Befugnisse ihres Amtes fügten, und dieses selbst mit all seinem Zubehör an Einkünften und Vorrechten in erbliches Lehngut zu verwandeln begannen, beeinflußt von den Aebten und Bischöfen, deren reiche Musterwirthschaften an ihre kleinen Güter grenzten, und deren geistliche Würde durch ihre weltlichen Mittel noch mehr Gewicht erhielt, — wußten sie sich gegen die Gewaltthätigkeiten der Großen und gegen die Plackereien des Kriegsdienstes in der Regel nur dadurch zu schützen, daß sie ihr Gut den mächtigen Nachbarn, weltlichen oder geistlichen, übergaben und deren Lehnsleute wurden. Zuletzt sanken sie, seit sie des Waffendienstes sich mehr und mehr entwöhnten, zu zinspflichtigen frohndenden Hörigen hinab. Nur in einzelnen Theilen Deutschlands erhielt sich ein freier Bauernstand. So verlor die ländliche Bevölkerung zum größern Theile ihre alte Freiheit. Aber in dieser Zeit geschah es auch, daß für die deutsche Volksfreiheit eine neue Zufluchtsstätte gegründet wurde. Das war das Bürgerthum, das unter

Herren, die zum Reiche gehörten), die Ostfranken, Schwaben, Baiern und Kärntner. Oppenheim gegenüber stand damals ein Ort Kamba, welchen später die Wasser des Rheins hinweggeschwemmt haben; dort pflegten die Fürsten des Rathes. Und nach langem Bedenken fanden sie zwei Männer von altadliger fränkischer Abkunft als die würdigsten; beide hießen Konrad und waren Vetter, Urenkel jenes Herzogs Konrad, der in der Schlacht auf dem Lechfelde für das Vaterland gefallen war, und der Luitgarde, ältesten Tochter Otto's des Großen, also nächste Verwandte des erlauchten sächsischen Königshauses. Der ältere von beiden lebte bisher als freier Mann auf seinen Erbgütern zwischen Speier und Worms und hatte durch seine Vermählung mit Gisela, der reichen Wittwe des Herzogs Ernst von Schwaben, auch in Süddeutschland Ansehen und Geltung; der jüngere Konrad hatte ebenfalls beträchtliche Besitzungen in Rheinfranken und hatte durch seinen Stiefvater, Friedrich von Oberlothringen, in diesem Theile Deutschlands viele Freunde. Für den älteren Konrad stimmten die meisten Fürsten und Geistlichen; denn seine Mannhaftigkeit, seine Klugheit und Rechtschaffenheit waren allgemein bekannt. Aber auch der jüngere Konrad fand starken Anhang; vorzüglich waren für ihn alle Lothringer. Wie nun der ältere Konrad wahrnahm, daß so lange keine Einigung zu Stande kam, und zu befürchten stand, ein Parteienkampf werde entbrennen, so trat er zu seinem Vetter, dem jüngeren Konrad, und sprach: „Auf uns beide, die Glieder einer Familie, wendet sich die Wahl; darum ziemt es uns vor allen, einträchtig zu sein. So denk' ich, daß keiner von uns die Wahl des andern hindern soll, vielmehr jeder treu und redlich dem, welchen die Fürsten erküren, seine Stimme gebe." Dies versprach ihm der jüngere mit Handschlag und Friedenskuß; freudig sahen die Fürsten ringsum das edle Vorbild der Eintracht. Nun stand dem Herkommen gemäß zuerst der Erzbischof von Mainz, Aribo, auf und gab seine Stimme dem älteren Konrad, alle geistlichen Fürsten desgleichen; da rief auch der jüngere Konrad, zuerst von allen weltlichen Fürsten, seinen Vetter zum König aus. Froh faßte ihn dieser an der Hand und hieß ihn sich an seine Seite setzen; nun folgten auch alle weltlichen Fürsten dem Beispiel des jüngeren Konrad. Laut jauchzten die deutschen Völkerschaften, so viele und verschiedene ihrer da waren, der Eintracht ihrer Fürsten zu, und im Sturm der Begeisterung ward manche alte Eifersucht vergessen. Da trat die edle Kaiserwittwe Kunigunde in den Kreis und übergab die Zeichen der Königswürde, die sie für diesen Augenblick treulich bewahrt hatte, dem neuen Könige. Dieser brach dann mit den Fürsten auf und ritt gen Mainz; mit hellem Liederschall zogen die Völkerscharen an den Ufern des Rheinstromes entlang. Als aber der König im Dome zu Mainz stand und der Krönung harrte, ermahnte ihn der Erzbischof, daß er zuvor seinen Feinden vergebe. Mit gerührtem Herzen gelobte er es feierlich vor Gott. So alles irdischen Grolles ledig, empfing er die Krone. Es folgte die Huldigung. Zuerst schworen dem König den Eid der Treue die Bischöfe, Herzoge, Markgrafen und die anderen großen Reichsvasallen, dann die gemeine Ritterschaft, zuletzt angesehene Männer aus dem Stande der Gemeinfreien: — so war nun die Ordnung des Ranges.

Die beiden Konrade.



Drittes Buch.

(Vom Jahre 1024 bis zum Jahre 1273.)

1.

Konrad II.

„An Konrad's Sattel hängen die Steigbügel Karl's des Großen."

Altes Sprüchwort.

So war das Reich von den Sachsen wieder an die Franken gekommen, und wieder sah man einen Stamm, der lange das Königthum in seiner Mitte gehabt, diese Ehre willig einem andern abtreten. Als Konrad der alten Sitte gemäß seinen Königsritt durch die deutschen Länder machte, fand er überall freudige Anerkennung. Nur die Lothringer, deren Fürsten sich auch zu Kamba der allgemeinen Wahl nicht angeschlossen, sondern sich unmuthig entfernt hatten, fügten sich zögernd und waren mißvergnügt.

Das Band der Nationaleinheit zu befestigen, war Konrad's II. eifriges Bestreben; dafür, dachte er, sei er König, und darum wollte er das königliche Ansehen in voller Macht bewahren, zugleich aber auch Recht und Ordnung immer fester und sicherer hinstellen, ohne welche das Königthum für das Volk todt und unfruchtbar ist. Darum räumte er auch den Großen des Reiches, wenngleich er sich ihres Beirathes bediente, nie entscheidenden Einfluß auf das Regiment ein, und Aribo von Mainz, sowie der jüngere Konrad fanden sich getäuscht, wenn sie gehofft hatten, die Herrschaft mit dem Könige zu theilen, dessen Wahl so sehr ihr Verdienst war. Konrad trat sofort kühn und durchgreifend auf; fest und sicher ging er immer gerade auf sein Ziel los, und dieses war die Größe des Reiches und die Stärke des Königthums. Trefflich war ihm durch die Sachsen, besonders durch seinen letzten Vorgänger, Heinrich II., vorgearbeitet worden. Der Landfriede ward überall gehalten, und alles kam ihm voll Achtung und Gehorsam entgegen. Die inneren Verhältnisse waren im Ganzen und Großen wohlgeordnet. Weniger günstig lagen die auswärtigen Beziehungen. Denn an der einen Grenze lauerte der König von Frankreich, welchen das schöne Lothringen lockte, — ein Gegner, der sonst nicht sehr gefährlich war, es aber jetzt werden konnte, da die Lothringer, allein von allen Deutschen, dem neuen Könige sich nicht unterwerfen zu wollen schienen. Auf der anderen Grenze stand kriegsbereit der stolze Polenheld Boleslav Chrobry, welcher auf die Nachricht von Heinrich's II. Tode sofort den Königstitel angenommen und die Oberhoheit des deutschen Reiches abgeworfen hatte. Zwar starb er im folgenden Jahre; aber sein Sohn Mieczislav trat in des Vaters Spuren, und

auch er blickte lüstern auf die zum deutschen Reiche gehörigen slavischen Länder, deren Bewohner, noch immer hart gedrückt, den Deutschen nur ungern und voll heimlichen Grolls gehorchten. In Italien hielten nur die Bischöfe zur deutschen Partei, nicht aus Zuneigung, sondern weil der deutsche König sie erhöht und auf Kosten der anderen Stände dort groß gemacht, ja durch sie das Land verwaltet hatte. In dem deutschen Könige mußten sie daher ihre Stütze gegen die Anfeindungen ihrer Landsleute sehen; überdies waren viele von ihnen geborene Deutsche; denn auch die italischen Bisthümer hatte Heinrich II. stets mit Männern seiner Wahl besetzt. Um so abgeneigter waren die weltlichen Großen der deutschen Herrschaft. Aber sie hatten erkannt, daß aus ihrer Mitte keiner mächtig genug sei, um die italische Krone den Deutschen zum Trotze zu tragen; daher wendeten sie sich jetzt mit ihren Anträgen nach Frankreich und luden den Grafen von Poitiers (Sohn des reichen und mächtigen Herzogs Wilhelm von Aquitanien) ein, nach Italien zu kommen und ihr König zu werden. In Burgund endlich zürnten die Stände, weil König Rudolf III. das Reich, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, gerade als wäre es sein festes Erbgut, an Heinrich II. abgetreten hatte, und der schwache Rudolf selber wollte nun den Vertrag nicht mehr halten, weil er meinte, daß derselbe durch des Kaisers Tod ungültig geworden sei.

Aber alle diese Schwierigkeiten schreckten Konrad II. nicht. Zunächst faßte er die deutschen Verhältnisse ins Auge. Ein halbes Jahr lang reiste er (wie schon angedeutet), nachdem er dem Herkommen gemäß in Aachen sich auf den Thron Karl's des Großen gesetzt und dem Volke Recht gesprochen hatte, durch die Länder Sachsen, Thüringen, Franken, Baiern, Schwaben, forschte überall fleißig nach den Gebrechen der Verwaltung und übte strenge Gerechtigkeit. Dadurch gewann er sich rasch das Vertrauen und die Liebe des Volkes. Vor Allem war er eifrig bemüht, die drückende Eigenmacht der großen Herren einzuschränken und unschädlich zu machen.

Dem Streben nach Erblichmachung der Lehen, welches die Zeit beherrschte, stellte er sich nicht entgegen; aber wie er anerkannte, daß die Herzoge und Grafen ihre Würde in ihrer Familie vererben dürften, so bestimmte er, daß auch deren Lehnsleute dasselbe Recht genössen, ihr Lehen auf Kind und Kindeskind zu vererben, so lange sie den Lehnseid der Treue nicht verletzten. Dadurch erleichterte er die Lage der niederen Lehnsträger ungemein und schützte sie gegen Willkür ihrer Lehnsherren, wie er für die Freien durch Handhabung strenger Gerechtigkeit sorgte. So schuf er dem Königthum zahlreiche eifrige Anhänger. Dieses aber war damals in Deutschland etwas Höheres und Edleres als eine bloße Willkürherrschaft (so weit ließ es auch der uralte Freiheitsdrang in den deutschen Herzen gar nicht kommen); es war der Inbegriff aller Herrlichkeit des Volkes und der Mittelpunkt seiner Einheit. Von diesem konnte sich denn auch dauernd kein Theil entfernen. Schon in demselben Jahre, da Konrad II. das Reich durchreist hatte, war sein Ansehen so hoch gestiegen (das Sprichwort kam damals auf: „An Konrad's Sattel hängen die Steigbügel Karl's des Großen"), daß, als er wieder nach Aachen zog, die mißgünstigen Herzoge von Ober- und Niederlothringen kamen und sich unterwarfen. Da blieben denn auch die Franzosen und die anderen Nachbarn ruhig, und Konrad konnte, da sein Königthum daheim nun feststand, daran

denken, seine Größe nach außen zu mehren. Zunächst gedachte er an Burgund. Die Ansprüche des deutschen Reiches auf dieses Land wollte er durchaus nicht aufgeben; er meinte, sein Vorgänger habe die Anwartschaft auf dasselbe nicht seiner Person, sondern seiner Krone erworben. Ueberdies hatte der östliche Theil Burgunds (die westliche Schweiz um Aar und Reuß) allemannische Bevölkerung, war also von der Natur schon auf Vereinigung mit dem übrigen Deutschland hingewiesen. Aber heftig widersprachen dem Könige darin die Verwandten Rudolf's, nämlich der Graf Odo von der Champagne (ein Sohn von Rudolf's zweiter Schwester) und Herzog Ernst von Schwaben, ein junger Held voll hochfliegender Gedanken. Er war Rudolf's Großneffe von dessen dritter Schwester, der Sohn der tugendhaften und weisen Gisela, welche weit und breit als die Zierde aller deutschen Frauen gepriesen ward. Nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Schwabenherzogs, hatte sich Konrad, noch bevor er König wurde, mit ihr vermählt; so war Herzog Ernst sein Stiefsohn geworden.

Bevor nun König Konrad das Recht des Reiches auf Burgund bis zur Entscheidung durchfechten wollte, hielt er es für wichtig, zuerst die Krone Italiens und die Kaiserwürde zu gewinnen. Da versöhnte die edle Gisela ihren Sohn Ernst mit ihrem Gatten, und dieser gab ihm die große Reichsabtei Kempten zu Lehen. Dann zog er im Frühling 1026, von seiner Gemahlin begleitet, mit dem Reichsheer nach Italien. Zu Mailand empfing er aus der Hand des Erzbischofs Aribert, der, wie die meisten Bischöfe, ihn freudig aufnahm, die eiserne Krone, in Rom dann am nächsten Osterfest (1027), nachdem er den Widerstand einiger Städte und Adligen der Lombardei gebrochen hatte, vom Papst Johann XIX. die Kaiserkrone. Eine glänzende Versammlung italischer und deutscher Fürsten verherrlichte dies Fest. Auch zwei fremde Könige hatten sich eingefunden, der Schwächling Rudolf von Burgund auf Konrad's besondere Einladung und der gewaltige Knud von Dänemark, den eine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt führte. Mit dem letzteren hatte Konrad schon bald nach Antritt seiner Herrschaft ein Freundschaftsbündniß geschlossen, theils um durch diesen frommen und mächtigsten nordischen Herrscher, der damals Skandinavien und England zugleich beherrschte, die christliche Mission im Norden und Osten zu fördern, theils und zuvörderst um bei dem drohenden Kriege mit den Slaven nicht auch die alten Fehden mit den Dänen erneuern zu müssen. Aus diesen Gründen erschien ihm die Freundschaft mit diesem Herrscher so wichtig, daß er ihm schon damals die Mark Schleswig (den Grenzstrich zwischen Schlei und Eider), den alten Zankapfel zwischen Deutschen und Dänen, überließ, welche, einst zum Schutze des Reiches gegen die Einfälle der heidnischen Nachbarn errichtet, nun unnöthig schien, weil die Dänen seitdem das Christenthum angenommen hatten und sich friedlich gegen die Deutschen verhielten.

Kurze Zeit nach der Krönung entbrannte der alte Haß des römischen Volkes gegen die Deutschen um geringer Ursache willen wieder in hellen Flammen; es rottete sich zusammen gegen die Fremden, und ein blutiger Kampf entspann sich. Die deutschen Krieger behielten aber auch jetzt die Oberhand, und als sich nun die Römer besiegt gaben, forderte sie der Kaiser vor seinen Richterstuhl; barfuß, nackte Schwerter am Halse tragend, wie Missethäter mußten sie vor ihn kommen und schwere Buße thun. Hierauf zog er

nach Unteritalien und stellte das kaiserliche Ansehen auch dort aufs neue her. Da unterwarfen sich ihm die Fürsten von Benevent, Capua und Salerno nebst den andern dazugehörigen Gebieten, und er bestätigte den Normannen, die tapfer jenen longobardischen Fürsten gegen die Griechen und Araber halfen, den Besitz der Landstriche, die sie für diesen Dienst bekommen hatten. Seit dieser Zeit (1027) blieben die Normannen in Unteritalien und breiteten ihre Herrschaft daselbst bald weit aus.

Indessen war Herzog Ernst von Schwaben auf Geheiß seines Stiefvaters, des Kaisers, aus Italien nach Süddeutschland zurückgekehrt, um dort Frieden und Ordnung zu bewachen. Aber nicht an diese Pflicht dachte er, sondern an sein vermeintliches Erbrecht auf Burgund; und im stolzen Vertrauen auf seinen Muth und seine zahlreichen Freunde wollte er alles daran setzen, um es zu behaupten. Mit seinen vielen Vasallen griff er nun zu den Waffen, überfiel die Kaiserlichen im Elsaß, zog dann durch Burgund nach dem südlichen Schwaben und setzte sich in einer alten Burg bei Zürich fest, von wo er die reichen Stifter St. Gallen und Reichenau befehdete. Wer irgend von den Fürsten und Herren dem strengen Kaiser abhold war, hielt offen oder insgeheim zu Ernst von Schwaben. Offen thaten es Graf Werner von Kiburg, sein liebster Freund, und der Graf Welf, einer seiner gewaltigsten Vasallen, reich begütert im Baier- und Schwabenland, aus demselben uralten Geschlecht, von welchem einst Judith, die zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen, entstammt war. Dieser Welf verwüstete das Gebiet des Bischofs von Augsburg, welcher sich bei dem Kaiser in Italien befand. Insgeheim waren besonders Herzog Friedrich von Oberlothringen und der jüngere Konrad von Franken dem Ernst von Schwaben zugethan. Auf die erste Kunde von dem Aufstande eilte der Kaiser nach Deutschland. Noch auf der Grenze sprach er den Welf als Hochverräther aller Lehen verlustig, zog dann nach Regensburg, wo die Landstände Baierns, dessen Herzog (Schwager des vorigen Kaisers, Heinrich's II.) gestorben war, an dessen Stelle Heinrich, den minderjährigen Sohn Konrad's und Gisela's, zum Herzoge erwählten. Hierauf berief er (Juli 1027) einen Reichstag und lud seinen Stiefsohn Ernst dahin zur Rechenschaft, und zwar nach Ulm in Schwaben; denn es war ein uraltes Recht, daß kein Fürst anderswo gerichtet werden dürfe, als auf seinem heimischen Boden. Mit allen seinen Vasallen und auf seine Macht trotzend erschien Ernst vor dem Kaiser; er hatte nicht Lust, sich zu unterwerfen, sondern gedachte bloß zu unterhandeln. Da aber zeigte sich wiederum recht deutlich, wie feste Wurzeln das Königthum bereits in den Herzen des Volkes geschlagen hatte, und wie klar die niederen Vasallen in dem Könige den Bürgen ihrer Freiheit gegen die Großen erkannten. Denn als Herzog Ernst nun seine Lehnsleute aufforderte, ihm wacker beizustehen und die alte Schwabentreue zu bezeugen, auch reichen Lohn ihnen versprach, da gaben sie ihm unerwartet die Antwort: „Gegen jedermann sind wir dir treu und zu jedem ehrlichen Werke, nur nicht gegen den Kaiser; denn freie Männer sind wir; als solche und bedingungsweise übergab uns dir der König. Der Freiheit höchster Schirmherr ist aber der Kaiser und König. Wollten wir also ihn aufgeben, so verlören wir ja die Freiheit, und diese giebt kein Ehrenmann auf." Hierauf verließen ihn alle bis auf seinen Freund Werner von Kiburg; da mußte

er sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben. Dieser ließ ihn als Gefangenen auf die Burg Giebichenstein an der Saale bringen. Hierauf hielt er Gericht über Ernst's Anhänger. Graf Welf mußte für allen Schaden Genugthuung geben und kam auf einige Zeit in Haft. Noch schlimmer ging es dem Franken Konrad; er verlor seine Güter und seine Freiheit, da er bereits früher einmal Umtriebe gegen den König angesponnen hatte. Die festen Schlösser der Aufständischen fielen rasch, eines nach dem anderen; nur die Kiburg (bei Zürich) vertheidigte der treue Werner drei Monde lang, bis er endlich doch daraus entfliehen mußte.

Indessen hatte der Kaiser auch Burgund nicht aus den Augen verloren. Zu Basel hielten er und Gisela mit deren Oheim Rudolf eine Zusammenkunft, bei welcher es dem Ansehen des Kaisers und der klugen Rede seiner Gemahlin gelang, den burgundischen König zu einem Vertrage zu bringen, kraft dessen sein Land nach seinem Ableben an das deutsche Kaiserreich fallen sollte (August 1027).

So gewann Konrad II. in drei Jahren Deutschland, Italien mit Rom und Burgund; im folgenden sicherte er seinem Geschlechte die Herrschaft, indem er seinen elfjährigen Sohn Heinrich zu Aachen von den versammelten Fürsten zum König erwählen ließ; der Erzbischof von Köln salbte den Knaben und setzte ihm die deutsche Krone auf.

Von Aachen begab sich der Kaiser nach Sachsen, um den Angelegenheiten des Ostens näher zu sein, die für Deutschland sich drohend genug gestalteten. Das große Polenreich, das Boleslav Chrobry errichtet hatte, zerfiel zwar nach seinem Tode wieder; aber den Deutschen kam dies zuerst wenig zu gute. Denn um so gewaltiger erhob sich nun der Ungarnkönig Stephan und riß von dem reichen Erbe Boleslav's insbesondere auch Mähren an sich, das ein Lehen des deutschen Reiches war, ohne sich um dies Verhältniß zu kümmern. Vielmehr machte er Miene, noch unmittelbarer als Feind der Deutschen aufzutreten, und bedrohte die bairische Ostmark, von wo er vielfach durch Feindseligkeiten gereizt worden war. Noch rascher und offener verletzte Mieczislav, der Polenherzog, die Würde des deutschen Reiches. Er wollte sich für den Verlust Mährens und anderer Länder an den slavischen Ländern, die zu Deutschland gehörten, entschädigen und bedrängte vornehmlich die Liutizen so furchtbar, daß sie des Kaisers Hülfe anriefen. Gleich darauf brach auch der Krieg mit den Ungarn in Oesterreich aus, und Konrad mußte nun mit Polen und Ungarn zugleich Streit führen (1029). Da war es ihm hocherwünscht, daß sich ihm gegen beide ein tüchtiger Bundesgenosse bot. Es war Bretislav, der tapfere und kluge Sohn des Böhmenherzogs Udalrich. Dieser brannte vor Begier, die Größe seines Hauses, welches durch Polen und Ungarn unter der elenden Regierung seines Vaters sehr beschädigt worden war, wiederherzustellen. Als nun Konrad gegen die Polen zog, da sammelte auch Bretislav mit Erlaubniß seines Vaters ein Heer zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Glücklich eroberte er auch Mähren, vereinigte es wieder mit Böhmen und ward dafür des deutschen Reiches Lehnsmann. Indessen war der Kaiser durch die Lausitz bis Bautzen vorgedrungen, worin die Polen lagen. Aber diese vertheidigten sich tapfer; auch brach Hungersnoth unter dem großen deutschen Heere aus, so daß sich Konrad unverrichteter Sache wieder nach

Sachsen zurückziehen mußte. Nun kam im nächsten Winter Miecislav verwegen über die Elbe und hauste mit furchtbarer Verwüstung in den Ländern zwischen jenem Flusse und der Saale. Ebensowenig gelang ein Angriff, den gleich darauf Konrad gegen die Ungarn machte. Aehnliche Hindernisse wie im vorigen Jahre in Polen vereitelten seinen Feldzug jetzt hier. Dichte Wälder, weite Moräste hielten den Marsch auf; Hungersnoth trieb dann zur Umkehr, obwohl auch diesmal Bretislav von seiner Seite siegreich vorgedrungen war. Doch war dem König Stephan die Gefahr zu nahe getreten, als daß er nicht mit dem gewaltigen Kaiser Frieden zu schließen gewünscht hätte, den er dann auch erhielt.

Zu dem Mißmuth über diese vereitelten Unternehmungen kam dem Kaiser nun ein noch herberer Schmerz. Sein Stiefsohn Ernst empörte sich wiederum. Konrad hatte ihm und seinen Anhängern, nachdem er sie bezwungen, bald wieder verziehen, hatte Ernst der Haft entledigt und wollte ihm jetzt (Ostern 1030 auf dem Reichstage zu Ingelheim) auch das Herzogthum Schwaben wiedergeben; aber er forderte auch, daß jener sich vom Grafen Werner von Kiburg, der sich noch immer nicht unterworfen hatte, eidlich lossage und diesen, den der Kaiser als Hauptanstifter der Empörung betrachtete, als Reichsfeind aus Schwaben vertreibe. Aber Ernst gedachte der großen Treue, mit welcher Werner zu ihm gehalten, damals wie ihn alle seine Mannen verlassen hatten, und lieber wollte er jetzt Land, Hab' und Gut aufgeben, als seinen Freund. So ging er trotzig vom Reichstag hinweg. Da erklärte ihn der Kaiser des Herzogthums Schwaben für immer verlustig und ächtete ihn als einen Feind des Reiches; Schwaben gab er Ernst's jüngerem Bruder, Hermann. Auf des Kaisers Geheiß riefen die Bischöfe auch noch den Kirchenbann über Ernst aus. Nun war diesem sein Freund Werner lieber als Land und Leute, als Mutter und Bruder, und keiner der beiden wich mehr vom andern. Nur einen einzigen Willen hatten diese zwei Freunde, wie oft ein einzig Brod. Da kamen sie, beide vogelfrei, zu des Kaisers Feind, dem Grafen Odo von Champagne, und flehten ihn um Beistand an; aber Odo wies sie von sich. Nun zogen sie, von aller Welt verlassen, in den Schwarzwald; da stand auf einem Felsen ein einsames Schloß, der Falkenstein; darin lebten sie wie zwei Löwen in finsterer Höhle; weil jedermann wider sie war, zogen sie wider jedermann aus, um wenigstens von einem Tag auf den andern nicht verhungern zu müssen. Aber der Bischof von Kostnitz, welcher das Schwabenland für den jungen Hermann verwaltete, hatte den Klostervogt von Reichenau, den Grafen Mangold, ausgesandt, auf die zwei geächteten Freunde zu fahnden; und Mangold fing ihnen die besten Rosse von der Weide weg. Da beschlossen die zwei Freunde, lieber im ehrlichen Kampf zu sterben, als schmachvoll zu verderben, und stürzten aus dem dunklen Wald auf ein lichtes Feld hervor, wo Graf Mangold vieles Kriegsvolk wider sie herangeführt hatte. Voller Verzweiflung fochten sie und starben (1030 am 17. August) mit einander, treu wie sie gelebt hatten. Von dieser Freundestreu' bis in den Tod ist im deutschen Volk viele hundert Jahre lang Wunderbares erzählt und gesungen worden, wie noch heutzutage im Volksbuch zu lesen ist; aber Kaiser und Reich waren von schlimmen Feinden befreit.

Nun wendete sich Konrad mit voller Kraft gegen den Polenfürsten, dies-

Herzog Ernst von Schwaben und Graf Werner von Kyburg fallen von der Hand des Grafen Mangold.

mal mit einer kleineren Heerschar, die sich leichter bewegte und eher verpflegt werden konnte, und schlug ihn. Mieczislav bat um Frieden. Er mußte alle Eroberungen seines Vaters in dem Wendenlande wieder abtreten; so kam die ganze Lausitz wieder an Deutschland, und die Herrschaft der Polen in den wendischen Marken hörte auf (1031). Von seinem eigenen Bruder vertrieben, flüchtete Mieczislav dann zum Herzog Udalrich von Böhmen, der ihm geneigt zu sein schien. Aber der falsche Mann wollte ihn dem Kaiser ausliefern, um sich bei dem Mächtigen beliebt zu machen. Entrüstet wies Konrad den verrätherischen Antrag von sich. „Ich will den Feind nicht vom Feinde kaufen", sagte er voll Verachtung. Bald darauf wurde der Bruder des Mieczislav vom Volke erschlagen, und dieser erlangte nun sein Reich wieder. Da unterwarf er sich dem Kaiser mit aufrichtigem Herzen und entsagte dem Königstitel, den er, wie sein Vater, dem deutschen Reiche zum Trotz bisher geführt hatte. Auch mußte er die westlichsten Theile Polens abtreten, die Konrad an den Grafen Dietrich (Dedi), Ahnherrn der Wettiner, gab (1032). Diesen hatte er im Jahre zuvor mit der sächsischen Ostmark und der Niederlausitz belehnt.

Während der Kaiser im Osten so die Grenzen schützte und erweiterte, bot sich ihm auch schon im Südwesten die Gelegenheit, als Mehrer des Reiches aufzutreten. Im Jahre 1032 starb nämlich Rudolf III. von Burgund, und nun mußte sein Reich, wie Heinrich II. und Konrad II. es lange vorbereitet hatten, an Deutschland fallen. Aber nicht ohne Kampf geschah die Erwerbung. Graf Odo von Champagne erhob sogleich seine Erbansprüche und rüstete mit vielen Großen, um sie zu verwirklichen. Der Kaiser lag damals gerade gegen die unruhigen Liutizen zu Felde, brach aber, als der Bote aus Burgund mit der Todesnachricht und den burgundischen Reichsinsignien (Krone und Banner) ankam, sofort auf und zog an den Rhein. Nachdem er sich mit dem jungen Könige Heinrich I. von Frankreich, der von seinem Vasallen Odo auch verletzt worden war, verbündet hatte, um von dieser Seite her bei der Einverleibung Burgunds nicht gestört zu werden, kam er von Straßburg nach Basel und drang im Januar 1033 in Burgund ein. Der nordöstliche Theil, wo Allemannen, also Deutsche, wohnten, unterwarf sich ihm sogleich; die Stände dieser Gegenden (von Oberburgund) kamen zu Peterlingen zusammen, wählten ihn (um ihr altes Volksrecht zu behaupten) zum König und krönten ihn. Aber im Südwesten unter den Romanen hielt sich Graf Odo hartnäckig. Da brach der Kaiser in Odo's Erbland, in die Champagne, ein und bedrängte sie schwer mit Kriegsgewalt. Nun fügte sich jener und gelobte, Burgund zu verlassen. Doch kaum hatte sich Konrad aus der Champagne nach Oberlothringen gewandt, um dies Land, dessen Herzog ohne Söhne gestorben war, zu vergeben (er belehnte damit den Herzog Gozelo von Niederlothringen), so erhob sich Odo wieder in Burgund. Und erst durch einen Angriff, der von allen Seiten mit dem ganzen Reichsheer gegen ihn geschah, ward er endlich verjagt. Zu Genf auf dem Reichstage huldigten dem Kaiser nun auch die Stände von Niederburgund. So gewann also Konrad II. nach vielen Schwierigkeiten Burgund endlich doch für das deutsche Reich. Es war ein großes schönes Königreich, das er hier gewann. Von den Gipfeln des Jura bis zu den Gletschern der Westalpen, von den Quellen der Saone bis zu den Rhone-

mündungen und dem Mittelmeer dehnte es sich aus; die reiche Provence, ein großer Theil der Schweiz, Savoyen mit den wichtigsten Alpenpässen gehörten dazu, außer dem eigentlichen Burgund; viele alte und bedeutende Städte enthielt es, wie Lyon, Marseille, Genf, Besançon, Arles, von welchem es auch das arelatische Reich genannt wurde. Konrad ließ den Burgundern ihre eigene Verfassung; ihre Stände kamen jedoch stets auf den deutschen Reichstag, und Recht und Gesetz wurden seitdem in diesem bisher sehr zerrütteten Lande durch die kräftigen deutschen Herrscher erst wieder zu Geltung und Ansehen gebracht. Auch daß die ganze Schweiz nun durch die Verbindung mit dem übrigen Deutschland in ihrem deutschen Wesen gesichert und befestigt wurde, ist eine Wirkung jener Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich gewesen.

So hatte nun Konrad II. durch festen Muth und starkes Selbstvertrauen erreicht, daß fast alle Länder, die einst Karl der Große beherrschte, unter einem Scepter vereinigt waren, Deutschland mit den benachbarten Slavenländern, Italien, Burgund; nur Frankreich fehlte. Und mit ähnlicher Kraft wie jener führte er über sie das Regiment. Eifrig schaffte er überall seinem Gebote Gehorsam, sicherte den Landfrieden, schützte die Geringen. Auch der Leibeigenen nahm er sich an, wie er denn es nicht duldete, als ein Bischof von Verden einige seiner Leibeigenen wie Vieh verkaufte. Zwar daß die großen Reichslehen erblich wurden und sich also auf Kosten der Krone viele hochmächtige Familien, eine starke Aristokratie, bildeten, konnte er nicht mehr verhindern, weil die Zeit zu sehr darauf hindrängte; aber wie er einerseits darauf hielt, daß nun auch die kleinen Lehen erblich wurden und so die Gewalt der hohen Vasallen gegen ihre Lehnsleute eine Schranke erhielt, so hat er auch eine unmittelbare Kräftigung des Kaiserthums erstrebt, indem er dessen Erblichkeit fest zu begründen suchte. Darum ließ er schon frühzeitig seinem Sohne von den deutschen und burgundischen Ständen huldigen. Und um der Krone überwältigende Macht zu schaffen, ohne welche so wenig, wie ohne Erblichkeit der Monarchie, ein starkes einiges Reich möglich war, bemühte er sich, die deutschen Herzogthümer dadurch zu beseitigen, daß er sie allmählich einzog und an seinen Sohn und Erben vergab. Mit Baiern und Schwaben gelang ihm das; mit Kärnten hatte er es zunächst im Sinne. Außer den Herzogen waren früher die eigenen Verwandten des Herrschers seine gefährlichsten Gegner gewesen. Auch dagegen suchte Konrad sein Haus zu schützen, indem er seine männlichen Verwandten fast sämmtlich nöthigte, geistlich zu werden; er versorgte sie dann mit guten Bisthümern. Und da seit längerer Zeit die Bischöfe sich als die besten Werkzeuge zur Niederdrückung der weltlichen Aristokratie gezeigt hatten, so benutzte auch Konrad sie in dieser Weise und versicherte sich ihrer dadurch, daß er willkürlich alle Bisthümer nach seinen Zwecken besetzte. So herrschte er gewaltig über seine weiten Reiche.

In den beiden nächsten Jahren, die auf die Erwerbung Burgunds folgten, (1035—1036) brachte der Kaiser auch die Ueberwindung der liutizischen Slaven zu Stande; sie mußten fortan noch größeren Tribut zahlen als bisher und kamen in härtere Abhängigkeit vom deutschen Reiche. Aber für ihre Bekehrung that er nicht viel, und auch den sächsischen Großen, denen

die Wenden zunächst untergeben waren, lag mehr an ihrem Tribut als an ihrer Taufe.

Bald darauf rief den Kaiser eine neue und unerhörte Bewegung in Italien über die Alpen. Dort, wie überall in den Reichen der Franken, war seit zwei Jahrhunderten die alte Gemeinfreiheit von Königthum und Lehnswesen bedrängt und fast unterdrückt worden. Im oberen Italien insbesondere waren durch die fränkische, dann durch die deutsche Herrschaft die kleinen freien Grundbesitzer, die zum größten Theile noch von den Longobarden abstammten, mehr und mehr unter das Joch der Großen als deren Lehnsträger gekommen. Das waren aber vornehmlich die Bischöfe, die von den deutschen Königen gegen den weltlichen Adel dort erhoben worden waren. Die Bischöfe und die großen Vasallen, die den Stand der „Kapitane" bildeten, herrschten; die zahlreichen unteren Vasallen, die Ritter, welche den Stand der „Valvassoren" ausmachten, hatten der Willkür jener zu gehorchen. Gegen diese Ordnung empörten sich nun die Valvassoren.

Den Anlaß zum Ausbruche des Aufstandes gab der Uebermuth des stolzen Erzbischofs Aribert von Mailand, welcher in der Lombardei nach unumschränkter Herrschaft strebte. Willkürlich nahm er einem seiner Vasallen dessen Lehngut; da standen die anderen Valvassoren einmüthig auf, griffen zu den Waffen und besiegten das Heer des Erzbischofs und seiner Verbündeten, der Bischöfe und Grafen der Lombardei, in einer Schlacht bei Mailand, 1035. Da rührten sich denn auch die Bürger in vielen Städten gegen ihre Bischöfe, die Dienstmannen gegen ihre Herren: — alle verlangten Aufstellung bestimmter Gesetze, die sie vor willkürlichem Drucke der höheren Stände schütze. Es war die erste demokratische Bewegung im Abendlande, die sich wider das Regiment der Lehnsaristokratie richtete. Beide Theile riefen den Kaiser, als obersten Schirmherrn der Gerechtigkeit, an, auch Aribert, obwohl viele begründete Klagen über seine Herrschsucht und Gewaltthätigkeit zu Konrad gelangt waren. Aber er trotzte darauf, daß Konrad einst seinem Ansehen und Einfluß zum großen Theil die Krone Italiens zu verdanken hatte. Der Kaiser ließ sich jedoch durch diese Rücksicht durchaus nicht abhalten, die niederen Vasallen in Schutz zu nehmen, was ihm nicht bloß recht und billig schien, sondern auch sein Vortheil war. Darum zog er, als er (1037) nach Italien gekommen war, den Erzbischof zur Rechenschaft. Stolz weigerte ihm dieser den Gehorsam; da ließ der Kaiser mitten in der Versammlung Hand an den Trotzigen legen und ihn gefangen nehmen. Heftig erschraken die Fürsten über diese Kühnheit, als wäre sie ein Frevel an der Kirche. Aber der Kaiser wankte nicht und griff durch; denn er wußte, daß er in seinem guten Recht war. Weil nämlich damals die Kirche noch unter dem Staate stand, hing die Verleihung aller kirchlichen Würden und also auch die Entsetzung von denselben von dem König und Kaiser als dem Oberhaupte des Staates ab. Bald darauf entfloh der Erzbischof durch List aus seiner Haft nach Mailand, wo die Bürger ihn frohlockend aufnahmen; denn sie haßten die Deutschen, und der Erzbischof hatte immer viel für sie gethan. Nun bewaffnete Aribert sie sämmtlich, Arme und Reiche, alle Stände, und gab ihnen als Feldzeichen eine hohe Fahne mit dem Crucifix, die auf einem Wagen stand (carroccio); so begründete er die städtische Miliz in Mailand, die sich von da nach und

nach über alle lombardischen Städte verbreitet und deren Macht am meisten erhöht hat. Standhaft vertheidigten sich die Mailänder gegen den Kaiser, als dieser mit dem Reichsheer vor ihren Mauern lag, so daß Konrad nach Ablauf eines Monats die Hoffnung aufgab, die Stadt erstürmen zu können. Noch im Lager vor Mailand aber (am 28. Mai 1037) verkündigte er sein berühmtes Gesetz zum Schutz der niederen Vasallen, dieses Inhaltes: „Jeder niedere Vasall soll fortan von Rechts wegen den erblichen Besitz seiner Lehengüter haben, und kein Lehnsherr darf sie ihm nach Willkür nehmen, außer wenn der Vasall sie durch ein Verbrechen verwirkt, noch sie in Zinsgüter verwandeln; auch soll der Vasall von seines Gleichen gerichtet werden (im Schöffengerichte), und wem dabei Unrecht geschieht, der soll weiter gehen an den Kaiser." Durch dieses Gesetz, welches bald auch für Deutschland galt, stellte also der Kaiser die niederen Vasallen den freien Eigenthümern von Grund und Boden gleich und machte die ersteren, sowie die gemeinen Freien zu Freunden des königlichen Ansehens; zugleich wurde dadurch die übermäßige Macht der Fürsten und Großen (als Lehnsherren der niederen Vasallen) geschwächt, daß sie dem Königthum nicht mehr so gefährlich werden konnten. Denn fest hielt Kaiser Konrad II. immerdar seinen Zweck im Auge: die Macht des Staates durch die des Königthums zu befestigen.

So kühn er aber in Italien waltete, um so weniger vermochte er den glühenden Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen auszulöschen; allenthalben mußte er dort kämpfen. Er hatte den stolzen Erzbischof entsetzt; dafür wollte ihn nun dieser seine verachtete Macht wieder fühlen lassen und dem Grafen Odo von Champagne das Reich Italien verschaffen. Dieser blieb jedoch (1037) in einer Schlacht wider den Herzog von Lothringen. Hierauf entsetzte der Kaiser (1038) in Apulien den Fürsten von Capua, welcher tyrannisch gewaltet hatte, belehnte den Normannen-Fürsten Rainulf mit der Grafschaft Aversa und stellte Recht und Ordnung auch in Unteritalien wieder her. Krank kehrte er hierauf nach Deutschland zurück und starb im nächsten Jahre (4. Juni 1039) zu Utrecht. Seine Leiche nahm der Dom zu Speier auf, welchen er gegründet hatte; seine hohen Pläne erbte sein Sohn Heinrich.

2.

Das deutsche Kaiserthum auf der Höhe seiner Macht.

Deutschland, das eine, ganze, —
Nicht immer war's ein Traum!
Wer brach im Mittagsglanze
Die Krone von dem Baum?

In der Fülle der Jugendkraft stieg Heinrich (der dritte deutsche König dieses Namens) auf den Thron. In Gottesfurcht und Tugend hatte ihn seine edle Mutter Gisela auferzogen und gleichmäßig seinen Geist durch viele Kenntnisse gebildet; davon war die allerwichtigste gewiß die der alten heimischen Gesetze und Rechte der verschiedenen deutschen Völkerschaften; daraus sollte

ein deutsches Fürstenherz schon früh die rechte Lebensnahrung gewinnen! Sein Vater Konrad, klug und unbeugsam, hatte ihm den Weg der Macht gebahnt; weise, kühn, unaufhaltsam schritt nun Heinrich III. auf demselben weiter. Des Reiches Größe war sein Ziel, und das Königthum machte er, wie keiner vor ihm, zur Grundfeste, auf welcher sich das deutsche Reich, ehrfurchtgebietend wie ein erhabener Dom, weithinleuchtend über alle andern christlichen Völker erheben sollte.

Als er die Regierung antrat, fand er die Macht der Herzoge tief erschüttert in Folge der Maßregeln, welche sein Vater Konrad II. mit großer Beharrlichkeit gehandhabt hatte. Er selbst dachte an nichts geringeres, als jene Macht völlig auszutilgen. Da nun die Herzoge, ihrer bisherigen Stellung nach (nämlich als Mittelmänner zwischen dem König und dem Volk), oft beiden gleich gefährlich und eben so oft geneigt waren, nach unten hin zu drücken, wenn sie selber von oben her beschränkt wurden, so wäre die Aufhebung ihrer Würde fürs Volk allerdings von Nutzen gewesen, da in der Stärke des Königthums eine Gewähr für die Sicherheit der Kleinen gegen die Großen lag. Auch strebte Heinrich III. stets seine Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung und Gerechtigkeit zu verwerthen. Er wie sein Vater arbeitete dahin, die Herrschaft über das deutsche Reich als eine erbliche an sein Geschlecht zu bringen. Nun war nach uraltem deutschem Rechtsbegriff nur der freie Grund- und Landbesitz eines freien Mannes (das „Allod") für dessen Mannsstamm erblich; wollte also ein deutscher König das deutsche Reich an sein Geschlecht vererben, so mußte er vor allem den Reichsboden gleichsam zu seinem Allod machen. Darum war es also für den König wichtig, die erledigten Herzogthümer nicht aufs neue zu verleihen, sondern sie, eins nach dem andern, wie Güter seines Hauses verwalten zu lassen, damit der König selbst dadurch ihr Besitzer würde. Dahin ging, wenigstens im Anfang seiner Regierung, sein Trachten, und die günstige Gelegenheit ermunterte ihn dazu; denn alle deutschen Herzogthümer, bis auf Sachsen und Lothringen, waren damals durch den Tod der Besitzer erledigt und unmittelbar in des Königs Gewalt.

Gleich wie sein Vater Konrad, so richtete auch König Heinrich III. sein Augenmerk auf die Länder Böhmen, Ungarn und Polen, und strebte mit Macht die Herrlichkeit des deutschen Reiches darüber auszubreiten. In Böhmen herrschte damals der kühne Bretislav; dieser gedachte des vielen Unglücks, welches Polen lange genug über Böhmen gebracht hatte. Um es zu rächen, war er (1039) nach Polen, das damals durch innere Zwietracht gespalten, auch wieder ins Heidenthum zurückgefallen war, gezogen, hatte Krakau zerstört, Posen verheert und aus Gnesen den Leichnam des heiligen Adalbert mit großen Schätzen nach Prag gebracht. Dabei hatte er es jedoch versäumt, dem Könige der Deutschen die Huldigung zu leisten. Darüber zürnte ihm Heinrich, noch mehr jedoch über die Gewaltthat, welche Bretislav, als Vasall des deutschen Reiches, gegen ein Land geübt hatte, das gleichfalls unter deutscher Oberhoheit stand. Darum zog er nun das Reichsschwert gegen den Böhmenfürsten und trug den Krieg in dessen Land, — anfangs mit wenig Glück, dafür aber mit um so größerer Beharrlichkeit, so daß Bretislav endlich (im J. 1041) von

allen Seiten hart bedrängt, nach Regensburg kam und dem deutschen Reiche huldigte. Von da an blieb ihm der kühne Herzog auch treu. — Polen aber unterwarf sich Kasimir, dem Sohne des Mieczislav, welcher dafür Vasall des deutschen Königs wurde.

Während dieser Zeit hatten die Ungarn ihren König Peter, welcher nach Stephan's Tode 1038 auf den Thron erhoben worden war, wegen seiner Zügellosigkeit und Tyrannei verjagt (1041) und statt seiner den Aba erhöht, welcher das alte Heidenthum wiederherstellen wollte. Peter floh zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Oesterreich, und flehte auch die Hülfe des Königs Heinrich III. an. Dieser versprach sie ihm. Während jedoch Heinrich den Trotz der Großen in Burgund und Lothringen bändigte, verwüstete der wilde Aba Oesterreich und jenen Theil des damals noch großen Herzogthums Kärnten, welcher später die Steiermark geheißen worden ist. Eilig zog König Heinrich (1042) zur Rache heran, zerstörte Haimburg und Preßburg, überwand die Ungarn in offener Feldschlacht, verwüstete alles Land bis an den Granfluß und setzte statt des Aba einen andern Ungarfürsten ein. Kaum war jedoch Heinrich zurückgekehrt, so verjagten die Ungarn jenen Fürsten, und Aba schickte nun zu Heinrich III., welcher gerade in Goslar Hof hielt, um von ihm den Frieden zu erhalten. Da bewogen Peter und dessen Freunde, der Böhmenherzog und der Markgraf von Oesterreich, den König Heinrich, daß er (im J. 1043) abermals gegen Ungarn zog. Diesmal zwang er den Aba, alles Land vom Leithafluß bis an den Kahlenberg an Deutschland abzutreten; dafür und für große Schatzung und Geiseln gab er ihm den Frieden; über das neu gewonnene Grenzland setzte er den tapfern Babenberger Liutpold als Markgrafen; nach zwei Jahren, als jener starb, vereinigte er es mit der Markgrafschaft Oesterreich, welche die Babenberger beherrschten. — Nun ließ Aba seinen verbissenen Grimm über seine Demüthigung an den Ungarn selbst aus, so daß viele von ihnen seine Tyrannei nicht länger ertragen konnten und auf's neue den König der Deutschen herbeiriefen. Heinrich kam abermals (1044), jedoch mit geringerer Heeresmacht, und verfolgte Aba; dieser hatte sich schlau bis an die feste Stadt Raab zurückgezogen; und plötzlich rückte er jetzt mit einem bei weitem größeren Heer bis Menfö auf die Deutschen los, welche den Fluß und Sümpfe hinter sich hatten. Schon frohlockt Aba und meint, die Feinde in der Falle zu haben; aber unverzagt schlagen die Deutschen los. Ihr König sprengt vor ihnen her, stürmt wider die Ungarn, so viele ihrer sind, und läßt sein Schwert nicht rasten, als bis sie, nach tapferem Widerstand, ihre Fahnen hinwerfen und fliehen. Da ward solch ein blutig Werk auf dem Schlachtfeld gethan (5. Juli 1044), daß dieses noch viele hundert Jahre lang nach dem Siege der Deutschen „Vestnemti" benannt worden ist. Hierauf eroberte Heinrich III. Raab und gab in Stuhlweißenburg den Ungarn den vertriebenen Peter wieder zum König. Den Aba erschlugen seine eignen Landsleute auf der Flucht. Im nächsten Jahre (1045) schwor dann Peter zu Stuhlweißenburg dem Könige Heinrich III. Treue und übergab Ungarn dem deutschen Reiche; als Lehen empfing er's zurück. So standen also die Ungarn jetzt unter der Oberherrlichkeit der Deutschen. Zwar währte dieser Lehensverband nicht lang; doch drang der Geist deutscher Verfassung in das Ungarvolk ein; denn es hatte deutsches Recht (das baierische) angenommen.

Gottesfriede

Während dieser Kriegsfahrten nach Ungarn regte sich in den westlichen Theilen des Reiches, namentlich in Lothringen und Burgund, fortwährend der unruhige Geist, der in Frankreich seit lange zu Hause war. Am wenigsten konnten sich die Burgunder an die feste Ordnung der Dinge gewöhnen, die im deutschen Reiche durch das starke Königthum aufrecht gehalten wurde. Der Landfriede, den die Herrscher dort im ganzen erfolgreich handhabten, wurde in Burgund von den gewaltthätigen Großen immer wieder gestört und bedurfte eines durchgreifenden Schützers. Heinrich III. war gerade der Mann dazu, die Gewalt unter das Recht zu beugen, und säumte denn auch nicht, durch nachhaltige Mittel Ruhe und Ordnung zu schaffen. Eine große Versammlung der schwäbischen Bischöfe und Edlen hielt er zu Kostnitz (1043) ab; da verkündete er feierlich, daß er allen seinen Feinden um Gotteswillen von Herzen verzeihe, und beschwor alle, ein Gleiches zu thun. Mit Bitten und Drohungen brachte er sie dazu, daß sie gelobten, einen allgemeinen Landfrieden zu halten. Ebenso that er auf einem Landtage zu Trier in Lothringen und befahl dann durch ein feierliches Gebot auch den Großen in den andern Theilen des Reiches allgemeine Versöhnung und Frieden.

Damals herrschte in Frankreich, wo der König machtlos und der hohe Adel übergewaltig war, die wildeste Anarchie; nur das Faustrecht galt, und unmäßige Habgier entzündete Fehde auf Fehde. Auch die Geistlichkeit konnte gegen die rohe Gewalt des übermüthigen und habsüchtigen Adels sich dort nur durch Gewalt schützen; da sie aber bei solchem Streite auf die Dauer den kürzeren zog, so bemühte sie sich, durch die Macht der Religion friedlichere Zustände herbeizuführen. Als nun zu den Gräueln der Fehden einige Jahre lang noch Mißwachs und Hungersnoth kamen und die Leiden des Volkes auf das furchtbarste steigerten, stellten die Geistlichen dies Elend als Folge des göttlichen Zornes über die ewigen Fehden dar und predigten überall zum Frieden. Die lange Noth hatte die Gemüther für religiöse Antriebe empfänglich gemacht, und mit Begeisterung wurde zuerst in Aquitanien (Guienne), dann fast im ganzen übrigen Frankreich und in Burgund der „Gottesfriede" eingeführt, wonach alle Fehden, alle Selbsthülfe und Blutrache ein Ende haben und die dawider Handelnden mit den strengsten Kirchenstrafen belegt werden sollten. Dann veränderte man den Frieden in einen Waffenstillstand (Treuga Dei), indem die Kirche bestimmte, daß von Mittwoch Abend bis Montag früh überall die Waffen ruhen und die Uebertreter dieses Gesetzes der Exkommunikation (Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft) verfallen sollten (1043). Das Verdienst dieser heilsamen Neuerung gebührte besonders den Kluniacensern, die auch sonst immer am eifrigsten unter den Geistlichen waren, das kirchliche Leben und die Sittenzucht zu fördern.

Diese Bemühungen begünstigte nun Heinrich III. sorgsam, weil sie auch bezweckten, den Landfrieden zu sichern, den er in den deutschen Ländern wahrte. Darum gestattete er es gern und half dazu, als die Geistlichkeit in Burgund die Treuga Dei einführte. Auch sonst zeigte er sich, wie einst die Ottonen, den Kluniacensern gewogen, mit denen er damals durch die Heirath seiner zweiten*) Gemahlin, der edlen Agnes von Poitiers, in nähere Verbindung

*) Seine erste Gattin war Gunhild, Tochter des großen Dänenkönigs Knud.

Während dieser Kriegsfahrten nach Ungarn regte sich in den westlichen Theilen des Reiches, namentlich in Lothringen und Burgund, fortwährend der unruhige Geist, der in Frankreich seit lange zu Hause war. Am wenigsten konnten sich die Burgunder an die feste Ordnung der Dinge gewöhnen, die im deutschen Reiche durch das starke Königthum aufrecht gehalten wurde. Der Landfriede, den die Herrscher dort im ganzen erfolgreich handhabten, wurde in Burgund von den gewaltthätigen Großen immer wieder gestört und bedurfte eines durchgreifenden Schützers. Heinrich III. war gerade der Mann dazu, die Gewalt unter das Recht zu beugen, und säumte denn auch nicht, durch nachhaltige Mittel Ruhe und Ordnung zu schaffen. Eine große Versammlung der schwäbischen Bischöfe und Edlen hielt er zu Kostnitz (1043) ab; da verkündete er feierlich, daß er allen seinen Feinden um Gotteswillen von Herzen verzeihe, und beschwor alle, ein Gleiches zu thun. Mit Bitten und Drohungen brachte er sie dazu, daß sie gelobten, einen allgemeinen Landfrieden zu halten. Ebenso that er auf einem Landtage zu Trier in Lothringen und befahl dann durch ein feierliches Gebot auch den Großen in den andern Theilen des Reiches allgemeine Versöhnung und Frieden.

Damals herrschte in Frankreich, wo der König machtlos und der hohe Adel übergewaltig war, die wildeste Anarchie; nur das Faustrecht galt, und unmäßige Habgier entzündete Fehde auf Fehde. Auch die Geistlichkeit konnte gegen die rohe Gewalt des übermüthigen und habsüchtigen Adels sich dort nur durch Gewalt schützen; da sie aber bei solchem Streite auf die Dauer den kürzeren zog, so bemühte sie sich, durch die Macht der Religion friedlichere Zustände herbeizuführen. Als nun zu den Gräueln der Fehden einige Jahre lang noch Mißwachs und Hungersnoth kamen und die Leiden des Volkes auf das furchtbarste steigerten, stellten die Geistlichen dies Elend als Folge des göttlichen Zornes über die ewigen Fehden dar und predigten überall zum Frieden. Die lange Noth hatte die Gemüther für religiöse Antriebe empfänglich gemacht, und mit Begeisterung wurde zuerst in Aquitanien (Guienne), dann fast im ganzen übrigen Frankreich und in Burgund der „Gottesfriede" eingeführt, wonach alle Fehden, alle Selbsthülfe und Blutrache ein Ende haben und die dawider Handelnden mit den strengsten Kirchenstrafen belegt werden sollten. Dann veränderte man den Frieden in einen Waffenstillstand (Treuga Dei), indem die Kirche bestimmte, daß von Mittwoch Abend bis Montag früh überall die Waffen ruhen und die Uebertreter dieses Gesetzes der Exkommunikation (Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft) verfallen sollten (1043). Das Verdienst dieser heilsamen Neuerung gebührte besonders den Kluniacensern, die auch sonst immer am eifrigsten unter den Geistlichen waren, das kirchliche Leben und die Sittenzucht zu fördern.

Diese Bemühungen begünstigte nun Heinrich III. sorgsam, weil sie auch bezweckten, den Landfrieden zu sichern, den er in den deutschen Ländern wahrte. Darum gestattete er es gern und half dazu, als die Geistlichkeit in Burgund die Treuga Dei einführte. Auch sonst zeigte er sich, wie einst die Ottonen, den Kluniacensern gewogen, mit denen er damals durch die Heirath seiner zweiten*) Gemahlin, der edlen Agnes von Poitiers, in nähere Verbindung

*) Seine erste Gattin war Gunhild, Tochter des großen Dänenkönigs Knud.

zu sein, oder nicht. Wie das Haupt, so die Glieder; Verderbniß war überall. Alle geistlichen Würden, von der höchsten bis zur untersten, wurden verkauft und hatten sogar ihre bestimmten Preise; dieses Verfahren, die Simonie, war nicht bloß in Italien, sondern auch in Deutschland bis dahin allgemein gäng und gebe. War's zu verwundern, daß alle Zucht und Ehrsamkeit zu Grunde ging, wo die Bestechung für erlaubt gehalten und die Erpressung schamlos geübt wurde? Auch Unzucht aller Art herrschte unter der Geistlichkeit, besonders in Italien, und die Strenggesinnten verdammten selbst die Priesterehe. Laut forderte man eine Kirchenreform, und sie war nöthig genug. Denn es mußten die Gemüther der Gläubigen alle Ehrfurcht vor den verderbten Priestern verlieren, und mit der Ehrfurcht vor diesen verloren sie auch die vor dem Glauben selbst, welchen dieselben predigten. Ja, es war damals so weit gekommen, daß drei Männer zu gleicher Zeit sich Päpste nannten, da doch die Kirche nur ein Oberhaupt haben sollte; jeder von diesen dreien verfluchte den andern, und die Bischöfe selbst wußten nicht mehr, welcher der rechtmäßige sei. Da richteten sich die Blicke jedes Frommen auf den König der Deutschen, daß dieser die furchtbare Verwirrung löse. Er kam nach Italien (1046), voll Begeisterung für die Würde der Kirche, fest und unbeugsam im Bewußtsein seines guten Rechtes und seiner heiligen Pflicht. Schmeichelnd empfing ihn der reiche und gewaltige Bonifacius, Markgraf von Toskana, einer von den vielen italischen Fürsten, welche den schmachvollen, aber einträglichen Handel mit geistlichen Würden trieben; kein Kirchengut war ihm heilig. Heinrich's Scharfblick durchschaute dieses Mannes falsche Freundlichkeit, und er nahm sich vor, dessen gefährliche Macht zu brechen. Doch für jetzt hatte er nur das Heil der Kirche im Auge; darum hielt er zu Pavia eine Versammlung deutscher, italischer und burgundischer Bischöfe. Da erschien der eine von den drei Päpsten, Gregor VI., und bekannte reumüthig, daß er durch Bestechung zu seiner Würde gekommen und deren unwürdig sei. Darum mußte er sich zu Sutri selbst von derselben absetzen; die beiden andern Päpste wurden in ihrer Abwesenheit gleichfalls entsetzt. Hierauf zog Heinrich III. nach Rom; da schworen ihm die Römer, daß sie nie ohne Erlaubniß der deutschen Könige einen Papst wählen wollten; das war ein altes Recht der deutschen Könige und von den Römern schon öfter bekräftigt worden. Heinrich erwählte nun einen neuen Papst, und zwar war's ein Deutscher, der Erzbischof Suidger von Bamberg, welchen er zu der höchsten geistlichen Würde in der katholischen Christenheit erhob; dieser gab sich den Namen Clemens II. und krönte den König zum römischen Kaiser. Als solcher strebte nun Heinrich III. mit Weisheit, Kraft und Beharrlichkeit nach dem hohen Ziele: die Einheit des Staates und der Kirche festzustellen. Und durch die deutsche Geistlichkeit hoffte Heinrich die Wiedergeburt der Kirche zu vollbringen.

Während nun der neue Papst in Rom mit echt apostolischem Eifer für die Verbesserung der Kirche arbeitete, war der Kaiser, nachdem er noch Unteritalien durchzogen, dort die Huldigung der longobardischen Fürsten erhalten und die Normannen mit Apulien, das sie von den Griechen erobert, belehnt hatte, (1047) nach Deutschland zurückgekehrt. Er hatte den abgesetzten Papst Gregor VI. mit sich genommen, welchem sein Schüler Hildebrand dahin folgte. Dieser Hildebrand war ein Priester von großen Geistesgaben und von

erstaunlicher Willenskraft, welcher im Geiste der Pseudodekretalen die Idee verfolgte, die Kirche vom Staate loszureißen und über ihn zu erhöhen. All' seine Gedanken hingen an der Ausführung dieses kühnen Planes; sein ganzes Leben setzte er daran, und jedes Mittel dafür war ihm recht.

Indessen mochten die Römer, diese alten Feinde der deutschen Herrschaft, es nicht ertragen, daß nun auch noch die römische Kirche, welche bisher für die Mutter der ganzen Christenheit gegolten hatte, vom deutschen Reiche abhängig sein sollte; doch grollten und untergruben sie nur im stillen; denn des Kaisers Macht war zu groß, und vor seiner Beharrlichkeit zerstob jeder Widerstand. Als Papst Clemens II. schon im ersten Jahre seiner Erhebung starb, erwählte Kaiser Heinrich abermals einen Deutschen, den Bischof von Brixen, zum Papst. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Rom starb jedoch auch dieser (1048); und nun verbreitete sich das Gerücht, die Römer hätten ihn vergiftet; da scheute sich jeder deutsche Bischof, den päpstlichen Stuhl zu besteigen; jeder glaubte, den Meuchelmord dahinter lauern zu sehen. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, welcher nicht nachgeben wollte, daß sein Verwandter, der Bischof Bruno von Toul, welchen er zum Papst ernannte, diese Würde annahm. In Begleitung Hildebrand's, welcher bis dahin im Kloster Kluny streng nach der Ordensregel gelebt hatte, ging Bruno nach Rom, und zwar nicht im vollen Prunk und Glanz seiner Würde, sondern demüthig im Pilgergewand. In Rom aber begab sich Bruno vor dem Volk und der Geistlichkeit freiwillig der Würde, „weil nicht diese beiden, sondern der Kaiser sie ihm übertragen hätte", und forderte sie zu einer neuen freien Wahl auf. Das thaten sie mit Freuden und wählten nun abermals ihn zum Papst. Unter dem Namen Leo IX. bestieg er den päpstlichen Stuhl und arbeitete eifrig für die Kirchenverbesserung, indem er sowohl die Simonie aufs strengste untersagte, als auch allenthalben die verfallene Sittenzucht der Geistlichen herzustellen suchte.

Gewaltiger als irgend einer seiner Vorfahren stand indessen Kaiser Heinrich III. im deutschen Reiche da. Alles war ihm gelungen, jede Auflehnung gegen seinen Willen unterdrückt, Ruhe und Ordnung in seinen Staaten, die Kaiserkrone gewonnen und die ganze Kirche mit dem Papstthum zu seiner Verfügung. Selbst im fernen Unteritalien, wo die deutsche Kraft sonst ermattet war, hatte er nicht bloß Gehorsam gefunden, sondern auch die Grenzen des Reiches erweitert, wie er sie im Osten gegen Polen und Ungarn vorgeschoben hatte. Auch fühlte sich der Kaiser in seiner kühn errungenen höchsten Machtvollkommenheit schon ganz sicher, und als ihm im Jahre 1050 zu Goslar nach langem Harren ein Sohn (später Heinrich IV. genannt) geboren wurde, da betrachtete er es als selbstverständlich, daß er sein Erbe im Königthum sei, und ließ die gerade versammelten sächsischen Fürsten ohne weiteres dem Kinde, das noch nicht einmal getauft war, als seinem Nachfolger Treue schwören. Im Jahre 1054 folgte dann die Krönung zu Aachen.

Fürsten und Völker erkannten wohl, wohin der Kaiser strebe, daß er nach der Alleinherrschaft über das Abendland trachte und sie beinahe schon errungen habe; aber allen Muth zum Widerstande, zur Bewahrung ihrer Sonderinteressen verloren sie darum nicht. Der alte Feind Heinrich's III., Herzog Gottfried der Bärtige, versuchte noch einmal, durch Verrath und Empörung seinen Willen

zum Siege über König- und Kaiserthum zu bringen. Eine Verschwörung stiftete er in Lothringen an, in die er auch den König von Frankreich und dessen Vasallen, den Grafen Balduin von Flandern, zog. Zu gleicher Zeit standen die Ungarn gegen den ihnen von den Deutschen aufgedrungenen König Peter wieder auf, stürzten ihn vom Throne und blendeten ihn, daß er bald darauf starb, und setzten sich statt seiner den Fürsten Andreas, der aus der alten Herrscherfamilie Arpad war, zum Könige (1046). Als nun der Kaiser den Rachezug gegen die rebellischen Ungarn betrieb, entbrannte der Aufstand in Lothringen und rief ihn dorthin. Zürnend entsetzte Heinrich den ungetreuen Vasallen, Herzog Gottfried, seiner Würde und führte theils in eigener Person, theils durch seine Getreuen, besonders durch die lothringischen Bischöfe, gegen ihn und seine Verbündeten, die Flanderer, den Krieg. So hoch stand damals das Ansehen des Kaisers in Europa, daß ihm die Könige von Dänemark und England willig ihre Flotten gegen die Rebellen zu Hülfe stellten, und daß der Papst über die Alpen zu ihm kam und auf Gottfried den Bannfluch schleuderte. Da unterwarf sich dieser (1049), und der Kaiser schenkte ihm das Leben; doch das Herzogthum gab er ihm nicht wieder. Ebenso ward Graf Balduin von Flandern bezwungen und gedemüthigt. — Gegen Ungarn aber zog sich der Kampf noch einige Jahre ohne Entscheidung hin; die Ungarn, seit einem halben Jahrhundert nun seßhaft und in den Anfängen christlicher Kultur, vertheidigten sich jetzt in ihrem sumpfreichen Lande hinter Festungen und benutzten dann neue Unruhen in Deutschland, um sich des Kaisers zu erwehren. Erst 1056 kam mit ihnen ein Friede zu Stande, der die früheren Grenzen beider Länder aufrecht erhielt; aber vom Lehensverband mit dem deutschen Reiche war Ungarn jetzt frei.

Während dieser Zeit hatten sich die Normannen, bald Soldkrieger, bald Räuber, immer keck zu jedem Abenteuer bereit und listig zugleich, in Unteritalien gewaltig ausgebreitet und selbst das Gebiet der Kirche nicht verschont; umsonst warf der Papst über sie den Bann; das erschreckte sie nicht. Da sammelte der Papst ein Heer, auch schwäbische Kriegsleute darunter, und zog an dessen Spitze gegen die unbändigen Söhne des Nordens ins Feld. Aber sie gewannen (1053) den Sieg und bekamen den Papst in ihre Gewalt. Wie er nun, der höchste Herr über alle Gewissen, als Gefangener in der Mitte roher Sieger stand, warfen sich diese plötzlich demüthig vor ihn hin, küßten ihm die Füße und flehten um Lösung vom Bann. Der Papst ertheilte sie ihnen und belehnte sie überdies (wiewohl er kein Recht dazu hatte) mit allem Land, welches sie in Unteritalien schon erobert hatten und dort sowie auf der Insel Sicilien noch erobern würden. Da wurden sie aus seinen Feinden seine Freunde und blieben fortan die treuen Beschützer des päpstlichen Stuhles. Schon im nächsten Jahre (1054) starb der Papst Leo IX., und der Kaiser ernannte nun — auch von der Partei Hildebrand's darum ersucht (welche jetzt noch den Kaiser und die Deutschen zur Reform der Kirche brauchte) — auf einer Kirchenversammlung zu Mainz abermals einen Deutschen, den Bischof von Eichstädt, zum Papst, welcher sich Viktor II. nannte. Mit ihm zog er nach Italien. Dort fand er seinen alten unbeugsamen Feind, Gottfried von Lothringen, welchen er schon völlig vernichtet zu haben wähnte, in neuer Macht und Herrlichkeit. Der reiche Markgraf Bonifacius von Tuscien (Toskana)

war nämlich ermordet worden, und seine Wittwe Beatrix hatte Gottfried ihre Hand gereicht. Wohl ließ er dem Kaiser mit gefügigen Worten seine Treue betheuern; aber er selbst mied dann das Land. Auch hatte er Grund, den Zorn des Kaisers zu fürchten. Denn ohne dessen Rath und Einwilligung zu suchen, hatte Beatrix, die auch dem Kaiser verwandt war, ihre Hand und ihre ausgedehnten Besitzungen einem Feinde des Reiches gegeben. Das machte ihr Heinrich III. jetzt zum schweren Vorwurf, hielt sie mit ihrer kleinen Tochter Mathilde in Haft und übergab aus Vorsicht die Verwaltung der großen Reichslehen, die Bonifacius gehabt hatte, dem Papste, der ihm treu ergeben war. Auch sonst wirkten Kaiser und Papst einträchtig zusammen. Beide, um die Reform der Kirche eifrig bemüht, erneuerten die strengen Vorschriften gegen Simonie und Priesterehe und sahen auf deren Befolgung. Mit derselben Strenge verfolgte Heinrich III. hier die geistlichen Uebelthäter, mit der er auf einem großen Landtage auf den Roncalischen Feldern (bei Piacenza) Recht und Gesetz unter den weltlichen Großen Italiens zur Geltung brachte. Dann kehrte er nach Deutschland heim, wo sein persönliches Auftreten dringend nothwendig geworden war.

Während seiner Abwesenheit war nämlich dort von den Fürsten, die seine strenge selbstherrliche Herrschaft haßten und mit Grimm die Beugung der Fürstenmacht unter das Kaiserthum sahen, eine Verschwörung angesponnen, die den Umsturz des Thrones und die Ermordung des Kaisers zum Zweck hatte. Bischof Gebhard von Regensburg, ein Oheim Heinrich's III., war der Anstifter des verrätherischen Unternehmens, das weit verzweigt war und noch im Dunkeln schlich. Herzog Welf von Kärnten und viele andere Große schlossen sich ihm an. Einige erhoben offen den Aufstand; so thaten Gottfried und Balduin in Lothringen. Auch die Sachsen verbargen ihren Groll über des Kaisers strenges Walten nicht länger, und überdies lag ihr Herzog Bernhard im Zwist mit dem begünstigten und hochfahrenden Erzbischof Adalbert von Bremen. Dazu kamen Unruhen in den Slavenländern, wo die Liutizen gegen die Sachsen aufgestanden waren und nach dem Tode des treuen Bretislav von Böhmen dessen Nachfolger, Herzog Spitihnev, die deutsche Herrschaft abzuschütteln versuchte. Und der König von Frankreich sah unter solchen Umständen auch wieder auf das alte Ziel seiner Wünsche, auf Lothringen.

Aber kaum erschien der Kaiser in Deutschland, so stellte er mit gewaltiger Hand Frieden und Ordnung aufs neue her. Die Verschwörung, deren Hauptstütze, Herzog Welf, damals gerade todtkrank ward und reumüthig starb*), wurde erstickt, Bischof Gebhard gerichtet und ins Gefängniß geworfen. Um die Ansprüche des trotzigen Nachbars zurückzuweisen, ging Heinrich nach Ivois zur Unterredung mit dem Könige von Frankreich. Da wagte dieser von dem vermeintlichen alten Rechte Frankreichs auf Lothringen zu reden; voll edlen Zornes trat ihm der deutsche Kaiser entgegen und erbot sich, Deutschlands gutes Recht durch einen Zweikampf mit ihm im Gottesurtheile zu erweisen. Aber dem Könige von Frankreich bangte vor des Kaisers Schwert, und er entwich noch in derselben Nacht (1055). Nun unterwarfen sich auch Gottfried und Balduin, und der Kaiser zog nach Sachsen und schlug dort zu Goslar

*) Sein reiches Erbgut fiel an Welf, den Sohn seines Schwagers Azzo von Este.

wieder seine Hofhaltung auf, um die Sachsen unter Augen zu haben. Da beugte sich ihm auch der Böhmenherzog wieder.

So hielt Heinrich III. die Einheit des Reiches und seine Würde kräftig aufrecht. Er stand noch immer auf der Höhe seiner Macht, hatte den Landfrieden wiederhergestellt und die unumschränkte Macht des Königthums und die Einheit von Staat und Kirche gewahrt. Aber doch zeigte ihm die große Gefahr, die er eben bewältigt hatte, daß sein Werk für die Dauer noch nicht gesichert war, daß in dem Fürstenthum noch ein Feind lauere, der besiegt, nicht vernichtet sei. Dies erfüllte ihn mit trüben Ahnungen. In solcher Stimmung kam ihm die Trauerkunde, daß das sächsische Heer, welches er gegen die Liutizen ausgeschickt hatte, von diesen in einer Schlacht bei Prinzlawa an der Havelmündung vollständig geschlagen und ganz vernichtet sei. Diese schlimme Nachricht erfüllte ihn mit solchem Grimme und Kummer, daß er auf den Tod erkrankte. Da empfahl er seinen unmündigen Sohn noch dem Papste, der gerade anwesend war, verzieh seinen Feinden, erließ auch dem Herzog Gottfried die Strafe und starb am 5. Oktober 1056, kaum 39 Jahre alt, zu früh für des deutschen Reiches Ruhm und Größe, zu Bodfeld im Harz, nicht weit von Blankenburg. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so wankte sein Werk schon in den Grundfesten; in Italien aber lebte der Mann, der bereits die Hand ausstreckte, es völlig niederzureißen. Im Dom zu Speier ward Kaiser Heinrich III. beigesetzt, einer der gewaltigsten Herrscher, die je die deutsche Erde trug.

3.

Heinrich IV.

„Hätten die Fürsten dem Kaiser ihre Eide gehalten, so wäre nicht diese Spaltung im Reiche entstanden und diese inneren Kriege, die Kirche und Staat zerrüttet haben. Aber durch ihren Eidbruch ist alles dieses gekommen."

Bischof Waltram von Naumburg. 1092.

Kaiser Heinrich III. und seine nächsten Vorgänger hatten die Macht des Königthums hoch emporgebracht; aber es war ihnen nicht gelungen, demselben eine so breite und feste Grundlage in der Meinung der Menschen oder in stets bereiten und ausreichenden Gewaltmitteln zu schaffen, daß auch ohne die stete Arbeit eines klugen und kraftvollen Königs der Thron seine erhabene Stellung sicher behaupten konnte. Jetzt, da der thatkräftige Mann todt und ein Kind König war, rührten sich allerorten die Fürsten, um die Fesseln, welche die großen Kaiser Konrad II. und Heinrich III. ihrer Willkür angelegt hatten, abzuschütteln. Nach Freiheit verlangten sie von der Gewaltherrschaft; aber sie verstanden darunter nur die Freiheit, unbehindert von einem starken und eifrigen Könige, das Volk in ihren Landen zu knechten und auf Kosten der Schwächeren oder des Ganzen ihre Güter und Rechte zu mehren. Im Anfang hielt die meisten noch die Scheu vor dem Eide, den sie dem Kinde geschworen hatten; bald aber siegte die Selbstsucht über die Bedenklichkeiten des Gewissens und trieb sie zum schnöden Verrath an König und Reich.

Sechs Jahre war Heinrich IV. alt, als der Tod seines Vaters ihn auf den Thron brachte. Papst Victor II. nahm sich redlich des Verwaisten an und half die nächsten Reichsgeschäfte ordnen, worunter die Bestellung einer Vormundschaft und Regentschaft das wichtigste war. Auf einem großen Reichstage zu Regensburg ward dieselbe von den Fürsten des Reiches der verwittweten Kaiserin Agnes übergeben. Sie war eine Frau von hohen Tugenden und großer Klugheit, besaß auch die Willenskraft, die zu ihrem schweren Berufe als Regentin des großen Reiches nöthig war; und wenn die Fürsten ehrlich ihren Treuschwur hielten, so war das Regiment in guten Händen. Aber schon im nächsten Jahre regten sich die Fürsten zu verrätherischer Auflehnung gegen den Thron. Die Sachsen waren es, die mit dem schlechten Beispiele vorangingen, nicht das Volk, das zählte wenig mehr mit, sondern die Großen, Grafen und Edlen. Wild und gewaltthätig wie sie waren, mußte ihnen das strenge Regiment der fränkischen Kaiser höchlich verhaßt sein. Viele unter ihnen scharten sich um einen verwegenen Abenteurer, Otto, den Stiefbruder des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, welcher sich in seinem Anrecht auf die Mark gekränkt glaubte, und verschworen sich, den jungen König zu ermorden. Otto ward jedoch, als er den Aufstand begann, in einem Gefecht erschlagen; da gaben auch die andern ihren Plan auf.

Auch im südlichen Deutschland machten die Fürsten der edlen Kaiserin das Leben schwer. Ueberall erlaubten sie sich Gewaltthat auf Gewaltthat, und je glücklicher ihre Uebergriffe für sie abliefen, desto heißer wurde ihre Gier nach ungerechtem Gut. Graf Rudolf von Rheinfelden raubte die Tochter der Kaiserin, Mathilde, aus dem Kloster, wo sie erzogen wurde, und nöthigte deren Mutter, sie ihm zu verloben und dann das Herzogthum Schwaben dazu zu geben. Graf Berthold von Zäringen (im Breisgau) forderte ungestüm das Herzogthum Kärnten mit der Mark Verona, auf welches er eine Anwartschaft erhalten zu haben vorgab; auch er erreichte seinen Zweck. Selbst Baiern, das ihr Heinrich III. übertragen hatte, mußte die Kaiserin auf das Andringen der Edlen fortgeben; sie verlieh es an den tapfern sächsischen Grafen Otto von Nordheim (1061). Dazu herrschten überall Raub und Fehde unter dem wüsten Adel. Niemand war, der sich mit Kraft und Hingebung der Wittwe und Waise angenommen hätte; denn auch Papst Victor II. war allzufrüh gestorben. Es war klar, daß nur mit eisernem Arme die Selbstsucht und der Trotz der vielen Fürsten gebändigt werden konnte; für die zarte Kaiserin Agnes war das Werk zu schwer. Nicht einmal die Vasallen, die sie eben zu Herzogen erhoben hatte, dachten daran, ihr durch treue Dienste zu danken. Zwar gab es unter den weltlichen und geistlichen Großen wohl manche edlere Männer, aber sie traten wenig hervor; und die meisten und bedeutendsten suchten die Schwäche der Regentschaft nur zu ihrem Privatvortheile auszubeuten. Denn auch viele Bischöfe fröhnten zum Schaden des Reiches unersättlicher Habgier und Herrschsucht; so besonders Erzbischof Anno von Köln, dessen Trachten fast nur auf die Bereicherung seines Bisthums, selbst durch die verwerflichsten Mittel, gerichtet war.

Trotz so vieler Schwierigkeiten übte die Kaiserin mit Ausdauer und Sorgfalt die Pflichten der Regierung und hinderte, so gut sie es vermochte, die Ausschreitungen des hohen Adels, und der junge König wuchs heran und ver-

sprach, tüchtig zu werden wie seine Ahnen. Da bildete sich unter den deutschen Fürsten eine große Verschwörung mit der Absicht, sich des königlichen Knaben zu bemächtigen und die Kaiserin ganz von der Regierung zu verdrängen. So hofften sie freies Spiel für sich zu bekommen und über die Zukunft wie über die Gegenwart verfügen zu können. Sie hatten schon andere häßliche Mittel versucht, die Regentschaft zu untergraben. Mit Eifersucht und Neid sahen sie es nämlich, daß der Bischof von Augsburg, ein treuer Freund der Kaiserin, großen Einfluß auf sie und auf das Regiment übte; um nun dies Verhältniß aufzulösen, verleumdeten sie den guten Ruf der Kaiserin mit schändlichen Lügen; aber es gelang ihnen nicht, der edlen Frau die Achtung und Liebe des Volkes zu rauben. Nun wählten sie gewaltsamere Mittel.

Die Haupttheilnehmer der Verschwörung waren der Erzbischof Anno von Köln, der Baiernherzog Otto von Nordheim und Graf Ekbert von Braunschweig, ein Vetter des Königs; aber auch der Erzbischof von Mainz und viele andere Fürsten und Bischöfe wußten um den Plan und billigten ihn. Als nun die Kaiserin mit ihrem Sohne das Pfingstfest auf der Insel des heiligen Suidger (Kaiserswerth bei Neuß am Rhein) beging, kamen die verschworenen Fürsten den Rhein daher gefahren, und der Erzbischof Anno beredete den jungen Heinrich, ein zierliches Schiff anzuschauen, das er mit großer Kunst habe erbauen lassen. Da stieg der Königsknabe an der Hand Anno's auf das Schiff; augenblicklich griffen jetzt die Knechte zu den Rudern und trieben es mitten in den Strom hinein. Der junge Heinrich merkte, es solle ihm Ungebührliches geschehen, und stürzte sich beherzt in den Rhein; Graf Ekbert aber sprang eilig nach und holte ihn heraus. Voll Jammers stand die edle Kaiserin, voll Zorns das Volk rings an den Ufern des Rheins und verfluchte die Fürsten, besonders den Anno. Dieser aber brachte den jungen Heinrich sicher nach Köln (1062). Gleichwohl bangte ihm heimlich vor dem Volk, noch mehr aber vor jenen Fürsten, welche nicht mit ihm verschworen waren. Um nun seine Gewaltthat zu beschönigen, gab er vor, daß er der Mutter ihren Sohn nur deshalb genommen habe, damit derselbe besser erzogen werde, und erließ zugleich das Gesetz, daß stets derjenige Bischof, in dessen Sprengel sich das Königskind befinde, die Geschäfte des Reiches besorgen solle. Er hatte aber kein Recht, ein Gesetz zu geben; das stand einzig und allein dem deutschen Reichstag zu, welcher an die Stelle der uralten deutschen Volksversammlung getreten war. Ueberdies umging Anno auch dies Gesetz; denn er ließ den jungen König nicht aus seinen Händen, noch aus jenen seiner Mitverschworenen. Agnes zog sich ganz von der Welt zurück und lebte fortan nur frommen Uebungen oder unternahm Pilgerfahrten. Heinrich IV. aber, welcher von Natur sehr leidenschaftlich war, fühlte seine Abhängigkeit schmerzlich und warf deswegen einen heftigen Haß auf den strengen Anno.

Als Anno dies bemerkte, sah er sich klüglich nach einem Theilnehmer an der Vormundschaft um, welcher den üblen Eindruck mildern könne. Niemand schien ihm dazu so tauglich, wie der Erzbischof Adalbert von Bremen, welcher sich durch sein gewandtes Wesen gar bald in das volle Vertrauen des Knaben einzuschmeicheln verstand, es jedoch gewissenlos mißbrauchte. Denn, statt die heftigen Leidenschaften und den Eigensinn desselben zu zügeln, that er ihm alles zu Willen und umgab ihn stets mit Vergnügungen jeder Art; dadurch suchte er sich ihm unentbehrlich zu machen.

Heinrich IV. und Graf Ekbert.

Diese beiden Priester, Anno streng und beschränkt, Adalbert glänzend und liebenswürdig, beide habgierig und herrschsüchtig, erzogen nun den jungen König, herrschten als seine Vormünder für ihn und mißbrauchten seine Unerfahrenheit, um aus ihrer Stellung Vortheile für sich zu ziehen. So wurde eine Menge von königlichen Einkünften und Reichslehen verschleudert, theils an sie, theils an die anderen Fürsten, mit denen sie, um sich in der Regentschaft zu halten, die Beute theilen mußten. Am schlimmsten war es, daß sie die Ausbildung der schönen Fähigkeiten, mit denen die Natur den König begabt hatte, unverantwortlich vernachlässigten. Manche Fehler, die später sein Wesen verunzierten, haben sie verschuldet, weil sie mehr an sich, als an das wahre Wohl ihres Pflegebefohlenen dachten. Da war es denn nicht zu verwundern, daß Heinrich, als er selbst zur Herrschaft gelangte, ohne rechte Kenntniß der Mittel und Wege war, deren ein kluges Regiment sich bedient, und ohne den festen Halt ernster sittlicher Grundsätze, auf denen ein gutes Regiment beruht. Auch für das Volk war die schlechte Regierung der beiden Erzbischöfe verderblich; denn unter den Großen riß die beschränkte Selbstsucht immer mehr ein, und die Kleinen standen schutzlos da. Der Landfrieden, für welchen Konrad II. und Heinrich III. so unermüdlich gewirkt hatten, war dahin; aufs neue erhob sich die furchtbare Selbsthülfe, und die Fürsten, Edlen, Bischöfe, die das königliche Ansehen keck verachteten, unterdrückten die Schwächeren, wo sie konnten.

Der Einfluß Adalbert's von Bremen auf den König wuchs mit der Zeit in demselben Grade, als der Anno's abnahm, und blieb auch, als der junge Heinrich zu Ostern 1065 in Worms wehrhaft gemacht und damit mündig erklärt wurde. Denn nach uralter deutscher Sitte erhielt der Jüngling mit der „Schwertleite" die Selbständigkeit. So trat nun Heinrich IV. selbst die Regierung an, ein feuriger hochstrebender Jüngling. Das böse Geschick, die schlechte Erziehung seiner Kindheit hatten zwar manches an ihm versehen; aber seine herrlichen Anlagen, Kraft und Muth, Verstand und erfinderischer Sinn und ein weiches edles Gemüth waren doch geblieben, und das Volk übersah seine Schwächen, Vergnügungssucht und Leichtsinn, weil er tapfer und großmüthig, leutselig und barmherzig war. Er war fünfzehn Jahre alt, als er das Scepter ergriff; arglos überließ er die Geschäfte des Reiches, die ihn bei seiner großen Jugend auch nicht allzusehr anzogen, seinem bisherigen Vormunde Adalbert. Dieser ward nun um so übermüthiger und eitler und verlor so ganz seine gewöhnliche Klugheit, daß er die neidischen Fürsten, ohne deren Rath sonst nichts geschehen war, vielfach verletzte und nicht einmal die Schritte seiner Feinde beobachtete.

Anno von Köln stand an der Spitze derselben, und die Herzoge von Baiern und Schwaben, sowie der Erzbischof von Mainz, schlossen sich ihm an; sie beabsichtigten, Adalbert zu stürzen und selbst wieder Theil am Regimente zu nehmen. Der König befand sich auf seiner Pfalz zu Goslar mit Adalbert und seinem reichen Hofstaat und vergnügte sich mit Lustbarkeiten, soweit es ging; denn die Einkünfte der Krongüter waren gering, und die sächsischen Fürsten weigerten sich, aus Haß gegen den Bremer Erzbischof, Lebensmittel zu liefern. Die Könige hatten nämlich damals noch immer keine festen Hofsitze, sondern pflegten von einer Stadt oder Pfalz zur andern im Reiche umherzuziehen, und da, wo sie jedesmal Hof hielten, wurden sie entweder

für eine boshafte Erfindung; aber er weigerte sich, wie der König verlangte und wie es die Sitte der Zeit war, durch ein Gottesurtheil in gerichtlichem Zweikampfe mit seinem Ankläger seine Unschuld zu erweisen. Da ward er unter dem Vorsitze des Königs von den sächsischen Fürsten, seinen Landsleuten und Gleichen, obwohl unter denselben viele ihm geneigter waren als dem Könige, des Hochverraths wirklich für schuldig erklärt und verfiel damit allen Strafen des Königs. Dieser entsetzte ihn des Herzogthums und fiel, da Otto sich nicht unterwarf, mit den Scharen seiner beutegierigen Ritter über dessen reiche Güter her. Eine furchtbare Fehde entstand so im Reiche, denn Otto hatte noch manche Anhänger; besonders eifrig half ihm sein Freund Magnus, Sohn des Sachsenherzogs. Der König aber belehnte Otto's Eidam Welf, den Neffen und Erben Herzog Welfs von Kärnthen und Sohn des Italieners Azzo von Este, mit dem Herzogthum Baiern, und dieser verstieß, um sich beim Könige Gunst zu erwerben, seine Gattin und schickte sie ihrem Vater zurück. Immer dichter zogen sich jetzt die Wetterwolken des Krieges zusammen. Schon stand der König zur Schlacht bereit, Otto und Magnus gegenüber; da überredete Graf Eberhard von Nellenburg jene beiden, sich der Gnade des Königs zu übergeben. Sie thaten es, und Heinrich verwies sie auf den Spruch der Fürsten, demgemäß sie mit den andern aufständischen Edlen anfangs in Haft kamen (1071). Dann wurden sie mit Verlust einiger Güter freigegeben; nur Magnus, dessen Vater um diese Zeit starb, blieb gefangen auf der Harzburg, weil er auf sein Anrecht an die Herzogswürde, die ihm wie Otto abgesprochen worden war, nicht verzichten wollte.

Heinrich hatte nun zwar gesiegt; aber die Art, wie er sich in dieser Sache benommen, entfremdete ihm viele; er schien nicht gerecht, sondern rachsüchtig verfahren zu haben; manche meinten gar, der Herzog sei unschuldig gewesen, sei ein Opfer schnöder Ränke und Verleumdung und nur dem persönlichen Hasse des Königs und des Erzbischofs Adalbert erlegen.

Noch schlimmer war, daß der König durch unbesonnene, bald geringschätzige, bald feindselige Aeußerungen die Sachsen als Volksstamm gegen sich aufreizte, also nicht bloß die Fürsten, sondern alle Stände derselben erbitterte, wie er denn nicht selten sich verlauten ließ, sie seien ja allzumal Knechte, weshalb sie ihm denn nicht dienen wollten, wie seinen Vorfahren.

In solchen Reden bestärkte ihn namentlich auch der Erzbischof Adalbert. Dieser war seit einigen Jahren wieder am Hofe erschienen, zwar mit mehr Vorsicht aufgetreten, hatte aber doch aufs neue Einfluß gewonnen, den er zu seiner Bereicherung und zum Schaden seiner Feinde, besonders der Sachsen, benutzte. Allein seine unruhigen Pläne, sein Erzstift zu einem glänzenden nordischen Patriarchat zu erheben und alle seine Feinde so tief zu erniedrigen, wie er selber hoch steigen wollte, mißglückten vollständig, und arm und zerrüttet sah er sein Erzbisthum, als er starb (1072). Kein Auge weinte um ihn; denn das Andenken an seine früheren Verdienste hatte der gewissenlose Eigennutz, womit er des Königs Jugend gemißbraucht, völlig ausgelöscht.

Nun betheiligte sich Anno wieder an den Geschäften des Reiches; jedoch schon im folgenden Jahre zog er sich zurück, wofür er sein hohes Alter zum Vorwand nahm; er sah, wie große Stürme gegen das Königthum heraufzogen, und wollte der Entscheidung aus dem Wege gehen. Denn seit dem Falle Otto's von Nordheim war fast niemand unter den Herzogen, der es mit Heinrich IV. redlich meinte. Die Süddeutschen, Berthold von Kärnten, Welf von Baiern, Rudolf von Schwaben, waren, besonders die beiden letzteren, ehrgeizige und habgierige Männer, und da sie sahen, wie der junge König, je mehr er heranreifte, desto fester auf den Spuren seines Vaters zu selbstherrlichem Regiment vorschritt, so fürchteten sie für ihre Fürstenmacht und nährten rebellische Gedanken wider ihn. Andererseits reizten die unbedachten Ritter in Heinrich's Gefolge dessen wohlbegründetes Mißtrauen gegen die großen Reichsfürsten noch mehr auf, da sie lüstern nach Beute waren. Noch gefährlicher stand es im Norden, wo die Sachsen mißmüthig die Last der königlichen Hofhaltung ertrugen. Denn um die widerspänstigen Großen dieses Landes besser im Zaume zu halten und mit ihrem ungefügigen Volke leichter zu überwachen, hatte schon Heinrich III. sich vorzugsweise in Sachsen auf den Pfalzen zu Pöhlde, Goslar und anderen aufgehalten. Noch mehr that dies sein Sohn, der die Abneigung der Sachsen gegen die Herrschaft der Franken wohl kannte und in dem Mißtrauen gegen sie von seinem Erzieher Adalbert sehr bestärkt worden war. Auch gab es damals unter den Deutschen kein wilderes, unlenksameres Volk als die Sachsen. Da fand er denn oft Veranlassung, dem Gesetz und Recht unter ihnen durch sein Pfalzgericht Achtung zu verschaffen, und strafte streng die Gewaltthaten, die sich die Stärkeren an Kirchen und Wehrlosen erlaubten. Als er noch ein Knabe war, hatten hier die Großen nach Willkür schalten können; das sollte jetzt anders werden. Aber das niedere Volk faßte trotzdem kein rechtes Zutrauen zu dem fränkischen Wesen; die rohe blutige Art der eigenen Stammgenossen war ihm lieber. Um nun seine Stellung in Sachsen zu befestigen, ließ Heinrich zu den Burgen, die er in Sachsen und Thüringen schon besaß, noch neue bauen und besetzte sie mit seinen Kriegsleuten. Mit königlicher Pracht erhob sich da die Harzburg (gebaut seit 1065), eine starke Feste im Harzgebirge östlich von Goslar (auf dem „Burgberg"), von herrlichem Laubwalde umgeben. Von hier aus beherrschte er das Land, hier saß auch sein Gefangener, Fürst Magnus. Nicht ohne weiteres wollte der König den trotzigen Empörer begnadigen; er verlangte Unterwerfung, die jener versagte. Da thaten sich die anderen sächsischen Fürsten zusammen und beriethen, wie sie das Wachsthum der königlichen Macht beschädigen könnten. Sie fürchteten, wenn sie dem Könige Zeit ließen, sich im Sachsenland festzusetzen, sei es um ihre Eigenmacht geschehen, der von den königlichen Burgen aus die größte Gefahr drohe. Sodann wollten sie den gefangenen Magnus befreien, damit nicht der König gar das Herzogthum, weil jener es verwirkt, ganz einziehe. Weltliche und geistliche Große waren unter diesen Verschwörern, vornehmlich Otto von Nordheim, der über seinen Fall und über des Freundes Haft grollte, Graf Hermann Billung, Pfalzgraf Friedrich, der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof Burchard von Halberstadt und viele andere Große Sachsens. Bald fand sich eine günstige Gelegenheit, den Aufstand offen zu beginnen. Der König bot das Reichsheer

er nun gebot, die Sachsen anzugreifen. Da mußte er denn, bei der allgemeinen Untreue, mit den Sachsen zu Gerstungen einen Frieden schließen, worin er ihnen gestattete, seine Burgen in ihrem Lande niederzureißen. Dieselben waren schon zum Theil gefallen: gleich zuerst die Lüneburg, deren Besatzung von den Sachsen überrumpelt worden war. Für die Auslösung seiner Leute hatte Heinrich damals, gleich nach seiner Flucht von der Harzburg, den gefangenen Magnus freigegeben. Aber die Harzburg mit einigen anderen Burgen war von den Kriegern des Königs tapfer vertheidigt worden. Es wurde abgemacht, daß von ihr nur die Ringmauern gebrochen werden sollten; der prachtvolle Palast darin sollte unversehrt bleiben.

Der glückliche Erfolg verführte jedoch das Sachsenvolk zum Uebermuth. Jauchzend brach es Heinrich's stolze Zwingburgen, und als es vor die stattliche Harzburg kam, deren Erhaltung dem Könige so sehr am Herzen lag, ließ es von ihr keinen Stein auf dem andern, zerstörte das Kloster und verbrannte die Kirche, welche innerhalb der Ringmauern stand; ja selbst die Reliquien der Heiligen und die Gruft verschonte es nicht; es riß die Gebeine des Bruders und Sohnes des Königs aus den Särgen und streute sie rings umher. Als die Fürsten von dieser Gewaltthat des Volkes vernahmen, erschraken sie heftig und ließen dem Könige sagen, daß dies ohne ihr Wissen und Wollen geschehen sei. Er aber schwor Rache; doch verschob er die Ausführung auf gelegenere Zeit.

Zum Glück für Heinrich IV. waren Herzog Rudolf von Schwaben und mehrere andere Fürsten über die Sachsen erzürnt, weil diese ohne ihre Beistimmung zu Gerstungen Frieden gemacht hatten, und schlossen sich nun an die Partei des Königs; alle Reichsstände aber mißbilligten den Frevel, den die Sachsen an der Harzburg verübt hatten, und standen nun wieder zum Könige, dessen Sache sie obsiegen sahen. Dieser benutzte sein Glück und rüstete so gewaltig, daß die Sachsen voll Besorgniß Gesandte an ihn schickten, um sich bedingungsweise zu unterwerfen. Er verlangte jedoch unbedingte Unterwerfung und zersplitterte zu gleicher Zeit die Kraft der Sachsen, indem er viele von ihren Großen auf seine Seite brachte. Wie er nun seinen Plan reif glaubte, führte er plötzlich ein ungeheueres Heer an die Unstrut wider die Sachsen. Da ward (1075) bei Hohenburg eine furchtbare Schlacht geschlagen; 8000 Sachsen und 1500 vom Reichsheere blieben todt auf dem Plan. Auf flüchtigen Rossen entrannen die sächsischen Fürsten in gute Sicherheit; da schrie das Volk entrüstet: „Sie reizten uns zum Aufstand, und jetzt verlassen sie uns!" Die Fürsten schickten indessen bangend Gesandtschaften an den König und versuchten zugleich eifrig, das Volk wieder für sich zu gewinnen,— alles umsonst. Es blieb ihnen endlich nichts mehr übrig, als sich dem König zu ergeben. Da vermittelten der Herzog von Lothringen und die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Würzburg und Augsburg den Frieden und versprachen den sächsischen Fürsten, daß sie an Leib und Leben, Ehr' und Freiheit nicht gekränkt werden sollten. Aber der König setzte es durch, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten, und führte sie dann gefangen fort nach Süddeutschland und Burgund. In Sachsen aber baute er seine Burgen wieder auf.

So stand er plötzlich am Ziel seiner Wünsche; der furchtbare Aufstand

war unterdrückt; nach der tiefsten Demüthigung hatte ihn das Glück rasch auf die höchste Höhe emporgehoben, und seine Macht schien nun fast unumschränkt.

4.

Canossa.

. . . . „Alles ird'sche Regiment sei Lehen
Des höchsten, göttlichen! Von diesem leite
Der Kön'ge Scepter erst sein wahres Recht
Und seine Würde ab!"

Immermann.

Seit dem Jahre 1073 saß der kühne und kluge Hildebrand, unter dem Namen Gregor VII., auf dem päpstlichen Stuhl. Bis dahin hatte er als Rathgeber seiner Vorfahren nur im stillen gewirkt. Jetzt, da er selbst die dreifache Krone auf dem Haupte trug, trat er mit seinem Plane offen hervor. Mannigfache Schicksale und Erfahrungen hatten seinen Charakter gestählt; darum schreckte ihn kein Hinderniß; er wollte lieber untergehen, als sein beschlossenes Werk aufgeben. Er hatte die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zu erringen gestrebt. Wie er aber jetzt mit scharfem Blick die Schwäche des Königthums erkannte, begnügte er sich nicht mit jenem Plane mehr und wollte der Kirche nicht bloß die Freiheit, sondern auch die Herrschaft erkämpfen. Er dachte darüber im Geiste der Pseudodekretalen also: „Was sind denn diese Könige der Erde mehr als Geschöpfe Gottes? All' ihre Kronen haben sie bloß von seiner Gnade. Jesus Christus aber hat die Kirche auf Erden eingesetzt und den Papst als seinen Stellvertreter, und hat ihm die Schlüsselgewalt über alle Lebendigen gegeben. Weil nun die ganze Erde ein Werk aus Gottes Hand, so beherrscht sie der Papst als Gottes Statthalter. Folglich kann kein Mensch ein Reich nach göttlichem Recht besitzen, wenn ihn der Papst nicht damit belehnt hat. Gleichwie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so hat also auch der Kaiser seine Würde und Gewalt erst vom Papst, der ihm die Krone aufsetzt. Darum kann nach göttlichem Rechte weder das römische Volk noch der Kaiser (wie bisher) einen Priester zum Papst wählen, sondern es bestimmt diesen der heilige Geist selbst, welcher einen besonderen Ausschuß von Erzpriestern („Kardinälen") dazu erleuchtet. Nur dem Papst, als oberstem Herrn des Gottesreiches, welches den ganzen Erdkreis umfaßt, steht mithin die Besetzung aller geistlichen Würden zu, nicht dem Kaiser oder König. Den Papst kann auch niemand richten und absetzen, selbst keine Kirchenversammlung; das wäre ja eine Sünde gegen den heiligen Geist, welcher ihn eingesetzt hat. Wer sich also gegen den Papst auflehnt, empört sich gegen Gott selbst, und wie Gott die Frevler ohne Unterschied des Standes richtet, gleichviel ob Könige oder Bettler, so darf's auch der Papst." Dies waren die Grundsätze, von denen Gregor VII. ausging, als er die völlige Unabhängigkeit der geistlichen Macht von der weltlichen und die Herrschaft der Kirche (die „Hierarchie") erringen wollte.

Um nun diesen großen Plan ins Werk zu setzen, ergriff Gregor VII.

drei Mittel. Das erste war die Abschaffung der Simonie (d. i. des Verkaufs der geistlichen Würden); dies war vor allem nöthig, um die Reinheit und sittliche Würde der Kirche wiederherzustellen, damit die geistlichen Aemter nur an die Edelsten und Tüchtigsten kämen. Das zweite Mittel bestand darin, die Investitur (d. i. das Recht der Einsetzung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab und ihrer Belehnung mit Kirchengütern) den Laien zu nehmen. Nun aber hatte das Recht der Investitur bisher der König geübt, weil er allein als Oberhaupt des Staates liegende Güter, als Theile des Reiches, zu Lehen ertheilen konnte; die Weihe zum geistlichen Amte hingegen hatte das Oberhaupt der Kirche den Bischöfen gegeben, jedoch bisher erst nach geschehener Investitur. Wurde nun die Investitur den Laien genommen, so standen die Bischöfe und Aebte nicht bloß in ihren geistlichen Verrichtungen, sondern überhaupt völlig unter dem Papste und waren unbedingt an dessen Interesse gebunden; überdies wurden die Staatsgüter durch die Verleihung aus der Hand des Papstes in Kirchengüter umgewandelt und dadurch auch die weltliche Herrschaft des Papstes immer fester begründet. Das dritte Mittel endlich, welches Gregor VII. anwendete, setzte dem stolzen Gebäude der Hierarchie die Krone auf. Es war das Gebot des Cölibats, d. h. daß alle Geistlichen fortan ehelos leben sollten. Dadurch beabsichtigte Gregor, daß die Priester, gleich den Mönchen, gänzlich losgerissen von aller Gemeinschaft mit den Laien, sich nicht mehr als Mitglieder des Staates, sondern bloß als Glieder der Kirche fühlen und als abgeschlossene geistliche Macht sich dem Staate gegenüberstellen sollten um ihre gemeinsamen Ansprüche gegen denselben auf Leben und Tod zu vertheidigen. Aber das Gebot des Cölibats erregte bei den Geistlichen selbst einen furchtbaren Widerstand; die meisten von ihnen hatten Frauen und Kinder und riefen laut: „das Gebot der Eheloſigkeit sei wider die menschliche Natur, wider den Geist Jesu Christi, wider die Aussprüche der heiligen Schrift, wider die Gewohnheit eines ganzen Jahrtausends.“ Aber keine Vorstellung, kein Flehen, kein Trotz vermochte Gregor VII. irre zu machen; er wußte, daß er die zahllose Schar der Mönche für sich hatte, und mit eiserner Willenskraft griff er durch. Die Weltgeistlichkeit und die Freunde der Königs- und Kaisermacht erschraken, als sie vernahmen, dieser kühne Priester und Emporkömmling (der Sohn eines Zimmermannes aus Toskana) sei am 22. April 1073 zu Rom zum Papst erhoben worden. Er hatte bisher als Rathgeber der beiden letzten Päpste schon Großes gewirkt. Mit Eifer hatten er und seine Partei Kaiser Heinrich III. und dessen Päpste in ihren Bemühungen für Besserung der Kirche unterstützt, insbesondere für Abschaffung der Simonie und Einführung des Cölibats. Seinem Wirken war es dann vor allem zuzuschreiben, daß Papst Nikolaus II. 1059 das Gesetz erließ, wonach das Kollegium der Kardinäle, d. h. der Priester an den Pfarrkirchen zu Rom, bei der Papstwahl die erste und entscheidende Stimme haben sollte. Damit verwarf die Reformpartei nicht bloß den Einfluß, den in früheren Zeiten der römische Adel auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles gehabt hatte, sondern auch das Recht, welches die deutschen Könige als Inhaber des römischen Kaiserthums seit lange übten, und das von Synoden und Päpsten anerkannt worden war, daß nämlich kein Papst gewählt werden könne ohne ihre Stimme.

Wie Hildebrand die verheiratheten und die durch Simonie befleckten Priester angriff, so nun auch das Kaiserthum. Da war es für ihn ein Glück, daß der Kaiserthron bei Heinrich's IV. Minderjährigkeit so lange ledig stand; unterdessen konnte er seine Stellung befestigen. Doch auch in Italien waren seine Gegner zahlreich und mächtig. Er sah sich daher hier nach Verbündeten um und stützte sich zu Rom und in Oberitalien auf den Pöbel, den sein Geld, seine Mönche, seine Feindschaft gegen die weltliche und geistliche Aristokratie gewonnen hatten, und auf die Freundschaft einer andern neu emporgekommenen Macht, der Normannen. Sie, die in Unteritalien immer weiter um sich griffen, belehnte auf seinen Rath Nikolaus II. 1059 mit ihren Eroberungen, wiewohl er dazu gar kein Recht hatte, und gemeinsames Interesse verband nun ihren Herzog mit dem Papste gegen König und Kaiser.

Am meisten aber unterstützte Gregor den VII. der Zug der Zeit, welche auf Reinigung des kirchlichen Lebens drang, und der Aberglaube der Völker, die in der Stimme des Papstes die Worte Gottes selber zu vernehmen meinten. Darum wirkten die Laien gerade das meiste zur Ausführung von Gregor's Plänen. Aber auch das Königthum war den Menschen noch eine von Gott gesetzte Macht. Wenn zwischen Papst und König ein Kampf ausbrach, so kam es darauf an, wer von beiden die Stellung des andern in der öffentlichen Meinung am geschicktesten erschüttern werde. Da war es nun ein übles Vorzeichen für das Königthum, daß noch vor Beginn des Streites fast alle Bande der Treue rissen, die es mit seinen Vasallen verknüpften. Die Untreue der deutschen Fürsten bahnte dem Papste den Weg zum Siege über ihren König.

Gregor VII. war ohne Wissen und Willen des Königs Papst geworden; dennoch hatte dieser ihn, als er durch den Aufstand der Sachsen in Noth gerieth, anerkannt, um ihn nicht seinen Feinden zuzuführen. Dadurch hatte er sich schon viel vergeben; denn jener schritt kühn vorwärts, bannte nicht bloß einige der Simonie schuldige Räthe Heinrich's IV., sondern verbot endlich auf einer Synode im Februar 1075 geradezu die Laieninvestitur, d. h. er hob damit das Recht aller weltlichen Landesherren auf, in ihren Gebieten die geistlichen Stellen zu besetzen; nur der Klerus selbst sollte sich seine Behörden wählen. Andererseits hatte Heinrich dadurch die Würde der Kirche verletzt, daß er zu Mailand, wo gerade Hildebrand's Partei (Mönche und Pöbel, „die Lumpen" genannt) von ihren Gegnern (Weltgeistlichen und Kapitanen) besiegt worden war, einen neuen Erzbischof von der letzteren Partei einsetzte, obwohl der bisherige noch lebte. Die Spannung zwischen Papst und König wurde dadurch noch schlimmer, daß Heinrich's Feinde tausend schändliche Lügen über das Privatleben des jungen Königs, dem sie allerlei Laster andichteten, an Gregor VII. brachten.

Es war im Jahre 1076, als Gesandte, welche Heinrich IV. an den Papst geschickt hatte, mit folgender Botschaft zurückkehrten: „der König solle sich von den exkommunicirten Räthen trennen, solle sich den Dekreten des Papstes über Simonie und Investitur fügen, solle seinen lasterhaften Lebenswandel bessern und Buße thun; wo nicht, so werde er, Gregor VII., ihn mit dem Banne belegen und ihm Reich und Seligkeit nehmen." Diese freche Botschaft des römischen Bischofs an den König der Deutschen entflammte Hein-

rich IV. zu höchstem Grimme. Sofort versammelte er die deutschen Bischöfe in Worms, und unter seinem Vorsitz setzte dies Concil den Papst, den „falschen Mönch Hildebrand", ab; die lombardischen Bischöfe, Gregor's Feinde, frohlockten, da der große Absagebrief des Königs und seiner Bischöfe nach Rom getragen wurde. Gregor VII. antwortete damit, daß er den Bann über Heinrich IV. als Feind der Kirche und über die Bischöfe, die zu ihm hielten, aussprach. Er ging noch weiter, er entband alle Unterthanen des Königs vom Eide der Treue gegen ihn und setzte ihn ab. Nun stand ihm dies Recht gar nicht zu, sondern einzig dem Willen des gesammten deutschen Volkes, wenn es den König, den es durch freie Wahl erhoben hatte, der Krone unwürdig fand, und Heinrich IV. hätte die Anmaßung des Papstes verachten oder züchtigen können, wenn seine Vasallen ihre Pflicht gethan hätten.

Aber da zeigte sich die Fäulniß des Lehnstaates, den nur der Lehnseid, die Treue der Vasallen gegen den Lehnsherrn zusammenhielt. Und diese Treue war, auch in Deutschland, nie sehr stark gewesen, wenigstens bei den Fürsten. Hatten sie doch von Anbeginn gegen ihre Könige rebellirt, von Otto dem Großen an bis auf den letzten Sachsenaufstand; selbst Mordanschläge hatten sie nicht selten gegen ihre Oberherren geschmiedet. Und nur die Großen gaben den Ausschlag; das Volk war noch zu schwach, das Königthum zu halten. Bei solcher Lehnsverfassung mußte denn wohl der Papst, das Haupt der festgegründeten Kirche, Herr werden über die Christenheit.

Mit Eifer ergriffen die Fürsten in Deutschland die Gelegenheit, das Königthum wieder herabzudrücken zu der Ohnmacht, in der es während der Kindheit Heinrich's IV. sich befunden hatte. Der König sollte nicht Alleinherrscher im Lande sein, das eine Königthum nicht die Vielherrschaft der Fürsten verdrängen. Darum nahmen sie den Bannstrahl zum Vorwand und fielen ab vom Throne. Zugleich im Norden und im Süden erhoben sie sich gegen Heinrich. Dort begann aufs neue unter den Sachsen der Aufstand, angeschürt von den gefangenen Großen, die theils schon losgekommen waren, theils durch ihren Anhang ihre Freiheit ertrotzten, und erbitterter denn früher, weil die königlichen Beamten manche Bedrückungen des aufsässigen Volkes, die vordem erfunden oder sehr übertrieben waren, sich nun wirklich hatten zu Schulden kommen lassen. Hier traten die Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnten und Welf von Baiern zusammen, verbanden sich mit den sächsischen Empörern und beriefen die sämmtlichen deutschen Fürsten zu einem Reichstage nach Tribur. Die meisten kamen, geistliche wie weltliche Große; dahin kamen auch zwei Gesandte Gregor's VII. und saßen der Versammlung vor (Oktober 1076). Da sprachen die Fürsten es ohne Scham aus, daß der Papst zur Absetzung des Königs das Recht habe; so opferten sie, von Haß und Selbstsucht verblendet, gewissenlos des deutschen Volkes und Reiches Recht und Würde auf. Umsonst verschwendete Heinrich IV. Bitten und Drohungen an sie; schon bereiteten sie sich zur Wahl eines neuen Königs. Kaum erlangte Heinrich noch einen Aufschub von ihnen. Endlich stellten sie ihm die Bedingungen: er solle sich dem Urtheil des Papstes, der zur Entscheidung auf einen Reichs- und Kirchentag nach Augsburg kommen werde, unterwerfen; bis dahin solle er kein Zeichen der königlichen Würde tragen, noch königliche Gewalt ausüben, sondern Hofstaat und Heer entlassen und still

in Speier als Büßer leben; und binnen Jahresfrist müsse er vom Kirchenbanne gelöst sein, wenn er das Recht auf die Krone nicht ganz verlieren wolle. Nach langem Kampfe bewältigte Heinrich seinen Stolz und nahm diese Bedingungen an; er wollte Zeit gewinnen.

Schon machte sich Gregor VII. auf den Weg nach dem Norden, um Gericht zu halten über den König. Da kam ihm dieser zuvor. Lieber wollte er in Italien vor dem heiligen Vater als Büßer stehen, als in seinem eigenen Lande vor den übermüthigen Aufrührern zu Augsburg. So beschloß er denn, selbst nach Italien zu gehen, um die Lossprechung vom Banne zu erlangen und so der Empörung mit dem Vorwande auch den Boden zu entziehen; mit ihm gingen seine Gemahlin und sein kleiner Sohn Konrad und viele treue Bischöfe und Edle, aber einzeln in kleinen Scharen, damit nicht die süddeutschen Herzoge zu früh von ihrer Reise Kunde erhielten und sie hinderten. Im strengen Winter (1076/77) zog so die königliche Familie mit ihrem Gefolge vom Rhein durch Burgund über Genf und den Mont Cenis nach Italien, wohl bewirthet und geleitet von den burgundischen Fürsten, durch deren Gebiet sie kamen. Nach vielen Beschwerden im Hochgebirge erreichten sie glücklich Vercelli. Als nun die Lombarden, welche dem Papste abhold waren, den König so unerwartet in ihrer Mitte sahen, hofften sie, er werde sich an ihre Spitze stellen zum Kampfe wider jenen, und zogen ihm, Bischöfe, Grafen, Ritter, zahlreich zu; aber Heinrich IV. mußte um der deutschen Krone willen vor allem die Lösung vom Banne baldigst erwirken und konnte das nur auf friedlichem Wege.

Gregor VII. wollte gerade nach Mantua reisen; als er jedoch die Kunde von Heinrich's Ankunft erhielt, schlug er eilig den Rückweg ein und begab sich auf die feste Felsenburg Canossa; diese gehörte der reichsten Erbin in ganz Italien, der frommen Markgräfin Mathilde (einer Tochter des Markgrafen Bonifacius und seiner kühnen Gattin Beatrix), welche, voll Bewunderung vor Gregor's erhabenem Geist, ihr ganzes Leben dem Dienst der Kirche weihte und durch ihre standhafte Unterstützung dem Papstthum den Sieg über den König ermöglichte.

Nun schickte Heinrich IV. zu Gregor VII. nach Canossa, um eine Versöhnung herbeizuführen. Hartnäckig verweigerte anfänglich dieser jeden Vergleich mit Heinrich, als einem von der Kirche Verfluchten. Endlich ließ er ihn vor sich; da kam Heinrich IV. im Januar (1077) vor's Thor von Canossa und bat demüthig, daß es ihm aufgethan werde. Als er nun eingelassen worden, fiel das Thor hinter ihm zu; aber der Papst wollte ihm noch kein Gehör geben. Da mußte der König der Deutschen, bei der strengen Kälte, drei Tage hintereinander im Schloßhofe stehen, barfuß und im wollenen Büßerhemde, er, welcher zur Herrschaft über drei Reiche geboren und erkoren war, jetzt wie ein Bettler, erniedrigt und verflucht! Am 27. Januar erlöste ihn Gregor auf Bitten der Markgräfin Mathilde vom Bann, jedoch nur unter der Bedingung, „daß er verspreche, den Spruch seiner Richter, nämlich des Papstes und der Reichsversammlung, in Geduld zu erwarten und sich demselben zu unterwerfen." Dem tiefgebeugten Heinrich war jedes Mittel recht und er gelobte alles, was Gregor verlangte.

Als die Kunde von dieser unerhörten Demüthigung in der Lombardei

und in Deutschland erscholl, zürnten die Lombarden dem König heftig, daß er ihrem Feinde, dem Papst, nachgegeben habe. Das deutsche Volk war entrüstet über die Unbill, die ihm selbst in der Person des Königs widerfahren, und so groß auch die fromme Ehrfurcht vor dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit war, so hob sich doch in den schlichten Herzen des deutschen Volks der edle Freiheitstrotz gegen das fremde Machtgebot. Die deutschen Fürsten hingegen waren bestürzt und unschlüssig, was nun zu beginnen sei; sie wollten und konnten nicht mehr zurücktreten; um ihrer eigenen Sicherheit willen mußten sie einen neuen König haben, und doch fühlten sie, daß auch nicht der Schein des Rechts mehr auf ihrer Seite war. Also traten sie (im März 1077) in Forchheim zusammen, gestatteten den Gesandten des Papstes, mitzusprechen, und ließen sich's gefallen, daß diese das Gesetz vorschrieben: „die Wahl der Bischöfe solle fortan in Deutschland nicht mehr vom König abhängig sein und die Investitur unentgeltlich geschehen." Ferner setzten alle fest, Deutschland solle fortan ein Wahlreich sein, die deutsche Krone nicht durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn kommen, sondern lediglich von freier Wahl der Fürsten abhängen. So ließen sich die Deutschen (durch die letztere Bestimmung) ihr uraltes, heimisches Recht von Fremden als Gesetz bestätigen. Nun erkoren sie Rudolf den Schwabenherzog zum König, und dieser beschwor jene Bedingungen. Aber das Volk in den meisten Städten wollte ihn nicht anerkennen und hielt standhaft zu Heinrich IV.

Diesen hatte indessen die erlittene Schmach zu neuem Muthe aufgestachelt. Er hatte sich durch die Demüthigung zu Canossa vom Banne befreit, den Vertrag erfüllt; nun brachen ihn die Rebellen und der Papst, der sie durch seine Legaten unterstützte. Da brauchte auch er nicht mehr das erzwungene Versprechen zu halten, das er in Canossa geleistet; er griff zu den Waffen und beschloß, da er die Wahl Rudolf's erfuhr, um die Krone auf Leben und Tod zu kämpfen.

Heinrich IV. stand damals in der Blüthe der Manneskraft, eine hohe majestätische Gestalt mit edlem Antlitz und feurigen Augen. Die Schule der Leiden hatte ihn gestählt und geläutert; scharfsinnig und umsichtig wußte er nun in allen Bedrängnissen Rath; jede Gefahr fand ihn bereit zur Abwehr, und, wenn auch für den Augenblick besiegt, bewahrte er immer den königlichen Sinn und die zähe Ausdauer, womit er endlich alle seine offenen Feinde bezwang, — um so bewundernswerther, weil er die Hülfsmittel zu dem großen Kampfe, der sein ganzes Leben verzehrte, zumeist aus sich selbst, aus den Kräften seines unermüdlichen, erfinderischen Geistes nehmen mußte. Denn die Macht seiner Feinde wäre für jeden weniger heldenhaften Mann überwältigend gewesen: die ersten und größten Reichsfürsten, der streitbarste zahlreichste Volksstamm, die gefährliche Priesterpartei mit dem gewaltigen Papste an der Spitze. Heinrich verzagte nicht.

Auch war die Partei, die treu zu ihm hielt, nicht klein. Die Lombarden hingen ihm an, und als er wieder nach Deutschland kam, empfingen ihn auch dort viele mit Freuden. Vor allen die Bürgerschaften erhoben sich für ihn, verjagten seine Feinde aus ihren Mauern, gaben ihm Geld und fochten seine Schlachten. Auch viele Fürsten traten voll Scham, daß sie Deutschland verleugnet hatten, zu ihm; ebenso manche andere, welche seine wachsende

Macht fürchteten. Und selbst unter der Geistlichkeit war ein nicht geringer Theil stets für ihn, zumal die Weltgeistlichkeit, die Pfarrer und Domherren, und viele Klöster, weil der Papst sie mit seinen Neuerungen erbitterte. In Schwaben, Baiern, Lothringen fand er rasch wieder Gehorsam. Vergebens flehte der Gegenkönig den Papst um Hülfe an und war gern bereit, dessen Wünsche zu erfüllen, daß jener nach Deutschland als Schiedsrichter komme und Deutschland zu einem päpstlichen Lehen herabdrücke. Vor dieser Schmach schützte Heinrich IV. sein Vaterland; er trieb die Rebellen vor sich her und wollte vom Schiedsrichteramt des Papstes nichts wissen. So floh denn Rudolf nach Sachsen; Heinrich aber setzte sich zu Ulm in der Pfalz wieder seine Krone auf und entsetzte die Empörer, die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold, ihrer Würden, auf schwäbischer Erde, weil alle drei Schwaben waren. Jene mit ihrem Anhang vertheidigten sich. Hin und her wogte der Kampf. Furchtbarer Bürgerkrieg verwüstete Deutschland mit Sengen und Morden; alle Zucht und Sitte verfiel, alle Ordnung ward zertrümmert. Von unersättlicher Habgier getrieben, fehdeten dort und hier die Ritter und plünderten und beraubten die Schwächeren. Dem Könige schoben seine Feinde die Schuld von all dem Elende zu, während sie selbst doch durch ihre Untreue den gräulichen Krieg entzündet hatten und nährten. Für die Freiheit gegen die Tyrannei behaupteten die Fürsten zu streiten, während sie doch nur das Königthum herunterzubringen suchten, um selbst desto mächtiger und freier nach oben und unten hin drücken zu können. Das erkannte denn auch das Volk wohl und war fast überall königlich gesinnt. Denn Heinrich IV. war wie seine Ahnen ein gerechter, unparteiischer Richter und sorgsamer Schützer für die Gemeinfreien, ein Wohlthäter der Armen und freundlich und mild allen, die ihm als Freunde nahe traten.

Indessen durchzogen päpstliche Legaten das Land, um Frieden zu stiften und Geld für den Papst zusammenzubringen. Durch sie berief Gregor VII., der Schiedsrichter sein, in feierlicher Reichsversammlung über den Thron verfügen und so das Papstthum zur Oberherrschaft über die Staaten bringen wollte, die beiden Könige, wie zwei ungetreue Knechte, vor sich zur Rechenschaft; keiner wollte seine Befugniß dazu anerkennen; jeder rief, der Papst habe nur die Pflicht, den andern zu verdammen. Die Empörer beklagten sich heftig: auf seinen Antrieb hätten sie dem Könige, den er gebannt und entsetzt, den Gehorsam aufgekündigt; nun wolle er untersuchen. Durch solche Verhandlungen ward nichts erreicht, die Waffen mußten entscheiden.

Heinrich IV. hatte gelernt, daß die Königsmacht nicht in der Gunst der Fürsten, sondern in der Freiheit des Volkes die stärksten Wurzeln habe. Weil die freien Bürger größtentheils für ihn waren, so wandte er sich jetzt auch an die freien Bauern (in Franken) und gab ihnen ritterliche Waffen zur Anerkennung ihrer Freiheit. Mit zwölftausend dieser Bauern griff er bei Melrichstadt an der Streu (nördlich von den Quellen der fränkischen Saale) am 7. August 1078 das Heer der Empörer an; doch blieb die Schlacht unentschieden. Am Neckar aber besiegten die Herzoge Welf und Berthold die Bauernlandwehr und ließen ihrem Zorne gegen die Bauern, daß diese Ritterwaffen getragen, mit scheußlicher Grausamkeit freien Lauf.

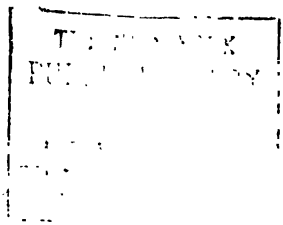
Unerschrocken setzte Heinrich den Kampf gegen seine Feinde fort. Er verlieh das Herzogthum Schwaben seinem Getreuen, dem tapfern und tugendhaften Ritter Friedrich von Büren, der sich auf einem hohen Berge der schwäbischen Alp das stattliche Schloß Hohenstaufen gebaut hatte, und verlobte ihn mit seiner Tochter Agnes (1079), die dann später auch dessen Weib wurde. — Unentschieden zog sich der Kampf hin. Die Rebellen bestürmten immer leidenschaftlicher den Papst, daß er Heinrich wieder banne, weil sie meinten, dann werde er wieder von allen verlassen sein. Gregor sah endlich ein, Heinrich werde nie sein gutes Recht den Aufständischen gegenüber aufgeben und einwilligen, daß der Papst über König und Rebellen, als seien es Gleiche, zu Gericht sitze, um nach seinem Gutdünken der einen oder der anderen Seite Recht zu geben. Daher entschloß er sich, damit das Königthum nicht wieder erstarke und dem Papstthum die erste Rolle entreiße, offen für die Rebellen aufzutreten. So that er denn im Jahre 1080 zu Rom Heinrich IV. abermals in den Bann, weil dieser ihm den schuldigen Gehorsam verweigere und die Verwüstung in Deutschland verschulde. Zugleich entsetzte er ihn des Reiches und sprach es dem Gegenkönig Rudolf zu. Auch sandte er Rudolf eine Krone, worauf die stolze Inschrift stand: „Kraft göttlichen Rechts gab St. Petrus die Krone dem Rudolf." Dadurch wollte er kundgeben, daß Rudolf das deutsche Reich nur als päpstliches Lehen habe. Denn als Nachfolger und Stellvertreter der Apostel habe er das Recht, alle Fürsten, vom Kaiser herab bis zum Grafen, ab- und einzusetzen, je nach ihrer Würdigkeit, und jegliche Habe den Menschen zu geben oder zu nehmen, wie sie es verdienten.

Diese entsetzliche Anmaßung war doch zu stark; der Bann verhallte wirkungslos; vielmehr stärkte er die Königlichen, denn an vielen Orten wollten Volk und Bischöfe den Hildebrand nicht mehr als Papst ansehen. König Heinrich aber ließ nun auf zwei Kirchentagen, zu Mainz und zu Brixen, Gregor den VII. durch viele deutsche und lombardische Bischöfe absetzen und in den Bann thun, und den Erzbischof Wibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papst ausrufen.

Hierauf zog er wieder nach Norddeutschland gegen die Empörer. An der Elster bei Mölsen (15. Oktober 1080) kam es zur Schlacht. Da gewann zwar Otto von Nordheim mit den sächsischen Bauern über die Ritter des Königs den Sieg; aber Rudolf der Gegenkönig fiel.

Gottfried von Bouillon, damals Markgraf von Antwerpen, ein frommer Held von hohen Tugenden und dem König allezeit getreu, hatte dem Rudolf im Gefecht mit dem Schwert die rechte Hand abgehauen. Sterbend betrachtete Rudolf, so erzählt man, seine blutige Rechte und sprach dabei, daß alle Bischöfe, die um ihn standen, ein Grauen ankam: „Das ist die Hand, die ich aufhob, als ich Heinrich IV. Treue schwor! Nun muß ich fort von Reich und Leben. Auf euch, die ihr mich so weit gebracht, falle die Verantwortung!" — Zu Merseburg liegt er begraben. — Erschüttert erkannte das Volk in Rudolf's Tod ein Gottesurtheil. Aber Otto von Nordheim und der gewaltige Gregor VII. gaben nicht nach, und der letztere ermahnte die Deutschen eifrig, sich einen neuen König zu erwählen, welcher der Kirche treu und gehorsam sei und dem Papste darauf den Eid leiste.

Rudolph von Schwaben.



Heinrich IV. war indessen in der Schule der Erfahrung ein ganz anderer Mann geworden, als wozu er in der Schule seiner eigennützigen Erzieher herangebildet worden war. Er sah ein, daß Gregor VII. nicht seine Person allein, sondern das Königthum und die Selbständigkeit der deutschen Nation bekriegte. Darum beschloß er kühn, seinen Gegner in dessen eigner Heimath aufzusuchen und zu bekämpfen. Gerade damals war Gregor's VII. mächtige Freundin, die Markgräfin Mathilde, durch die kaiserliche Partei hart bedrängt, und auf die Hülfe der Normannen in Unteritalien konnte Gregor nicht fest rechnen. Heinrich IV. wußte dies und zog (1081), überall an die Städte Freiheitsbriefe ertheilend, mit einem kleinen Heere schwäbischer und böhmischer Reisigen (letztere hatte der stets getreue Herzog Wratislav von Böhmen geschickt) und lombardischer Mannschaft gegen Rom. Dreimal belagerte er diese Stadt; beim vierten Male (1084) eroberte er sie endlich, Gottfried von Bouillon voran. Aber Gregor, auch im Unglück muthig und standhaft, hielt sich in der Engelsburg und wollte von keiner Nachgiebigkeit gegen den König hören. Da ließ Heinrich Clemens den III. feierlich als Papst anerkennen und empfing aus dessen Hand die Kaiserkrone. Hierauf schloß er den Papst in der Engelsburg ein und belagerte ihn, bis die Normannen zu Gregor's Befreiung heranstürmten. Da sah sich der Kaiser gezwungen, Rom zu verlassen. Nun aber hausten die wilden Normannen so übel in der Stadt, daß die Römer sich zum Kampfe gegen sie erhoben; da ließ der Normannenfürst Robert Guiscard Rom in Brand stecken.

Gregor aber hielt sich nun unter den erbitterten Römern nicht mehr für sicher und entfloh nach Salerno; dort schleuderte er auf's neue den Bannfluch über Heinrich IV. Weder Alter noch Unglück vermochten die feste Willenskraft Gregor's zu erschüttern. Er blieb sich selbst und seinem Werke getreu bis in den Tod. Und als er zu Salerno in seiner Verbannung schwer erkrankte, erledigte er, kraft der Gewalt, zu binden und zu lösen, alle Gebannten vom Kirchenfluch, nur Heinrich IV. und den Gegenpapst Clemens III. nicht; sodann nahm er sämmtlichen Bischöfen, die um sein Todbett standen, Wort und Handgelöbniß darauf ab, daß sie jene beiden nie vom Bann erledigen sollten, außer wenn sie ihre Würde niedergelegt und sich der Kirche völlig unterworfen hätten. Sterbend sprach er noch, irrend, aber mit Ueberzeugung: „Ich liebte Gerechtigkeit und haßte Gottlosigkeit; darum sterb' ich in der Verbannung." So schied sein kühner, gewaltiger Geist am 25. Mai 1085 ungebeugt und beharrlich vom irdischen Leben. Sein ungeheures Werk aber, die Herrschaft der römischen Kirche, überlebte ihn zum Schaden für die Menschheit; denn daraus ging der lange Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht hervor, der Deutschland zerrüttet und Kirche und Volk gespalten hat. Und auch die spätere gräuliche Verderbniß der Geistlichkeit ist Wirkung von Gregor's Einrichtungen gewesen. Denn das Cölibat, welches Gottes, der Vernunft und der Natur Gesetze umstößt, trieb die Priester zur Unsittlichkeit, und das Investiturgesetz entzog die Kirche dem heilsamen Einfluß der Laien und des Kaisers, ohne sie wirklich gegen die Wahl unwürdiger Priester zu schützen.

Während Heinrich IV. sich in Italien befand, hatten seine Feinde in Deutschland anstatt Rudolf's (1081) den Grafen Hermann von Luxemburg (Lützelburg) als neuen Gegenkönig erhoben. Er war ein reicher

und tapferer Herr; dessenungeachtet vermochte er dem Kaiser nicht die Spitze zu bieten und fand überall im Reiche Lauheit oder Verachtung. Denn obwohl auf Heinrich der Fluch der Kirche und der Haß aller Mächtigen lag, und obwohl die päpstlichen Gesandten allenthalben das Volk gegen ihn aufwiegelten, kämpfte er doch mit eben so großer Klugheit wie Beharrlichkeit, um die geschändete Majestät wieder zu Ehren zu bringen, und das deutsche Volk ließ sich von den fremden Lehren nicht so leicht verführen; es empfand die böse Folge derselben, das unsägliche Elend, das durch den Bürgerkrieg über das Vaterland kam. Wie nun aber die fremden Lehren durch zahllose Schriften vertheidigt wurden, entstand jetzt noch ein anderer Kampf. Mit altem deutschen Freimuth erhoben sich nämlich viele fromme und gelehrte Männer und ergriffen dieselben Waffen, deren sich die päpstliche Partei gegen den Kaiser bediente, nämlich das Wort und die Schrift, um mit des Kaisers Sache Deutschlands Unabhängigkeit gegen die fremde Bevormundung zu vertheidigen. Das war der erste große geistige Kampf, der in deutschen Landen um die Freiheit der Gewissen, der Meinungen und aller Rechte, welche dem Menschen angeboren sind, gekämpft ward. Er befestigte eine wichtige Grundlage der Freiheit, die öffentliche Meinung. Dem Kaiser kam dies zu gute, noch mehr aber der Tod Otto's von Nordheim (1083) und des Erzbischofs von Mainz (1084). Hermann von Luxemburg hingegen verlor gar bald alles Ansehen, zumal auch Gregor's Nachfolger ihn nur gegen Leistung des Eides der Treue als König anerkannte; das Volk nannte ihn spottweise nur den „Knoblauchskönig". Vor Scham und Unlust, länger ein König ohne Reich und bloß das Werkzeug einer Partei zu sein, that Hermann endlich (1088) die Krone vom Haupt und unterwarf sich der Gnade des Kaisers, der ihm seine Güter wiedergab. Rasch hob nun Markgraf Ekbert von Meißen die weggeworfene Krone auf und stellte sich dem Kaiser gegenüber; doch schon im Jahre 1090 ward er erschlagen. Damit hatte der Aufstand in Sachsen ein Ende. Nach so vielen Kämpfen ward das Glück jetzt endlich Heinrich IV. wieder hold. Die sächsischen Fürsten, Herzog Magnus an ihrer Spitze, wandten sich zu ihm; ihr Volk war längst des Aufruhrs müde, und die Bürger von Goslar erschlugen einen Hauptanstifter desselben, den Bischof Burchard von Halberstadt, weil er dem Frieden im Wege stand. Unerschütterlich treu war dem Kaiser Friedrich der Hohenstaufe; Lothringen, Franken und Kärnten erkannten ihn an; selbst der alte Welf schien zur Versöhnung geneigt, wenn Heinrich ihm das Herzogthum Baiern wiedergäbe.

Als der neue Papst Urban II. erfuhr, daß der Kaiser auf deutscher Erde wieder zu Kräften komme, erneuerte er den Bannfluch über ihn, beschloß, alle Feinde desselben auf italischem Boden zu vereinigen, und überredete die verwittwete Markgräfin Mathilde, welche damals schon 43 Jahre zählte, daß sie dem achtzehnjährigen Welf, dem Sohn des Baiernherzogs Welf, Herz und Hand anbot. Den jungen Welf lüstete es nach ihrem ungeheuren Gut; darum führte er sie (1089) zum Altar; er wußte jedoch nicht, daß sie all' ihr Hab' und Gut bereits (1077) heimlich der römischen Kirche vermacht hatte. Als nun Kaiser Heinrich IV. die Absicht des Papstes merkte, zog er (1090) eilig nach Italien, um die Macht seiner Feinde zu zertrümmern.

Aber hier kehrte ihm das Glück wieder den Rücken. Drei Jahre lang kämpfte er mit verlorner Mühe gegen die Markgräfin Mathilde; ihre zahlreichen feſten Schlöſſer trotzten ſeinem Grimm. Vor Canoſſa verlor er gar eine Fahne; ſie ward im Triumph auf die Burg gebracht.

Dem Papſt und ſeiner Partei genügte jedoch das neue Mißgeſchick des Kaiſers nicht; ſie ſuchten eine Stelle im Herzen des Kaiſers, wo er noch nicht verwundet worden war, und fanden eine ſolche gar bald. Heinrich IV. hatte zwei Söhne, Konrad und Heinrich; von dieſen war Konrad, der ältere, ſchön von Leib, fromm und ſanft von Herzen. Sein Vater hatte ihn ſchon 1087 zum deutſchen König wählen und krönen laſſen und übertrug ihm nun, da er Italien verließ, die Verwaltung dieſes Reiches. Dieſem Konrad ſprachen jetzt die Prieſter eifrig in's Gewiſſen, daß er einen großen Frevel begehe, wenn er einem Gebannten, ob's auch ſein Vater ſei, Treue halte; um ſeines Seelenheiles willen alſo ſolle er ihn verlaſſen und dem Papſte gehorſamen; dafür werde ihm dereinſt im Himmel ein reicher Lohn werden; aber auch ſchon hier auf Erden wolle ihm die Kirche vergelten und ihm die Krone Italiens geben, unabhängig von ſeinem Vater. Da ließ ſich Konrad verführen, verrieth ſeinen Vater und ward vom Erzbiſchof von Mailand (1093) zu Monza als König von Italien gekrönt; hierauf ſchwor er dem Papſt Gehorſam, und nun brachte ihm (1095) der reiche Normannenherzog Roger, welcher über Sicilien herrſchte, ſeine Tochter als Braut. Als der Vater den Abfall des Sohnes vernahm, ſtemmte er in Verzweiflung ſein Schwert auf und wollte dawider rennen; mit Mühe hielten ihn ſeine Freunde zurück. Aber die Kraft ſeines Lebens, Muth, Hoffnung und Freude waren dahin. Er ging in ein einſames Schloß in der Lombardei, warf den Kaiſerſchmuck von ſich und brütete über ſeinem Schmerz. So lag er lange wie todt für alle Welt.

Auch ſeine zweite Gemahlin Praſſede, eine ruſſiſche Fürſtin, die er nach Bertha's Tode geheirathet hatte (1089), verließ ihn damals. Müde des fortwährenden Ungemachs, das ſie bei dem unruhigen, rings umfehdeten Leben ihres Gemahls zu führen hatte, und gereizt durch die Entbehrungen und Verdrießlichkeiten an der Seite des verbitterten Mannes, floh ſie im Jahre 1094 in das Lager ihrer Feinde, das ſie dann zur Rechtfertigung ihres Schrittes mit ſchamloſen Beſchuldigungen gegen Heinrich erfüllte.

Aber bald brach auch unter der päpſtlichen Partei Zwieſpalt aus und förderte auf's neue die Sache des Kaiſers. Der junge Welf hielt es nicht lange bei ſeiner alten bigotten Frau aus, und als er entdeckte, daß ſie ihr vieles Land und Gut der römiſchen Kirche vermacht habe und ihr Reichthum nie an ihn fallen werde, ſchied er ſich ergrimmt von ihr. Er und ſein Vater, in ihrer Hoffnung auf Erwerb ſo bitter getäuſcht, gingen nun, nachdem ſie vergebens verſucht hatten, die Markgräfin Mathilde zum Widerruf ihres Teſtaments und zur Ueberantwortung ihrer Güter an ihren Gemahl zu zwingen, wieder zum Kaiſer über, verſöhnten ſich mit ihm und erwarben ihm in Deutſchland eifrig Freunde. Das that auch Noth; denn manche Treuen fand er da verſtorben, als er nun heimkehrte.

5.

Der erste Kreuzzug.

Fern über Meer und Lande von Libans Zederhöh'n
Erklang am Abendstrande ein wunderbar Getön:
„Gott will's!" so scholl's im Volke; da stieg die Kreuzesfahn',
Und Wolke zog auf Wolke zum heil'gen Grab' heran.
A. L. Follen.

Um diese Zeit erscholl im ganzen christlichen Abendlande die Kunde von großer Trübsal, die auf dem heiligen Lande laste; wilde Heiden verwüsteten die Stätten, da Christi Fuß gewandelt, schändeten das Grab, wo sein Leib liege, und drückten und mordeten die christlichen Pilger, die dahin wallfahrteten.

Denn seit den ältesten Zeiten, seit Konstantin's des Großen Mutter, die heilige Helena, die Kirche über dem Grabe Christi gebaut hatte, war Jerusalem das Ziel vieler Wallfahrer aus den christlichen Ländern. Vom fernsten Westen kamen sie, dort anzubeten; denn sie meinten, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, wenn sie am Grabe des Heilandes knieten. Als die muhamedanischen Araber im 7ten Jahrhundert Palästina eroberten, störten sie die frommen Pilger nicht, noch die Christen, die von Alters da wohnten. Denn auch ihnen war Jerusalem eine heilige Stadt und Jesus ein Prophet, wenn auch nach ihrer Meinung geringer als Muhamed. Aber ihre Herrschaft nahm hier ein Ende, als die Seldschucken, ein türkisches Nomadenvolk, im letzten Viertel des 11ten Jahrhunderts ganz Vorderasien in ihre Gewalt brachten. Diese waren ebenfalls Muhamedaner, aber roh, räuberisch und grausam, und mißhandelten die Christen in Palästina auf eine furchtbare Weise.

Diese Noth entflammte einen Priester, Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, der auf einer Pilgerfahrt das Elend der Glaubensgenossen und die Bedrängniß der Wallfahrer selbst sah und erduldete, zu frommer Begeisterung. Er kehrte heim, die Christen im Abendlande zur Hülfe aufzurufen. Eine kleine hagere Gestalt in geringem Gewande, aber erfüllt vom Geiste, der aus seinen Augen sprühte und in beredten Worten von seinen Lippen in aller Herzen drang, — so zog er auf einem Esel durch die Länder der Christenheit, in der einen Hand ein Bild des gekreuzigten Heilandes und in der anderen einen Brief vom Patriarchen Jerusalems an die Könige und Fürsten und alle Männer des Abendlandes, welche Waffen trugen, daß sie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Petrus von Amiens hinkam, erzählte er mit lauter Stimme die Leiden der Christen im gelobten Lande und sprach: „Christus, der Herr, ist mir erschienen und hat zu mir geredet: Wohlauf, Petrus, richte aus, was du begannst, und ich werde mit dir sein; denn die Stunde ist gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde." Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Adel und Knechte standen auf, um in's gelobte Land zu ziehen, zum Krieg gegen die Ungläubigen. Wer mit Blutschuld oder sonst Sünden beladen war, hoffte durch heiligen Kampf oder Märtyrertod Gottes Gnade zu erwerben; wer daheim nicht Ruhm, noch Schätze gewinnen konnte,

dachte sie im Morgenlande zu finden; den unfreien Leuten, welche von ihren Herren gedrückt wurden, winkte im Geist Befreiung von ihrem Joche, wenn sie das Kreuz nähmen.

Dieser allgemeinen Bewegung bemeisterte sich nun der Papst, Urban II. Er berief (1095) eine große Kirchenversammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingerissen, in Thränen und mit Seufzern, und rief wie aus einem Munde: „Gott will's! Gott will's!" Da heftete sich jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon der „Kreuzzug" hieß. Da schenkte mancher reiche Herr all' sein Hab' und Gut an Kirchen und Klöster und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Christi Ehren. Es war, als ob ein heiliger Wahnsinn alle Gemüther ergriffen hätte, daß niemand mehr an Haus, Hof und Vaterland, Eltern und Kinder dachte, jedermann nur an's ferne Morgenland.

Bald hatten sich viele Haufen gemeinen Volkes gesammelt, ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung, und folgten einem Abenteurer, Walter, zubenannt der „Habenichts", und dem Petrus von Amiens aus Frankreich, und kamen nach Deutschland. Da sahen die Deutschen anfangs mit Erstaunen auf sie und konnten, so fromm sie selber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raserei ihres blinden Eifers zertrümmerten diese jede Schranke. Die Reichthümer der Juden reizten ihre Habsucht; da schrieen sie in roher Wuth: „Verflucht ist dies Volk, das den Heiland gekreuzigt! darum Rache an den Juden für Christi Blut!" Und sie erschlugen die Juden in Deutschland unter grausamen Martern, wo sie dieselben fanden. Als sie aber weiterhin kamen in die Länder des Ostens, nach Ungarn und Bulgarien, mußten sie diesen Frevel sowie ihre Zuchtlosigkeit büßen und wurden allenthalben wie Straßenräuber erschlagen.

Nur wenige von diesen ungeordneten Scharen kamen bis nach Kleinasien, wo sie von den Griechen verlassen und von den Türken niedergemacht wurden.

Aber nun kam das Hauptheer der Kreuzfahrer, der Zug der Ritter und Fürsten. Viele Große, Bischöfe und Edle in Italien und Frankreich hatten das Kreuz genommen. Auch in den deutschen Herzen zündete allmählich die religiöse Begeisterung, und zugleich erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern, wie er schon in den Germanen gewesen war, mit voller Macht. Doch waren es für jetzt nur die westlichen Theile Deutschlands, jenseit des Rheines, die an der Bewegung Theil nahmen; denn im Innern dieses Reiches herrschte der traurige Bürgerkrieg. Aber in Lothringen scharte sich (im Jahre 1096) ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüstet und in guter Ordnung um den Herzog von Niederlothringen, den frommen und ritterlichen Gottfried von Bouillon; mit ihm zogen seine Brüder, Balduin und Eustathius, sein Neffe Balduin und viele andere Edle, Ritter, Bischöfe. Aus Frankreich kamen die Grafen Robert von Flandern, Hugo von Vermandois, Bruder des französischen Königs, Robert von der Normandie, Stephan von Blois, Raimund von Toulouse; aus Italien vor andern mächtig die Normannenfürsten Boemund von Tarent und sein Neffe Tankred, ein Held voll

ritterlicher Tugenden, nebst vielen Männern ihres kriegerischen Volkes. So stand in Süden und Norden im ganzen fast eine halbe Million Menschen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im festen Vertrauen, daß Gott ihnen in dem heiligen Werke den Sieg geben werde. So zogen sie nach dem Morgenlande, die Nordfranzosen und Lothringer zu Lande längs Rhein und Donau durch Deutschland, Ungarn, die Bulgarei und das griechische Reich, die Südfranzosen und Italiener über das Mittelmeer. Vor Konstantinopel vereinigten sich die Scharen, an 100,000 geharnischte Ritter, 300,000 Fußkämpfer mit unzähligem Troß von Knechten und Weibern und viele Geistlichen.

Da zitterte der griechische Kaiser Alexius für seinen eigenen Thron; mit Hinterlist suchte er die Gefahr zu beschwören und schadete dem Unternehmen, wo er es ohne eigenen Nachtheil thun konnte. Indessen erreichten die Kreuzfahrer glücklich Kleinasien und kamen nach Joppe und Gaza. Aber Seuchen, Hungersnoth und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen so gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten sie hohe Kriegsthaten zum Erstaunen der Welt. Sie eroberten die festen Städte Edessa und (1098) Antiochien. Diese erhielt Boemund von Tarent als Sitz eines eigenen Fürstenthums. Die übrigen zogen weiter nach Süden und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jerusalems. Da stürzten sie zu Boden, küßten die heilige Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl; aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeisterte sie, alles zu wagen; weder die festen Thürme und ragenden Zinnen, von denen die Geschosse der Türken niederfuhren, schreckten sie, noch der Mangel an Heergeräth, noch Hunger und Durst. „Zum Sturm, zum Sturm!“ rufen sie voll Ungeduld, und mit furchtbarem Ungestüm toben sie wider die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigen sich jedoch die Türken und werfen in dichten Haufen Pfeile und Feuer auf die Häupter der Kreuzfahrer herab. Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umdroht, fechten sie fort. Wohl sinkt hie und da schon ein tapferer Held vor Ermattung hin. — Da zeigt sich, so erzählten sie, plötzlich auf dem Oelberg ein hoher Ritter in schneeweißer, leuchtender Rüstung; er winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. „Ein Cherub mit flammendem Schwert, den uns Gott zum Mitstreiter gesandt!“ rufen sie begeistert und dringen abermals gegen die Mauern an. Nun ist kein Halt mehr vor ihnen; vor ihrem Anprall gehen die Thore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern brechen in die Stadt; aber als der erste stürmt Gottfried von Bouillon die Zinne hinan und pflanzt die Kreuzesfahne auf. — So ward Jerusalem von den Christen wieder gewonnen, am 15. Juni des Jahres 1099 nach Christi Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jerusalem. Er aber sprach demüthig: „Das verhüte Gott, daß ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist“, und nannte sich bloß „Schirmvogt des heiligen Grabes“. Dies dünkte ihn die höchste Ehre.

6.

Heinrich's IV. Ende.

Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen,
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiges,
Zum Himmel aufzublicken, — o es ist
Ein großer Schmerz, und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne.

Uhland.

Während dieser große Kampf der abendländischen Fürsten und Völker im Morgenlande geschah, war Kaiser Heinrich IV. (1097) aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt und hoffte, endlich dort Ruhe, Frieden und Ordnung herstellen zu können. Denn nicht bloß die Gedanken und Leidenschaften der Parteien waren jetzt hauptsächlich auf den Kreuzzug gerichtet, sondern auch die Kräfte zum Bürgerkrieg waren durch den Abzug so vieler streitbaren Männer geschwächt. Das viele Unglück hatte den Kaiser vor der Zeit alt gemacht und tief gebeugt, aber auch zugleich seinen Charakter geläutert; die Fehler seiner Jugend waren dahin; alle edlen Eigenschaften seines Charakters hingegen, welche durch schlechte Erziehung und Schmeichelei einst unterdrückt gewesen waren, kamen jetzt immer heller an's Sonnenlicht. Nicht mehr nach Willkür strebte er, sondern seine Königspflicht hatte er erkannt und einsehen gelernt, daß das Königthum wankt, wenn es nicht auf die Grundlage sittlicher Würde gestellt ist. Ohne Stolz und eitlen Prunk, mild und leutselig gegen seine Freunde, großmüthig gegen seine Feinde, durchreiste er sein Reich, drang mit Erfolg auf Herstellung des Landfriedens und nahm sich allenthalben der Armen und Unterdrückten an. So stellte er die verfolgten Juden unter seinen besondern Schutz und erlaubte denjenigen von ihnen, welche durch die wüthenden Eiferer gewaltthätig zur Annahme des Christenthums gezwungen worden waren, den Glauben ihrer Väter wieder frei zu bekennen; da kam die Vorstellung auf: die Juden gehörten mit Leib und Gut dem Reiche als „Kammerknechte" des Kaisers. — Sodann suchte Heinrich IV. klug die Zahl seiner Freunde und Anhänger zu mehren. Den alten Welf belehnte er auf's neue mit dem Herzogthum Baiern und zwar erblich, wie denn die Lehen überhaupt damals mehr und mehr erblich geworden waren. Schwaben behielt sein getreuer Hohenstaufe. Berthold der Jüngere von Zähringen aber bekam (im Jahre 1097) seine Grafschaft im Breisgau wieder und dazu die Reichsvogtei über alles Land von Zürich bis an die Grenze Burgunds. Lothringen gab der Kaiser später (1100 nach dem Tode Gottfried's von Bouillon) dem Grafen Heinrich von Limburg, welcher früher sein Feind gewesen war. Die Thronfolge aber bestellte er also, daß die deutschen Fürsten auf einem Gericht zu Köln (1098) den Konrad wegen seiner Untreue absetzten und den anderen Sohn des Kaisers, Heinrich, als Fünften dieses Namens zum König erkoren. Dieser schwor seinem Vater, daß er, so lang' dieser am Leben sei, nicht nach der Krone trachten wolle. Konrad erkannte jammernd zu spät, daß er verführt und bloß mißbraucht worden war; vor Gram und Reue brach ihm zu Florenz (1101) das Herz.

Inzwischen war der Papst Urban II. gestorben, und über seinem Grabe

ging die Hoffnung auf, daß endlich Friede würde zwischen der weltlichen und geistlichen Macht. Aber wieder schleuderte der neue Papst, Paschalis II., ein Schüler Gregor's VII., den Kirchenbann auf den Kaiser; doch das Volk kümmerte sich nun nicht mehr darum. Heinrich's Feinde aber glaubten, ein Recht zu haben, ihrem Haß wieder vollen Lauf zu lassen; mit Verleumdung, Schmach und Hohn übergossen sie sein ergrauendes Haupt. Der Kaiser war ihnen im Wege, weil er die Geringeren, Bürger, Bauern, Ministerialen, gegen die Grafen und Fürsten schützte. Andere waren seiner müde, weil er sie nicht mehr in Raubzügen gegen empörte Große beschäftigte und bereicherte. Da drängten sich viele Schmeichler und Ohrenbläser an seinen Sohn Heinrich V. und flüsterten ihm zu: „Dein Vater ist im Bann und verflucht; greife du nach der Krone! Vielleicht entgeht sie dir sonst für immer." Schon lange hatte Heinrich V. mit stillem Grimm die Entwürdigung und Schwäche des Königthums betrachtet; er traute sich's zu und beschloß, es hoch über jegliche Anmaßung wieder emporzurichten. Voll Willenskraft und Verschlagenheit, aber gewissenlos, bebte er selbst vor dem Verbrechen nicht zurück, um zum Ziele zu kommen. Wie er nun die bösen Anschläge der Feinde seines Vaters und des Königthums merkte, versteckte er seine Pläne meisterlich, und je mehr ihm geschmeichelt ward, um so demüthiger zeigte er sich, daß ihn alle für ein lenksames Werkzeug hielten. Gleichsam wie gezwungen und aus Gehorsam gegen die Kirche, gab er ihren Aufforderungen und Bitten endlich nach, als er's an der Zeit glaubte, und fiel dann (1104) offen von seinem Vater ab. Da gab ihm Paschalis II. im Namen des Apostels Petrus seinen Segen und verhieß ihm Nachlaß aller seiner Sünden, nicht bloß hier auf Erden, sondern auch dereinst vor Gottes Richterstuhl. Alle Rechte und Pflichten waren nun frevelhaft zerrissen, und der ruchlose Krieg eines Sohnes gegen seinen Vater begann; augenblicklich schlossen sich alle Mißvergnügten an den Sohn, dessen Glück im Aufgang war, während der Glücksstern des alten Kaisers unterging; sie schauderten vor der Gemeinschaft mit einem Eidbrüchigen nicht. Heinrich V. aber hüllte sich noch immerfort scheinheilig in den Deckmantel der Gottesfurcht und sprach: „Mit Freuden will ich die Krone niederlegen, sobald mein Vater sich mit der heiligen Kirche versöhnt." Indessen nahm er seine Schwester Agnes (deren Gatte, der treue Friedrich von Hohenstaufen, gestorben war) nebst ihren zwei Söhnen in seine Gewalt. Umsonst wollte der Kaiser, tief erschüttert, mit seinem Sohn unterhandeln. Heinrich V. wies jeden Vorschlag zurück, so lange sein Vater im Banne sei. Da rüstete der Kaiser endlich gegen ihn, um die Ehre der deutschen Krone zu vertheidigen, und abermals waren es jetzt die edlen Bürger, die, über das Unrecht entrüstet, dem Gekränkten ihre Hülfe anboten. Am Regenfluß in Baiern stießen die Heere des Vaters und des Sohnes auf einander (1105). Da erschrak der Sohn, wie er sah, daß sein alter Vater doch noch so manche Freunde hatte. Aber er war auf der Bahn des Verbrechens schon so weit gegangen, daß er nicht mehr zurückkonnte. Ein Meister in allen Listen, suchte er nun dem Vater die Freunde abwendig zu machen, ging zu dem Markgrafen Leopold von Oesterreich und versprach diesem die Hand seiner schönen Schwester Agnes. Um diesen Preis verließ der Markgraf in bedauernswerther Schwäche den alten Kaiser; hierauf ließ Heinrich V. seinem

Vater, als ob er ihn warnte, sagen: „die Fürsten hätten sich gegen ihn verschworen." Dadurch brach er ihm allen Muth und alle Hoffnung. Wie betäubt entrann der alte Kaiser von seinem Heer hinweg nach Böhmen, wo ihn der Herzog mit Ehrfurcht vor seinem Unglück empfing. Von dort floh er nach Mainz. Hier ward ihm abermals die deutsche Bürgertreue zum Labsal im tiefen Leid. „Bau' nur fest auf uns," riefen die Mainzer ihm zu, „wir verlassen dich nimmermehr!" Also thaten auch die andern Städte am Rhein und boten ihm 20,000 gewaffnete Männer zum Schutz. Aber der ungetreue Sohn gewann Speier und darin die kaiserlichen Schätze durch Verrätherei. Da floh der Vater nach Köln. Als er aber erfuhr, daß zu Mainz ein Reichstag gehalten werden sollte und zwar im Beisein des päpstlichen Gesandten, ermannte er sich wieder und wollte mit Heeresmacht dahin zurückkehren und die Fürsten zwischen sich und dem Sohne richten lassen. Heinrich V. versuchte nun wieder eine böse List. Er ging ihm nach Koblenz entgegen und heuchelte Reue. Wie der Kaiser dort seiner ansichtig ward, fiel er, von Kummer bewältigt, ihm zu Füßen und sprach flehend: „Wenn mich Gott für meine Sünden züchtigen will, so bedenke doch du, mein Sohn, beim Heil deiner Seele die Ehre deines Namens. Denn kein göttliches Gebot giebt's, das dem Sohne das Schwert der Rache gegen den Vater in die Hand legt!" Da rief der Sohn, in falscher Demuth weinend: „Verzeih mir, was ich that. Treu will ich dir ja als guter Sohn gehorchen, nur löse dich vom Fluch der Kirche!" Der tiefgebeugte Vater versprach es; der Sohn beredete ihn heimtückisch, daß er im vollen Vertrauen sein Heer entließ und mit ihm nach Mainz zog. Als sie nach Bingen kamen, sprach der Sohn: „Mein Vater! Mir ist Botschaft gekommen, daß dich der Erzbischof Ruthard in Mainz nicht aufnehmen will, weil du noch gebannt bist, und ich wage es nicht, dich in die Mitte deiner Feinde zu führen. Darum laß uns auf's feste Schloß Böckelheim ziehen; dort begehe das heilige Weihnachtsfest, und ich will indessen für dich getreulich Frieden und Versöhnung schaffen." „Gott sei Zeuge und Richter zwischen dir und mir," warnte ihn sein Vater mit schwerem Herzen. Frech betheuerte ihm jedoch der Sohn nochmals seine Treue. Aber kaum war Heinrich IV. in Böckelheim, so fiel das Fallthor hinter ihm nieder, und er war gefangen. Bald trat nun ein Bote des jungen Königs zu ihm und forderte trotzig die Reichskleinodien von ihm, Krone, Scepter, Kreuz und Lanze. Da schickte der Kaiser, um sein Leben zu retten, in die Burg Hammerstein, wo sie verwahrt lagen, ließ sie überantworten und verlangte nun, nach Mainz gebracht zu werden, wo die Fürsten versammelt waren. Sein Sohn aber, welcher einen Aufstand der Mainzer Bürgerschaft besorgte, ließ ihn schnell als Gefangenen nach Ingelheim bringen. Dorthin kam dann auch er mit den Fürsten und dem Gesandten des Papstes und zwang seinen Vater, abzudanken; keine Bitte, keine Thräne desselben rührte sein steinernes Herz. Da übergab ihm der alte Kaiser sein Reich und all' sein Erbgut; und Heinrich V. zog (im Januar 1106) nach Mainz und ließ dort seine Wahl erneuern.

Stolz ermahnte ihn dabei der Erzbischof von Mainz: „Beschütze die Kirche, daß es dir nicht einst wie deinem Vater ergehe." Doch der junge König gedachte, die Maske der Demuth gegen die Priester bald abzuwerfen.

Indessen hatten den alten Kaiser seine Getreuen gewarnt, daß er eiligst von Ingelheim flüchten möge; sein Leben sei bedroht. Darum entfloh er nach Köln und von dort nach Lüttich, wo ihn der Bischof Otbert, ein Ehrenmann und treu seinem unglücklichen Herrn wie wenige, mit Ehrfurcht aufnahm. Allenthalben rüsteten jetzt die deutschen Bürgerschaften, am besten die Kölner, doch auch einige treue Bischöfe und Fürsten, besonders Herzog Heinrich von Niederlothringen, für den unglücklichen Vater gegen den ruchlosen Sohn. Dieser aber zog mit seinen neuen Vasallen zum Kampfe heran. Schon führte er nach fruchtloser Belagerung der Stadt Köln sein Heer zu einer Entscheidungsschlacht gegen Aachen. Da trat plötzlich des alten Kaisers treuer Kämmerer Erchembald vor den gerüsteten König, legte ihm Heinrich's IV. Ring und Schwert zu Füßen und sprach: „Das war das Einzige, was dein Vater noch auf Erden besaß. Sein Herz ist gebrochen. Seine letzte Bitte, da er starb, war: du mögest es seine Freunde nicht entgelten lassen, daß sie ihm im Unglücke treu blieben, und mögest seinen Leib in der Gruft zu Speier bestatten, wo sein Vater und Großvater ruhen."

Der edle Bischof Otbert hatte die Leiche Heinrich's IV., welcher lebensmüde am 7. August 1106 in Lüttich gestorben war, daselbst begraben lassen. Laut jammerte das Volk um des Kaisers Tod; die Armen hatten in ihm ihren Vater, die Unterdrückten ihren Beschützer verloren. Aber die Bischöfe von der päpstlichen Partei riefen, er sei im Kirchenbann gestorben; darum dürfe er nicht in geweihter Erde ruhen. So mußte die kaiserliche Leiche wieder ausgegraben werden; alle Priester mieden sie; nur ein unbekannter Mönch sang und betete bei ihr Tag und Nacht. Dann ward sie nach Speier gebracht; aber der dortige Bischof ließ sie nicht in den Dom tragen, sondern fünf Jahre lang blieb sie außerhalb desselben in einer ungeweihten Kapelle stehen; und der schändliche Sohn duldete es. So gönnte dem unglücklichen Kaiser der Grimm seiner Feinde auch im Grabe die Ruhe nicht, welche er im Leben nie gefunden hatte.

Eine lange Leidenskette war Heinrich's IV. Leben; in allen Gestalten stürmte das Unglück auf sein edles Haupt; mit Empörung und Bannstrahl ward er angegriffen, mit geistlichen und weltlichen Waffen verfolgt und mit Myriaden von Lügen; zuletzt hetzte ihn der eigene Sohn zu Tode. Und doch, ob sich gleich alles wider ihn verschwor, Himmel und Erde gegen ihn aufgeboten ward, ist er nicht erlegen; nur durch den nichtswürdigsten Verrath und durch unerhörte Tücke hat er endlich bezwungen werden können. Ueberreichlich hat er die Vergehungen seiner mißleiteten Jugend gesühnt durch Leiden wie nie ein König. Aber die ihm seine Fehler vorwarfen, die abtrünnigen Fürsten und Bischöfe Deutschlands, hatten am wenigsten das Recht dazu. Denn sie waren es, die aus schnöder Selbstsucht ihn, den hoffnungsvollen Knaben, seiner trefflichen Mutter raubten, ihn schlecht erzogen und irre führten oder doch zuließen, daß alles dies geschah, die dann meineidig ihren König verriethen und ihn und das Reich von Unglück zu Unglück trieben.

In seiner Regierung hat die nachmalige Zersplitterung Deutschlands ihren Urgrund. Denn unter ihr wurden die Grundfesten des deutschen Königthums erschüttert, ward die Fürstenmacht für immer gefestigt, erhielt das Sonderthum der Vasallen Gewalt über die Einheit des Reiches im Monarchen. Aber

nicht Heinrich's IV. Thaten haben dies bewirkt, sondern die Verrätherei der deutschen Fürsten im Bunde mit dem römischen Papstthum, das wie jene nicht länger der Herrschaft des Königs und Kaisers sich unterordnen mochte. Wenig kümmerte es die Herzoge und Grafen, Erzbischöfe und Bischöfe im deutschen Reiche, daß dessen Würde und Glanz erblichen und sein Name und seine Herrschaft im Auslande sanken, wenn nur ihre kleinen Interessen gewannen. Heinrich IV. rettete, schützte, was und wo er nur konnte; ihm allein ist es zu danken, wenn das Reich wenigstens nicht die Schande erlitt, ein päpstliches Lehen zu werden, wozu die unpatriotische Politik seiner Fürsten es beinahe erniedrigt hätte. Und dazu, daß er doch nicht ganz erlag, hat ihm das deutsche Volk geholfen, Bürger und Bauern gegen Fürsten und Adel; das ist ihr Verdienst. Nachdrücklich schützte sie aber auch der König gegen ihre Bischöfe und Burggrafen. Denn noch waren die meisten Städte in Deutschland bischöfliche. Der Bischof aber hatte in ihnen die Oberhoheit. Er ernannte, doch nur mit Zustimmung der Bürger, die städtischen Beamten, unter denen der Vogt oder Schultheiß der vornehmste war. Dieser (meist ein benachbarter Graf) wurde vom Kaiser mit der obersten Gerichtsbarkeit, dem Blutbann, belehnt und saß dem Gericht der Schöffen vor, die von den Bürgern aus ihrer Mitte dazu gewählt wurden. Anderwärts war ein Burggraf der oberste Beamte. Er hatte zumeist polizeiliche Gewalt, dann auch den Blutbann und war, wie der Vogt, vom Kaiser damit belehnt. An ihn (bezüglich an den Vogt oder Schultheiß) zahlten die Bürger eine Abgabe; auch dem Bischof waren sie zinspflichtig. Allmählich gewannen sie durch die Gunst des Kaisers Vorrechte, Freiheiten, bis sie später den Blutbann und andere Hoheitsrechte ganz an sich brachten. Schon am Ende des 11. Jahrhunderts waren viele Städte, besonders Worms, Mainz, Köln, Lüttich, Speier und andere in den Rheingegenden, durch wachsenden Reichthum und Waffentüchtigkeit zu großer Bedeutung gelangt. Handwerk und Handel waren die Quellen ihres Wohlstandes. Das Elend des langen Bürgerkrieges trieb viele vom platten Lande in ihre schützenden Mauern; so wuchs rasch ihre Bevölkerung. Trauriger als die Bürger waren die Bauern daran, die von Adel und Geistlichkeit als Knechte behandelt und oft von Raubrittern oder den eigenen Herren beraubt wurden. Heinrich IV. schützte sie mannhaft, wenn er konnte; das erbitterte viele Edlen, besonders die, welche nur vom Raube lebten. Es war eine wüste, rohe Zeit; im langen Empörungskampfe verwilderten die Gemüther; Treuschwüre wurden ohne Zahl geleistet und gebrochen, denn nach dem Vortheil beurtheilten die allermeisten Vasallen ihre Eide. In den ewigen Fehden redete man viel von Freiheit, von Kirche und Recht; die wenigsten hatten etwas Edleres im Sinne, als fremdes Gut und Vorrecht an sich selbst zu bringen. Dazu ward keine Gewaltthat, kein Verrath gescheut. Das war die Zeit, wo die Kreuzzüge entstanden; man hatte wohl Recht, die schwere Sündenschuld büßen zu wollen. Viele meinten, Buße zu thun durch den blutigen Streit mit den Heiden, andere durch geistliche Stiftungen und wurden darob von der Kirche hoch gepriesen; die wenigsten reinigten ihr Herz und wurden bessere Menschen, wie Kaiser Heinrich IV. that, der von der Kirche verflucht im Banne starb.

7.

Heinrich V.

.... Der ist kein Mann,
Der, wo das Größre zu gewinnen ist,
Am Kleinern sich genügen läßt.
Schiller.

Die Fürsten und Prälaten, die Heinrich den V. gegen seinen Vater erhoben hatten, täuschten sich sehr, wenn sie gehofft hatten, in ihm ein Werkzeug zu ihren besonderen Absichten zu gewinnen. Der junge König war nicht gemeint, auch nur das geringste der königlichen und kaiserlichen Rechte aufzugeben. Er gedachte vielmehr die Würde und Macht des Königthums im vollen Glanze wieder aufzurichten und wirkte für diesen Zweck mit rücksichtsloser Heftigkeit. Wenn es die Umstände zu fordern schienen, handelte er aber auch mit großer Verstecktheit, und um die Mittel war er selten verlegen. Denn zu der väterlichen Unverzagtheit, Klugheit, Kraft, besaß er die Schlauheit, die sich den Umständen zu fügen weiß, und die Weite des Gewissens, die auch Unsittliches gern aufnimmt, wenn es nützt.

Zunächst schaffte er sich im ganzen Reiche Gehorsam, indem er die Anhänger seines verstorbenen Vaters, die sich noch widersetzten, die Kölner, die Lothringer und Flanderer, unterwarf und streng bestrafte. Dann stellte er das Ansehen des Reiches nach außen wieder her. Besonders in den östlichen Nachbarländern, bei Slaven und Ungarn, war es durch den langen Bürgerkrieg unter der vorigen Regierung, der die deutschen Kräfte gegen die Nachbarn gelähmt hatte, ziemlich in Verfall gekommen. Die alte Oberhoheit des Reiches dort wieder zur Geltung zu bringen, unternahm Heinrich V. nun mehrere Kriegszüge (1108, 1109). Schon Herzog Magnus von Sachsen hatte ihm darin vorgearbeitet, indem er Heinrich, den Sohn des Abodritenfürsten Gottschalk, in seine Herrschaft wieder einsetzte (welche von der Trave zur Oder, von der Ostsee bis an die Havel reichte) und so dem Christenthum und dem deutschen Einfluß dies Gebiet auf's neue gewann. Nun bekämpfte Heinrich V. die Böhmen, Polen und Ungarn und machte wenigstens die Böhmen wieder zinspflichtig, wenn er auch sonst dort ohne viel Glück focht. Denn auch seine Kraft und Thätigkeit wurde von dem großen Kampfe gegen Fürstenmacht und Papstthum vollauf in Anspruch genommen.

So lange es ging, vermied er es zwar, mit dem Papste offen zu brechen, dessen Macht er hinreichend an dem Unglücke seines Vaters kennen gelernt hatte. Er hatte von vornherein die feste Absicht, das Investiturrecht nicht hinzugeben; aber vorerst verbarg er dieselbe noch vorsichtig, versicherte den Papst Paschalis II., daß er ihm wie seinem Vater gehorchen wolle, und lud ihn ein, zu einer Kirchenversammlung nach Deutschland zu kommen, damit der lange Kampf um die Rechte des Königthums und der Kirche friedlich beendigt würde. Bald vernahm jedoch der Papst, daß auch Heinrich V., dem Verbote der Investitur zum Trotz, die Bischöfe mit Ring und Stab belehnte. Da ward er mißtrauisch, scheute sich, nach Deutschland zu kommen, und begab sich nach Frankreich (1107), um dort eine Kirchenversammlung zu halten. Zu Chalons erschienen vor ihm, von Heinrich V. abgesandt, der Erzbischof

von Trier und der stolze Welf II. von Baiern mit mehreren Bischöfen und Grafen in stattlicher Pracht und verkündeten nachdrücklich ihres Königs Meinung: „er verlange nichts, als was bei den Deutschen von Alters her Brauch und Recht sei. Die Geistlichkeit habe freie Wahl nach dem Antrage des Volks; aber zuvor werde die Genehmigung des Königs für die Bewerber eingeholt, und nachdem dann die Wahl ohne Kauf oder Bestechung geschehen, werde der Gewählte vom Könige durch Ring und Stab mit dem Weltlichen, den Reichsgütern, belehnt und müsse dafür dem Könige wie jeder andere Lehnsträger Treue schwören und als Unterthan huldigen." Als nun der Papst auf seiner Gegenforderung, daß der König der ganzen Belehnung (Investitur) entsage, beharrte, da riefen die deutschen Gesandten drohend: „Nicht hier, sondern in Rom und mit dem Schwerte soll der Streit entschieden werden." Nun ging der Papst nach Troyes zur französischen Kirchenversammlung, verbot dort auf's neue allen Laien die Investitur und bewilligte dem deutschen Könige eine Frist, daß er innerhalb eines Jahres zur Beilegung des Streites nach Rom komme.

Die deutschen Fürsten waren gar nicht gesonnen, dem Papste das Investiturrecht des Weltlichen ohne weiteres willig zu überlassen. Wenn sie früher bei dem Streite zwischen Papst und Kaiser auf die Seite des ersteren traten, so geschah es nur, weil es gerade ihr Vortheil forderte, nicht aus Liebe für römische Anmaßung, sondern aus Haß gegen die kaiserliche Uebermacht. Jetzt, da sie mit der Krone wieder im Frieden waren, hatten sie denn auch keinen Grund, die hochgespannten Forderungen des Papstes zu unterstützen. Uebrigens hielt Heinrich V. sie kräftig im Zaume. Er stellte die erschütterte Macht des Königthums in Deutschland rasch wieder her. Auch er weilte oft in Sachsen und behielt es wohl im Auge. Er gab dies Herzogthum nach dem Tode des Herzogs Magnus, mit dem der Mannsstamm Hermann Billung's ausstarb (1106), an den Grafen Lothar von Supplinburg aus altem, einheimischem Geschlechte. Die nordsächsische Mark oder Nordmark (auch Mark Soltwedel, später Altmark genannt) ließ er dem Grafengeschlecht von Stade erblich. Ueberall hielt er streng auf seine Rechte und strafte jede Auflehnung gegen König und Reich, bändigte auch in Lothringen die unruhigen Großen. Bald erkannten die Fürsten allerorten mit Schrecken, daß er sie bisher überlistet und ihre Herrschaft nur als Werkzeug gebraucht hatte. Aber sie sahen auch seine Kühnheit und Festigkeit, und überrascht wagten sie es jetzt nicht, ihm die Stirn zu bieten.

Da beschloß er endlich (1110), seine Romfahrt zu thun, um die kaiserliche Krone zu erhalten, den Frieden in Italien herzustellen und den langen Kampf mit der Kirche wegen der Investitur zu beendigen, aber als Sieger. Er versicherte sich deshalb der Treue der deutschen Fürsten und rüstete dann ein ungeheures Heer; 30,000 Ritter zogen mit ihm, die Knechte und das Fußvolk ungezählt; auch manche rechtskundige Männer nahm er mit sich, welche seine Ansprüche gegen die Kirche mit den Waffen des Geistes vertheidigen sollten. Kaum hatte er den Fuß auf italischen Boden gesetzt, so verbreitete er Schrecken. Die Stadt Novara wollte ihm widerstehen; erstürmt und verwüstet diente sie den andern Lombarden zum Beispiel. Auf den ronkalischen Feldern bei Piacenza schlug er Lager und musterte nach dem Brauche das Reichsheer. Voll Furcht vor seiner Macht schickten ihm alle

Städte Lombardiens, bis auf Mailand, kostbare Geschenke, und alle Fürsten kamen mit ihren Kriegsleuten zu ihm; nur die mächtige Markgräfin Mathilde zögerte; vergeblich suchte der König diese beharrliche Freundin der römischen Kirche für sich zu gewinnen; vorsichtig og sie sich zurück; aber auch Heinrich war so klug, ihr den Besitz ihrer Länder zu bestätigen. Langsam rückte er hierauf mit seinem Heere gegen Rom heran, zerstörte die trotzige Stadt Arezzo und schickte nun seinen Kanzler, den Grafen Adalbert von Saarbrück, einen klugen und in Staatsgeschäften gewandten Mann, als Gesandten an den Papst. Dieser befand sich damals in großer Bedrängniß, blieb jedoch standhaft bei seinen Anforderungen und wollte das Recht der Investitur dem Könige durchaus nicht zurückgeben. Da sprachen Heinrich's V. Gesandte: „Seit 300 Jahren haben die deutschen Könige dies Recht geübt, und von 63 Päpsten hat kein einziger es geleugnet. Gäbe es aber der König jetzt auf, so käme ja fast alles Reichsgut an die Kirche, und das Ansehen des Königs ginge völlig zu Grunde, zum größten Schaden des Reiches. Wollten jedoch die Geistlichen mit der weltlichen Macht nichts mehr zu schaffen haben, dann würden sich auch die Laien nicht mehr mit geistlichen Sachen zu befassen brauchen." Da erwiderte der Papst, wie durch plötzliche Eingebung Gottes: „Die Geistlichen sollen sich auch nicht mit weltlichen Dingen befassen, das ist gegen den Geist ihrer Einsetzung. Zehnten und Opfer sollen ihnen genug sein. Die Kirche will nur ihre ursprüngliche Freiheit und Reinheit und Würde wieder haben!" Ueber diese unerwartete Wendung der Sache war der König hocherfreut und sprach: „Wohlan, die soll sie erhalten, wenn sie dem Reiche alle jene Güter zurückgiebt, welche sie durch die Schenkungen der Könige erhalten hat, die Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften und Vogteien, die Städte und Festen, Höfe und Dörfer und Ritterschaft des Reiches, die Münze, die Märkte und Zölle, kurz alles, was man „Regalien" heißt; — dann will ich gern eidlich auf das Recht der Investitur Verzicht leisten, und frei, ohne Einmischung der weltlichen Macht, soll die Geistlichkeit die Bischöfe und Aebte erwählen." Damit war der Papst völlig einverstanden, dem die Befreiung der Kirche von allem weltlichen Einflusse und aller eigenen Verweltlichung am Herzen lag, und er gelobte dem König, ihn zum Kaiser zu krönen. Heinrich V. setzte aber vorsichtig noch die Bedingung dazu, daß sowohl die deutschen Reichsfürsten, als auch sämmtliche Mitglieder der Kirche zu dem Vertrag ihre Einwilligung geben sollten. Hierauf zog er nach Rom und begab sich in die Peterskirche, wo der Vertrag erfüllt und die Kaiserkrönung vollzogen werden sollte. Als nun der Papst den versammelten Bischöfen und Aebten gebot, alle Reichsgüter dem Könige zurückzugeben und sich fürder bloß mit geistlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, riefen sie, überrascht und erzürnt: „Das darf der Papst nicht gebieten, das ist Ketzerei." Der schlaue König aber, welcher ihren Widerspruch vorausgesehen hatte, drang fest darauf, daß die Kaiserkrönung dessenungeachtet vollzogen werde; denn er für seine Person wolle ja der Kirche nichts nehmen. Der Papst zögerte jedoch, ihn zum Kaiser zu krönen; da ließ Heinrich V. ihn und die Kardinäle mit Kriegsvolk umstellen und gefangen nehmen (13. Februar 1111). Voll Wuth erhoben nun die Römer noch in der Nacht, von apulischem Hülfsvolk unterstützt, einen Aufstand, und am andern Morgen entbrannte ein offener Kampf mit großer

Wildheit von beiden Seiten; doch siegte in dem Blutbade zuletzt die Tapferkeit der Deutschen, und der König ließ den Papst und die Kardinäle in feste Schlösser bringen und dort streng bewachen. Standhaft weigerte sich indessen der Papst noch zwei Monate lang, den König zu krönen. Erst als die Römer, von den Deutschen immerfort aufs furchtbarste bedrängt, schon verzweifelten, gab er um ihrer willen endlich nach und schloß mit Heinrich V. (1111) folgenden Vertrag: „Das Recht, die Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab zu belehnen, sei wieder des Kaisers, und erst nach ihrer Belehnung darf die kirchliche Weihe erfolgen. Dagegen soll der Kaiser den Papst und die Kardinäle freilassen und der Kirche (jedoch unbeschadet der Wohlfahrt des Reiches) Gehorsam leisten. Der Papst aber wird ihn krönen und schwört, ihn niemals mit dem Bann zu belegen." Als dies für den Papst die Kardinäle und Bischöfe, für den König die Bischöfe und Fürsten beschworen hatten, gab Heinrich V. den Papst frei, und Paschalis II. krönte ihn dann zum römischen Kaiser. Stolz und froh zog Heinrich V. als Sieger nach Deutschland heim und ließ dort die Leiche seines Vaters, von welcher der Papst den Bannfluch hinweggenommen hatte, in der Gruft zu Speier feierlich bestatten, wie zum Beweise seines Triumphes über den Papst. Diesem machte indessen die zürnende Geistlichkeit die heftigsten Vorwürfe über seine Nachgiebigkeit und drang so lange in ihn, bis er endlich den Vertrag „als einen erzwungenen" widerrief und den Kaiser durch den Erzbischof Guido von Vienne in den Bann thun ließ.

Heinrich V. arbeitete indessen in Deutschland mit Kraft und rücksichtsloser Strenge an der Befestigung der königlichen Macht, die durch seine Erfolge in Italien nicht wenig an Ansehen gewonnen hatte. Zu diesem Zwecke suchte er viele Reichsgüter an sich zu bringen, und, um die Fürsten demüthigen zu können, warb er klug um die Liebe der Bürger. So bestätigte er den Wormsern wegen ihrer Treue für seinen Vater alle ihre Rechte, und die Bürger von Speier befreite er von dem sogenannten „Budtheil" (einer Abgabe zum Zeichen der alten Leibeigenschaft); dafür sollten sie den Gedächtnißtag seines Vaters mit feierlichem Gottesdienst und Almosengeben begehen; so suchte er zugleich das Andenken seines früheren Frevels zu verwischen. Als er jedoch, nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Weimar, deren Güter zum Reiche zog, kam der verborgene Groll der großen Herren über seine Gewaltherrschaft zum Ausbruch. Pfalzgraf Siegfried am Rhein und der Graf von Groitsch, welche von weiblicher Seite mit jenem erloschenen Geschlechte verwandt waren, und viele mißvergnügte Fürsten, — darunter auch der Landgraf Ludwig von Thüringen (zubenannt der „Spinger") und Herzog Lothar von Sachsen, — verschworen sich gegen den Kaiser, und an ihre Spitze stellte sich dessen früherer Kanzler Adalbert, welchen er zum Erzbischof von Mainz gemacht hatte; dieser hielt es jetzt eifrig mit der Kirche, welche nun abermals mit den deutschen Fürsten gemeinsame Sache gegen das Königthum machte. Die Nachricht, daß Heinrich V. in den Bann gethan sei, gab allen seinen Feinden neuen Muth. Kräftig begegnete er ihnen, warf den Erzbischof von Mainz ins Gefängniß, und des Kaisers tapfrer Feldhauptmann, Graf Hoyer von Mansfeld, gewann ihm (1113) bei Warnstädt, nicht weit von Quedlinburg, über die anderen den Sieg. Da mußten sich die Trotzigen durch schweres Geld und viele Güter von Heinrich's Zorn erlösen, und als er im nächsten

Jahre mit Mathilde, der Königstochter von England, Hochzeit hielt, kam auch der Sachsenherzog Lothar im Bußgewande zu ihm und unterwarf sich.

Heinrich V. glaubte sein Ziel erreicht zu haben. In Rom war ihm der Papst, in Deutschland die Vasallenschaft erlegen; über geistliche und weltliche Auflehnung schien das Kaiserthum gesiegt, Deutschland damit seine innere Einheit und Kraft wieder erlangt zu haben. Aber es schien nur so. Die Fürsten sahen mit Ingrimm, daß der Kaiser ganz auf den Wegen seiner Vorfahren wandele und das Regiment viel strenger und rücksichtsloser handhabe als sein mildgesinnter Vater; bald, meinten sie, würden Fürsten und Bischöfe des Kaisers Knechte sein, wenn sie nicht wehrten. Finstern Blickes beobachtete Heinrich V. den Haß, der allerorten im Reiche, von den überwundenen Feinden angefacht, gegen ihn entbrannte. Um so härter übte er seine Macht und beugte die Widerspenstigen mit starker Hand. Den Grafen Ludwig von Thüringen ließ er, als jener sich verdächtig zeigte, ohne weiteres gefangen setzen. Da versuchten die Fürsten noch einmal, mit den Waffen ihr Joch zu brechen. Wieder brach ein Aufstand aus, und Sachsen war auf's neue der Herd der Empörung. Auch den Glaubenseifer des Volkes suchten die Gegner des gebannten Kaisers wieder zu entflammen, und Fürstenthum und Papstthum traten abermals in einen Bund gegen die Kaisermacht. Heinrich V. aber ächtete die sächsischen Fürsten und zog wider sie zu Felde. Am Welfesholze (zwischen Hofstedt und Widerstedt) kam es zur Schlacht (11. Februar 1115). Unbesonnen eröffnete sie der Graf Hoyer von Mansfeld; sie ging für den Kaiser vollständig verloren. Frohlockend errichteten die Sachsen auf dem Schlachtfelde ein Siegeszeichen, eine Kapelle mit einer Bildsäule, die einen Krieger in altsächsischer Rüstung vorstellte; — „den heiligen Thodut" oder „Jodut" nannten ihn die Bauern mit dunkler Erinnerung an den alten Kriegsgott Ziu.

So hatte die Aristokratie den Kaiser aus Norddeutschland hinausgeschlagen. Nun rührten sich auch anderwärts Fürsten und Prälaten gegen ihn. Viele von denen, die bisher noch auf seiner Seite gestanden hatten, meinten, die Sache der Fürsten wider den Kaiser sei eine gemeinsame, und fielen auf die Nachricht von seinem Mißgeschick von ihm ab. Nur die zwei Brüder von Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, seine Neffen, Herzog Welf und wenige andere blieben ihm treu. Nun ward auch der Bannfluch über ihn ohne Scheu offen in Deutschland ausgerufen. Die Bürgerschaften aber, sonst dem Königthum so treu, waren Heinrich dem V. abgeneigt. Seine Untreue gegen den Vater, den sie so geliebt hatten, war ihnen unvergessen, und sein strenges, herrisches Wesen stieß sie ab. Als er nach Mainz kam, stürmten dort Ritter, Geistliche und Bürger seinen Palast und zwangen ihn, den Erzbischof Adalbert freizugeben, welchen er lange Zeit gefangen gehalten hatte. Adalbert's blasses Gesicht und hagere Gestalt, die Erzählung seiner Kerkerleiden reizten dann die Menge noch mehr zum Unwillen gegen den harten Kaiser.

Indessen war die reiche Markgräfin Mathilde gestorben (1115), und der Kaiser wollte nach Italien ziehen, um ihre Güter mit dem Reiche zu vereinigen. Dieselben waren sehr bedeutend; eine Menge von Städten und Ortschaften im oberen Italien gehörten dazu. Sie waren ursprünglich Reichslehen, manche Landstriche aber auch Allod, so daß die Ordnung der Erbschaft

nicht leicht war. Zuvor aber traf der Kaiser Maßregeln, seine Partei besonders in Mittel- und Süddeutschland zu stärken und sich so den Rücken zu decken. Er stellte nämlich das Herzogthum Ostfranken wieder her, welches bis dahin in viele Grafschaften zersplittert gewesen war, deren meiste die Bischöfe von Würzburg besaßen. (Das Land Rheinfranken war eine Kammerprovinz der Kaiser aus dem fränkischen Hause, und an des Königs Stelle waltete dort der mächtige Pfalzgraf bei Rhein.) Weil nun der Bischof von Würzburg von Heinrich V. auch abfiel, so gab dieser Franken als Herzogthum seinem getreuen Neffen Konrad von Hohenstaufen. Diesem und dessen Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, übertrug er auch die Verwaltung des Reiches. Hierauf zog er mit Heeresmacht nach Italien. Dort hielt er zu Venedig, wo ihn der Doge sehr ehrenvoll aufnahm, und am Po Gerichtstage und ordnete dann (1116) die „Mathildische Erbschaft". Die Markgräfin hatte durch Testament (1077 und 1102) ihr „Eigenthum" dem päpstlichen Stuhle vermacht. Als solches erkannte der Kaiser aber nur weniges an; das meiste zog er als erledigtes Reichslehen ein. Viele Städte, die zum Nachlaß gehörten, behaupteten, Mathilden nur persönlich verpflichtet gewesen oder von ihr nur mit Gewalt zu Leistungen genöthigt worden zu sein; ihre Ansprüche beachtete der Kaiser und bewilligte ihnen manche Befreiung. Die Kirche beschwerte sich nachmals sehr über diese Ordnung der Dinge und beanspruchte wo möglich das ganze Erbe. So entstand darüber ein langer Streit zwischen Papst und Kaiser, wobei die Städte am meisten gewannen, weil sie je nach dem Stande desselben sich bald von der einen, bald von der anderen Seite Zugeständnisse erwirkten. Für jetzt widersprach der Papst nicht, geschreckt durch Heinrich's drohende Haltung; aber eine Kirchenversammlung zu Rom schleuderte wieder den Bann auf den Kaiser, da der Papst selbst, seines Eides wegen, ihn nicht bannen wollte. Als nun Heinrich gegen Rom heranzog, flüchtete Paschalis II. nach Benevent und starb dort bald darauf (1118). Die Kardinäle aber wählten, um ihre Wahlfreiheit zu behaupten, schnell Gelasius II. Doch auch Heinrich wollte den alten Einfluß der Kaiser auf die Papstwahl zur Geltung bringen, drang wieder in Rom ein, das Gelasius flüchtig verließ, und unter seiner Leitung wählten die Römer einen Gegenpapst, Gregor VIII. Ihn und dessen kaiserlichen Schützer bannte darauf Gelasius, ward aber wieder aus Rom verjagt und floh nach Frankreich, wo er die ehrenvollste Aufnahme fand, während Gregor VIII. es zu keiner allgemeinen Anerkennung seiner Würde bringen konnte.

Inzwischen erlitt Deutschland alle Gräuel des Bürgerkrieges; denn der unversöhnliche Adalbert von Mainz wollte nicht ruhen, als bis der Kaiser vernichtet sei, und die Fürsten nicht eher, als bis sie mehr Einfluß auf das Reichsregiment und insbesondere die Erblichkeit der großen Lehen (ihrer Würden) auch gesetzlich errungen hätten. Vom Kardinal Kuno von Präneste, einem persönlichen Feinde Heinrich's, noch mehr aufgestachelt, ließen sie Heinrich dem V. sagen, er solle eilig auf einem Reichstage zu Würzburg erscheinen und sich rechtfertigen; sonst würden sie ihn absetzen. Da kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, die Rebellen zu züchtigen. Doch bald überzeugte er sich, daß er mit Waffengewalt nichts erreiche, als eine immer größere Verwüstung des Landes. Daher neigte er zum Frieden und knüpfte Unterhand-

lungen mit seinen Gegnern, vorzüglich auch mit dem Papste an. Die letzteren hatten indessen anfangs schlechten Fortgang.

Nach dem Tode des Gelasius war in Frankreich der Erzbischof Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II. von den Kardinälen zum Papst erwählt worden. Dieser erneuerte auf einer Kirchenversammlung zu Rheims (1119) den Bannfluch gegen Heinrich V. und das Verbot der Laieninvestitur. Darüber fielen denn noch mehrere Prälaten und Fürsten von dem Kaiser ab, und dieser entschloß sich, milder aufzutreten. Andererseits begannen die Fürsten zu fürchten, daß, wenn die weltliche Macht der geistlichen in ihrem Streite um die im Besitz der Kirche befindlichen Lehen ganz erliege, sie selbst großen Nachtheil erleiden möchten; denn auch sie hatten manche Güter und Rechte als Kirchenlehen inne. So söhnten sich denn viele unter ihnen mit dem Kaiser wieder aus, der auch dadurch seine friedliche Gesinnung zu erkennen gab, daß er mehr nach dem Rathe der Fürsten zu regieren versprach. Auch löste er zu Gunsten des Bischofs von Würzburg das Herzogthum Franken wieder auf und gab ihm die vielen fränkischen Grafschaften wieder; zur Entschädigung machte er Konrad von Hohenstaufen zum Markgrafen von Toskana und Herzog von Ravenna. Da war es denn vergebens, daß Adalbert von Mainz das Feuer des Bürgerkrieges immer wieder anzufachen suchte. Damit vermehrte er nur die Unordnungen und Fehden, ohne die Aussöhnung der Fürsten mit dem Kaiser hindern zu können. Zu Würzburg auf einem großen Reichstage (1121) vertrugen sie sich dahin: jedem solle sein Eigenthum gesichert und wiedergegeben werden und ein allgemeiner Reichsfriede herrschen, dessen Uebertreter den Tod leiden solle.

Und wegen des Streites um die Investitur geboten sie, daß er durch unparteiische Fürsten geschlichtet würde, ohne der Würde des Reiches etwas zu vergeben. Zu Worms kam endlich (1122) der Friede zwischen Kaiser und Papst in folgender Weise zu Stande: Der Kaiser überließ das Recht der Investitur dem Papst, gestattete ferner, daß die Wahl der Bischöfe und Aebte fortan einzig und allein der Geistlichkeit, ohne Einmischung der weltlichen Macht, verbleibe, und versprach, dem Papst und dem Klerus alle mit Unrecht entrissenen Güter zurückzugeben. Dagegen sprach ihn der Papst vom Banne los und gab ihm das Recht, daß die Bischöfe und Aebte in des Kaisers Gegenwart erwählt werden und die Erwählten von ihm die Belehnung über die Reichsgüter durch das Scepter erhalten sollten. Dieser Vertrag hieß das „Wormser Konkordat". So hatte nun, nach 50 Jahren des Bürgerkriegs, der Kaiser, was des Kaisers, und die Kirche, was der Kirche war. Aber gewonnen hatte am meisten doch die Kirche; denn sie war jetzt unabhängig von der weltlichen Macht und hielt auch fort und fort die Grundsätze fest, welche Gregor VII. aufgestellt hatte, nämlich: daß sie über aller weltlichen Macht stehe.

Heinrich V. fühlte dies tief und trachtete nun um so eifriger mit der vollen Kraft seines gewaltigen Willens und mit der ganzen Schlauheit seines scharfen Geistes, die Macht der Fürsten zu brechen, die alte Hoheit des Königthums, sowie Frieden und Ordnung im Vaterlande herzustellen. Dennoch konnten ihm allenthalben die Fürsten Trotz bieten; so gewaltig waren sie schon geworden; — dies war die endliche Frucht des Frevels von Kaiserswerth, den

sie gegen Heinrich IV. verübten, und womit dessen Unglück begann. Seinem Sohne, Heinrich V., aber fehlte, um das Gute zu erwirken, sittliche Würde, die jeder König vor allem haben muß; weil er selbst keine Treue besaß, war er gegen jedermann stets voll finstern Argwohns; darum war jedermann auch wider ihn. Das bittere Bewußtsein, sein ganzes Leben lang fruchtlos gerungen zu haben und beim Gefühl seiner Kraft dennoch ohnmächtig zu sein, war zugleich die gerechte Strafe für seinen Frevel am Vater. Auch sollte er keine Elternfreude genießen; kinderlos mußte er sterben. Er verschied zu Utrecht 1125, im 44. Jahre seines Alters, und mit ihm erlosch das Geschlecht der fränkischen (oder „salischen") Kaiser, welche das deutsche Reich 100 Jahre lang beherrscht und mit Kraft und Beharrlichkeit für die Einheit Deutschlands durch das Königthum, für die Unabhängigkeit des Staates gekämpft hatten; an dem Bunde der deutschen Fürsten mit einer *fremden* Macht, dem Papstthum, scheiterten sie.

8.

Lothar.

Der schwache Geist, den eitle Ehrsucht stachelt,
Mag Kronen kaufen; doch er bleibt ein Knecht.

Nach dem Erlöschen der Salier war entschieden das mächtigste Geschlecht im Reiche das der Hohenstaufen, das von jenen seit fünfzig Jahren emporgebracht worden war. Zu ihrem großen eigenen Besitz erbten sie nun auch den reichen Nachlaß Heinrich's V., den er ihnen vermacht hatte. Denn Friedrich und Konrad von Hohenstaufen waren seine Neffen und nächsten Erben. Dazu kam nun, daß ihre Verwandtschaft mit dem bisherigen Herrscherhause ihnen auch ein Erbrecht auf die Krone zu geben schien; wenigstens hatten die sächsischen und salischen Kaiser immer mit Eifer darauf hingestrebt, den Grundsatz der Erblichkeit der Krone zu herkömmlicher und rechtlicher Geltung zu bringen. Indessen gerade der Satz, daß die Krone so gut wie die andern Reichswürden erblich sein müsse, war von den Gegnern eines starken Königthums von jeher bestritten worden, und jetzt bei der Erbitterung und den Erfolgen der Fürsten war er es am meisten. Denn die Hohenstaufen, die treuesten und thätigsten Anhänger der letzten Kaiser, schienen nicht bloß die Bluts-, sondern auch die Geistesverwandten derselben zu sein; sie waren hochstrebend, kraftvoll, selbstbewußt. Solche Nachfolger Heinrich's V. wünschte sich niemand im Lager der päpstlich und fürstlich Gesinnten.

Als Führer der letzteren war der Erzbischof Adalbert von Mainz anzusehen; das Haupt der hohenstaufischen Partei war Herzog Friedrich von Schwaben. Die Kräfte beider sollten sich nun bei der Wahl messen.

Zu dieser berief der Sitte gemäß der Erzbischof von Mainz, als Primas (erster Geistliche des Reiches), die geistlichen und weltlichen Großen aus allen Theilen Deutschlands nach Mainz. Als sich demgemäß Herzoge, Fürsten, Grafen, Edle — Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pfarrer — mit den Gefolgen der streitbaren Dienstmannen eine Zahl von 60,000 — hier an beiden Ufern

des Rheins versammelten, war man zunächst darüber einverstanden, daß das alte Wahlrecht und nicht etwa Erbansprüche gelten sollten. Sodann war die Frage, ob alle, nicht bloß Fürsten und Bischöfe, sondern auch alle die Ritter und niederen Geistlichen das Wahlrecht üben sollten. Da die Anzahl der Süddeutschen, unter denen die Hohenstaufen den größten Anhang besaßen, das Uebergewicht hatte, so setzte die Partei ihrer Gegner, geführt vom Erzbischof von Mainz und zwei päpstlichen Gesandten, die sich dazu eingefunden hatten, fest, daß ein Wahlausschuß von 40 Fürsten, 10 aus jedem der vier Hauptvölker, Baiern, Schwaben, Sachsen und Franken, den König wählen solle. Nachdem die allgemeine Wahlfreiheit mit solcher Willkür beschränkt war, wurden von jenen 40 Wählern drei Fürsten zur Wahl vorgeschlagen, der Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen, Heinrich's V. Neffe, der Markgraf Leopold von Oesterreich (aus dem erlauchten Geschlechte der Babenberger), Heinrich's V. Schwager, und Lothar, der Sachsenherzog. Die beiden letzteren verzichteten auf die Würde, Lothar mit erkünstelter Bescheidenheit; um so fester hoffte nun Friedrich die Krone zu erhalten. Aber Adalbert und die Päpstlichen setzten alles in Bewegung, nicht ihn, sondern einen Mann nach ihrem Sinne zum König zu erheben. Mit Verletzung alles Rechts riefen sie plötzlich Lothar zum König aus, brachten mit Versprechungen und Drohungen viele Widerstrebende zum Schweigen, und so wurde denn Lothar am 30. August, als wäre er durch eine rechtmäßige Wahl erhoben, anerkannt. Zuvor aber mußte er dafür schwören, eingezogene Reichslehen nicht zur Krone zu schlagen, sondern wieder auszutheilen, die Bischofs- und Abtwahlen unbedingt freizugeben und die Neugewählten erst nach empfangener kirchlicher Weihe mit dem Scepter zu belehnen, was ganz dem Wormser Konkordat zuwider war. So gab er aus Schwäche und eitlem Ehrgeiz die Rechte des Königthums den Fürsten und der Kirche preis. Ja, er ließ sich von den Bischöfen und Aebten nicht einmal huldigen und bat sogar den Papst durch eine Gesandtschaft um Bestätigung seiner Würde. Honorius II., welcher damals Papst war, hatte inzwischen bereits auch die Erbschaft der Markgräfin Mathilde großentheils an sich gezogen.

Tief entrüstet sah Friedrich von Hohenstaufen, wie die Ehre und Macht des Reiches von dem neuen Könige so geschmälert wurden; dieser hingegen, in seiner Schwäche voll Eifersucht und Furcht, trachtete die große Macht der Hohenstaufen zu zerstückeln und an ihnen für die Opfer Ersatz zu nehmen, die er seinen Freunden als Preis seiner Erhebung hatte bringen müssen. Daher suchte er das Zugeständniß, das er bei seiner Wahl gemacht hatte, wonach alle Reichsgüter, die durch Aechtung ihrer Lehensbesitzer verfallen seien, nicht zum Eigenthum des königlichen Hauses, sondern zum Fiskus des Reiches (also zu neuer Vertheilung) gezogen werden sollten, dadurch zu seinem Vortheile auszubeuten, daß er von den Hohenstaufen alle jene Reichsgüter zurückforderte, welche Heinrich V. mit seinem Hausgut vereinigt hatte, und welche die Hohenstaufen nun als solches erblich besaßen. Als Herzog Friedrich dies verweigerte, weil ja ebenso jeder andere Reichsfürst Reichslehen jetzt erblich besitze, also auch der König solche vererben könne, erklärte Lothar ihn (dann auch dessen Bruder Konrad, als derselbe von einer Wallfahrt aus dem Morgenlande heimgekommen war) für einen Feind des Reiches und beschloß gegen ihn den Reichskrieg (zu Regensburg, 1125).

Um seine Partei zu verstärken, gab er dem Herzog Konrad von Zähringen ein Stück von Burgund und dem Welfenherzog Heinrich (mit dem Beinamen des Stolzen, Sohn Heinrich's des Schwarzen und der Wulfhilde, der reichen billungischen Erbtochter) seine einzige Tochter Gertrud, sowie bald darauf zu dem Herzogthum Baiern, welches er schon besaß, auch noch Sachsen. Dadurch wuchs die Macht der Welfen furchtbar heran, und ihre Besitzungen (freie Stammgüter sowohl als Lehen) reichten von den Küsten der Nordsee bis an die des Mittelmeeres. An Erlauchtheit des Geschlechts zeichneten sie sich längst aus; denn bis zu Karl dem Großen verfolgt sie die Geschichte, die Sage aber bis in die Heldenzeit der Völkerwanderung; Wulf, einem Anführer der Schren zu Attila's Zeit, sollten sie entstammen. Aber auch die zwei kühnen Brüder von Hohenstaufen hatten indessen gerüstet, und viele Edle und manche Städte waren auf ihrer Seite. Da wurde bald ganz Deutschland in zwei Parteien zerrissen und überall viel Elend durch Krieg und Gewalt angerichtet. Die Verwirrung stieg, als der Frankenherzog Konrad (von Rheinfranken, das er aus der salischen Erbschaft besaß) mit Zustimmung seiner Partei sich zum Gegenkönige aufwarf (1127), indem er behauptete, daß die Staufen als Erben Heinrich's V. nicht bloß dessen übrige Güter, sondern auch die Krone überkommen hätten. Die anderen Fürsten verwarfen diese Ansicht. Reichsgüter, erwiderten sie, seien nicht ohne weiteres zu vererben, am wenigsten die Krone; sonst würde das alte Wahlrecht verletzt. Und Lothar warf des Reiches Acht über Konrad; drei Erzbischöfe belegten ihn mit dem Kirchenfluche. Konrad aber zog kühnen Muthes (1128) nach Italien, wo ihm der mit dem päpstlichen Stuhle gespannte Erzbischof von Mailand zu Monza die eiserne Krone der Lombarden aufsetzte und viele Städte und Große sich für ihn erklärten. Doch bald brach der Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen los, und der Papst that Konrad in den Bann. Auch in Deutschland wankte das Glück der Hohenstaufen; ihr Muth aber stand fest.

Bald darnach (1130) starb Honorius II., und es wurden durch den Zwiespalt der Kardinäle zwei Päpste erwählt, Anaklet II. und Innocenz II., von denen jeder der rechtmäßige zu sein behauptete und sich um die Anerkennung der Machthaber bemühte. Da hätte nun König Lothar die Gunst der Umstände benutzen und einen von beiden Päpsten nicht eher anerkennen sollen, bis derselbe ihm die dem Königthum 1125 entrissenen Rechte wiedergab. Statt dessen nahm er Innocenz II., als dieser 1131 nach Lüttich kam und ihn als getreuen Diener der Kirche um Beistand bat, fügsam und bereitwillig als rechtmäßigen Papst auf. Hinterher suchte er ihn zwar zu bewegen, daß er auf die der Krone abgedrungenen Vortheile verzichte; da war es freilich zu spät, und er erreichte nichts. Eben so unkräftig und unbedacht benahm sich Lothar in Italien, wohin er sich 1132 mit einem kleinen Heere zum Römerzuge begab, und die Italiener spotteten seiner Ohnmacht. Die Partei Anaklets verwehrte ihm trotzig den Einlaß in die Peterskirche, und er konnte ihn nicht erzwingen; in aller Eile mußte ihn Innocenz in einer anderen Kirche zum Kaiser krönen (1133). Als hierauf die Erbschaft der Gräfin Mathilde zur Sprache kam, verweigerte Innocenz jetzt hartnäckig die Herausgabe der dazu gehörigen Allode und gab nur soweit nach, daß Lothar und dann Heinrich der Stolze sie für ihre Lebenszeit gegen einen jährlichen Zins von 100 Mark

Silbers vom Papst zu Lehen tragen sollten. Dies unrühmliche Abkommen, das den Kaiser zu einem Lehensmanne des Papstes machte, schloß Lothar wirklich und erntete dadurch bei seinen Gegnern nur um so mehr Spott und Schimpf. Dann kehrte er wieder nach Deutschland zurück.

Dort lagen noch immer die Hohenstaufen mit den Welfen in heftigem Streite. Erst nach zwei Jahren versöhnten sich die beiden Parteien; keine war der anderen entschieden überlegen; so hielten sie es denn für das beste, sich zu vertragen. Die hohenstaufischen Brüder huldigten dem Kaiser, und dieser löste sie von der Reichsacht (worauf sie auch vom Kirchenbann entledigt wurden), belehnte sie mit allen ihren Besitzungen und ernannte den tapfern Konrad zum Reichsbannerträger mit dem Vorrang vor den anderen Fürsten (1135). Sodann wurde der Landfriede von allen Fürsten beschworen, und Einigkeit und Ordnung kehrten endlich in das Reich zurück. Dadurch hob sich sofort auch dessen Ansehen bei den Nachbarn. Insbesondere wagten die Slaven keine Einfälle in die deutschen Marken, der Polenherzog zahlte wieder den Zins, und von Dänemark, Ungarn und Byzanz kamen Gesandte mit Geschenken und Gesuchen zum Kaiser. Nur die Italiener, welche seine Ohnmacht in der Nähe geschaut hatten, wollten sich ihm nicht fügen. Gegen sie beschloß nun Lothar einen neuen Zug über die Alpen, dazu noch besonders aufgefordert von dem griechischen Kaiser und dem Papste Innocenz II., die durch die Deutschen ihren gemeinsamen Feind, den Normannenfürsten Roger von Sicilien, zu bekämpfen wünschten. Dieser hatte sich ganz Unteritalien unterworfen und war von Anaklet II. (1130) zum Könige erhoben worden. Damit hatten Anaklet und Roger die Rechte des Kaiserreiches verletzt, welchem Unteritalien und die dortigen Normannen lehnsunterthan waren.

So zog denn Lothar im Jahre 1136 mit großer Heeresmacht abermals nach Italien. Im Sturme wurden die Widerspenstigen im Norden und Süden dieses Landes von den Deutschen niedergeworfen; Roger mußte nach Sicilien entfliehen; auch Anaklet unterlag. Nun aber entspann sich Streit zwischen Papst und Kaiser; denn Lothar versuchte jetzt endlich, seine Rechte gegen die päpstlichen Anmaßungen geltend zu machen. Insbesondere wollte er nicht dulden, daß der Papst die Oberlehnsherrschaft über das Land Apulien, die dem Kaiser gebührte, ferner sich aneigne. Indessen gab er doch soweit nach, daß er sie mit dem Papste zu theilen einwilligte; daher hielten denn beide, Papst und Kaiser, die Fahne, indem sie den Fürsten Rainulf mit Apulien belehnten. Nun aber wollten die Deutschen nicht länger im fernen Unteritalien bleiben, denn die durch das Reichsgesetz für die Romfahrt festgesetzte Zeit war abgelaufen. So mußte denn der Kaiser nach Deutschland zurückkehren. Auf dem Heimwege starb er im Dorfe Breitenwang, das bei Füßen im bairischen Hochlande liegt, im Jahre 1137.

Er war ein tapferer und thätiger Mann. Auch ist er nicht ohne Verdienste; denn als Sachsenherzog hat er (1111) den Ritter Adolf von Schauenburg zum Grafen von Holstein und (1134) den Grafen Albrecht den Bären von Ballenstädt zum Markgrafen der Nordmark gemacht, — zwei Wahlen, die im höchsten Grade glücklich waren. Aber dem Kaiserthum hat er als Unterthan und als Herrscher geschadet; denn durch seine Empörung vornehmlich wurde Heinrich V. verhindert, gegen Papst und

Fürsten die Würde und Stärke der Krone glücklich zu behaupten, und was jener noch kräftig festgehalten und durchgesetzt, gab Lothar dann schmählich preis, nicht aus Ueberzeugung von dem guten Rechte der Fürsten und der Kirche, sondern zuerst aus eitler Ehrsucht, dann aus schwächlicher Scheu vor ihrem Widerstande.

9.

Deutschland am Anfang der hohenstaufischen Zeit.

Die Zeit macht nicht die Geister,
Der Geist macht seine Zeit.
Oehlenschläger.

In jenen Zeiten hatte sich die alte Gauverfassung Deutschlands völlig aufgelöst, und dessen einzelne Theile bildeten nun Länder, über welche die Herzoge nicht mehr als bloße Beamte des Königs, sondern in der That schon als erbliche Landesherren herrschten, jedoch mit Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Königs, von welchem sie ihre Länder sinnbildlich durch Ueberreichung einer Fahne empfingen; das hieß „Fahnenlehen". Ebenso (bald darauf) die Markgrafen, deren Macht immer höher heranwuchs und sich von der Obermacht der Herzoge loswand. Besonders gewaltig wurden damals die slavischen Marken, die nordsächsische Mark unter dem askanischen (anhaltischen) oder ballenstädtischen Geschlecht, die Ostmark (Lausitz) unter dem Geschlecht Wettin, und beide, sowie auch Kärnten, wurden nun allmählich durch Einwanderung deutscher Kolonisten und Unterdrückung der Slaven zu deutschen Ländern. Thüringen war als eine eigene Landgrafschaft von Sachsen unabhängig geworden unter dem Geschlecht Ludwig's des Springers. Die Markgrafschaft Oesterreich ward unter den ritterlichen Fürsten des babenbergischen Hauses vergrößert und stark. Weil nun die Gauverfassung zertrümmert war, so hefteten die in den Gauen angesessenen Grafen ihre Gewalt, welche auch meistens schon erblich geworden war, an ihre liegenden Güter (denn sie hatten die Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen) und benannten sich nach ihrem bedeutendsten Gut oder nach ihrer wichtigsten Burg. Aehnlich thaten die Ritter und benannten sich nach der Burg, auf der sie Lehnsdienste hatten, oder nach ihren Aemtern. Ebenso die städtischen Geschlechter; diese nannten sich entweder nach den Straßen, worin ihre Erbhäuser standen, oder nach diesen selbst. So kamen in Deutschland die Geschlechtsnamen beim hohen und niedern Adel auf, — beim Bürgerstand erst später. — Gleichzeitig wurden auch die Wappen, als Abzeichen der adligen Geschlechter, immer mehr eingeführt.

Das Verhältniß des Königs und der Fürsten war damals folgendes. Dem Könige blieb zur Aufrechterhaltung seiner Oberherrlichkeit über die Fürsten noch ein Mittel, nämlich die Reichsacht. Nur auf Reichstagen und nur mit Beistimmung der Reichsstände, nämlich der Fürsten, durfte der König Reichsgesetze geben. Ebenso war auch die Willkür der Fürsten eingeschränkt, nach dem uralten Recht der deutschen Völkerschaften: sich ihre

Gesetze selbst zu geben; für die Fürsten, als nun wirkliche Landesherren, waren fortwährend die Landtage und Landstände das, was die Reichstage und sie selbst als Reichsstände für den König waren. Gleichwie sie dem Könige die Dienste der vier Reichs-Erzämter thaten, so hielten sie selbst auch einen Hofstaat aus ihren Dienstmannen und hatten ihren Kämmerer, Schenken, Marschall und Truchseß. Das Reich hatte drei Erzkanzler, für Deutschland den Erzbischof von Mainz, für Italien den von Köln und für das arelatische Reich (d. i. Burgund) den von Trier. Die Kanzler der Fürsten waren ihre Hofkapellane. — Die Einkünfte des Königs bestanden aus dem Ertrage seiner Kammergüter und aus dem der Reichsgüter (besonders der Forsten und Bergwerke), der Gefälle von vielen Reichsrechten (z. B. des Münzrechts, der Reichszölle, des Schutzgeldes, welches die Juden entrichten mußten, u. m. a.), endlich aus der Königssteuer (welche die Fürsten und Kirchen in Kriegszeiten bezahlten, die ersten, wenn sie selbst nicht in den Krieg mitziehen konnten, die zweiten, weil sie keine Leute dazu gaben; nur die großen geistlichen Herren zogen noch lange mit ihren Rittern und Mannen in den Krieg), sowie aus den Abgaben der Reichsvogteien. Ebenso bezogen die Fürsten, als Landesherren, ihre Einkünfte aus ihren Kammergütern, aus den Gefällen solcher Rechte, die sie vom Reiche zu Lehen trugen (wie der Münze, der Zölle u. s. w.), und aus der ordentlichen allgemeinen Grundsteuer („Landbede"), welche die freien Grundbesitzer bezahlen mußten; Lehnsmannen und Dienstmannen waren davon befreit, ebenso die Geistlichkeit; von außerordentlichen Steuern („Nothbede") war die letztere jedoch nicht ausgenommen. — Die Regierungsgeschäfte des Königs umfaßten vorzüglich die Rechtspflege und die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung durch den Landfrieden. Die weltlichen Landesherren regierten selbst (in ihrer Abwesenheit ihre Burggrafen oder „Waltboten"); in geistlichen Ländern übten die „Vögte" oder „Vicedome" mit ausgedehnter Macht die Regierung, die oberrichterliche Gewalt und die Kriegshauptmannschaft; in den freien Gemeinden, die unmittelbar unter dem König oder Landesherrn standen, waltete ein Vogt, welchen dieser bestellte. Ueberhaupt aber war die ganze Verwaltung des Reiches höchst einfach, schlicht und recht; da gab es noch keine unzählige Schar von Beamten; jeder einzelne Mann mußte mit ganzer Kraft für sich selber sorgen.

Die ganze Bevölkerung Deutschlands hatte sich in Stände scharf abgeschieden. Den ersten Stand bildeten die Fürsten, die vom König ein Fahnenlehen hatten, und die Höchstfreien. Nur aus diesen konnte der König gewählt werden. Den zweiten Stand machten die Mittelfreien aus und die Dienstmannen; beide zusammen bildeten den Stand der Ritterschaft. Der dritte Stand war der der „Geburen"; dazu gehörten die freien Landsassen, welche unmittelbar unter dem Reiche standen, die Hofleute, welche persönlich frei waren, aber herrschaftliche Höfe in Pacht hatten, und endlich die eigenen (unfreien) Leute. Dem ähnlich waren die Stände in den Städten abgesondert: in ritterliche Geschlechter, in freie Geschlechter, welche Handel trieben, und in Handwerker, die zum Zeichen ihrer früheren Unfreiheit noch manche Abgaben leisten mußten. Durchgängig war also noch immer ein größeres oder geringeres Maß von Freiheit das Merkzeichen der Unterscheidung und Ehre. Aber der Begriff der Freiheit

bestand damals nicht mehr in ursprünglicher Reinheit, sondern war ganz eigenthümlich verändert worden durch die Vorstellung, daß der Lehendienst, zu Krieg oder Hof, bei geistlichen oder weltlichen Fürsten (das hieß „Vasallenschaft" und „Ministerialität"), adle, also daß der Dienst jetzt als ein Recht und eine Würde angesehen wurde. Das Ganze des Reichsdienstes war in den sogenannten „sieben Heerschilden" also ausgedrückt: „Den ersten Heerschild" (hieß es) „hebt der König, den zweiten heben die geistlichen Fürsten, weil sie nur von König und Reich Lehen tragen, — den dritten die weltlichen Fürsten" (die kamen nach den geistlichen, weil sie von diesen Lehen haben können, aber nicht umgekehrt), „den vierten die Grafen und freien Herren" (weil sie, wiewohl den Fürsten an Geburt gleich, doch von diesen Lehen haben können); „und das ist der hohe Adel. Den fünften heben die Mittelfreien" (weil sie Freie zu ihren Mannen haben können), „den sechsten eben diese Mannen der Mittelfreien" (weil sie nicht wieder Mannen haben können); „den siebenten endlich heben die Freien von ehelicher Geburt." So war das Lehnwesen im Verhältniß zum Reichsdienst abgestuft, und die eigentliche echte Freiheit stand auf der untersten Staffel der Rangordnung. Aber schon war das Bürgerthum zum Schutze derselben eine Macht geworden, welche in den folgenden Zeiten einen wichtigeren Ausschlag geben sollte, als sie es bisher konnte, da noch immer das unbewegliche Vermögen die Hauptgrundfeste der Freiheit war, — schon damals entstanden die Stadtrechte, und die Städte begannen, Auswärtige als „Pfahlbürger" (oder „Ausbürger") in ihr Weichbild aufzunehmen, und vergrößerten so ihre Macht, wie durch den Handel ihren Reichthum. Auf dem armen Bauernstande lastete noch die traurige Leibhörigkeit. Doch schon wirkte das Bürgerthum allmählich auf die Auflösung der Hörigkeit; denn es galt als Recht: „Wer die Luft der Freiheit athmet, der wird frei;" das wollte sagen: der Leibeigene, welcher sich Jahr und Tag in einer freien Gemeinde aufhielt, ohne daß sein Herr ihn heimforderte, ward dadurch frei.

Der Geist der alten Volksfreiheit lebte am kräftigsten in der Gerichtsverfassung; darum war das alte Recht ein kostbares Kleinod unseres Volkes. Noch galten die uralt-deutschen Grundsätze, daß jeder freie Mann im Volk am Finden des Rechts ebenso Theil haben soll, wie an der Gesetzgebung, daß jeder, vom Fürsten bis zum Bauern herab, nur von seines Gleichen gerichtet werden darf, endlich, daß das Gericht mündlich und öffentlich sein muß. Der „Gerichtsbann", das heißt das Recht, ein Gericht zu hegen, war zwar ein Recht des Königs, der die höchste und allgemeine Gerichtsbarkeit hatte, oder eines Fürsten, oder einer Grundherrschaft, aber deswegen noch keineswegs zugleich eine Befugniß zum Urtheilspruch selbst; der stand den Schöffen zu. Im Fürstengericht war der König Richter, die Fürsten seine Schöffen. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit überließ der König den Fürsten (als Landesherren) für immerdar als ihr eignes Recht, die peinliche dagegen (den „Königsbann" und den „Blutbann") noch damals nur zu Lehen. Da nun bei der Auflösung der alten Gauverfassung die Theile des Reiches besondere Herrenländer geworden waren, so gab es auch keine Gaugerichte mehr, sondern Landgerichte. Auf solchen Strecken aber, welche unmittelbar unter dem Reiche selbst standen, zumal in Westfalen,

hießen die Gerichte jetzt Freigerichte und die Richter unter Königsbann Freigrafen. Noch immer ward ein ordentlich Gericht dreimal im Jahre gehalten, öffentlich vor dem versammelten Volk auf den Malstätten, ein außerordentliches nur vor den Schöffen, die das Urtheil fanden.

Dem Staate stand die Geistlichkeit schroff gegenüber, als eine eigene Macht, welche aber, weil sie sich als die höchste betrachtete, zugleich scharf in das Leben des Staates eingriff. Zum Unglück des Vaterlandes mischten sich Fremde, nämlich die päpstlichen Gesandten, nicht bloß in's deutsche Kirchenwesen, sondern auch in die innersten Angelegenheiten des deutschen Reiches und Volkes. Ueberdies wollten viele Klöster nicht den Bischöfen, sondern einzig dem Papst untergeben sein, welcher dadurch immer freiere Hand bekam. Seine Hauptmacht waren die Mönche, besonders die von der strengeren Richtung, die Kluniacenser und Cistercienser und ihr Anhang, als Prämonstratenser und andere. Die Bischöfe walteten längst nicht mehr bloß als Seelenhirten, sondern völlig wie Fürsten. Und, was noch wichtiger war, die Geistlichkeit übte auch eine eigentliche richterliche Gewalt durch ihre „Sendgerichte", wozu nicht bloß „Sendschöffen" bestellt waren, sondern sogar „Sendzeugen" als geistliche Aufseher und Ankläger. Da wurden Eheangelegenheiten und solche Vergehen gerichtet, welche zugleich gegen die Gebote Gottes oder die der Kirche waren, wie Gotteslästerung, Meineid, Wucher und dergleichen. Dadurch wurde zwar die Sittlichkeit beaufsichtigt, jedoch auf Kosten der Freiheit im Privatleben. Die Geistlichkeit selbst aber vernachlässigte zu gleicher Zeit die guten Sitten immer mehr; dazu verführte sie der Besitz ihres großen Reichthums und ihre ausschließliche Herrschaft über Geist und Gewissen; allerorten wurden Klagen ruchbar über den Verfall der Kirchenzucht.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die religiöse Bildung der Deutschen sich immer herrlicher entfaltete; das Leben, die Wissenschaft und die bildende Kunst hatten vom katholischen Glauben Geist, Gestalt und Farbe angenommen. Am allerdeutlichsten zeigte sich dies in der Baukunst. Es kam eine eigenthümliche Bauart auf, welche man gemeinhin die „gothische" nennt, die aber eigentlich die „deutsche" heißen sollte, weil sich in derselben die ganze Tiefe des deutschen Gemüthes kundgibt. Die Grundform der Kirchen von dieser Bauart war das heilige Zeichen der Erlösung, das Kreuz; das Innere derselben sah aus wie der deutsche Urwald, in welchem unsere Ahnen einst zum Allvater gebetet; die Säulen ragten gleich himmelhohen mächtigen Bäumen empor, deren Kronen sich zum steinernen Laubgewölbe verschlangen; die hohen schmalen Fenster voll Glasmalerei waren wie Gebüsche von wunderbaren Blumen, durch deren bunte Kelche ein Licht der Verklärung wie aus Gottes Himmel hereinschimmerte.

Bis zur Zeit Gregor's VII. und der Kreuzzüge stand der deutsche Geist fast gänzlich unter der Vormundschaft der römischen Kirche, und das unbedingte Ansehen derselben wurzelte tief in der öffentlichen Meinung. Als nun aber die Kirche die Alleinherrschaft erringen wollte und dadurch den ersten Anstoß zu einem geistigen Kampfe gab, raffte sich der deutsche Geist auf für die edle Freiheit des Forschens und Glaubens, und die deutsche Sprache bemächtigte sich der Schrift zum Schutze der Freiheit gegen fremde Anmaßung.

Also zeigte sich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen dem unbedingten Glauben und der Geistesfreiheit, gleichwie andererseits auch zwischen der

mönchischen Weltentsagung und der üppigen Freiheit des Sinnenlebens, endlich zwischen dem religiös-kriegerischen Drang, welcher die Deutschen nach den weiten Fernen des Morgenlandes hinlockte, und dem Triebe des Bürgerthums, das, fest wurzelnd in heimischer Erde, alle Freien rings um sich her anzog, als tüchtiger Kern der persönlichen Freiheit.

Mitten im Kampf dieser Gegensätze ward plötzlich, anfangs leise, dann immer lauter, ein wunderbares Rauschen vernommen, wie wenn mächtige Wogen unter der Eisdecke eines Stromes dahinschießen, auf welcher der goldene Sonnenschein als Königsmantel des Frühlings ausgebreitet liegt; und gleichwie durch alle Stürme, welche der Frühling als seine Herolde aussendet, schon Vöglein hinfliegen und mit süßem Liederschall die neue Freudenzeit einläuten, so klang damals der Ruf der Dichtkunst über die deutsche Erde hin. Da wurden die Mähren von den großen Schlachten der deutschen Volksstämme und von den gewaltigen Helden alter Zeiten im Volke wieder lebendig; daneben ward mit heller Jugendlust von werther Frauenhuld gesungen und von allem, was das Menschenherz erfreut.

Das war die Zeit, in welcher jeder einzelne (der einzelne Mensch sowohl, als jede einzelne Anstalt und Körperschaft) scharf aus der ganzen Masse hervortrat und sich zu behaupten suchte, während das Papstthum durch die Herrschaft über alle auch alle Verschiedenheiten auszugleichen strebte; da sollte auch der Begriff eines deutschen Volksthums verschwinden, und die Deutschen sollten bloß römisch-katholische Christen werden, wie ihr König, der erste der Christenheit, bloß ein Vasall der Kirche. In diesem Zeitpunkte trat das Geschlecht der Hohenstaufen auf, um den Kampf für die Freiheit fortzuführen, welchen die Kaiser aus dem fränkischen Hause nur als Nothwehr begonnen hatten. Der Geist des ganzen deutschen Volkes war es, der sich voll edlen Stolzes in den Hohenstaufen hoch emporrichtete.

10.

Die Hohenstaufen.

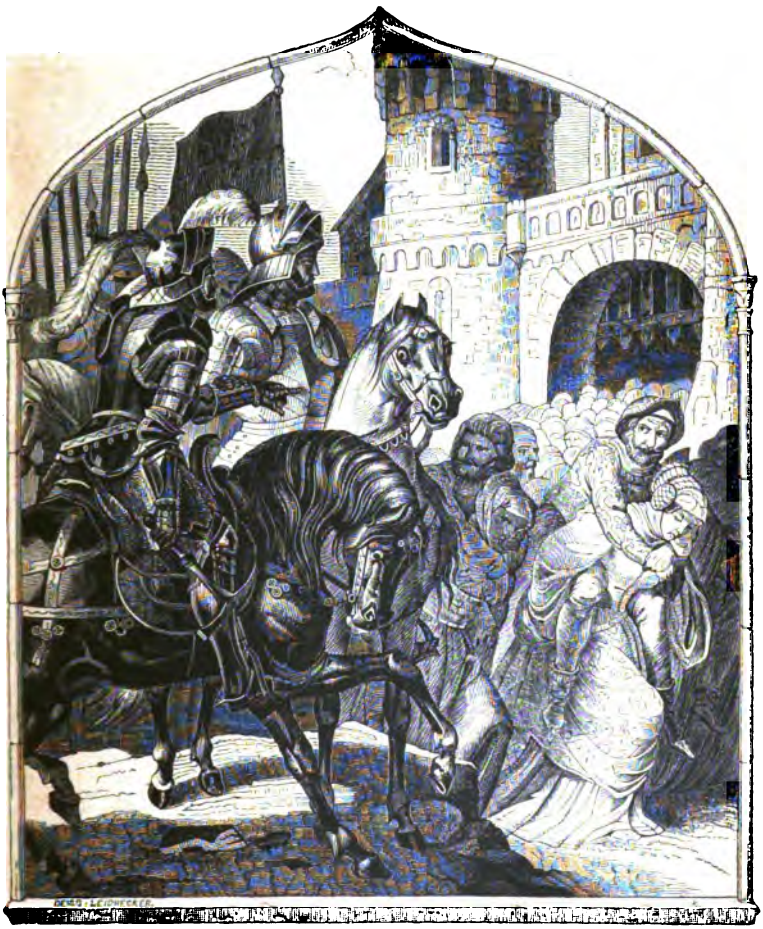
Konrad III.

— — Hie Waiblinger, hie Welfen!
Wo, deutsches Volk, bist du?

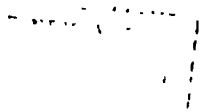
Nach dem Tode Lothar's hoffte dessen Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, mit Zuversicht zum König erwählt zu werden. Denn er war der mächtigste Fürst, Herzog zugleich von Baiern und Sachsen, und in Italien Herr der Mathildischen Güter, schien als nächster Verwandter des verstorbenen Kaisers sich zur Nachfolge besonders zu eignen und war ein tüchtiger Mann; überdies hatte er die Reichskleinodien in seiner Gewalt und wurde von der verwittweten Kaiserin Richenza eifrigst unterstützt. Aber gerade seine überwältigende Hausmacht, mehr noch als sein hochfahrender Stolz, machte viele abgeneigt, ihn auf den Thron zu erheben, weil sie von ihm ein gewaltthätiges, tyrannisches Regiment erwarteten. Auch der Papst fürchtete Heinrich's allzugroße Macht, und schon war es so weit gekommen, daß seine Stimme bei der

Königswahl von großem Einfluß war. Diese Gegner Heinrich's verstärkten nun die Partei, welche seit lange mit der welfischen um den Vorzug stritt: die Hohenstaufen. Und so ward denn deren Haupt, Konrad von Hohenstaufen, der bei den meisten, auch bei den Geistlichen beliebt war, durch eine Parteiwahl bei Koblenz zum König erhoben und von einem Gesandten des Papstes zu Aachen gekrönt (März 1138). Bald huldigten ihm jedoch auch jene Fürsten, welche bei der Wahl gefehlt hatten, bis auf Heinrich den Stolzen, der sich in seiner sicheren Erwartung so bitter getäuscht sah. Auch dieser fügte sich endlich und überlieferte dem Könige die Reichskleinode, in der Hoffnung, jener werde ihm nun wenigstens alle seine Länder und Würden bestätigen.

Allein Konrad III. war nicht gesonnen, einen so übermächtigen Vasallen und gefährlichen Nebenbuhler am Throne zu dulden. Er machte daher das alte Gesetz geltend, daß niemand zwei Herzogthümer zugleich besitzen solle, eine Bestimmung, die in der Natur der Sache lag; denn der Herzog war ja eigentlich der Vertreter und das Haupt eines besonderen Volksstammes und konnte daher so wenig mehrere Herzogthümer zugleich haben, wie mehr als eines Stammes sein. Demgemäß sprach Konrad III. dem Baiernherzog das Herzogthum Sachsen ab und verlieh es an den Markgrafen Albrecht den Bären von Salzwedel. Dieser schien auch unter den anderen Fürsten das meiste Anrecht darauf zu haben, weil er, der Sohn des Grafen Otto von Askanien und der Eilika, der Tochter von Magnus Billung, aus dem alten sächsischen Herzogstamme, wenn auch nur in weiblicher Linie, entsprossen war. Schon früher hatte er sich bei dem Kampfe der Staufen und Welfen unter Lothar auf die Seite der ersteren gestellt, war dann aber von Lothar 1134 mit der sächsischen Nordmark abgefunden worden. Diese stand bis dahin unter Markgrafen aus verschiedenen Häusern, Walbeck, Stade, zuletzt unter Konrad von Plötzkau, der wegen seiner Ritterlichkeit „die Sachsenblume" genannt wurde und 1132 vor Monza auf Lothar's Römerzuge fiel. Die Mark hieß nach ihrem Hauptorte Salzwedel (Soltwedel); Albrecht der Bär vergrößerte sie später durch Erbschaft und durch erfolgreiche Kriegszüge gegen die Heveller und andere Wenden und nannte sich dann nach seinem neuen Sitze Markgraf von Brandenburg. Jetzt aber strebte er nach größerem Ziele und kämpfte wacker gegen die welfische Partei in Sachsen, um sich dies Herzogthum zu erobern (1138). Gegen ihn und die anderen Königlichen setzte sich aber Heinrich der Stolze zur Wehr, und darum nahm ihm Konrad, nachdem er ihn geächtet, nun auch das Herzogthum Baiern und gab es seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V. von Oesterreich, der in kurzer Zeit das Land sich fast ganz unterwarf. Nur von vier treuen Mannen geleitet, entkam Heinrich der Stolze nach Sachsen. Dort aber, im Kerne seiner Macht, erhob sich der unverzagte Mann schnell wieder, eroberte das Land und vertrieb Albrecht den Bären daraus. Doch mitten aus seinen Hoffnungen raffte ihn plötzlich der Tod dahin (1139); im Kloster Lutter zur Seite seines Schwiegervaters, des Königs Lothar, ward er begraben. Aber dieser unerwartete Todesfall nützte Albrecht dem Bären nichts. Heinrich der Stolze hinterließ einen unerwachsenen Sohn Heinrich (später „der Löwe" genannt; er war 1129 zu Ravensburg geboren); für diesen, ihren angestammten Herrn, stritten die sächsischen Vasallen treulich, geleitet von Gertrud, der Mutter,



Die Frauen von Weinsberg.



und Richenza, der Großmutter des jungen Fürsten; diese klugen und kraftvollen sächsischen Frauen ließen Albrecht's Versuche gegen Sachsen nicht gelingen. In Baiern aber erhob sich für Heinrich den Löwen dessen Oheim, Graf Welf von Altorf, und führte dort und in Schwaben den Kampf gegen die Hohenstaufen fort. So ward Deutschland abermals durch die Eifersucht der zwei großen Geschlechter mit allem Elende des Krieges erfüllt.

Bei der Stadt Weinsberg in Schwaben trafen die beiden feindlichen Parteien mit Heeresmacht auf einander. Es geschah eine große Schlacht, in welcher König Konrad den Welf besiegte (21. December 1140). Das Schlachtgeschrei der Welfen war „Hie Welf!"; die Staufen riefen „Hie Waiblingen!" (so hieß eine Burg der Hohenstaufen an der Rems bei Stuttgart). — Diese zwei Losungen erschollen seit jenem Tage Jahrhunderte hindurch zum grimmigen Parteikampfe in Deutschland und Italien. Nachdem die Welfen in der Schlacht unterlegen waren, konnte sich auch Weinsberg, das ihnen zugethan war, nicht länger halten und mußte sich dem König ergeben. Aber die Weiber von Weinsberg, so erzählt eine Sage, erlangten von ihm die Gnade, frei mit sich nehmen zu dürfen, was sie auf ihren Schultern davontragen könnten. Da traten, als das Thor aufgethan ward, in langem Zuge die Frauen heraus, jede ihren Gatten als theuerstes Gut auf den Schultern tragend. Herzog Friedrich zürnte anfangs bei dem seltsamen Anblick über die Weiberlist; aber Konrad, von der Treue der Frauen erfreut, sprach: „Ich gab ihnen mein Wort, und ein Königswort muß heilig sein," schenkte ihnen nun auch für die löbliche That die Kostbarkeiten, die sie zurückgelassen hatten, und ließ sie mit ihren Männern frei von dannen ziehen.

Der Parteikampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen hatte indeß damit kein Ende; er wurde vielmehr mit Erbitterung fortgesetzt, und als der Babenberger Leopold, Baierns neuer Herzog, im Jahre 1141 starb, verlieh König Konrad Baiern an dessen Bruder, den Markgrafen Heinrich (von seinem Lieblingsschwur „Jasomir Gott" zubenannt). Dieser aber heirathete mit des Königs Bewilligung Gertrud, die Wittwe Heinrich's des Stolzen. Dadurch wurde der Anfang zu einer Versöhnung gemacht und dann weiter bestimmt, Heinrich Jasomirgott sollte Baiern behalten, der junge Heinrich der Löwe Sachsen wieder bekommen, Albrecht der Bär hingegen zur Entschädigung für seine Verzichtleistung auf das letztere Herzogthum die Mark Brandenburg fortan als eigenes Fahnenlehen, unabhängig von Sachsen und mit größerer Ausdehnung als bisher, erhalten. Zu Pfingsten 1142 auf einem Reichstage zu Frankfurt geschahen diese Belehnungen und ward die Hochzeit Heinrich's und Gertrudens gefeiert. Aber obwohl durch diese Versöhnung die ärgsten Uebel des Parteizwistes beseitigt wurden, so hörten die Fehden im Reiche damit doch keineswegs auf. Vielmehr setzte Graf Welf, der jenen Vertrag für ein Unrecht wider sein und seines Neffen Erbrecht erklärte, trotzig den Krieg gegen Heinrich Jasomirgott von Baiern fort, und auch in anderen Theilen des Reiches verletzten unruhige Großen vielfach den Frieden und den Gehorsam gegen den König. Zwar bemühte sich Konrad III. redlich, der Willkür der Fürsten zu steuern und den Gesetzen überall Achtung zu verschaffen; aber nicht immer standen ihm die nöthigen Zwangsmittel zu Gebote. Dabei litt am meisten das Volk, das den Fürsten und ihren Kriegsknechten preisgegeben war.

Nur an den Meeresküsten im Norden und in den stillen Thälern der Schweiz, die immerdar eine Zufluchtsstätte der Freiheit waren, gab das Volk noch sein Leben und Streben kund. In den Niederlanden, zumal in Friesland, bewahrte das rüstige Volk treu die alte Freiheit und hielt sie kräftig fest. Von hier zogen damals viele Ansiedler nach Holstein und Nordalbingien, wo der mächtige Graf Adolf saß, der von den heidnischen Slaven viel Land in Wagrien (an der Südwestecke der Ostsee) erobert hatte und, dies zu sichern und zu bauen, deutsche Bauern aus Flandern, Holland, Westfalen herein berief. Dahin brachten nun die Niederländer ihren deutschen Freiheitssinn und Fleiß und ihre deutsche Bildung. Auch Kaufleute folgten, und am Zusammenflusse der Trave und Wakenitz am Ostseestrande wuchs nun (1143) die Stadt Lübeck heran und wurde bald ein wichtiger Handelsplatz. Deutsche und besonders flämische und andere niederländische Bauern waren es auch, die Markgraf Albrecht von Brandenburg in sein Land rief, um durch ihre Ansiedelung unter den Wenden das deutsche Wesen zu befestigen und die Herrschaft der Deutschen und des Christenthums über die Slaven zu sichern und auszubreiten. Eine Menge von Dörfern, bald auch Städten gründeten oder vergrößerten sie da an Havel und Spree, z. B. Spandau, Bernau, Berlin. Da sie aber erst durch eigene Arbeit Haus und Hof sich schaffen mußten und in stetem Kampfe mit den Wenden den Waffendienst nie verlernen durften, so war ihre Stellung von Anfang an hier eine freiere, ehrenvollere, und sie erhielten sich ihre Freiheit, während die Bauern im inneren Deutschland längst zu Leibeigenen herabgesunken waren. Andererseits gewann auch der Markgraf von Brandenburg als Oberherr so vieler streitbaren Männer, dem die Wenden großen Zins zahlen mußten und die Deutschen Kriegsfolge leisteten, eine Macht und Bedeutung, die ihn den angesehensten Reichsfürsten gleichstellte, und die er durch immer neue Eroberungen im Wendenlande (bis zur Oder drang Albrecht der Bär vor) noch vermehrte. Während er längs der Havel sein Gebiet erweiterte, kämpfte der Sachsenherzog Heinrich der Löwe mit nicht minderem Glücke von der unteren Elbe aus gegen die Slaven und machte große Eroberungen in Mecklenburg unter den Obotriten (oder Abodriten), wie in Holstein unter Wagriern und Polaben. Selbst nach Pommern drangen die deutschen Waffen und das Kreuz; dort wurde Bischof Otto von Bamberg Apostel der Pommern (schon 1124), und bald erhoben sich hier wie in Brandenburg viele Kirchen und Klöster, die letzteren meist von Prämonstratenser-Mönchen unter dem heiligen Norbert (1130) gestiftet (Otto I. von Brandenburg, Albrecht's Nachfolger, gründete 1180 Lehnin in der Zauche als Hauskloster der brandenburgischen Markgrafen). Weiter und weiter mußte der Götzendienst zurückweichen. Die Slaven verehrten besonders zwei Götter, einen guten, Svantevit, und einen bösen, Czernebog; jener hatte Haupttempel besonders bei Rhetra (bei Prillwitz unweit Neu-Strelitz), welches 1061 vom Bischof von Halberstadt erobert ward, und zu Arkona in Rügen, wo dem Svantevit im Frühjahr zur Saatzeit und im Herbste bei der Ernte feierliche Volksfeste gefeiert wurden. Die Priester waren durch den Aberglauben des Volkes reich und mächtig und hatten mehr oder doch eben so viel Einfluß als die zahlreichen Häuptlinge, die erst in ihren langen Kriegen mit den Deutschen an die Oberleitung eines

sich gewöhnten. Ackerbau, Gewerbe, auch Handel betrieben die Slaven, wie denn schon im 10. Jahrhundert Vineta, dann Julin auf Wollin und an Vineta's Stelle Jumne (im 11. Jahrhundert) an der hinterpommerschen Küste zwischen Persante und Wipper große und volkreiche Handelsstädte waren. Auch die Rugier waren wohlhabende, tüchtige Seefahrer. Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit, Gastfreiheit lobte man an den Slaven; übrigens waren sie leichtsinnig, schwankend und in allen Dingen maßlos, in keiner Weise den Deutschen auf die Dauer gewachsen, von denen sie mit ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrem Heidenthum allmählich bezwungen, verdrängt, an vielen Orten vernichtet wurden.

Im Nordosten drang also das deutsche Volksthum vor, begünstigt von den Umständen. Dieselbe Gunst kam ihm an anderen Grenzen zu statten. In Friesland stählte der stete Kampf mit dem Meere die Kraft des Volkes; unabhängig und selbstgenügsam wohnte da der Friese hinter seinen Deichen. Es war gleichsam eine Welt für sich von Bauern, Fischern, Schiffern. Adel kam da nicht auf; jeder stand für sich.*) Unbeachtet und ungestört bestand dort, zumal in Ostfriesland, die alte Gauverfassung (am Upstalsboom) fort, und die Gröninger vertheidigten damals mannhaft ihre Freiheit gegen den Bischof von Utrecht, behaupteten auch, obwohl sie zuerst den Sieg verloren, später ihre uralte freie Verfassung mit den Waffen in der Hand. Eben so thaten (1143) die handfesten Ditmarschen (in den Niederungen zwischen Elb- und Eidermündung) und blieben fünf Jahre lang völlig frei nach altem Rechte, und wiewohl Herzog Heinrich der Löwe sie 1148 bezwang und ihnen einen Grafen aufdrang, behielten sie doch ihren starken Freiheitssinn und wollten fortan keinen Herrn über sich dulden, weil sie sich tüchtig genug fühlten, die höchste Pflicht eines Herrn, die Handhabung und Erhaltung des Rechtes, selber zu üben. Auch als sie den Erzbischof von Bremen zu ihrem Schutzherrn wider die Nachbarn, die Holsteiner Grafen, nahmen, setzten sie fest, daß das Erzstift Bremen sich niemals weder in die weltlichen, noch selbst in die geistlichen Angelegenheiten der Ditmarschen mischen dürfe, und wer dem Erzstifte dennoch dazu helfen wolle, solle für ehrlos erklärt, und sein Haus niedergebrannt werden. So behauptete diese tüchtige Völkerschaft jetzt und Jahrhunderte noch ihre Freiheit auf kleinem Gebiete oft gegen große Uebermacht.

Wie im Norden das Meer, so schützte im Süden das Hochgebirge die alte Art und Freiheit. Da bewahrte in der Schweiz das Bauernvolk die Kraft der Einfachheit, den unabhängigen Sinn der Altvorderen. Hier fand schon damals der Verfolgte eine sichere Zufluchtsstätte. Es kam um jene Zeit (1139) ein edler Flüchtling aus Italien, Arnold von Brescia, ein kühner Mann, voll Feuereifers für die alte Reinheit des Christenthums. Er hatte dort gegen die Verweltlichung der Kirche, gegen die Herrschsucht und das ganze irdische Trachten der Geistlichkeit gepredigt und hatte gelehrt, der Geistliche solle nach Christi Beispiel arm und demüthig leben, nur dem Dienste des Evangeliums hingegeben. Dies hatte ihm den Zorn der Bischöfe und

*) Dort galt am meisten der alte Spruch an den niedersächsischen Bauerhäusern:
„Wat frag ick na de Lü'!
Gott helpet mi!"

des Papstes zugezogen; sie verdammten und bannten ihn als einen Ketzer; mit Mühe entkam er seinen Feinden und rettete sich in die Schweiz. Da predigte er zu Zürich und Konstanz, und die einfachen Schweizer fanden Gefallen an seiner Lehre und beschützten ihn. Auch sonst hielten sie mannhaft an ihrer Selbständigkeit fest, wie denn die freien Bauergemeinden in den alten Kantonen Schwyz, Uri, Unterwalden es nicht duldeten, als ihr Schutzherr, der Abt von Einsiedeln, sie in ihren Rechten kränken wollte, auch sich nicht darum kümmerten, daß der Abt sie darum bannte und vom König Konrad III. die Reichsacht gegen sie erwirkte; unverzagt bewahrten sie in ihren Bergen den Keim der Freiheit, der späterhin in der Schweiz schön und herrlich emporgewachsen ist.

Dagegen war der Stand der Bauern im übrigen Deutschland fast überall ein sehr gedrückter, geknechteter. Um so freudiger ergriffen viele unter ihnen die Gelegenheit, die sich ihnen damals bot, ihre unfreie Scholle zu verlassen und wehrhaft und frei zu werden. Diese Gelegenheit gaben die Kreuzzüge. Zu solchem heiligen Unternehmen durfte jeder, auch der Leibeigene, Waffen nehmen und, mit dem Kreuze bezeichnet, als Streiter Christi zu dessen Ruhm und Ehre ausziehen ins Heidenland. Da mochte er sich durch tapfere Thaten zu der Freiheit und dem himmlischen Lohne noch irdisches Gut und Ehre erwerben. Darum fand sich auch bei den geringen Leuten große Theilnahme, als im Jahre 1146 wieder ein Kreuzzug gepredigt wurde. Die christliche Herrschaft, die durch den ersten Kreuzzug in Palästina und Syrien gegründet worden war, sollte nun durch einen zweiten gegen die Ungläubigen beschützt werden. Denn diese hatten so eben unter ihrem Sultan Nureddin Edessa am Euphrat, die Hauptfeste und Vormauer der Christen im heiligen Lande, zerstört und bedrängten nun deren übrige Gebiete. Gegen diese Gefahr setzte ein heiliger Mann die abendländische Christenheit in Bewegung. Es war der Abt Bernhard von Clairvaux, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und zugleich von großer Staatsklugheit, der immerdar rüstig für die Unabhängigkeit und die Würde der Kirche kämpfte. Mit hinreißender Beredtsamkeit betrieb er nun in des Papstes Namen den Kreuzzug, ermahnte in begeisterten Worten überall die Christen zum Frieden unter einander und zum gemeinsamen Kampfe gegen die Heiden; Vergebung der Sünden, hohen Ruhm hinieden, und dort das ewige Leben zeigte er als glänzenden Lohn des heiligen Krieges. In Frankreich gelang es ihm zuerst, wo König Ludwig VII. um einer Blutschuld willen das Kreuz nahm; aber auch in Deutschland setzte er es glücklich durch. Da erhob sich das Volk in Schwaben und Franken, Baiern und Lothringen, aus religiösem Eifer, aber auch voll Hoffnung, in der Ferne und im gottgeweihten Kampf aller seiner schweren Lasten ledig zu werden. König Konrad III. aber besann sich lange, den Kreuzzug mitzumachen, und meinte, er habe mit Herstellung der Ordnung daheim genug zu schaffen. Auch waren in der That die Fehden im Reiche noch keineswegs zu Ende, und in Böhmen, Polen, Ungarn, wie in Burgund und Italien sollten die Hoheit und der Einfluß des deutschen Königs erst noch zur rechten Geltung gebracht werden. Diese näherliegenden Pflichten erforderten die ganze Kraft des Herrschers und seines Reiches; darum mochte er sich nicht in so ferne Unternehmungen einlassen. Endlich überredete ihn der begeisterte

Bernhard zu Speier (1147), daß er tief ergriffen und weinend ausrief: „Ja, ich erkenne Gottes Wohlthaten und will gegen meinen Heiland nicht undankbar sein.“ Ueberdies stiftete Bernhard zwischen ihm und dem Grafen Welf von Altorf, der bisher noch im Aufstande verharrt hatte, eine Versöhnung. Und so nahmen denn König Konrad, Graf Welf, Herzog Friedrich von Schwaben, des Königs Neffe, und viele andere Fürsten, Markgrafen, Bischöfe und Edle das Kreuz. Siebzigtausend Bewaffnete und zahllose Pilger ohne Waffen zogen damals ins heilige Land; die verlassene Heimath ruhte indessen eine Zeitlang von den vielen Fehden aus.

Auch die sächsischen Fürsten in Deutschland, welche zurückgeblieben waren, ergriffen für den Glauben die Waffen; aber sie führten sie gegen nähere Feinde, gegen ihre heidnischen Nachbarn, die Slaven in Mecklenburg und Pommern; von Herzog Heinrich von Sachsen und Markgraf Albrecht von Brandenburg geführt, besiegten sie die Wenden unter ihrem Könige Niklot und zwangen sie zu dem Versprechen, das Christenthum anzunehmen. Dieser und spätere Kreuzzüge gegen die Slaven förderten die deutsche Herrschaft in den östlichen Marken nicht wenig, wenn der äußere Erfolg auch zuweilen nur augenblicklich war.

Andere Kreuzfahrer, Niederrheinländer und Friesen, steuerten auf der Nordsee hinaus ins atlantische Meer, um den Weg nach dem Morgenlande zu nehmen. Als sie an die Tajomündung kamen, sahen sie, wie der christliche König Alfons von Castilien dort die Stadt Lissabon, die damals noch in der Gewalt der muhamedanischen Araber war, belagerte. Da beschlossen die Niederländer, hier zu bleiben und den Christen gegen die Heiden beizustehen. So halfen sie denn die Stadt erobern und kehrten darauf mit großer Beute heim (1147).

Aber der große Kreuzzug selber, der nach Palästina ging, nahm durch Krankheiten und allerlei Mißgeschick, sowie durch die Zwietracht der streitbaren Pilger ein unrühmliches Ende. Mit einem geringen Häuflein kehrte König Konrad heim, ohne, so wenig wie Ludwig VII. von Frankreich, im Morgenlande etwas ausgerichtet zu haben (1149). Auch ward der Zug noch Veranlassung zu neuem Unheil. Denn auf der Heimfahrt ließ sich Welf von Altorf, obwohl ihn der König hoch geehrt hatte, von dem sicilischen Fürsten Roger, dem Feinde des Reiches, zu neuer Empörung bewegen. So begann er denn in Süddeutschland wieder den Bürgerkrieg. Aber er ward von dem jungen Könige Heinrich, dem Sohne Konrad's III., den dieser vor seinem Kreuzzuge zum König hatte wählen und krönen lassen, im Jahre 1150 geschlagen und verdankte es nur seinem Vetter, dem Schwabenherzog Friedrich, Neffen Konrad's III., daß er mit leichter Strafe davonkam.

Als nun so Ruhe und Ordnung wieder herrschten, rüstete Konrad zu einem Römerzuge, um die Kaiserkrone zu erhalten und in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen. Vorzüglich die Römer wünschten da seine Anwesenheit; denn sie wollten nur unter dem Kaiser, nicht auch unter dem Papste stehen. Aber inmitten der Vorrüstungen zur Romfahrt starb der König plötzlich zu Bamberg im Jahre 1152, nachdem er noch vorher seinen Neffen Friedrich von Schwaben den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger empfohlen hatte; denn sein älterer Sohn Heinrich war kurz zuvor gestorben, und sein jüngerer,

Friedrich, war noch ein Kind, und es mußte ein Mann ſein, der in der vielbewegten Zeit die Herrſchaft üben ſollte. Daß er dies einſah und, von Vaterliebe nicht verblendet, nur das Beſte des Reiches und Thrones im Auge hatte, gereicht Konrad dem III. zur höchſten Ehre. Auch ſonſt war er ein eben ſo verſtändiger wie kriegeriſcher Fürſt geweſen, und wenn er die vielfachen Schäden des Reiches nicht gründlich geheilt hat, die Auflehnung der Einzelnen gegen das Geſetz, die Uebergriffe der Fürſten und Geiſtlichkeit, die Anmaßungen des Papſtes und den Abfall der zu Deutſchland gehörigen Nebenreiche, ſo lag dies an der Ungunſt der Umſtände, an der langen Empörung der Welfen dann an dem ſtörenden Kreuzzuge.

11.

Kaiſer Friedrich I. Rothbart (Barbaroſſa).

. . . . „Roma's Kaiſerkrone ruht
Auf meinem Haupt; — —
Was ſie bedeutet, will ich ſein!"
Grabbe.

Wohl hatte König Konrad Recht, wenn er den Herzog Friedrich von Schwaben, jetzt das Haupt der Hohenſtaufen, zum Thronfolger empfahl. Schon ſeine Abſtammung ſprach für dieſen; denn ſein Vater war der Hohenſtaufe Friedrich von Schwaben, ſeine Mutter die Welfin Judith, die Tochter Heinrich's des Schwarzen. So ſchien er vorzüglich geeignet, die lange Eiferſucht der beiden erſten Geſchlechter Deutſchlands zu enden. Aber es zeichnete ihn auch perſönliche Tüchtigkeit aus. Er war damals dreißig Jahre alt, eine Geſtalt voll gediegener Kraft und von edler Schönheit, mit den alten Merkzeichen germaniſcher Natur, blauen Augen voll Ernſt und Milde und blondem Haar; ſein Bart war röthlich (darum nannten ihn die Italiener „Barbaroſſa", d. h. Rothbart); der Ausdruck der Hoheit ruhte auf ſeiner Stirn und in ſeiner Haltung. Wie ſein Anſehen, ſo waren auch ſeine Geiſtesgaben und Sitten edel und echt deutſch: er war einfach und beſonnen, großmüthig und heldenhaft, gegen Widerſtrebende furchtbar, leutſelig gegen die Seinen, voll Achtung vor der Heiligkeit des Geſetzes und der Religion, aber zugleich entſchloſſen, der Kirche keine Eingriffe in das Reich zu geſtatten. Seine perſönliche Würdigkeit eben ſo ſehr wie ſeine Abkunft beſtimmten denn auch die geiſtlichen und weltlichen Fürſten, daß ſie ihn einſtimmig zum König erwählten (zu Frankfurt am Main, 5. März 1152); fünf Tage darauf krönte ihn der Erzbiſchof Arnold von Köln in Aachen.

Friedrich I. begann ſeine Regierung glorreich damit, daß er auf einem Reichstage zu Merſeburg zwiſchen zwei Königsſöhnen aus Dänemark, die ſich um die däniſche Krone ſtritten und ſich ſeinem Ausſpruche unterwarfen, entſchied und dabei feſtſetzte, daß Dänemark fortan vom deutſchen Reiche abhängig ſein ſolle. Demgemäß ward Sueno von ihm mit dem Königreiche Dänemark belehnt (1152). Dann ſuchte er den langjährigen Streit zwiſchen den Welfen und ihren Feinden beizulegen, der auch jetzt noch die Wohlfahrt des Vaterlandes ſtörte. Denn Herzog Heinrich der Löwe beanſpruchte das

Herzogthum Baiern, indem er behauptete, daß es ihm widerrechtlich vorenthalten werde, zumal da seine Mutter Gertrud bald nach ihrer zweiten Heirath gestorben war. Er erhob deshalb, in Verbindung mit seinem Oheim Welf und seinem Schwiegervater Konrad von Zäringen, Fehde gegen seinen Stiefvater Heinrich Jasomirgott. Zwischen beiden trat nun der König als Vermittler auf und suchte sie mit einander in Frieden zu vergleichen; denn beide waren seine Vettern und ihm in jeder Beziehung gleich werth. Aber der Babenberger Heinrich trotzte auf sein Recht und wollte sich dem Könige zur Entscheidung nicht stellen. Daher sprach ihm dieser das Herzogthum Baiern ab und verlieh es Heinrich dem Löwen. Doch wurde dieser Spruch nicht vollstreckt, weil das Reich wegen der Verhältnisse Italiens des Beistandes beider tüchtigen Fürsten bedurfte; auch gab Friedrich noch immer die Hoffnung nicht auf, sie zu versöhnen.

Mit strenger Gerechtigkeit, in zweifelhaften oder unwichtigen Dingen mit kluger Berücksichtigung des Zweckmäßigen, überall mit reger Thatkraft nahm sich der König der großen und kleinen Angelegenheiten des Reiches an; so gelang es ihm in kurzem, die Würde des Königthums bei allen in Ansehen zu bringen. Darauf gedachte er, ihr auch die Herrlichkeit der Kaiserkrone hinzuzufügen, und trat den Römerzug an, nachdem er dazu nicht bloß die äußeren Zurüstungen, sondern auch durch Festigung und Ordnung des deutschen Reiches die innere Vorbereitung getroffen hatte.

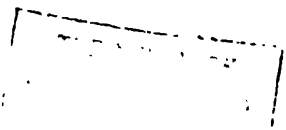
In Italien waren damals drei verschiedenartige Mächte in Bewegung. In Oberitalien (oder Lombardien) hatten nämlich während des Kampfes der Kaiser mit den Päpsten die Städte ihre Unabhängigkeit von der Obergewalt der Bischöfe und Grafen errungen und ihre innere Freiheit ausgebildet, so daß ein Stadtrath aus der Mitte der Bürger die Verwaltung übte und aus seiner eigenen Mitte Bürgermeister (Konsuln) wählte. Auch hatten sie sich allmählich durch Schenkungen der jeweiligen Machthaber oder eigenmächtig alle Regalien (Königsrechte) angeeignet, als Münze, Zölle, Blutbann. Bei dem demokratischen Geiste ihrer Verfassung wuchs die Regsamkeit ihrer Einwohner und deren Selbstvertrauen. Ihre Kraft wurde erhöht durch ihre Wehrhaftigkeit, welche die Unsicherheit, die langen Fehden und häufigen Kriege im Lande erheischten und förderten. Der König war meist fern oder seine Gewalt nicht zureichend; um so nöthiger war ihnen die Selbsthülfe. Dazu kam nun, daß seit dem regeren Verkehr zwischen Deutschland und Italien, ganz besonders aber seit dem Beginn der Kreuzzüge Handel und Gewerbe hier einen hohen Aufschwung nahmen. So mehrten sich auch Reichthum und Volkszahl dieser Städte. Indessen dies Glück der Ungebundenheit und des Wohlstandes verführte viele von ihnen zum Uebermuth, und die Mächtigeren suchten sich auf Kosten der Schwächeren zu vergrößern; so hemmte verderbliche Zwietracht ihr Streben. Aber gegen gemeinsame Feinde waren sie dann auch meist wieder einig und stark. Unter allen lombardischen Städten war Mailand die mächtigste und einflußreichste, — wie denn auch von ihr der Anstoß zur Einrichtung der Bürgermilizen ausgegangen war, — doch dabei auch die gewaltthätigste. Damals hatten die Mailänder Lodi zerstört und drückten die Lodeser hart. Kaufleute aus Lodi baten nun den König Friedrich um Hülfe für ihre Vaterstadt, und er gebot den Mailändern, der Stadt Lodi

geschickt, die ihm als Bedingung des Einlasses in ihre Stadt und der Krönung vorschrieben: „er müsse zuvor geloben, alle ihre alten und neuen Rechte und Freiheiten zu beschützen und außerdem 5000 Pfund Silber zu zahlen.“ Dies Verlangen kleideten sie noch dazu in höchst prahlerische Worte. Zürnend erwiderte ihnen Friedrich: „Nicht um von euch Gesetze zu empfangen, sondern sie euch zu geben, kam ich hierher.“ Hierauf ließ er, nach dem Rathe des Papstes, die Peterskirche in der Nacht mit Deutschen besetzen, zog in die Stadt und wurde am 18. Juni 1155 von Hadrian IV. zum Kaiser gekrönt; darauf kehrte er in sein Lager vor der Stadt zurück. Wie nun dort die Deutschen waffenlos beim Freudengelage saßen, stürmten plötzlich die Römer heran, voll Grimm, daß die Krönung doch ohne ihre Zustimmung geschehen sei, und erschlugen viele. Da sprengt der Kaiser auf sie ein; aber sie lassen nicht ab. Hochauf schwillt rings um ihn die Schlacht. Schon ist sein Roß erstochen, schon sinkt er; da springt Heinrich der Löwe heran, deckt ihn, schlägt ihn heraus. Bis zum Abend dauerte der Streit; endlich wichen die Römer. Tausend von ihnen zahlten da mit dem Leben den Ueberfall; viele wurden gefangen und mußten schweres Lösegeld zahlen. „So kaufen wir,“ sprach Friedrich, „nach dem Verlangen der Römer, auf deutsche Weise das Kaiserthum.“

Nun wollte der Kaiser nach Unteritalien ziehen und die Ansprüche des Reiches auch dort bethätigen. Aber Seuchen bedrängten sein Heer; da zog er hinauf nach Spoleto, züchtigte dessen Trotz und trat dann den Rückzug nach Deutschland an (1155), das Gericht über Mailand sich für eine zweite Heerfahrt aufsparend. In der Lombardei lernte er abermals den glühenden Volkshaß gegen die Fremdherrschaft kennen. Die Bewohner Verona's, im Bunde mit Mailand, wollten ihn verderben, da er mit seinem Heere auf einer Schiffbrücke über die Etsch zog. Aber er entging ihrer Tücke; nun hofften sie ihn in einem Engpaß, durch welchen er kommen mußte, zu fangen oder zu demüthigen. Da zog sich ein schmaler Pfad zwischen dem jähen Abgrund, aus dem die Wellen der Etsch heraufrauschten, und dem steilen Felsen. Auf demselben stand die Burg des Ritters Alberich von Verona, dessen Kriegsvolk auf die Deutschen mächtige Steine herabschleuderte, während in ihrem Rücken die Lombarden den Paß schlossen. Nun dachte Alberich die Deutschen in der Falle zu haben und verlangte vom Kaiser 800 Pfund Silber, sowie auf jeden deutschen Ritter einen Panzer und ein Roß, für den freien Durchzug.

Entrüstet wies der Kaiser die freche Forderung des Räubers und Empörers ab und ließ die Seinen die Gegend durchforschen; da sahen sie einen steilen Felsen, der sich im Bergwalde hinter der Burg erhob und über sie emporragte. Rettung war, wenn man diesen erstieg. Mit zweihundert kühnen, leichtbewaffneten Jünglingen unternahm es der junge Otto von Wittelsbach (aus dem alten baierischen Geschlechte der Scheiern). Mühsam, doch unaufhaltsam erklomm er mit ihnen die Felswand und entfaltete jauchzend, als sie oben standen, auf dem Gipfel das Reichsbanner. Aus der Tiefe antwortete ihnen der Freudenruf des kaiserlichen Heeres. Nun waren die Veroneser in die Schlinge gefallen, die sie den Deutschen gelegt hatten. Fünfhundert von ihnen wurden im Kampf erschlagen; die am Leben blieben, ließ

Otto von Wittelsbach bei Verona.



Landgraf Ludwig.

der Kaiser als Friedensbrecher und Empörer hinrichten. Otto von Wittelsbach ward zur Belohnung der kühnen That Pfalzgraf zu Garda.

So kam Friedrich I. siegreich nach Deutschland und begann dort sogleich mit durchgreifender Strenge Frieden und Recht herzustellen. Es that auch Noth; denn während seiner Abwesenheit hatten sich die Mächtigen alles erlaubt, und die Selbsthülfe verletzte fort und fort Landfrieden und Gesetz. Nur schwer gewöhnten sich die Deutschen daran, den Eigenwillen der Herrschaft Eines unterzuordnen; von Altersher waren sie geneigt, sich lieber kräftig selbst zu ihrem Rechte zu verhelfen, als es bei andern zu suchen, und die Schwächeren, die am Königthum einen nothwendigen Schutz finden sollten, hatten nur zu oft erfahren müssen, daß der gewaltige ungerechte Nachbar nahe, der König aber fern war. Diese Mißstände wollte Friedrich I. gründlich beseitigen; das Gesetz allein sollte Gewalt üben und vor ihm alle, Große und Geringe, gleich gerichtet werden. Vor des Kaisers strenger Rechtspflege schützte nun selber die Fürsten ihr Rang nicht. So verdammte er den Pfalzgrafen vom Rhein und den Erzbischof von Mainz als Friedensbrecher zu der alten entehrenden Strafe des Hundetragens. Dem letzteren wurde die Strafe seines Alters und Standes wegen durch Begnadigung erlassen; der erstere aber mußte den Hund eine Strecke weit tragen. Dann zog Friedrich wider die Raubritter, zerstörte ihre Burgen und ließ sie selbst streng bestrafen, zum Theil mit dem Tode (1156). Denn viele adlige Herren lebten damals vom Stegreife, d. h. vom Raube, besonders am Rhein.

Auf ihren Burgen lauerten sie auf die Wanderer, die des Weges kamen, zumal auf reiche Kaufleute, welche mit Waaren vorbeizogen, und überfielen sie, oder warfen ihre persönlichen Feinde nieder und hielten sie so lange gefangen, bis sich dieselben um schweres Geld loskauften. Je mehr die Macht und der Reichthum der Städte wuchs, um so verhaßter wurden diese dem niedern Adel; aber nicht bloß das Volk, auch die Fürsten bedrohte er. So wird vom Landgrafen Ludwig von Thüringen erzählt, daß seine Vasallen das Volk so hart bedrückten, bis der Landgraf selbst wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Edelleute beim Volke ganz verhaßt geworden war. Einstmals hatte sich nun der Landgraf auf der Jagd im Thüringer Walde verirrt und war zu einem Schmied in Ruhla gekommen, der ihn nicht kannte und ihn über Nacht beherbergte. Da hörte der Landgraf, wie der Schmied bei jedem Schlag auf den Ambos des Landgrafen Verblendung schalt und rief: „Landgraf Ludwig, werde hart!" und allen Unfug der Edelleute vor sich hin erzählte. Der Landgraf merkte sich alles, und als er am andern Morgen von dannen ritt, war er harten Sinnes gegen den Adel geworden, aber um so milder gegen das Volk; dieses nannte ihn den „eisernen Landgrafen", weil ihn der Schmied im Feuer der Wahrheit gehärtet. Und er zog die Edelleute zur Rechenschaft; wie sie aber ihm Trotz boten, spannte er sie, je vier und vier, vor einen Pflug, zum Gedenkzeichen, daß sie das Volk wie Vieh behandelt hatten; davon hieß das Feld, auf dem sie den Pflug zogen, der „Adelacker" (Edelacker). So, wie dieser Landgraf, kamen auch andre Fürsten zur Erkenntniß über den Adel und bauten Städte oder begünstigten sie, um in treuen Bürgern ein Gegengewicht gegen den Adel zu haben.

Am meisten aber that der Kaiser selbst für die Zügelung der übermäch-

tigen Aristokratie, und es gelang ihm, den oft gebotenen, selten recht gehaltenen Landfrieden jetzt zu einer Wahrheit zu machen. Dies konnte aber nur dadurch vollständig erreicht werden, daß der alte Streit um Baiern endlich geendigt und damit eine Quelle steten Hadern und größter Unordnung verstopft ward. Der Klugheit und dem Ansehen des Kaisers gelang dieses mühsame Werk; er brachte eine Versöhnung zwischen Heinrich dem Löwen von Sachsen und Heinrich Jasomirgott von Baiern zu Stande und wußte dabei beide zufrieden zu stellen. Auf einem Reichstage zu Regensburg (1156) verglich er sie unter folgenden Bedingungen: Heinrich Jasomirgott gab das Herzogthum Baiern dem Kaiser zurück mit sieben Fahnen, und dieser belehnte nun Heinrich den Löwen damit; aber mittels zweier Fahnen von den sieben erhielt Heinrich von Babenberg die Mark Oesterreich und die Mark ob der Enns, welche bis dahin zu Baiern gehört hatten; aus beiden schuf der Kaiser das neue Herzogthum Oesterreich, unabhängig von Baiern, und stattete es mit großen Privilegien aus: untheilbar und erblich sollte es beim Geschlechte der Babenberger bleiben, nach dem Rechte der Erstgeburt, und zwar nicht bloß im Mannsstamme, sondern auch in weiblicher Linie darin vererben, und beim Erlöschen des Stammes von dem letzten Besitzer vergeben werden dürfen. Ferner sollte der Herzog von Oesterreich alle Rechtspflege in seinem Lande allein zu überwachen haben und erhielt mancherlei andere Vor- und Ehrenrechte. Der neue Herzog von Oesterreich schlug seinen Hofhalt in der Stadt Wien auf, die aus den Trümmern der römischen Vindobona längst wieder hergestellt worden war. Heinrich der Löwe dagegen gründete in Baiern die Stadt München an der Isar, welche schnell aufblühte. Daß der letztere Fürst nun, als Herr zweier Herzogthümer, eine überaus große Macht, die bedeutendste unter allen Vasallen, besaß, schien vielen, zumal seinen Nachbarn, höchst gefährlich; allein der Kaiser vertraute ihm, der nicht nur durch den Lehnseid, auch durch die Bande des Bluts und der Freundschaft ihm verbunden und in vielen Stücken zu großer Dankbarkeit verpflichtet war. Denn Friedrich that ihm viel zu Gefallen, wenn auch ohne Ungerechtigkeit. Ueberdies fühlte sich der Kaiser stark im Bewußtsein seiner Würde und seines Ansehens.

Auch seine eigene Hausmacht erweiterte Friedrich damals beträchtlich, indem er sich mit der schönen Beatrix, der Erbin der großen Freigrafschaft in Burgund, vermählte. Dadurch zog er zugleich den letzten Rest des Königreichs Burgund (das diesseit des Jura gelegene beherrschten die Herzoge von Zäringen, als Lehnsmannen des Reiches), der seit dem Aussterben der Salier sich losgerissen hatte, wieder fester in den Reichsverband.

Wie das Kaiserreich so im Innern durch Gerechtigkeit und Sammlung seiner Glieder wieder erstarkte, gewann es auch nach außen neuen Glanz und Ruhm. Durch einen glücklichen Kriegszug, der ihn bis Posen führte, zwang Friedrich I. den Herzog Boleslav von Polen, fußfällig um Frieden zu bitten und des Kaisers Lehnsmann zu werden (August 1157). Da ließ sich auch König Waldemar I. von Dänemark seine Würde von Friedrich I. bestätigen, und Geisa II. von Ungarn erkannte dessen Oberschiedsrecht an. Den treuen Herzog Wladislav von Böhmen aber, der ihm in Krieg und Frieden tüchtig gedient hatte, erhob der Kaiser damals zum König von Böhmen, unbeschadet

seiner Lehnsabhängigkeit vom Reiche. So sah Friedrich Rothbart Könige als Vasallen um seinen Kaiserthron; aus allen Theilen der Christenheit strömten Fürsten und Gesandte mit Huldigungen, Geschenken, Bitten zu seinen Reichstagen. Glänzend vor allen war besonders der Reichstag, der im September 1157 zu Würzburg gehalten wurde; da sah man außer den deutschen Fürsten und hohen Geistlichen Gesandte fast aus allen Ländern Europa's, und einer war eifriger als der andere, des großen Kaisers Gunst zu gewinnen.

Nur Italien grollte und trotzte. Im Süden dieses Landes, wo die deutsche Herrschaft nie recht festen Fuß gefaßt hatte, schaltete König Roger von Sicilien unbekümmert um die Hoheit des Kaisers, und als er starb, nöthigte sein Nachfolger, König Wilhelm, mit Waffengewalt den Papst Hadrian IV., ihn mit Sicilien, Apulien, Capua, Salerno, Neapel, Amalfi zu belehnen. Auch der Papst trat durch diese eigenmächtige Handlung feindlich gegen das Kaiserthum auf, dem hier allein die Lehnsherrlichkeit zustand. Aber er suchte die Aussöhnung mit den Normannen, weil er gegen die deutsche Obmacht, die beide Theile bedrohte, ein starkes Gegengewicht herstellen wollte. Er besorgte mit Grund den Verlust aller weltlichen Herrschaft der Kirche, wenn der Kaiser Herr von ganz Italien sei. Dieser aber nahm ihm den Vertrag mit dem Reichsfeinde sehr übel. Noch größer ward die Spannung zwischen beiden, als im Jahre 1157 die Kardinäle zum Kaiser kamen und diesem einen Brief des Papstes brachten, worin unter anderm geschrieben stand, daß Friedrich die Kaiserkrone als ein „beneficium" vom Papst habe. Dies Wort beneficium bedeutete nämlich sowohl „Wohlthat" als „Lehen", und die Deutschen glaubten, daß der Papst dies letztere darunter gemeint habe. Auch rief Roland, der eine der beiden Kardinäle, laut aus: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, als vom Papste?" Da riß des Kaisers Freund, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, voll Wuth das Schwert aus der Scheide und hätte dem Kardinal das Haupt gespalten, wenn der Kaiser selbst nicht Ruhe gebot. Die zwei Kardinäle aber mußten am andern Morgen in aller Frühe von dannen ziehen. Alles deutsche Volk war nur eines Herzens und Sinnes gegen solche fremde Anmaßung; auch die deutschen Bischöfe, vom Kaiser hoch geehrt und beschützt, standen fest für die Ehre des Vaterlandes, die in der Majestät des Kaisers gekränkt sei. Da Hadrian diese Einmüthigkeit der Fürsten mit ihrem Kaiser sah, erklärte er, daß er unter Beneficium nur eine „gute That" verstanden und die Ehre des Kaisers nicht habe kränken wollen. Indessen blieb das gegenseitige Mißtrauen.

Am dringendsten aber forderten die Verhältnisse in der Lombardei Friedrich's Einschreiten. Vor allen überstieg Mailand's Trotz und Verachtung des kaiserlichen Ansehens alle Grenzen. Die Mailänder hatten nämlich nicht bloß das zerstörte Tortona sofort wieder aufgebaut und mit Tortona und anderen gleichgesinnten Städten einen Bund unter ihrer Leitung errichtet, der hauptsächlich gegen die deutsche Herrschaft gerichtet war, sondern sie hatten auch die ghibellinisch gesinnten Städte Pavia und Lodi unterjocht und zerstörten nun das letztere völlig, da die Lodeser nicht jede Unterthanenpflicht gegen den Kaiser abschwören wollten. Ja, sie gingen so weit, jeden, der nicht unbedingt ihrer Herrschaft sich fügen und außer ihnen auch noch dem Kaiser einige Treue bewahren wollte, aufs grausamste zu verfolgen. So übten sie

im Namen der Freiheit die gräulichste Tyrannei. Da wollte denn Friedrich Barbarossa die Heerfahrt nach Italien nicht länger mehr aufschieben.

Er kam im Jahre 1158 mit vielen Fürsten und einem sehr zahlreichen Heere nach Italien, berief Mailand's Gesandte und hörte ihre Entschuldigungen. Da er sie nichtig befand, sprach er die Reichsacht über Mailand aus und umschloß es mit seinem Heere, zu dem auch viele italische Städte, meist aus Haß gegen die Mailänder, Hülfstruppen stellten. Nach vier Wochen ergab sich ihm Mailand, wiewohl es sehr stark befestigt war. Die Mailänder mußten eine schwere Geldstrafe zahlen, die von ihnen zerstörten Städte Como und Lodi wiederherstellen, die Regalien, welche sie an sich gezogen, zurückgeben, Treue schwören und Geiseln stellen.

Hierauf hielt Kaiser Friedrich einen Reichstag auf den ronkalischen Feldern, um den vielfach verworrenen Zustand Italiens nach Recht und Gesetz zu ordnen. Und es kamen dort an den Ufern des Flusses Po nicht bloß die Grafen, Ritter und Edelleute, nebst den Bischöfen und Aebten, sondern auch Bürgermeister, Richter und Abgeordnete aus den Städten zusammen; außerdem hatte der Kaiser auch die vier größten Rechtsgelehrten jener Zeit berufen (Doktoren aus Bologna), auf daß nach lombardischem und nach römischem Recht geurtheilt würde. Da haben nun jene vier Rechtsgelehrten aus dem römischen Rechte den Rechtsbegriff der Majestät als einer durchaus unbeschränkten Herrschergewalt entwickelt, und von da an hat sich das römische Recht immer tiefer in Deutschland verbreitet und unser gutes heimisches Recht immer mehr erstickt. Auf dem ronkalischen Reichstage wurden dem Kaiser folgende Rechte in Italien zugesprochen: das Recht, alle Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften zu vergeben, sodann zur Heeresfolge aufzurufen, sowie alle Lieferungen für sich und das Heer zu beziehen, ferner das Münzrecht, Zölle und Gefälle (kurz alle Regalien) zu erheben, und das Recht, die städtischen Obrigkeiten (den Vogt oder Podesta, die Bürgermeister oder Konsuln u. a.) mit Beistimmung des Volks zu ernennen. Endlich sollte ein allgemeiner Landfriede aufrecht erhalten werden, und alles Volk in Italien, Fürsten, Edle, Vasallen und Bürger, jene Beschlüsse beschwören. Damals griff der Kaiser auch die alte Streitfrage zwischen den Kaisern und Päpsten um die Erbschaft der Markgräfin Mathilde wieder auf und gab die Güter derselben aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Grafen Welf von Altorf zu Lehen, um diesen alten Feind der Hohenstaufen ganz für sich zu gewinnen. Darüber aber entbrannte der Zorn des Papstes; er schloß ein Bündniß mit dem Normannenkönige Wilhelm von Sicilien, ermunterte die guelfisch gesinnten Städte der Lombardei und reizte die deutsche Geistlichkeit gegen Friedrich. Sofort wuchs den Mailändern wieder der Muth; sie vertrieben des Kaisers Abgeordnete und erklärten, ihm den Eid nicht mehr halten zu wollen. Dies Beispiel entflammte auch anderwärts den Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen aufs neue. Vergeblich sprach der Kaiser 1159 die Reichsacht über Mailand; es spottete darüber und plünderte seinen Schatz im Schlosse Trezzo. Ebenso reizte die Stadt Crema des Kaisers Zorn. Da zog er vor ihre Mauern und wich nicht von der Stelle, bis Crema sich nach sieben Monaten ergab. Es ward zerstört.

Kurz vorher war Hadrian IV. gestorben; rasch erwählte nun die dem

Kaiser abholde Partei den Kardinal Roland unter dem Namen Alexander III. zum Papst. Die kaiserliche Partei aber wählte Viktor den IV., und der Kaiser erkannte denselben in einer von ihm berufenen Kirchenversammlung an, indem er sprach: „Wie nur ein Gott im Himmel der wahre, so soll nur ein Kaiser und soll nur ein Papst auf Erden sein." Aber Alexander III., ein Mann von durchgreifender Entschlossenheit, that den Kaiser in den Bann und schloß sich fest an die Freiheitssache der lombardischen Städte, von denen sich vor allen Mailand offen für ihn erklärte. Da zog der Kaiser (1161) mit dem Reichsheer vor Mailand, that die Krone vom Haupte ab und schwor in seinem Zorn, sie nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er Mailand's Mauern der Erde gleich gemacht habe. Ueber ein Jahr ward mit größter Erbitterung gekämpft, und die Mailänder widerstanden mit festem Muthe; aber sie entehrten diesen, indem sie, vom Haß zur Verzweiflung getrieben, sogar Meuchelmord am Kaiser versuchten. Am 6. März 1162 mußten sie sich endlich, vom Schwert und Hunger bedrängt, auf Gnade und Ungnade ergeben. Bleich und hager von furchtbarer Noth, kamen sie mit Stricken um den Hals und Kreuzen in den Händen zum Kaiser heraus, brachten ihm die Schlüssel der Stadt und deren Heiligthum, das „Carroccio" (einen Wagen mit einem hohen Mastbaum, auf dessen Spitze sich ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzpatrons der Stadt, befanden). Demüthig mußten die Mailänder im Regen harren, während der Kaiser an reicher Tafel saß. Und als er endlich inmitten seiner Großen auf dem Thron erschien, stießen die Besiegten in die Posaunen und senkten den Mastbaum des Carroccio's; es ward zertrümmert wie Mailand's Größe. Nun berief der Kaiser einen lombardischen Reichstag nach Pavia zum Gericht. Dort ward die Zerstörung Mailand's beschlossen; die feindlichen Städte, die es durch seinen Uebermuth gereizt hatte, vollbrachten mit Freuden eilig dies Werk. Mailand's Mauern, Thürme und Paläste wurden der Erde gleich gemacht; der Kaiser zog über die Trümmer in die Stadt, gebot den Bürgern, sich anderswo anzusiedeln, und setzte nun seine Krone wieder aufs Haupt. Dann traf sein Gericht auch die andern ihm feindlichen Städte, und über ganz Italien ging der Schrecken vor seinem Zorn. Hierauf kehrte Friedrich nach Deutschland heim. Aber den Freiheitssinn der lombardischen Städte hatte er nicht zerstören können. Dieser wuchs alsbald wieder in voller Kraft empor, und die deutschen Vögte, welche er über sie gesetzt, reizten sie durch Unterdrückung und rohe Gewaltthätigkeit aufs äußerste, so daß Venedig, Padua, Verona, Vicenza und Treviso einen Bund zum Schutz gegen solche Willkür schlossen.

Andererseits thaten auch die Lombarden manches, was eine friedliche Gestaltung ihrer Verhältnisse dem Kaiser unmöglich machte. Sie haßten dessen Herrschaft und entzogen sich ihr, wo sie konnten; gerechte Nothwehr gegen Tyrannei schien ihnen jede Gewaltthat, die sie im Sturm der Leidenschaft bald hier, bald dort an den kaiserlichen Beamten verübten, und der Kaiser mußte von seinem Standpunkt aus sein strenges Regiment über aufrührerische Unterthanen für gerecht und nöthig halten.

Nicht viel ruhiger als Italien blieb Deutschland. Während Friedrich's Abwesenheit waren hier neue Fehden ausgebrochen. Die Bürger von Mainz hatten (1160) ihren Erzbischof Arnold erschlagen, weil er ihre Freiheiten ver-

letzte und eine unumschränkte Herrschaft über sie zu führen gedachte; in Schwaben bekämpften der Herzog Friedrich und der Pfalzgraf Hugo von Tübingen den jungen Welf; Pfalzgraf Konrad der Staufe und Ludwig der Eiserne von Thüringen befehdeten das Erzstift Köln, — kleinerer Fehden nicht zu gedenken.

Aber der Unterschied beider Länder war der, daß in Deutschland Friedrich's Erscheinen und Dazwischentreten genügte, die Ruhe wiederherzustellen. Rasch und streng schlichtete er die Fehden, strafte die Uebelthäter, versöhnte die Erbitterten. Selbst die mittelbar zu Deutschland gehörigen Reiche im Osten beugten sich vor seinem Ansehen, sobald er wieder diesseit der Alpen auftrat. So bedurfte es nur einer Botschaft des mächtigen Kaisers, um den Herzog von Polen mit seinen drei Neffen, die ihm den Thron bestritten, zu versöhnen. Jener trat diesen Schlesien, das bis dahin ein Theil Polens war, ab (1163); sie errichteten hier drei Herrschaften, die später durch Erbtheilung in mehrere Herzogthümer und Fürstenthümer zerfielen, — sämmtlich unabhängig von Polen und Lehen des deutschen Reiches, aus welchem deutsche Ansiedler in großer Zahl nach Schlesien zogen und dies Land allmählich ganz germanisirten. Denn die Beherrscher desselben, die Piasten (so genannt nach ihrem und der polnischen Herzoge Stammvater, dem Bauer Piast), waren zwar von Abkunft ursprünglich Slaven, aber deutsch erzogen und dem deutschen Wesen hold, bald selbst durch Heirath auch deutschen Blutes.

Anders in Italien. Auch hier erschien der Kaiser (1163), um die ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, ohne Heer. Aber er mußte bald genug erfahren, daß weder sein bloßer Name, noch selbst seine persönliche Einwirkung etwas ausrichtete; nur durch Gewalt konnte er hier die mit den Waffen errungene Herrschaft behaupten und üben. Unverrichteter Sache mußte er über die Alpen zurückkehren, um ein Heer gegen die widerspänstigen Lombarden zu sammeln.

Mittlerweile war der kaiserliche Gegenpapst Viktor IV. gestorben (1164), und der Kaiser wollte nun des Friedens wegen sich mit Alexander III. klüglich versöhnen; aber schon war auf Betrieb des kaiserlichen Kanzlers, des Erzbischofs Rainald von Köln, der gerade zu Rom war, ein neuer Gegenpapst, Paschalis III., gewählt worden, für welchen sich auch der Kaiser endlich entschied. Auf seinen und Rainald's Betrieb schworen die deutschen Fürsten und Prälaten, auch englische Gesandte (da deren König Heinrich II. damals wegen seines aufsässigen Erzbischofs Thomas a Becket von Canterbury mit dem Papst Alexander III. zerfallen war) auf einem Reichstage zu Würzburg dem Papste Paschalis III. Treue zu und verpflichteten sich zugleich, überhaupt nie einen Papst anzuerkennen, der nicht im deutschen, kaiserlichen Sinne sein Amt zu üben gewillt sei. — Damals geschah es auch, daß Friedrich I. seinen erhabenen Vorgänger, Karl den Großen, durch Paschalis III. heiligsprechen ließ (zu Aachen, Dezember 1165). Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, welche Alexander dem III. standhaft getreu blieben, wurden dafür später in die Reichsacht gethan und abgesetzt.

Aber in Italien entschied sich die öffentliche Meinung für den hochstrebenden und muthigen Alexander III., weil er als Freund und Beschützer der lombardischen Städtefreiheit betrachtet wurde, und hier mußte der Kaiser seinen Kampf mit päpstlicher Kirchenherrschaft und nationaler Einzelfreiheit zugleich

ausfechten. Dahin zog er denn 1166 wieder mit einem Heere. Er gedachte zuerst seinen großen Gegner Alexander III. zu besiegen; dann würden ihm, so durfte er hoffen, auch die lombardischen Städte nicht länger widerstehen. Aber Alexander, eben so kühn als Friedrich, vertheidigte in seiner Würde die Unabhängigkeit des Papstthums mit der ganzen Kraft seines Geistes und Willens, warf den Bann auf den Kaiser und auf Paschalis III. und entband Friedrich's Unterthanen von den Eiden ihrer Treue. Vor allen Dingen reizte er die Lombarden auf, die über die Bedrückungen der kaiserlichen Beamten ergrimmt waren und, trotz Friedrich's Versprechungen, er werde gerechte Untersuchung und Berücksichtigung ihrer Klagen eintreten lassen, nur von ihren Waffen Besserung ihrer Lage und Erwerbung der alten Freiheit hofften. Während nun der Kaiser gegen Alexander nach Rom zog, schlossen auch die Städte Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua und mehrere andere am 7. April 1167 einen festen Bund, „alles Unrecht, das vom Kaiser oder seinen Vögten komme, gemeinschaftlich von einander abzuwehren." Sie verjagten Friedrich's Beamte und stellten die von ihm zerstörten Städte Mailand und Tortona wieder her; freudig kehrten unter ihrem Schutze deren vertriebene Einwohner in die alte Heimath zurück. Friedrich belagerte indessen Ancona, und die Erzbischöfe Christian von Mainz und Rainald von Köln, zwei gewaltige kriegerische Herren, schlugen mit geringer Macht ein zahlreiches Heer der Römer. Dann zog der Kaiser selbst nach Rom, wo sich Alexander III. befand, eroberte die Peterskirche und ließ jenem, welcher sich in die innere Stadt zurückzog, entbieten, er möge seine Würde niederlegen; dann solle auch Paschalis dasselbe thun und ein dritter durch freie Wahl auf den päpstlichen Thron erhoben werden. Auch die Römer stimmten bei, daß auf diese Weise das Schisma (die Kirchenspaltung) geschlichtet werde. Aber Alexander antwortete, nur Gott könne den Papst richten; keines irdischen Geschöpfes Urtheilsspruche werde er sich fügen; darauf entfloh er aus Rom. Nun führte der Kaiser Paschalis den III. feierlich in die Stadt ein und setzte ihn auf den päpstlichen Thron (1167).

Diese großen Erfolge schienen des Kaisers Macht auf ihren Gipfel zu erheben; sie dünkte manchen unüberwindlich. Aber da wandte sich das Glück. Die glühende Sommerhitze, abwechselnd mit gewaltigen Regengüssen, erzeugte plötzlich eine furchtbare Pest im kaiserlichen Heere; in wenigen Tagen wurde der größte Theil desselben hingerafft; Herzoge, Grafen und Ritter, Bischöfe und Laien, zahllose Opfer erlagen dem jähen Tode. Da starben auch Rainald von Köln, Friedrich der Jüngere von Schwaben, des Kaisers Neffe, und Welf, der einzige Sohn des Welf von Altorf. Das sei Gottes Gericht über den Kaiser, riefen viele, weil er Hand an die Kirche gelegt habe. So mußte Friedrich eilig den kleinen Rest seines Heeres von Rom fortführen, mitten aus dem Siege vor der Seuche entfliehend. Er zog nach Norden in die empörte Lombardei; aber sein Muth war mit nichten gebrochen; — über alle lombardischen Städte, außer Lodi und Cremona, rief er die Reichsacht aus, indem er dabei den Fehdehandschuh in die Luft warf. Jene aber, ungeschreckt von seiner Standhaftigkeit, vielmehr auch selbst zur Ausdauer angespornt, traten nun in einen einzigen großen Bund zusammen und schworen einander, alle Diener und Anhänger des Kaisers zu verjagen und zu züchtigen, ohne Beistimmung aller keinen Krieg zu beginnen noch Frieden zu schließen, sich gegenseitig getreulich beizustehen

und die gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen Lombardischen Bundes durch erwählte Vorsteher (Rektoren) zu verwalten (1. Dezember 1167). Ihrer vereinigten Macht konnte Friedrich mit seinem geringen Heere nicht die Spitze bieten; kaum konnte er hoffen, durch ihr Land glücklich zurück in die Heimath zu gelangen. Durch List täuschte er sie jedoch über seine Pläne und eilte dann plötzlich den Alpen zu, indem er die Verfolger durch Aufknüpfung einiger ihrer Geiseln mehr erbitterte als zurückschreckte. Doch erreichte er durch schnellen, geschickten Marsch mit wenigen Begleitern glücklich Susa. Hier indeß rotteten sich die Bürger zusammen und wollten den Kaiser in der Nacht ermorden. Aber ein treuer deutscher Ritter, Hermann von Siebeneichen, rettete ihn durch eigene Aufopferung, indem er sich in Friedrich's Bett legte, während dieser verkleidet entfloh (März 1168). So entkam der Kaiser als Flüchtling mit genauer Noth nach Deutschland, von der Höhe des Glücks und der Macht jählings herabgestürzt. Kaum war er fern, so verjagten die Lombarden auch die letzten fremden Vögte und Besatzungen und bauten ihm zum Trotz in der Ebene zwischen Pavia und Asti, die nordwestliche Lombardei zu decken, eine starke Festung, welche sie, ihrem Freund und Beschützer, Papst Alexander dem III., zu Ehren, Alessandria nannten.

12.

Friedrich Rothbart und Heinrich der Löwe.

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.

Lessing.

Während Kaiser Friedrich Rothbart in Italien gegen die Alleinherrschaft der Kirche kämpfte, aber ohne Erfolg, weil er zugleich gegen die lombardische Volksfreiheit stritt, hatte Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, im Nordosten Deutschlands das slavische Volksthum bekriegt und dem Christenthum, mehr noch seiner Herrschaft dort mit dem Schwerte Bahn gebrochen. Er war klug, kühn und streng, aller Ueppigkeit feind, von starkem Willen, fester Beharrlichkeit, aber auch habsüchtig und gewaltthätig. Selten sind in Deutschland zwei solche Männer neben einander gewesen, wie Friedrich Rothbart und Heinrich der Löwe, jeder an der Spitze eines reichen, hochberühmten Geschlechtes (das sie auch in ihrer äußeren Erscheinung vertraten; denn Heinrich war braun, wie alle Welfen, und Friedrich blond, wie ein Hohenstaufe), jeder mit gewaltiger Macht. Nicht viel fehlte Heinrich, um seinem Vetter gleichzukommen; doch hatten die Hohenstaufen den Glanz der Krone gewonnen; ihrer Macht eiferte der Welfe nach und strebte im Norden sich ein Reich zu errichten. Dabei ging er mit rücksichtsloser Thatkraft zu Werke. Er erzwang sich von seinem Vasallen, dem Grafen von Holstein, den Besitz des wichtigen Handelsplatzes Lübeck und wurde dessen zweiter Gründer, indem er diese Stadt nach einem Brande wiederaufbaute und ihr die ausgedehntesten Stadtrechte (Markt-, Münz-, Zollrecht) gab, auch sie zu einem Freihafen erklärte und dadurch ihren Handel sehr hob (1158). Dann unterwarf er die Slaven

in Mecklenburg, und als sie gegen das ihnen aufgezwungene Christenthum und besonders gegen die drückende Besteuerung des Herzogs und seiner Grafen sich empörten und mit den pommerschen Fürsten gegen die Deutschen vereinigten, da ließ Heinrich der Löwe nicht ab, bis er ihren Widerstand durch erneuete Kriegszüge gebrochen hatte. Im Bunde mit Markgraf Albrecht dem Bären von Brandenburg und dem Könige Waldemar I. von Dänemark, deren Gebiete von den Slaven ebenfalls bedroht wurden, besiegte der Herzog die mecklenburgischen und pommerschen Slaven, obwohl sie sich tapfer wehrten, und verfolgte sie bis Stolpe. Da baten die pommerschen Fürsten um Frieden, und Pribislav, das Haupt der Obotriten, ließ sich taufen (1164). Fast das ganze heutige Mecklenburg kam nun unter Heinrich's des Löwen Herrschaft, welcher deutsche Ansiedler (meist aus Holland, Seeland, Flandern) berief und Bisthümer unter den Slaven dort erneuerte oder gründete, z. B. zu Altenburg an der Elbe und zu Lübeck. Denn der Kaiser, der ihn hoch in Ehren hielt, hatte ihm das königliche Recht verliehen, in seinen slavischen Marken Bisthümer zu errichten und die Bischöfe zu belehnen. So war Heinrich der Löwe in Norddeutschland auf dem Gipfel der Macht; alle benachbarten deutschen Fürsten beneideten ihn, seine Vasallen fürchteten, die Geistlichen haßten ihn im Stillen, weil er, wiewohl er manche Kirchen und Klöster reich begabte, die Bischöfe wie seine Diener und die Nachbarn nach dem Rechte des Stärkeren behandelte. So lange der gefürchtete Kaiser in Deutschland war, hielten die Mißvergnügten Ruhe; als er aber im Jahre 1166 nach Italien ging, schlossen viele Bischöfe, Fürsten, Grafen und Edle im deutschen Norden einen Bund gegen den übermächtigen Herzog. Von allen Seiten brachen sie in seine Länder ein; aber muthig warf sich ihnen Heinrich entgegen und schlug sie überall zurück; mit Mord und Brand suchte er ihre Gebiete heim und ließ alle seinen Grimm fühlen, furchtbar wie der König der Thiere, dessen Namen er würdig trug, und dessen ehernes Bild mit offenem Rachen allen Feinden zum Trotz er in seiner Stadt Braunschweig aufgestellt hatte. Mit tiefem Verdrusse mußten die Besiegten es leiden, daß der Kaiser, als er, ungebeugt durch sein Unglück, aus Italien heimkehrte und das Regiment in Deutschland mit gewohnter Kraft aufs neue führte, ihnen zu Würzburg den Frieden gebot (1168). Um so stolzer wurde nun Heinrich der Löwe, befestigte seine Herrschaft im Norden mehr und mehr, dehnte sie im Vereine mit den Dänen, die 1168 Arkona erobert und dort Svantevits Bild gestürzt hatten, auch über Rügen aus und waltete in seinen Landen wie ein König, fast unabhängig von Kaiser und Reich.

Inzwischen ging ihm durch seine Kargheit und des Kaisers Großmuth im Süden ein schönes Besitzthum verloren. Sein alter Oheim, der kinderlose Welf von Altorf, lebte nun in Saus und Braus und steten Festen auf seinen zahlreichen Gütern in Baiern und Schwaben. Seine Verschwendung stürzte ihn in Schulden, und er wandte sich an seinen Neffen Heinrich und bat ihn um Geld. Dieser aber wollte nichts hergeben und warf ihm die Vergeudung seines Vermögens vor. Dagegen unterstützte ihn sein anderer Neffe, der Kaiser (Sohn der Schwester Welf's), sehr freigebig. Aus Dankbarkeit vermachte ihm dafür der alte Welf seine großen Besitzungen. Darüber ward Heinrich der Löwe neidisch, und seit dieser Zeit erkaltete seine Freundschaft

für Friedrich Rothbart. Dieser aber vergrößerte damals die Macht seines Hauses immer mehr; sein ältester Sohn Heinrich wurde zum deutschen König erwählt und gekrönt (1169); seinen übrigen Söhnen gab er erledigte Herzogthümer und Grafschaften, ohne doch dabei mit Ungerechtigkeit gegen andere Personen zu verfahren. In seinem Mißmuth und dem Zuge der Zeit folgend, zog da Heinrich der Löwe ins gelobte Land, um an dem heiligen Grabe anzubeten (1171). Er führte einen stattlichen Pilgerzug; zwölfhundert prächtig gerüstete Ritter begleiteten ihn; in Ungarn, Bulgarien, Griechenland, überall ward er mit königlicher Ehre aufgenommen. Glücklich kam er nach Jerusalem. Viel Wunderbares erzählt die Sage von dieser Fahrt: wie Heinrich in Asien einen Löwen von einem Drachen errettet habe, und wie der Löwe ihm treu wie ein Freund überallhin gefolgt sei, über das Meer und bis in die Heimath zur Stadt Braunschweig, und nachmals auch sein Grab dort gehütet habe. Nach Jahresfrist war Heinrich wieder heimgekehrt; sein geheimer Groll gegen den Kaiser aber erstarb nicht. Es verdroß ihn auch, daß dieser schon für den Fall, daß er nicht wiederkäme, über seine Herzogthümer habe verfügen wollen, und als ihm nun seine Gemahlin Mathilde, die Tochter des Königs Heinrich II. von England, einen Sohn gebar, schmerzte ihn der Verlust des Welfischen Erbes um so tiefer.

Indessen war der Gegenpapst Paschalis III. gestorben; aber die Kirchenspaltung dauerte fort; denn Alexander's III. Gegner erwählten sogleich einen neuen Gegenpapst, Calixtus III., welchen der Kaiser anerkannte. Alexander III. aber behauptete seine Stellung dem Kaiser gegenüber mit Ruhe, Klugheit und Würde und wollte von den Ansprüchen der Kirche eben so wenig das geringste aufgeben, als dieselben allzuweit überschreiten. Als der griechische Kaiser Emanuel Komnenos den Zwiespalt zwischen Friedrich Rothbart und der Kirche zu seinen eigenen Gunsten benutzen wollte und den Papst anging, statt Friedrich's ihn selbst zum römischen Kaiser zu krönen, wies ihn Alexander, der die Versöhnung mit Friedrich durch einen solchen Schritt nicht unmöglich machen wollte, mit den Worten zurück: „Der Nachfolger des heiligen Petrus soll den Frieden suchen, nicht den Krieg.“ Friedrich seinerseits hatte indessen weder seinen hohen Begriff vom römisch-deutschen Kaiserthum, noch seinen Plan, Italien mit demselben zu verschmelzen, aufgegeben. Da er nun auch binnen sechs Jahre den inneren Zustand Deutschlands fest geordnet und die Macht seines Hauses so verstärkt hatte, daß er wohl hoffen durfte, in Italien mit Nachdruck auftreten zu können, beschloß er eine neue Heerfahrt dahin. Die Eifersucht der lombardischen Städte auf einander kam ihm dabei zu statten. Darum schickte er seinen Freund, den Erzbischof Christian von Mainz, dahin voraus. Dieser kriegerische Prälat zog nach Genua und machte mit dem Streitkolben in der Faust seinem Kaiser offene Bahn. Bald folgte ihm Friedrich mit dem Reichsheer, in welchem sich auch Heinrich der Löwe, wiewohl unwilligen Herzens, befand. Mehrere Städte ergaben sich dem Kaiser; Asti ward erobert, Susa den Flammen geopfert. Um so standhafter wehrte sich Alessandria; die neuen Bürger vertheidigten ihre Freiheit mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Vergeblich stürmte der Kaiser den ganzen Winter hindurch gegen die festen Mauern; er mußte endlich eilig von dannen ziehen; denn schon rückten die Lombarden von allen Seiten wider ihn zur

Friedrich Barbaroſſa und Heinrich der Löwe.

Schlacht heran. Noch zur guten Stunde ward da (1175) ein Waffenstillstand vermittelt, und der Kaiser schlug vor, daß drei redliche Schiedsrichter von jeder Partei den langen Zwist zum Austrag bringen sollten. Ihrem Ausspruche wolle er sich unterwerfen, jedoch unbeschadet der Würde und der Rechte des Reiches. Er wollte aufrichtig eine Versöhnung auf dem Grunde des Rechts und Gesetzes; dennoch sah er gar bald, daß ihm nur eine Entscheidung durch Waffengewalt übrig blieb; denn es ward ihm mehr zugemuthet, als er mit Ehren zugestehen konnte. Aber schon hatte er im festen Vertrauen, daß die Versöhnung zu Stande kommen würde, den größten Theil des Reichsheeres entlassen; so war auch Heinrich der Löwe nach Deutschland zurückgekehrt; und nun stand der Kaiser mit allzugeringer Kraft den plötzlich neuerhobenen Anmaßungen gegenüber. Da berief er eilig den Herzog Heinrich wieder zu sich, auf dessen Kraft und Treue er am meisten baute. Aber dieser wollte nun seinen Stolz und Groll den Kaiser fühlen lassen und weigerte sich, zu kommen. Der Kaiser konnte es nicht glauben und lud ihn zu einer Unterredung ein. Da kamen (1176) Heinrich der Löwe und der Kaiser zu Partenkirchen in Baiern zusammen, und Friedrich sprach: „Stets hielt ich dich hoch vor allen Fürsten Deutschlands, und nicht bloß durch deinen Eid, auch durch die Bande des Blutes bist du mein. Verlasse mich in dieser Stunde nicht! Deutschlands Ehre, des Kaisers Ruhm, der Preis meines ganzen Lebens steht auf dem Spiel!" Aber Heinrich der Löwe dachte an Welf's verlorne Erbschaft, dachte, er habe lange genug den Absichten Friedrich's auf Italien gedient, dachte an seine eigene Erhöhung, wenn Friedrich's Macht gebrochen sein würde, — nur an Deutschland dachte er nicht und erwiederte ihm kalt, mit nichtiger Entschuldigung: „Dein Dienst, o Kaiser, hat mich vor der Zeit alt und mürb gemacht, daß ich nicht mehr über die Alpen ziehen kann; doch will ich dir einige Geldhülfe leisten." „Nicht deines Goldes, deiner selbst bedarf ich und deiner Kraft," sprach der Kaiser. Hierauf erwiederte der Löwe nach einigem Bedenken: „Wohlan, so gieb mir die Reichsstadt Goslar im Harz, und ich will dir folgen." „Begehre in dieser Noth nichts Unbilliges," entgegnete ihm der Kaiser, „gedenke der alten Zeit, unserer alten Freundschaft und Liebe!" Aber Heinrich blieb starr und stumm. Da übermannte (wie eine Sage erzählt) den Kaiser der Gedanke an die Gefahr, welche der Ehre des deutschen Namens in Italien drohte, so mächtig, daß er seine Kronen vergaß, vor Heinrich dem Löwen auf die Knie sank und flehend rief: „Nur diesmal, Heinrich, verlaß mich nicht!" Jener erschrak, wie er den Kaiser vor sich knieen sah; dennoch blieb er fest bei seiner Weigerung. „Steh auf, lieber Herr," sprach jetzt die Kaiserin zu ihrem Gatten, „Gott wird dir beistehen, wenn du einst dieser Stunde und dieses Uebermuthes gedenkst." Nun schieden die beiden von einander, — der Kaiser, wie aus einem Traum erwacht, voll Grimm, der Herzog voll banger Ahnung der Zukunft, — jener in die Lombardei, Heinrich nach Sachsen heim.

Dieser Abfall des mächtigsten Reichsfürsten vom Kaiser erhob den Muth der Lombarden eben so sehr, als er Friedrich's Mittel zum Siege verringerte. Dennoch verzagte letzterer keineswegs, und seiner Gewandtheit gelang es, die treugebliebenen deutschen Hülfsvölker, die noch von hie und da über die Alpen kamen, schnell an sich zu ziehen, wiewohl die Lombarden fast alle Pässe besetzt hatten. Aber das Heer der Feinde war seiner Schar an Zahl weit überlegen

und drängte ihn daher zur Schlacht. Sie geschah am 29. Mai 1176 zwischen Legnano und dem Flusse Ticino. Schon durchbrachen die Deutschen und ihr Kaiser ungestüm die feindliche Schlachtreihe, schon wandte sich die Hauptmasse der Lombarden zur Flucht, da fielen zwei erlesene Scharen der Mailänder, von Freiheitsbegeisterung voll und zum Tode verbrüdert, den Deutschen, die übereilt nachsetzten, in die Seite, zugleich ein Hinterhalt der Brescianer ihnen in den Rücken; diesen vereinten Stößen erlag das zur Verfolgung aufgelöste deutsche Geschwader. Der Bannerträger an Friedrich's Seite stürzte hin; da hieß es, der Kaiser sei erschlagen; — nun wichen auch die letzten der Kaiserlichen. Viele von ihnen kamen noch auf der Flucht um, andere wurden gefangen; des Kaisers ganzes Lager, auch seine Fahne und sein Schild, wurde eine Beute der Lombarden. Aber er selbst hatte sich gerettet; zur Freude seiner Gattin und aller Seinen, die ihn schon als todt beweint hatten, erschien er plötzlich wieder in Pavia.

Auch jetzt verlor er nicht die Fassung; mit Ruhe und Scharfblick überschaute er seine Lage. Mit den Waffen konnte sie nicht gebessert werden, das sah er wohl ein; denn dazu mangelte es ihm nach dem Abfall Heinrich's des Löwen und nach seiner Niederlage an Gewaltmitteln. Auch hatte er die Macht der Freiheit und der öffentlichen Meinung, die ihm entgegenstand, zu gut erkannt, um hoffen zu können, daß er trotz alledem über Papst und Lombarden zugleich obsiegen werde. Er beschloß daher, sich mit dem Haupte der Kirche durch nachgiebiges Entgegenkommen zu versöhnen, erkannte die völlige Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles an und erwirkte so seine Lösung vom Banne. Am 25. Juli 1177 hatte er zu Venedig mit Papst Alexander III. eine Zusammenkunft, bei welcher er diesem die größte Ehrfurcht bezeigte und dagegen von ihm den Friedenskuß erhielt. So wurde die Versöhnung besiegelt. Weil aber zwischen dem Kaiser und seinen italischen Unterthanen die Erbitterung und das Mißtrauen noch zu lebendig, auch die Rechtsverhältnisse in der Lombardei zu verwickelt waren, um rasch und auf einmal friedlich geordnet zu werden, so erhielten die Lombarden auf sechs, der König Wilhelm von Sicilien auf fünfzehn Jahre Waffenstillstand, während welcher Zeit ein dauernder Friede vorbereitet werden solle. Der Streit mit der Kirche ward sogleich beigelegt; der Kaiser erkannte Alexander den III. als rechtmäßigen Papst an, gab der Kirche alle ihr vorenthaltenen Güter zurück und erhielt den Nießbrauch der Mathildischen Erbschaft auf fünfzehn Jahre. Auch versprachen sich Papst und Kaiser, einander in allen Dingen zum Heile der Kirche und des Reiches treulich beizustehen. Durch diesen Frieden hatte nun zwar der Kaiser seiner anspruchsvollen Idee, die Kirche dem Staate unterzuordnen, ausdrücklich und für immer entsagt; ein Hauptplan seiner Regierung war also gescheitert; — allein er war eben auch zu der Erkenntniß gekommen, daß diese Idee nicht zeitgemäß, nicht zu verwirklichen sei; einen Schatten also hatte er geopfert. Dagegen erhielt er an der Freundschaft des mächtigen Papstes einen wesentlichen Vortheil; sie kam ihm insbesondere in den deutschen Verhältnissen zu statten, die jetzt seine Thätigkeit beanspruchten. Dort erwartete ihn noch der heiße Kampf mit dem gewaltigsten unter den deutschen Fürsten.

In der Hoffnung, daß der Kaiser noch lange in Italien beschäftigt sein

werde, hatte Heinrich der Löwe den Abfall gewagt; um so größer war nun sein Schrecken, als er von dem Frieden zwischen jenem und dem Papste vernahm, und daß Friedrich durch Burgund nach Deutschland heimkehre. Aber trotzig rüstete er sich, mit Gewalt den Zorn des Verletzten abzuwehren. Ein furchtbares Unwetter zog sich gegen ihn zusammen. Alle seine zahlreichen Feinde unter den Fürsten und Bischöfen erhoben sich nun wie ein Mann gegen den Uebermüthigen und griffen ihn mit Waffen in seinem Lande, mit Klagen bei dem Kaiser an. Dieser gebot Frieden und berief ihn nach Worms vor ein Fürstengericht zur Verantwortung. Aber Heinrich kam nicht; denn er wußte, daß er seine vielfachen Rechtsübertretungen gegen die Nachbarn und seinen Abfall vom Kaiser durchaus nicht ableugnen, noch entschuldigen könne. Friedrich aber ging mit höchster Mäßigung zu Werke und beobachtete aufs genaueste alle Rechtsformen gegen den widerspänstigen Reichsstand. Er lud ihn nach Magdeburg, dann nach Goslar, warnte im Andenken an die einstige Freundschaft ihn auch insgeheim, — aber Heinrich der Löwe stellte sich auf keine Mahnung zum Gerichte, trotz der drohenden Reichsacht, und versäumte, auf seine Kraft vertrauend, auch die letzte Frist; er hoffte, mit Gewalt sich gegen Kaiser und Reich zu behaupten. Da konnte und wollte der Kaiser die Strafe nicht länger aufschieben, und so traf Heinrich den Löwen im Jahre 1180 zu Würzburg die Reichsacht, weil er die Heeresfolge dem Reiche versagt, die Bischöfe und schwächeren Nachbarn vielfach gekränkt und an der Majestät des Kaisers gefrevelt habe, und es wurden ihm alle seine Würden und Lehnsgüter abgesprochen und seine große Macht zersplittert. Denn Friedrich hatte durch herbe Erfahrung gelernt, wie gefährlich der Besitz zweier Herzogthümer und selbst der eines übergroßen sei. Daher löste er das Herzogthum Sachsen, auf welches seit hundert Jahren so oft die Empörung sich gestützt hatte, fast ganz auf. Den westlichen Theil erhielt das Erzstift Köln; die sächsischen Bisthümer, Magdeburg, Bremen, Halberstadt u. a., nahmen ihre Kirchenlehen, die sonst der Herzog von Sachsen gehabt hatte, wieder zurück; nur der Rest des so an Umfang und Zusammenhang sehr verringerten Herzogthums blieb; er wurde mit dem Titel eines Herzogs von Sachsen dem Grafen Bernhard von Anhalt (einem Sohn Albrecht's des Bären) verliehen. Auch Baiern wurde, obwohl nicht in so bedeutendem Grade, verkleinert; Steiermark wurde nun ganz davon abgelöst, und einige Bischöfe, Städte, Grafen erhielten einen Zuwachs ihres Besitz- oder Rechtsstandes. Das Herzogthum Baiern bekam dann der treue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. So gewannen die Kleinen auf Kosten des Großen. Diesen aber, Heinrich den Löwen, verließ sein Muth noch nicht, obschon alle seine Freunde, auf deren Treue er fest gebaut hatte, von ihm abfielen; denn theils schreckte sie der Kaiser, theils entfremdete sie das argwöhnische und gewaltthätige Benehmen, das der Herzog auch gegen sie beobachtete. Mannhaft kämpfte jedoch Heinrich jetzt wie immer mit seinen Feinden. Doch all seine Tapferkeit war vor der Uebermacht des kaiserlichen Ansehens und des Reichsheeres umsonst. Bis Lübeck drang Friedrich I. vor, wo sich ihm die bisher von Heinrich dem Löwen abhängigen Herzoge von Pommern stellten und als Reichsfürsten belehnt wurden; so trat ihr Land in den deutschen Reichsverband ein (1181). Ueberall bedrängt, wollte Heinrich wenigstens noch

seine Erbländer Lüneburg und Braunschweig retten; sein starrer Sinn war gebrochen; er kam nach Erfurt auf den Reichstag und flehte vor dem Kaiser knieend um Lösung von der Acht. Als der Kaiser ihn so tief gebeugt sah, gedachte er in Thränen ihrer alten Freundschaft und rief tief ergriffen aus: „Dennoch bist du selber das Werkzeug deines Unglücks." Allein der Gerechtigkeit mußte er ihren Lauf lassen. Er löste ihn zwar von der Reichsacht und ließ ihm in Gnaden das väterliche Erbe Braunschweig und Lüneburg; sonst aber bestätigte er den Spruch der Fürsten, daß alles andere, die Lehen und Würden, Heinrich entzogen blieb und er selbst auf sieben Jahre aus dem Reiche verbannt sein solle; diese Zeit verringerte er ihm dann bis auf drei Jahre (November 1181). Da mußte nun Heinrich der Löwe, welcher einst Königen gleich geherrscht hatte, mit Weib und Kindern in die Verbannung ziehen; seine eigene Stadt Bardewik verschloß ihm auf dem Wege höhnend ihre Thore. Er ging nach England zu seinem Schwiegervater, dem Könige Heinrich II. So schien die Macht der Welfen zertrümmert und die hohenstaufische fester als je gegründet.

Indessen war in Italien Alexander III. gestorben (1181), und der Waffenstillstand mit den lombardischen Städten ging zu Ende. Der Kaiser aber, der standhaft die alten Kaiserrechte vertheidigt hatte, so lange sie seiner Ueberzeugung nach ausführbar waren, gab es jetzt auf, das Unmögliche erzwingen zu wollen. Er beschloß, den Waffenstillstand in einen dauernden Frieden zu verwandeln, seine früheren hochgespannten Forderungen nachzulassen. Er berief im Jahre 1183 einen Reichstag nach Konstanz (Kostnitz) am Bodensee und verglich sich dort mit den Lombarden. Es wurde ausgemacht, die Bürger sollten das Recht haben, ihre Obrigkeiten zu wählen, diese dagegen verpflichtet sein, dem Kaiser zu huldigen und sich von ihm mit ihren Würden belehnen zu lassen. Ferner gab Friedrich den Städten das Recht, Bündnisse zu schließen und sich zu befestigen, und überließ ihnen alle Regalien und Gewohnheitsrechte innerhalb ihrer Mauern; dafür sollten sie auch alle jetzt anerkannten oder bestehenden Rechte und Güter des Kaisers in ihren Gebieten schützen und erhalten, die bestrittenen oder lästigen in Geldabgaben verwandeln und ihm als oberstem Herrn Treue schwören.

Die Lombarden waren hocherfreut über diesen Erfolg ihrer langen Anstrengungen; ihre innere Freiheit war nun anerkannt. Der Kaiser hinwieder hatte wenigstens das erreicht, daß die äußere Abhängigkeit der Lombardei von dem deutschen Reiche bestehen blieb, und daß er für die Hingabe unbedingter Ansprüche doch noch überwiegenden Einfluß und bedeutende Geldeinkünfte erhielt. Ueberdies war der Friede für das ganze Reich heilsam und erwünscht. Dem Handel und Wandel öffneten sich nun wieder die Pforten der Alpen, und von dem regen reichen Leben der lombardischen Gemeinden kamen viele und schöne Antriebe auch in die Entwickelung des deutschen Städtewesens. Mehr und mehr wuchs nun diesseit der Alpen die Bedeutung des Bürgerthums, besonders dadurch, daß viele reiche und wichtige Städte von bischöflicher oder fürstlicher Herrschaft unabhängig und zu freien Reichsstädten wurden. Friedrich Rothbart half insofern dazu, als er gegen das Ende seiner Regierung sich mit der vielseitigeren Entfaltung des deutschen Lebens immer mehr befreundete und den Zerfall großer Sammelmächte in viele kleine gleichberechtigte

begünstigte, wie er es durch die Zersplitterung Sachsens that. Ueberhaupt beförderte Heinrich's des Löwen Sturz diese Veränderung in der Verfassung Deutschlands. Bischöfe, Markgrafen und Grafen begannen unabhängige Reichsfürsten zu werden mit Landeshoheit, und manche Städte, wie Lübeck, das der Kaiser (1181) mit großen Rechten ausstattete, und Regensburg, wurden bald ganz reichsfrei, d. h. unmittelbar nur dem Kaiser und Reich unterthan. Aber klarer als in diesen Einzelheiten sprach sich in seiner ganzen Regierung Friedrich's I. Grundsatz aus, Recht und Freiheit der Stände zu achten, wie sie seine Würde und Rechte achten sollten. Keine wichtige Sache entschied er ohne den Beirath der Fürsten; wenn er auf ihren Spruch auch einwirkte, so war es doch keine Gewaltherrschaft, die er übte, sondern seine geistige Ueberlegenheit und sein kaiserliches Ansehen. Selten verfehlten diese, zu wirken; denn freilich hatte er die Mittel, Gehorsam zu erzwingen, wenn seine Sache (wie in Deutschland immer) gerecht war, und er wußte sie zu gebrauchen. So herrschte der große Kaiser mit besonnener Kraft und weiser Mäßigung zur Wohlfahrt des Reiches.

13.

Friedrich's I. Kreuzzug und Tod.

Wie stolz du blühst im Ritterthum,
O Adel, reich durch Lied und Ruhm, —
Die Bürgerfreiheit wächst; sie bleibt,
Wenn längst dein Stamm kein Blatt mehr treibt!

Freudigen Herzens hielt der Kaiser zur Friedensfeier im nächsten Jahre (1184) zu Pfingsten einen Reichstag auf freiem Felde bei Mainz zwischen Kostheim und Erbenheim; derselbe war zugleich ein Freudenfest für das ganze deutsche Volk. Aus fernen Ländern kamen zahllose Fürsten und Ritter dazu, den alten Kaiser zu schauen, im Glanze der Majestät, des Heldenruhms und der Weisheit, noch jugendlich an Kraft und Muth, im Kreise seiner blühenden Söhne, von Königen, Herzogen und Markgrafen bedient; so zeigte sich in ihm gleichsam die ganze Herrlichkeit des deutschen Reiches vereinigt.

Da erschien das Ritterthum in stolzer Pracht (man zählte dort über 40,000 Ritter) und überstrahlte bei weitem das bescheidene junge Bürgerthum. Die Ritterschaft war nämlich im Laufe der Zeiten nicht bloß ein geschlossener Stand geworden; vielmehr drückte das Ritterthum, welches damals seine schönste Blüthe entfaltete, den kriegerischen und adligen Geist der ganzen deutschen Nation aus, und zwar in innigster Verbindung mit Glauben und Ehre. Dieser höchsten Entwickelung des Ritterthums haben die Kreuzzüge als Glaubenskämpfe das Siegel aufgedrückt; es war eine großartige Idee, um welche sich, wie um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Kräfte in ihrer Fortentwickelung zum schönen Ganzen ordneten. Kein Ritterbürtiger, kein Fürst, kein Königssohn und selbst kein König konnte die Ritterwürde ohne eine vorhergegangene Weihe erhalten; untadelhaften Wandels mußte er erprobt sein, durch die Beichte rein von Sünden, und dann schwören: für den heiligen Glauben, für die Ehre der Frauen und die Unschuld immerdar treu

zu kämpfen; hierauf erhielt er knieend den „Ritterschlag". So erhielten denselben damals auf dem Reichsfeste bei Mainz des Kaisers Söhne, König Heinrich VI. und Friedrich, von denen der erste ihm im Reiche folgen sollte, der andere das Herzogthum Schwaben und der Hohenstaufen Stammgut daselbst bekam. Ein herrliches Turnier ward damals gehalten. Da ritt auch der alte Kaiser in die Schranken und erwies seine ungeschwächte Heldenkraft. Auch edle Dichter waren bei dem Fest, inmitten des Volkes und der Fürsten, und feierten in zierlichen oder derberen Klängen die Herrlichkeit des Reiches und den Ruhm des erhabenen Kaisers. Wie nun damals, nachdem die uralte deutsche Volksfreiheit durch das Lehnwesen verschüttet war und das junge kräftige Bürgerthum seine volle Bedeutung noch nicht ganz errungen hatte, der Kern der Volkskraft noch größtentheils im adligen Ritterthum zu schöner That hervortrieb, — so hatte sich auch die deutsche Dichtung dem Ritterthum innig angeschlossen. Die Keime der Volksdichtung nämlich waren wunderbare Sagen, theure Reste aus der alten Heldenzeit des Volkes. Wie alle Bildung, waren sie zuerst in die Pflege der Geistlichkeit gekommen; und nun, da sich der Staat von der Kirche losgetrennt hatte, da der ausschließlich religiösen Bildung schon die allgemeinere Weltbildung gegenübertrat, ward die deutsche Dichtung eine ritterliche. Schon damals offenbarte sich in der deutschen Poesie eine großartige Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, nämlich die: daß er alles Schöne und Wahre, das in fremden Ländern entsteht, sich aneignen und in sein tiefinnerstes Eigenthum verwandeln kann, um es dann der ganzen Welt als allgemein gültig und als Bildungsstoff freigebig auszutheilen. In jener Zeit haben die Priester Konrad und Lambrecht die Geschichten und Sagen von Karl dem Großen und von Alexander dem Großen in deutsche Lieder gebracht; der erste ritterliche Dichter in Deutschland war Heinrich von Veldek. Die ritterlichen Dichter haben alsbald zuerst die Form der Gedichte kunstreich auszubilden angefangen, und nun kamen darin die Ideen des Volkes zum Vorschein, wie reine liebliche Kinder, die sich in goldnen Wiegen schaukeln.

Bald nach dem Reichsfest bei Mainz zog der Kaiser abermals nach Italien, um das Werk des Friedens mit den lombardischen Städten zu vollenden. Sie empfingen ihn nun mit hohen Ehren, selbst Mailand, das einst so erbittert gegen ihn gekämpft hatte. Hingegen stellte sich ihm jetzt der Papst Lucius III., der Nachfolger Alexander's III., feindlich gegenüber und verlangte insbesondere die Mathildische Erbschaft zurück. Das war unklug, weil des Kaisers Macht in Italien jetzt größer als jemals war und selbst die Normannen zu ihm hielten. Denn der Kaiser hatte daran gedacht, dem Papst auch diese seine anderen bisherigen Bundesgenossen abzuziehen, und es dahin gebracht, daß Konstanzia, die nächste Verwandte und reiche Erbin des kinderlosen Königs Wilhelm von Sicilien, mit seinem Sohne, dem König Heinrich VI., (1186) vermählt ward. So war jetzt das Papstthum inmitten Italiens im Norden und Süden von Freunden des Kaisers umgeben und gefährdet. Dennoch setzte nach dem Tode Lucius' III. der neue Papst Urban III. den Kampf gegen den Kaiser um den Bestand der Kirchenherrschaft muthig fort.

Da erscholl plötzlich die Kunde, daß die Ungläubigen unter Sultan Saladin Jerusalem wieder erobert hatten. In jugendlicher Begeisterung rüstete

sich der alte Kaiser, um nach so vielen weltlichen Kämpfen seine Laufbahn als Kämpfer für die Sache Gottes zu beschließen. Er bestellte das deutsche Reich, übergab seinem Sohne Heinrich VI. dessen Verwaltung und zog dann (1189), mit 20,000 Rittern und 80,000 Kriegern zu Fuß, ins gelobte Land. Da geschahen (im Jahre 1190) zwei große Schlachten, in denen Friedrich Rothbart wie ein frischer Jüngling siegreich kämpfte. Aber bald darauf (am 10. Juni) ereilte ihn der Tod, beim kühnen Durchschwimmen des Flusses Saleph (Kalykadnus), unweit Seleucia.

Unermeßlicher Jammer ergriff das ganze Heer, das in seinem Heldenkaiser seinen Hort verloren hatte. Und auch das deutsche Volk ward von tiefem Schmerze bewegt, als die Trauerkunde zur Heimath kam; und weil ihm der große Kaiser im fernen wunderbaren Morgenlande gestorben war, so verwebte es sein Ende mit mährchenhaften Zügen, und seine Gestalt ward in der Sage zum Bilde der deutschen Herrlichkeit, die in den Zauberbanden feindlicher Mächte auf die Stunde der Erlösung harrt. Viele hundert Jahre lang glaubte das Volk, Kaiser Friedrich sei nicht gestorben, sondern verzaubert schlafe er im Berge Kyffhäuser (bei Sondershausen in der goldenen Aue) sammt seiner schönen Tochter, seinen tapfern Rittern und seinem ganzen Hofstaat. Da sitze er schlummernd an seinem Marmortisch, durch welchen sein rother Bart gewachsen, und harre der Stunde, wann die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Dann werde er ausziehen mit seinen Getreuen und das deutsche Volk wieder groß machen vor allen Völkern der Erde.

Nach Friedrich's Tode löste sich allmählich das deutsche Kreuzheer auf; nur einen geringen Rest brachte des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, nach Antiochien. Hier bestattete er feierlich des Vaters Herz, zu Tyrus die Gebeine. Dann schloß er sich mit seinen Kriegern den Kreuzfahrern an, die, von den Königen Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich geführt, damals die Stadt Akkon (Acre) belagerten. Vor ihren Mauern litten die deutschen Pilger im tapfern Kampfe mit den Ungläubigen durch Hunger und Seuchen große Noth.

Da half deutscher Bürgersinn; *Bürger* aus Lübeck und Bremen richteten ein Hospital für die Bedrängten ein, und es thaten sich viele edle Männer zu einer Brüderschaft zusammen, um die Armen und Siechen zu pflegen und zu schützen. Daraus entstand (von Herzog Friedrich [November 1190] gestiftet) ein *Ritterorden*, nach dem Muster des Ritterordens der „Tempelherren" und der „Johanniter", welche von Italienern und Franzosen schon früher zur Pflege der Kranken und zum Schutz der wehrlosen Pilger, sowie zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet worden waren. In diesen Ritterorden vereinigten sich der Geist des *Mönchthums* (Demuth, Gehorsam und Weltentsagung) und der des *Ritterthums* (Tapferkeit und Ehre) durch den Zweck der gottgeweihten *Menschlichkeit*. Jener *neu* gestiftete Orden hieß im Anfang „die Brüderschaft von der Liebfrauenkirche zu Jerusalem", später der der „*deutschen Ritter*". Dieselben hatten eine eigene Ordenstracht, nämlich weiße Mäntel mit einem schwarzen Kreuze. Die Mitglieder des Ordens waren theils Priester, theils Ritter, theils dienende Brüder; über alle war ein Hochmeister gesetzt; und der erste Meister hieß *Heinrich Walpot*, aus einem edlen Mainzer Geschlecht. Dieser Orden der deutschen Ritter hat

gar bald eine sehr große Ausdehnung und reiche Güter im Morgenlande wie im Abendlande gewonnen.

Der Kreuzzug der Deutschen aber nahm ein trauriges Ende, als nebst vielen Tausenden von Streitern auch Herzog Friedrich von Schwaben (1191) vor Akkon an der Seuche gestorben war; nur wenige von allen, die voll Siegeshoffnungen von der Heimath fortgezogen waren, haben sie wieder erreicht.

14.

Heinrich VI.

Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Schiller.

Kaiser Friedrich's Heldengeist lebte in seinem Sohne Heinrich VI. fort; ja, dieser hegte noch viel kühnere Gedanken, großartigere Pläne als der Vater. Er war noch ein Jüngling, da er das Scepter ergriff; aber er hatte alle Gaben, durchzuführen, was Friedrich dem I. nicht gelungen war: Verschmelzung Deutschlands und Italiens zu einem einigen erblichen Staate, wo alles wohlgeordnet und der Kaiser der Herr sei. Danach strebte er mit eiserner Festigkeit, geschickt und klug und, wo es nützte, mit rücksichtsloser Härte. Sinnenlust hatte wenig Reiz für ihn; er lebte nur für sein Herrscheramt. Er kannte Bücher und Menschen und verwerthete sie für seine Zwecke; auch das Geld, das er begierig sammelte, liebte er nur, weil es ihm in seinen großen Plänen half. Diesen mußte ihm alles dienen, sein eigener verständiger und kräftiger Geist und die Schätze und Ritter seiner weiten Reiche.

Als sein Vater ins heilige Land zog, blieb er zur Verwaltung des Reiches zurück. Des Kaisers Entfernung gedachten die alten Feinde des Thrones zu nutzen. Kaum hatte Friedrich mit dem Kreuzheer Deutschland verlassen, so kehrte auch Heinrich der Löwe aus der Verbannung zurück, um sein verlorenes Herzogthum wieder zu erobern. Da traten dem alten Helden nicht bloß seine früheren Freunde bei, sondern auch langjährige Feinde, von Versprechungen gelockt oder der allzugroßen Macht der Hohenstaufen abhold, versöhnten sich mit ihm.

Nun zog er rachedürstend vor die Stadt Bardewik, welche ihn im Unglück verhöhnt hatte und es jetzt wieder that, eroberte sie und verwandelte sie in einen Schutthaufen (1189). Hierauf unterwarfen sich ihm auch das reiche Lübeck und Lauenburg. Dafür ließ Heinrich VI. die Stadt Hannover, die den Welfen gehörte, in Brand stecken; Braunschweig hingegen widerstand dem König. Da bekam der letztere plötzlich die Nachricht, daß König Wilhelm II. von Sicilien gestorben sei; und nun waren ihm in Folge seiner Vermählung mit Konstanzia die Reiche Neapel und Sicilien zugefallen. Aber viele von den dortigen Großen hatten, aus Abneigung gegen die Deutschen, den Grafen Tankred von Lecce, einen Enkel des Königs Roger, auf den Thron erhoben, welchen der Papst, aus Furcht vor der allzugroßen Macht der Hohenstaufen, belehnte. Dies bewog Heinrich den VI., sich mit den Welfen zu vertragen, um sich, wenn in Deutschland die Ruhe hergestellt sei, mit ganzer Kraft auf

Italien werfen zu können. Heinrich der Löwe ging die ihm gebotenen Bedingungen ein und gab dem König seinen zweiten Sohn als Geisel; sein ältester, Heinrich, folgte mit 50 Rittern dem Könige nach Italien. Dort war die Zwietracht der lombardischen Städte aufs neue ausgebrochen, und die römische Kirche im Bunde mit der römischen Bürgerschaft gegen die Deutschen; aber den König Heinrich VI. schreckte kein Hinderniß.

Durch Drohungen und Versprechungen stellte er den Frieden unter den hadernden Lombarden wieder her und bewog sie, ihn durch Geldzahlungen zu unterstützen. Mit Genua und Pisa schloß er noch besondere Verträge: sie sollten ihm mit ihren Kriegsflotten Sicilien erobern helfen. Dann wandte er sich nach Rom und nöthigte, mit Hülfe der dem Papste schon wieder abgeneigten Römer, diesen (es war jetzt Cölestin III.), ihm die Kaiserkrone aufzusetzen (15. April 1191). Cölestin that es ungern; denn er fürchtete Heinrich's Macht, die durch Erwerbung Unteritaliens ganz überwältigend werden mußte. Aber er war alt und schwach und ehrlich genug, um anzuerkennen, daß Heinrich mit gutem Rechte Neapel und Sicilien beanspruche. Dieser ließ sich denn auch nicht abhalten, sich in Besitz des Seinigen zu setzen. Siegreich drang er bis vor die Mauern Neapels. Hier aber verließ ihn plötzlich das Glück. In dem kaiserlichen Heere, welches die von den Aufständischen tapfer vertheidigte Stadt belagerte, entzündete die furchtbare Sommerhitze eine Seuche, die rasch viele Tausende hinraffte; der Kaiser selbst erkrankte und mußte die Belagerung aufheben. In diesem gefährlichen Zeitpunkte verließ der junge Heinrich, der Sohn Herzog Heinrich's des Löwen, seinen Kaiser, wie einst sein Vater Friedrich den I. im Stiche gelassen hatte, und eilte nach Deutschland heim. Dazu kam, daß die Kaiserin Konstanzia in die Gefangenschaft der Anhänger Tankred's gerieth. Da sah sich der Kaiser in seinem Unglück, kaum genesen, gezwungen, den Kampf für jetzt auszusetzen und in die Heimath zurückzukehren, um frische Streitkräfte zu sammeln.

Dort war indessen der alte Welf von Altorf gestorben, dessen reiche Erbschaft dem Kaiser jetzt ein willkommener Zuwachs zu seiner Hausmacht war. Denn seine Unfälle in Italien hatten seinen Gegnern in Deutschland wieder Muth gegeben. Vor allem galt es, die Welfen zu züchtigen. Zwar suchten sie, erschreckt von des Kaisers kräftigem Auftreten und mit ihren Nachbarn in Fehde, sich mit begütigenden Worten zu entschuldigen. Aber sie konnten die Thatsachen nicht leugnen, daß der jüngere Heinrich das Reichsheer verlassen und der ältere die Friedensbedingungen verletzt hatte, und mit der That wollten sie Genugthuung nicht geben. So brach denn der Krieg wider sie in Deutschland aufs neue los. Tapfer und gewandt vertheidigte sich Heinrich der Löwe; aber er hatte kein Glück, und von allen seinen Hoffnungen schwand ihm eine nach der anderen. Dazu kam noch ein großes Mißgeschick, das seinen Schwager, den König Richard Löwenherz von England, betraf und den Welfen eben so viel Schaden, wie dem Kaiser Nutzen brachte. Richard hatte nämlich bei der Eroberung der Stadt Akkon (1191), wohin er als Kreuzfahrer gekommen war, in unbändigem Stolze den tapfern Herzog Leopold von Oesterreich schwer beleidigt und das österreichische Banner beschimpft. Als er nun bald darauf vom Kreuzzuge heimfuhr, war er durch einen Sturm an die Küsten des adriatischen Meeres verschlagen worden, und, da er verkleidet

den Weg zu Lande durch Oesterreich unternahm, in die Hand seines Todfeindes, jenes Herzogs Leopold, gekommen; dieser hielt ihn auf der Felsenburg Dürrenstein an der Donau gefangen. Als Kaiser Heinrich VI. dies vernahm, sprach er auf einem Reichstage zu Regensburg: „Vor mein Gericht und in meine Haft gehört König Richard, denn nur der Kaiser ist berechtigt, einen König gefangen zu halten und zu richten", und ließ ihn von Dürrenstein fortführen auf die Reichsfeste Trifels, wo so oft des Reiches Kleinodien verwahrt worden sind. Da ist (wie die Sage erzählt) Richard's treuer Freund, der Sänger Blondel, ihn zu suchen, im deutschen Reiche von Burg zu Burg gezogen, bis er vor Trifels kam, wo er ein Lied aus dem Thurm hörte, seinen König daran erkannte und es beantwortete. Dann eilte er nach England, um Hof und Volk dort für des Königs Befreiung aufzuregen. Der Kaiser aber stellte Richard vor das Gericht der deutschen Fürsten wegen der Unbilden, die er deutschen und anderen Kreuzfahrern zugefügt hatte, und forderte für seine Freilassung von England 150,000 Mark für sich und Herzog Leopold. Er suchte diesen Handel damit zu beschönigen, daß er sagte: „dem römisch-deutschen Kaiser, als höchstem Gebieter in Europa, stehe das Gericht über alle Könige zu." Doch viele deutsche Fürsten und der Papst schalten laut dies Verfahren. Gleichwohl setzte Heinrich VI. seine Absicht durch (1194).

Sein Zweck war, sich tüchtig mit Geld auszurüsten, um in Italien mit Nachdruck auftreten zu können. Die Rücksicht auf Italien machte ihn auch geneigter, sich mit den Welfen friedlich zu einigen, und diese wünschten solches schon längst. So ging denn Heinrich der Jüngere auf seines Vaters Geheiß zum Kaiser nach Speier, um sich zu rechtfertigen und die Belassung der Landschaften nördlich der Elbe zu erlangen. Da er jedoch statt deren nur leere Worte bekam, ritt er grollend wieder von dannen. Unterwegs begegnete ihm ein Bote von Irmengard, der Pfalzgräfin am Rhein (deren Gemahl Konrad bei seinem Neffen, dem Kaiser, war), mit der Aufforderung, er solle eilig auf die Burg Stahleck kommen. Dort erwartete ihn die Tochter der Pfalzgräfin, die schöne Agnes, mit welcher er einst, da sie noch ein Kind war, verlobt worden; nun aber hatte der König von Frankreich um sie geworben, und ihr Vater sowie der Kaiser wollten sie diesem zur Frau geben. Doch die edle Jungfrau bewahrte dem jungen Heinrich standhaft ihre Treue. Als Pilger verkleidet, kam er bei Nacht glücklich in die Burg. Da gab die Pfalzgräfin den zwei Liebenden ihren mütterlichen Segen, und das treue Paar wurde nun in aller Eile getraut. Als der Pfalzgraf am anderen Tage heimkam und dies erfuhr, zürnte er anfangs; doch ließ er sich bald besänftigen und stillte auch den Groll des Kaisers, ja er bewog diesen sogar zu einer Versöhnung mit dem alten Löwen; zu Tilleda in der goldenen Aue, nicht weit vom Kyffhäuserberg, kam sie zu Stande. Da gab der Kaiser dem jungen Heinrich die Pfalzgrafschaft am Rhein zu Lehen; doch mußte dieser versprechen, daß er treu in Italien helfen wolle.

Heinrich der Löwe aber erhielt seine verlorenen Länder nicht wieder, sondern bloß den Frieden. Von da an lebte er in seiner Stadt Braunschweig, sprach eifrig Recht, pflegte die Wohlfahrt der Bürger, begabte in frommer Sorgfalt die Kirchen mit Schätzen und Kunstwerken und horchte am liebsten, oft Nächte lang, auf die Heldengeschichten aus alten Zeiten, welche er sich vor-

Heinrich der Löwe.

lesen ließ; auch ließ er die seiner Zeit niederschreiben. So schwand der Rest seines thatenvollen Lebens dahin. — Fünfzehn Tage vor seinem Tode schlug der Blitz in die Blasiuskirche ein; die Flamme ergriff auch seine Burg; alle um ihn her waren voll Schrecken; nur er allein, der schwache, sieche Greis, verlor weder Muth noch Ruhe. So kündigte ein Wetter den Tod des alten Helden an. Er starb am 6. August 1195 und ließ den Gewaltigen der Erde in seinem Schicksal ein warnendes Beispiel, wie wandelbar das Glück ist.

Kaiser Heinrich war indessen nach Italien gegangen, wo ihn das Glück begünstigte. Denn die Kaiserin Konstanzia wurde auf des Papstes Verwendung frei gegeben, und Heinrich's Hauptfeind, König Tankred, war gestorben. Doch das sicilische Reich mußte erobert werden. Da kam es nun darauf an, eine Seemacht zusammenzubringen. Heinrich verschaffte sie sich durch den guten Willen der Genueser und Pisaner, denen er die größten Verheißungen machte; Antheil an der sicilischen Beute, Handelsvortheile, selbst großen Länderbesitz versprach er ihnen für ihren Beistand. So gelang es ihm, zu Wasser wie zu Lande Streitkräfte gegen den Feind zu bringen. Im Fluge eroberte er Apulien und Sicilien; Barone und Städte huldigten ihm, Tankred's Wittwe und Sohn räumten ihm den Thron; doch versprach Heinrich ihnen und ihren Anhängern Verzeihung. Aber schlecht hielt er sein Wort. Er beschuldigte bald die Partei Tankred's neuer Umtriebe und strafte sie mit furchtbarer Härte. Wer ihm irgendwie verdächtig war, wurde getödtet oder eingekerkert oder geblendet. Grausame Strafen waren freilich seit langer Zeit in Sicilien herkömmlich; aber dies entschuldigt Heinrich's Verfahren nicht, und der Papst war wohl berechtigt, wenn er den Kaiser um seiner Tyrannei willen in den Bann that. Doch Heinrich VI., in der Fülle seiner Macht, Herr aller Länder von der Ost- und Nordsee bis nach Sicilien hinab, kümmerte sich nicht darum. Mit eiserner Gewalt hielt er Italien im Zaume, zufrieden, daß seine Unterthanen ihn fürchteten. Auch die norditalischen Städte behandelte er rücksichtslos; Genua und Pisa mahnten vergebens um Erfüllung seiner Verheißungen. Viele der Lombarden erneueten den alten Bund gegen die kaiserliche Herrschaft. Er machte ihn unschädlich dadurch, daß er sie ihrer eigenen Zwietracht überließ. Ohne sich mit kleinlichen Fehden aufzuhalten, ging er, nachdem er in seinem sicilischen Reiche große Schätze zusammengebracht hatte, nach Deutschland voll hochfliegender Gedanken. Einen großartigen Plan wollte er ausführen, der, wenn er verwirklicht worden wäre, aus Deutschland in Wahrheit einen festgeeinten Staat gemacht und unserem Volke die lange Schmach und Noth der Zerrissenheit erspart hätte. Er wollte die alte Wahlfreiheit der Krone abschaffen und das Reich in seinem Geschlechte *erblich* machen. Dies sollte Gesetz werden, bestätigt von Kaiser und Reich. Dafür bot er den Fürsten an, ihnen alle Reichslehen erblich zu lassen, selbst für die weiblichen Linien; ferner, das bisherige Recht der Könige auf Einziehung des Nachlasses der Bischöfe (das sogenannte Spolienrecht) aufzugeben, und endlich, seine Erbreiche Neapel und Sicilien mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Er wies auf die Verderblichkeit des Wahlrechtes hin, wie es bei jeder Thronerledigung Parteiung und oft Bürgerkrieg bewirke und den Staat nicht zu fester Einheit kommen lasse, und auf die Vortheile, welche die von ihm vorgeschlagene Ordnung des Staatsrechtes für das Ganze und jeden einzelnen habe. Zweiund-

fünfzig Fürsten gaben seinen Vorschlägen ihre Einwilligung; die anderen aber, besonders die sächsischen, widersprachen ihm hartnäckig: denn aus einer erblichen Herrschaft würde leicht eine schrankenlose, und das Wahlrecht erhebe den Stand der Reichsfürsten, deren jeder danach Kaiser zu werden die Möglichkeit habe, zu königlichem Range, während in einer Erbmonarchie auch der größte Vasall nur Unterthan sei und bleibe. Die Erblichkeit der Lehen besäßen sie der That nach bereits, und die Einverleibung fremder Länder bringe nur dem Kaiser Nutzen, dem Reiche nichts als Lasten. An diesem Widerspruche scheiterte der Plan des Kaisers. Denn mit Gewalt konnte und wollte Heinrich ihn nicht durchsetzen, weil eine so durchgreifende Veränderung des Rechtes und Herkommens nur bei allgemeiner Zustimmung thunlich und dauerhaft gewesen wäre. Er mußte sich damit begnügen, daß die Fürsten seinen unmündigen Sohn Friedrich II. zum deutschen König erwählten.

Heinrich VI. gab jedoch seine stolzen Pläne keineswegs auf. So wollte er das altersschwache griechische Kaiserthum erobern, um es mit dem römisch-deutschen zu verbinden und den Kreuzzügen nach dem Orient eine feste Brücke, sichern Rückhalt zu schaffen. Aber zu früh für die Größe seines Hauses und Thrones überraschte ihn der Tod. Auf einer Jagd in Sicilien trank er, stark erhitzt, schnell aus einer kalten Quelle, erkrankte sofort und starb bald darauf zu Messina, noch nicht 32 Jahre alt (28. September 1197). Viele haben ihn wegen seiner Gewaltthätigkeit verwünscht; doch der Ruhm bleibt ihm, seinen hohen Beruf geistvoll erfaßt und mit äußerster Thatkraft ausgeübt zu haben.

Drei Monate nach ihm starb auch der Papst Cölestin III. An dessen Statt erwählten nun die Kardinäle Innocenz den III. Er war noch jung, doch wegen seiner Gelehrsamkeit und Tugend hochgeachtet, und hervorragend durch Verstand und Willenskraft. Den päpstlichen Stuhl hat nie ein größerer inne gehabt. Mit klarem Blicke übersah er die Verhältnisse der Völker, die blutigen Folgen der Willkür, die zahllosen Verwirrungen der Parteien. Ihm erschien alles irdische verwerflich und eigenen Werthes bar; er war überzeugt, daß das einzige Heil für das schale und hinfällige weltliche Treiben darin beruhe, sich leiten zu lassen von dem, der hienieden zu Gottes Statthalter bestellt sei, dem Haupte der Kirche, dem Papste. So betrachtete er die ganze Christenheit nur als einen einzigen Gottesstaat und die Kirche als den ewigen unbeweglichen heiligen Mittelpunkt der Einigkeit von Himmel und Erde. Darum hielt sich Innocenz III. als das Oberhaupt dieser Kirche hoch über alle Könige und Kaiser der Erde erhaben, denen Gott in seiner Gnade den Papst zum unfehlbaren Richter gesetzt habe. Die Zeit war seinen maßlosen Ansprüchen günstig; denn die Könige lagen mit ihren Vasallen in Fehde, und einen gewaltigen Kaiser gab es nicht. In den heißen Parteikämpfen, die nach Heinrich's VI. Tode Italien und Deutschland zerrütteten, in den Kriegen und Aufständen, die durch Johann's von England erbärmliche Regierung in Frankreich und England entbrannten, suchte gern bald dieser, bald jener Theil die Hülfe des geistlichen Ansehens. Mit bewundernswerther Klugheit benutzte Innocenz die Gunst der Umstände; unter ihm erreichte das Papstthum den Gipfel seiner Macht. Er übte diese mit Würde und Festigkeit, als höchster Richter, als Schützer der Bedrängten, aber auch als Rächer der Uebelthat.

Und als solche sah er alles an, was seinen überspannten Ansichten von der Göttlichkeit der Hierarchie und ihren Satzungen widerstrebte. Mit fürchterlicherer Grausamkeit, als einst Heinrich VI. seine politischen Gegner, ließ er seine kirchlichen Widersacher, die Ketzer, bestrafen, die, unter dem Namen Waldenser und Albigenser, im südlichen Frankreich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts andere Meinungen über Leben und Lehre der Kirche äußerten als die Priesterschaft. Mit Feuer und Schwert wurden sie ausgerottet.

Für Italien war es heilsam, daß nach des Kaisers Tode ein kräftiger Papst auftrat. Alles war dort in Verwirrung; Heinrich's Kriegsleute schalteten eigenmächtig im Süden; die Städte und Edlen befehdeten sich im Norden; jeder suchte die Anarchie zu seinem Vortheile auszubeuten und zu mehren. Da glückte es dem klugen Innocenz, im Bunde mit dem Volkshasse der Italiener gegen die Deutschen, weitreichenden Einfluß zu gewinnen, die Gewalt der Fremden zu brechen, die Einheimischen zu größerer Ordnung und Eintracht zu bringen. Und um Unteritalien erwarb er sich noch ganz besondere Verdienste. Hier, wo offener Aufruhr gegen Heinrich's schutzlose Hinterlassene, gegen die Kaiserin und den unmündigen Friedrich (er war beim Tode des Vaters zwei Jahre alt), ausbrach, griff er mit starker Hand ein. Konstanzia ernannte ihn zum Vormunde ihres Kindes und starb gleich darauf (1198). Er nahm sich der Waise kräftig an, brachte Apulien und Sicilien zum Gehorsam und rettete so seinem Mündel das Erbe. Es war eine würdige That: die römische Kirche schützte und erzog das Kind ihres kaiserlichen Feindes als ihren Sohn.

15.

König Philipp und Kaiser Otto IV.

Er ist noch nicht geschlossen, der große Friedensbrief;
Es sind darin noch Glossen zu schreiben hoch und tief.
Rückert.

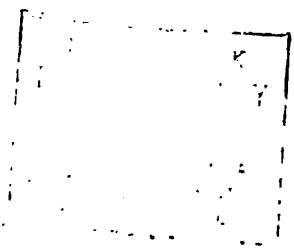
Damals war in Deutschland eine schlimme Zeit. Wie eine alte Wunde brach der Parteikampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen wieder auf. Die letzteren mit allen ihren Anhängern, vielen weltlichen und geistlichen Fürsten, hatten Heinrich's VI. Bruder, Philipp, Herzog von Schwaben, einen ritterlichen und besonnenen Mann, reich an Gütern und Tugenden, zum König erhoben (6. März 1198). Zwar hatte Heinrich's kleiner Sohn, Friedrich II., größeren Anspruch auf die Nachfolge, da er bereits erwählter deutscher König war; allein um die Gefahren zu bestehen, die von den Feinden des herrschenden Geschlechtes drohten, erschien ein Mann nothwendig. Denn schon erhoben sich mit neuer Hoffnung die Welfen, begierig, ihren Besiegern die lange getragene Krone wieder streitig zu machen. Mit den Fürsten, die zu ihnen hielten, erwählten sie Otto von Braunschweig, Sohn Heinrich's des Löwen, zum Gegenkönig (1. Mai 1198).

Mit furchtbarer Wuth kämpften nun die beiden Gegner, Otto IV. und Philipp, zehn Jahre lang um den Besitz der Krone. Diese verderbliche Zwietracht drang bis ins Innere der Häuser und Familien. Raub, Mord und Grausamkeit wütheten so schauderhaft, daß selbst Kirchen und Klöster nicht

verschont blieben. Handel und Gewerbfleiß verfielen, und da König Philipp die großen Schätze und Güter der Hohenstaufen zu Bestechungen verwendete, so schwand auch alle Redlichkeit, und die Fürsten und Herren verkauften ihre Treue schamlos an den, der sie am besten bezahlte. Endlich wandte sich jeder der beiden Gegenkönige an den Papst, und so räumten sie von freien Stücken diesem das Recht der obersten Entscheidung über das deutsche Reich ein. Vorsichtig prüfte Innocenz III., welcher von beiden der Kirche gehorsamer und zugleich weniger gefährlich sei, und entschied sich anfangs für den welfischen Otto IV., weil er nicht bloß die Macht, sondern auch den Geist der Hohenstaufen fürchtete, welcher der Kirche immerdar entgegenstrebte. Dennoch gewann Philipp in Deutschland durch seine Klugheit, Milde und Freigebigkeit immer mehr Anhänger, so daß er sich (1205) zum zweiten Mal in Aachen feierlich wählen und krönen lassen konnte, und daß sich endlich auch der Papst, durch Versprechen des Gehorsams bewogen, auf seine Seite neigte und ihn vom Banne lossprach. Nun ruhten endlich die Waffen der beiden Gegenkönige ein Jahr lang.

Zu jener Zeit (1207) geschah, wie die Sage erzählt, ein Kampf von anderer Art auf der hohen Wartburg im Thüringerland, wo Landgraf Hermann stattlich Hof hielt. Er liebte die edle Kunst des Gesanges und war darum hochgeehrt. Da kamen auf der Wartburg sechs Meister des Liedes zusammen; vier derselben waren Ritter, Heinrich von Risbach, Reimar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, und zwei waren Bürger, Bitterolf von Stilla und Heinrich von Ofterdingen. Die ersten fünf, welche am Hofe des Landgrafen lebten, erhoben dessen Lob in Gesängen über das aller Fürsten und waren dem Ofterdingen feind, weil er dagegen den Herzog Leopold von Oesterreich als die Sonne deutscher Lande pries. Darum forderten sie den Ofterdingen zu einem ernsthaften Wettkampf im Dichten und Singen auf, und, wofern er unterläge, sollte er dem Scharfrichter auf Schwert oder Strick verfallen sein. Nun kämpften die fünf Meister in künstlichen Weisen gegen Heinrich von Ofterdingen und besiegten ihn. Aber er klagte, daß ihm Unrecht geschehe, berief sich zur Entscheidung auf den weisen Meister Klinsor im Ungarlande und flüchtete sich zu der Landgräfin; diese deckte ihn mit ihrem Mantel, auf daß ihm niemand Gewalt anthue, und der Landgraf erlaubte ihm, den Meister Klinsor zu holen. Da ritt Heinrich von Ofterdingen nach Ungarn zum reichen König Andreas, welcher den Klinsor, wegen seiner geheimen Kunst, in Sternen zu lesen und das Gold in den Bergen zu finden, hoch in Ehren hielt. Und Klinsor brachte durch seine Zauberkraft den Sänger in einer Nacht aus Ungarn nach Eisenach. Da gingen beide des Morgens zur Wartburg hinauf und wurden herrlich empfangen. Klinsor aber weissagte aus den Sternen, daß dem König Andreas in Ungarn ein Töchterlein geboren sei, welches einst über Thüringen herrschen werde. Hierauf wollte er den frommen Meister Wolfram von Eschenbach besiegen und beschwor dazu einen Geist in Gestalt eines Jünglings, der mit Wolfram lange Zwiesprach hielt von den Geheimnissen aller Dinge, die von Erschaffung der Welt bis zum Reiche der Gnade durch Jesum Christum geschehen sind. Wie aber der fromme Wolfram von den Geheimnissen Gottes und zumal von dem Worte, das Fleisch geworden, und von der Wandelung

Heinrich von Ofterdingen
im Schutze der Landgräfin von Thüringen.



Ermordung Königs Philipp.

des Brotes und des Weines in Christi Leib und Blut sprach, da ward der Geist vor ihm zu Schanden. Meister Klinsor aber schlichtete den Streit der Sänger und erhielt vom Landgrafen viele kostbare Gaben. Bald darauf war er plötzlich aus Thüringen verschwunden. Das ist die Sage vom Kriege der Sänger auf der Wartburg.

Indessen ging der Waffenstillstand zwischen Philipp und Otto dem IV. zu Ende, und weil der letztere von seinen Ansprüchen auf die Krone nicht ablassen wollte, ward abermals zum Kampfe gerüstet. Die Sache Otto's stand höchst verzweifelt; seine meisten Anhänger waren abgefallen, selbst der Papst verließ ihn, und er war fast allein auf seine sächsischen Erbgüter beschränkt. In dieser Noth rettete ihn ein unerwartetes Ereigniß und erhob ihn plötzlich auf den Gipfel des Glückes.

König Philipp feierte gerade (21. Juni 1208) zu Bamberg die Hochzeit seiner Nichte Beatrix mit dem Herzog Otto von Meran, ritt nach der Trauung zu der Altenburg hinan und pflegte dort der Ruhe; denn er hatte zur Ader gelassen. Erschöpft saß er in seinem Zimmer auf dem Schlosse; es war ein schwüler Nachmittag. Nur der Bischof von Speier und der Truchseß von Waldburg waren bei ihm, wenige Diener in der Nähe. Da trat plötzlich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach herein, ein Sohn jenes Otto, welcher Friedrich dem Rothbart so getreu gewesen war, und ein Vetter des Herzogs von Baiern. Dieser Pfalzgraf war ein verwegener, jähzorniger Mann und grollte dem Könige, weil dieser ihm seine Tochter zur Ehe versprochen, aber nicht gegeben hatte und später auch bei einer anderen Brautwerbung ihm entgegen gewesen war, wiewohl der Pfalzgraf sich selbst davon die Schuld beimessen mußte; denn er hatte seine Ehre durch eine Blutschuld befleckt.

Mit wildem, verstörtem Antlitz, das bloße Schwert schwingend, schritt er auf den König zu. „Stecke dein Schwert in die Scheide!" rief ihm Philipp zu, „hier ist nicht der Ort, damit zu spielen." „Doch der Ort, dich zu strafen, du falscher, treuloser Mann!" schrie der Pfalzgraf und hieb dem König mit dem Schwert in den Hals. Aufschreiend eilte ihm der Truchseß zu Hülfe; doch der Pfalzgraf, wie rasend, verwundete auch ihn, während sich der Bischof verbarg. Da sank der König todt zur Erde. Der Mörder entrann.

Nun war vom Mannesstamm der Hohenstaufen nur noch der dreizehnjährige Neffe Philipp's, Friedrich II. in Palermo, übrig, und alle glaubten, der Glücksstern der Hohenstaufen sei im Untergang, während sich das noch vor zehn Jahren so tief gebeugte Geschlecht der Welfen plötzlich wieder zum höchsten Glanz erhob. Denn die Freunde des Ermordeten waren bestürzt und kriegsmüde, und Papst Innocenz gebot jetzt den deutschen Fürsten unter Androhung des Bannes, Otto den IV., den Sohn Heinrich's des Löwen, als König anzuerkennen; diesen hingegen ermahnte er, aller Königstugenden getreulich zu pflegen. So ward Otto IV. auf's neue, und zwar einhellig, zum König der Deutschen gewählt. Wie er in der Reichsversammlung saß, führte der Bischof von Speier Beatrix, die zwölfjährige Tochter des ermordeten Philipp, vor seinen Thron; weinend rief das Kind den König um Rache für den Vater an. Da sprach Otto IV. die Reichsacht über den Mörder und über alle, die um die blutige That gewußt. Der Marschall von Kalentin (der Ahnherr der Edlen von Pappenheim) vollstreckte sie. Er verfolgte den Wittelsbacher, fand

ihn in einem Klosterhof an der Donau, nicht weit von Regensburg, hieb ihm das Haupt ab, warf's in die Donau und ließ den Rumpf den Vögeln des Himmels zum Fraß. Der König aber verlobte sich, um den Zwiespalt der Welfen und Staufen zu versöhnen und die Macht seines Hauses durch die Trümmer der hohenstaufischen zu mehren, mit der jungen Beatrix und zog dann (1209) nach Italien, um dort die lombardische und die Kaiserkrone zu empfangen. Er erhielt sie; doch mußte er zuvor abermals dem Papste schwören, die römische Kirche zu schützen und zu begünstigen, insbesondere ihr zu vielen Gütern und Rechten zu verhelfen, die von den früheren Kaisern ihr bestritten und versagt worden waren. Doch bald mußte der Papst erfahren, daß Otto IV., wiewohl er ein Welfe war und die Welfen es bisher mit der Kirche gehalten hatten, nun als römisch-deutscher Kaiser ganz im Geiste der Hohenstaufen handelte, indem er nämlich die Ansprüche des Reiches im vollen Umfange behauptete und die weltliche Macht der Kirche aus allen Kräften beschränkte. Innocenz warnte ihn eine Zeit lang, und als Otto IV., darauf nicht achtend, fortfuhr, Italien als einen Bestandtheil des deutschen Kaiserreiches zu behandeln, und mit Heeresmacht auch gegen Unteritalien aufbrach, um sein Ansehen dort zur Geltung zu bringen, da schleuderte der Papst endlich (1210) den Kirchenbann auf denselben Fürsten, dessen Anerkennung er vor zwei Jahren bei Strafe des Bannes geboten hatte; er verwarf ihn jetzt wie der Meister sein Geschöpf. Kühn verachtete jedoch Otto IV. den Bann, behauptete sein Recht und fuhr fort, den Papst zu bedrängen und seine Eroberungen in Unteritalien auszubreiten; ja, schon wollte er nach der Insel Sicilien hinüberdringen, als hinter seinem Rücken in Deutschland bereits sein Untergang veranstaltet ward. Denn im Uebermuth des Glückes hatte er manches unbedachte Wort fallen lassen, wie er die allzugroße Macht der Fürsten streng beschränken wolle, und sich die Herzen durch Kargheit und Strenge entfremdet.

Mit bitterem Unmuth gewahrte Innocenz, daß Otto seinen Eid gegen das Reich dem Treuschwur gegen Rom vorzog und weit entfernt war, den apostolischen Stuhl auf Kosten des Kaiserthums zu bereichern; er schürte daher, der alten Politik der Päpste getreu, wiederum den Aufruhr in Italien und Deutschland gegen den widerspänstigen Kaiser. Viele Vasallen jenseit und diesseit der Alpen erhoben offene Empörung gegen Otto IV., getäuscht von ihm in ihren eigennützigen Erwartungen oder aus alter Zuneigung zur Partei der Hohenstaufen. Voll Hoffnung blickten sie auf den letzten männlichen Sprossen dieses Geschlechtes, auf den jungen Friedrich II. von Sicilien, den die vortrefflichsten Gaben, leibliche und geistige Vorzüge, der deutschen Krone eben so würdig machten, als er sie durch die besten rechtlichen Ansprüche verdiente. Auf Betrieb des Erzbischofs Siegfried von Mainz fielen der Landgraf Hermann von Thüringen, König Ottokar von Böhmen und mehrere andere von Otto IV. ab und beschlossen (1211), die frühere Wahl Friedrich's II. wieder in Kraft treten zu lassen. Schnell eilte Otto nach Deutschland zurück, um seine Feinde zu vernichten und seine Macht durch die Vermählung mit seiner Braut, der Hohenstaufin Beatrix, wieder zu verstärken. Aber schon vier Tage nach der Hochzeit starb Beatrix (12. August 1212), und nun war auch das letzte Band zwischen Welfen und Staufen gelöst; des Kaisers Anhang schmolz immer mehr zusammen.

Indessen hatten die Freunde der Hohenstaufen in Deutschland, in gutem Vernehmen mit Innocenz III., Botschaft an Friedrich II. nach Palermo geschickt, um ihn einzuladen, daß er in das Land seiner Väter zurückkehre und die deutsche Krone auf sein Haupt setze. Friedrich II. war damals ein blühender Jüngling von achtzehn Jahren, anmuthig von Gestalt, durch sein blondes Haar auf den ersten Anblick als Deutscher kenntlich, fein und edel von Sitten, reich an Kenntnissen und Meister in der edlen Dichtkunst. Gleich als ginge ein Zauber von seinem Wesen aus, so huldigten ihm die Herzen aller, die ihn sahen. Schwere Gefahren hatten ihn schon in der Wiege rings umdroht; wie durch Wunder beschützt, war er inmitten großen Unglückes herangewachsen. Dafür war aber auch sein Charakter in der Schule der Erfahrung kühn und stark geworden. Als ihm nun die Botschaft aus Deutschland kam, ermunterte ihn auch Innocenz III., die deutsche Krone anzunehmen; denn er hoffte, ihn, als bisherigen Schützling, ja gleichsam als geistlichen Sohn der Kirche, wie ein gutes Werkzeug gebrauchen zu können, um das Gebäude ihrer Herrschaft zu vollenden; zugleich aber forderte er, in kluger Vorsicht, ihm das Gelöbniß ab, die Krone Unteritaliens *nie* mit der Deutschlands zu vereinigen. Der Gedanke an die deutsche Krone begeisterte Friedrich's Herz. Zwar flehten ihn seine treuen Räthe an, und seine Gattin, Konstanzia von Aragon, welche ihm der Papst in seinem funfzehnten Jahre vermählt und die ihm eben ein Söhnlein, welches den Namen Heinrich empfing, geboren hatte, beschwor ihn, er möchte in seinem Erbreich Apulien und Sicilien bleiben; doch jede Vorstellung und Bitte war vergeblich. Friedrich II. übergab seinem Sohne das sicilische Reich, dessen Verwaltung seiner Gemahlin und zog nun muthig und hoffnungsvoll durch alle Gefahren, womit ihn seine Feinde, besonders die guelfischen Städte der Lombardei, umstellten, über die Alpen. Und wie er das Land seiner Väter betrat, eilte ihm die Liebe des Volkes entgegen, Hand in Hand mit dem Glück. Wo er sich blicken ließ, im Thurgau und Schwabenland, begrüßten ihn Adel und Volk als rechten König. Von Ort zu Ort, je weiter er kam, wuchs sein Anhang wie eine Lawine (1213). Vergebens hatte ihn der Kaiser am Fuße der Alpen aufzuhalten gesucht; Friedrich II. war rascher als er. Otto mußte mit seinen geringen Streitkräften wieder nach Sachsen zurückweichen und suchte nun durch auswärtige Hülfe seine Partei zu verstärken. Darum zog er seinem Vetter, dem Könige Johann von England, und dem Bundesgenossen desselben, dem Grafen von Flandern, gegen König Philipp von Frankreich zu Hülfe, mit dem jene damals im Kriege lagen, und der auf Friedrich's und des Papstes Seite stand. Da geschah am 27. Juli 1214 eine heiße Schlacht bei *Bouvines*. Tapfer kämpfte Otto an der Seite seiner Verbündeten; aber sie unterlagen. Ohne Heer und Anhang floh der Kaiser nach Braunschweig. Dieser Schlag richtete seine Sache vollständig zu Grunde. Auch Norddeutschland trat nun zu Friedrich II. über. Dennoch beharrte Otto standhaft auf seinem Kronrecht, das niemand ihm nehmen könne, und behielt bis an seinen Tod die Reichskleinodien; doch ohne Ansehen und Anhang starb er 1218 zu Braunschweig. Friedrich II. hatte indessen begonnen, in Deutschland als König zu walten. So hatte er dem Welfen Heinrich die Pfalzgrafschaft am Rhein genommen und sie dem treuen Baiernherzog Ludwig von Wittelsbach gegeben. Am 25. Juli 1215 wurde er

in Aachen feierlich als deutscher König gekrönt, und nach der Krönung that er aus Dankbarkeit gegen Gott das Gelübde, einen Kreuzzug zum Beistande der bedrängten Christen im Orient zu unternehmen. Auch den Papst erfreute er dadurch, wie er ihm auch in anderen Dingen seine Erkenntlichkeit für dessen Schutz und Hülfe bezeigte.

Der Friede zwischen der weltlichen und geistlichen Macht schien nun hergestellt und dauernd befestigt zu sein. Aber weil die römische Kirche alle irdische Herrschaft bloß als von ihr abhängig betrachtete und in diesem Geiste zu handeln fortfuhr, so war ein abermaliger Ausbruch des alten Kampfes in der Folge doch unvermeidlich. Zur selben Zeit erhielt die päpstliche Macht in den neuentstandenen Orden der Bettelmönche (der Franziskaner und Dominikaner) eine wichtige Stütze.

Franz von Assisi (einer kleinen Stadt im Kirchenstaate) war aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie (geboren 1172). Frühzeitig von religiösem Schwärmergeist ergriffen, entsagte er seiner Familie und seinem Vermögen und ging als Bettler und Bußprediger umher. Als sich mehrere Gleichgesinnte ihm anschlossen, entwarf er für sie eine Ordensregel, die allen außer den allgemeinen Mönchsgelübden der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth noch ganz besonders zur Pflicht machte, allem irdischen Besitze zu entsagen und sich kärglich von Almosen oder Arbeit zu ernähren. Gebet und rastlose Predigt zur Bekehrung der Sünder und Irrgläubigen war ihre Hauptaufgabe; so zogen sie bettelnd und predigend durch das Land. Bald mehrte sich ihre Anzahl; sie gründeten viele Klöster, aber behielten festen Zusammenhang unter sich bei. An der Spitze jedes Klosters stand der Aufseher oder Guardian, an der Spitze jeder Landschaft der Provincial, an der Spitze des ganzen Ordens der General, dem alle streng untergeben waren. Nach ihrem Stifter nannten sie sich Franziskaner, zum Zeichen der Demuth auch Minoriten (Geringere). Ebenfalls unter Innocenz' III. Pontifikat bildete sich der Orden der Dominikaner, so genannt von seinem Stifter Dominikus. Dieser, ein adliger Spanier (geboren zu Kalaroga 1170), hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und zeichnete sich von Jugend auf durch äußerste Sittenstrenge und kirchlichen Eifer aus. Auch er erfüllte sich bald mit schwärmerischer Begeisterung, zur Ehre Gottes allem Irdischen zu entsagen und arm und demüthig sich der Bekehrung seiner irrenden Mitmenschen zu weihen. Besonders wirkte er für diesen Zweck im südlichen Frankreich, wo er die albigensische Ketzerei fand und bekämpfte. Er sammelte dort Genossen seines Strebens um sich und vereinte sie zu einem Mönchsorden, der dem Franziskanerorden in seinen Grundzügen sehr ähnlich wurde. Doch nahmen die Dominikaner noch weit mehr als die Franziskaner die Predigt zum Hauptzwecke ihres Lebens und legten mehr Werth auf Gelehrsamkeit behufs tüchtiger Vorbereitung auf jene. Daher hießen sie auch Predigermönche. Auch sie gründeten zahlreiche Klöster, die unter Aufsehern, Landmeistern und dem Großmeister standen; ihrer Armuth wegen wurden sie gleich den Franziskanern Bettelmönche genannt.

Diese Orden, die im Laufe der Zeit eine ungeheure Verbreitung gewannen, gaben bald für den Papst ein gewaltiges stehendes Heer gefügiger Werkzeuge ab. Sie dienten ihm mit blindem Gehorsam, wie Soldaten ihrem General,

zogen eilenden Fußes überall hin, wohin er sie sandte, und bearbeiteten das Volk, auf welches sie einen sehr großen Einfluß ausübten, ganz nach des Papstes Willen. Besonders gut konnte er sie als Prediger gegen jene Glaubenssekten verwenden, welche die von der römischen Kirche aufgestellten Glaubenssätze (Dogmen) nicht anerkannten. Zu diesem Zwecke waren sie ja zum Theil auch gestiftet worden.

Wenngleich die Bettelorden erst von Innocenz' Nachfolger, Honorius III., die feierliche Bestätigung erhielten, so billigte doch schon jener ihr Streben. Aber ihm genügte nicht das langsame und unsichere Mittel der Ueberredung, wo es auf Bekämpfung der Ketzerei ankam. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die römische Kirche, von Gott selbst eingesetzt, die allein wahre und der Papst ihr einziger Richter und Besserer sei, eiferte er zur Erhaltung ihrer allumfassenden Einheit streng gegen jeden, der sich von ihren Fesseln loszuwinden suchte. Halfen milde Mittel nicht, so sollten Zwangsmaßregeln die Ketzerei ausrotten. Daher setzte er Glaubensgerichte ein, welche die geistliche Polizei übten und die Ketzer aufspürten und straften. So entstand die berüchtigte Inquisition, deren Gerichtshöfe das Christenthum mit Feuer und Schwert auszubreiten suchten; unzählige Ketzer sind ihr nachmals, besonders in Spanien, zum Opfer gefallen. Die Dominikaner zeichneten sich in ihr als Ketzerrichter aus.

In seinem ganzen Wirken für die Einheit und Hoheit der römischen Kirche durch die Zeitumstände begünstigt, hatte Innocenz III. nur noch einen Wunsch: die Eroberung des heiligen Landes; dann hoffte der kühne Mann wohl auch die morgenländische Kirche mit der römisch-katholischen vereinigen zu können. Schon im Jahre 1204 war ein großer Kreuzzug zu Stande gekommen, auf welchem Venezianer, Franzosen und Deutsche die Kaiserstadt Konstantinopel eroberten, und ein Fürst deutschen Stammes, Balduin Graf von Flandern und Hennegau, bestieg den byzantinischen Kaiserthron. Acht Jahre darauf (1212) hatten zahllose Kinder aus Frankreich und Deutschland einen Kreuzzug begonnen, waren aber theils durch schändliche Verrätherei der Schiffsherren als Sklaven verkauft worden, theils unterwegs umgekommen. Der Eifer der Völker für die Kreuzzüge war damals schon im Erkalten. Kurz, Innocenz III. erlebte die Erreichung seines letzten Wunsches nicht. Erst nach seinem Tode (er starb 1216) kam wieder ein geordneter Kreuzzug nach Palästina zu Stande; doch auch dieser hatte nicht den geringsten Erfolg.

16.

Friedrich II.

Wie schrecklich, wenn die obersten Gewalten,
Die beiden Schwerter, welche Gott gesetzt,
Den Frieden auf der Erde zu beschirmen,
In heißer Zwietracht aneinander stehn!
Immermann.

Nachdem Innocenz III. gestorben war, athmete Friedrich II. freier auf; denn nun band ihn keine Pflicht persönlicher Dankbarkeit mehr an das Oberhaupt der römischen Kirche, und in seinem Geiste stiegen die stolzesten Pläne

empor zur Herstellung des römischen Kaiserthums, ja zur Ausbreitung einer Weltherrschaft. Zugleich aber wollte er auch die Macht seines Geschlechtes erhöhen und befestigen. Dies schien ihm auch, nach dem bisherigen Laufe der Dinge, durchaus nothwendig, um mit Nachdruck für die Wohlfahrt seiner Reiche und die Veredelung seiner Völker wirken zu können. Darum verschob er den von ihm versprochenen Kreuzzug und ließ seine Gemahlin und seinen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen, wo er dem letzteren das Herzogthum Schwaben übergab. Bald darnach (1218) starb der Herzog Berthold von Zäringen kinderlos, und Friedrich vertheilte dessen große Erbgüter unter die Seitenverwandten; einem derselben, dem Markgrafen Hermann von Baden, gab er den Breisgau. Hierauf brachte er es dahin, daß — gegen den früheren Willen des Papstes, der Unteritalien und das deutsche Kaiserreich nicht unter einem Beherrscher vereint sehen mochte — sein Sohn Heinrich 1220 zum deutschen König erwählt ward; dafür verzichtete er zu Gunsten der deutschen Bischöfe auf das „Spolienrecht" und gab den bischöflichen Städten viele Freiheiten. Nun zog er nach Italien und empfing in Rom aus der Hand des milden und nachgiebigen Papstes Honorius III. die Kaiserkrone, bei welcher Gelegenheit er mehrere Gesetze zum Vortheil der Geistlichkeit und zum Schutze der Einheit der Kirche gab. Dann eilte er, die Verhältnisse in Oberitalien weniger beachtend, in seine Erbreiche Apulien und Sicilien, um sie, welche er vor allen liebte, mit Weisheit und Kraft zu ordnen.

In Deutschland hatte Friedrich II. seinen Sohn, den jungen König Heinrich, unter der Aufsicht des klugen und rechtschaffenen Erzbischofs Engelbert von Köln zurückgelassen, welcher zugleich die Reichsverwaltung besorgte. Dennoch hätte Deutschland gerade damals die persönliche Thätigkeit des Kaisers selbst bedurft; denn nur mit Mühe hielt der Erzbischof die Ordnung aufrecht, und als er von Privatfeinden ermordet ward, brachen überall wieder Fehden aus, und niemand war vor zügelloser Gewaltthat sicher.

Wie ein Friedensengel steht in jener Zeit der Gewalt im Heiligenscheine die Gestalt einer edlen Frau, der frommen Elisabeth, Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Milde Werke der Barmherzigkeit, demüthigen Sinnes aus reiner Christenliebe für die Armen und Geringen gethan, erfüllten ihr Leben und erwarben ihr beim Volke und von der Kirche den Ruf einer Heiligen und Wunderthäterin. Manche schöne Sage bewahrt ihr Andenken, wie sie bei einer Hungersnoth heimlich Brot und Fleisch von der Wartburg nach Eisenach hinabtrug, das arme Volk zu speisen, wie ihr zürnend der Landgraf entgegentrat und sie zagend ihre Gaben enthüllen mußte, und wie diese dann in duftende Rosen verwandelt waren.

Während dieser Zeit hatte der Papst den Kaiser Friedrich unablässig zum Beginn des versprochenen Kreuzzuges angetrieben. Aber den Kaiser hielt noch immer die Feststellung der inneren Angelegenheiten seiner Reiche zurück, und mit Recht erschien es ihm thöricht, auf Eroberung in die Fremde auszuziehen, während daheim Spaltung und Verwirrung sei. Vorzüglich kam es ihm darauf an, zunächst die seit langer Zeit verletzten Rechte des Kaisers in Oberitalien wiederherzustellen. Denn die guelfischen Städte in der Lombardei, welche ihren alten Bund erneuerten (1226), trotzten seinem kaiserlichen Ansehen mit offener Gewalt, und Friedrich, der an die monarchische Regierung

seines sicilischen Reiches gewöhnt war, sah in der lombardischen Freiheit nur Unordnung und Willkür, die er nicht zu dulden beschloß. Inzwischen hatte er, da er Wittwer war, Jolanthe, die Tochter des landlosen Königs von Jerusalem, geheirathet und selbst diesen Titel angenommen. Um nun dem Papste und der Christenheit zu zeigen, daß es ihm Ernst mit dem Kreuzzuge sei, erklärte er 1225 zu San Germano, der Kirchenbann solle ihn treffen, wenn er nicht binnen zwei Jahre den Kreuzzug beginne. Im Jahre 1227 schiffte er sich daher auch wirklich ein; aber eine Seuche brach über die Kreuzfahrer herein, so daß er schon nach drei Tagen wieder in den Hafen von Otranto zurückkehren mußte. Dort starb der Landgraf Ludwig von Thüringen; der Kaiser selbst war auch erkrankt, und nun zerstreuten sich die Kreuzfahrer. Seit kurzem aber war der milde Honorius III. gestorben und an seiner Stelle Gregor IX. Papst geworden, ein Greis an Jahren (er zählte schon achtzig), aber ein Mann an Willenskraft und ein Jüngling an Leidenschaft. Dieser hielt des Kaisers Krankheit für bloße Verstellung und warf ergrimmt (1227) den Bann auf ihn. Vergeblich suchte sich der Kaiser, im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, zu vertheidigen. Gregor glaubte ihm nicht und fuhr immer heftiger fort, ihn anzuschuldigen. Dadurch brachte er den Kaiser so in Zorn, daß dieser, von gleicher Leidenschaft entflammt, nun in einem offenen Rechtfertigungsschreiben auch seinerseits mit Anklagen hervortrat und seine Meinung über das Papstthum unverhohlen kundgab. Die römische Kirche, so erklärte er, habe die Grenzen ihrer geistlichen Macht überschritten. Bloße Willkürherrschaft über alle Völker sei ihr Zweck, und wer sie daran hindern wolle, den verfluche sie. So bringe sie die Selbständigkeit aller Staaten in Gefahr, und es sei Sache aller Staaten, sich dagegen zu vereinigen. — Seitdem war der Streit zwischen Papst und Kaiser offen und dauernd; von nun an hat Friedrich II. sein Lebelang für die große Sache gekämpft, für die Unabhängigkeit der Staaten von geistlicher Gewalt. — Uebrigens rechtfertigte Friedrich seine gekränkte Ehre durch die That, indem er den Kreuzzug wirklich antrat; selbst der Tod seiner Gemahlin Jolanthe vermochte nicht, ihn zurückzuhalten. Am 11. August 1228 segelte er von Italien ab.

Bald landete er im Morgenlande und bewies jetzt der Christenheit, wie thätig er schon bisher im Stillen für die Erwerbung des heiligen Landes gewesen war. Er hatte nämlich schon längst mit dem Sultan Kamel von Aegypten deshalb geheime Unterhandlungen gepflogen; nun aber lernte er diesen selbst kennen, und da beide Herrscher, der Kaiser wie der Sultan, an Bildung, Ritterlichkeit und Geistesgröße einander gleich standen, so brachte der Kaiser ohne viele Schwierigkeiten ein Friedenswerk zu Stande, kraft dessen der Sultan die heiligen Orte den Christen übergab. So hatte nun Friedrich II. durch Weisheit und durch die Hochachtung, welche sein Charakter dem Sultan einflößte, das erreicht, was großen christlichen Heeren nicht gelungen war. Im Triumph zog er (1229) in Jerusalem ein, und weil der Patriarch dieser Stadt ihn als einen Gebannten nicht krönen wollte, so setzte sich Friedrich selbst die Krone aufs Haupt. Auch den Mohamedanern war kraft des Vertrages gestattet, im Tempel Salomo's nach ihrem Glauben dem einen ewigen Gotte zu dienen, dessen Kinder ja alle Nationen sind, und der jedes Gebet in jeder Religion versteht, wenn es vom Herzen kommt. Diese schöne, freie Ansicht

Friedrich's II. mußte jedoch dem Papste verwerflich erscheinen, weil die römisch-katholische Kirche von dem Grundsatz ausging, daß nur in ihr allein der wahre Glaube zu finden sei, durch welchen die Menschen zu Gott und zur Seligkeit kommen können. Aber Friedrich's Geist übersah die ganze Erde wie ein einziges großes Gottesreich; er glaubte, daß gesetzliche Ordnung der Staaten ihre bisherige Bevormundung durch die Kirche überflüssig mache, und erkannte in einer allgemein-menschlichen Bildung und Veredelung der Völker die erhabene Bedeutung seines kaiserlichen Berufes. Noch herrschte jedoch im Abendlande jene tief eingewurzelte Vorstellung von der ausschließlichen, alleinseligmachenden Gewalt der römisch-katholischen Kirche, und Friedrich's Zeitgenossen waren für seine Ideen noch nicht reif. Er kämpfte also nicht bloß gegen das Papstthum, sondern auch gegen den Geist seiner Zeit, und darum mußte er, ungeachtet seiner Weisheit, seiner hohen Bildung, seiner Charaktergröße, ja selbst ungeachtet seines Glückes, endlich dennoch untergehen. Gleichwohl war sein Kampf nicht verloren; er kam der Nachwelt zu gute.

Gregor IX. war nun eben so heftig darüber erzürnt, daß Friedrich II. trotz des Bannes den Kreuzzug unternommen hatte, wie früher darüber, daß er denselben hinausgeschoben. Er bereitete ihm in Palästina alle möglichen Hindernisse, ließ durch seine Sendlinge, Franziskanermönche, die dortigen Christen gegen ihn aufhetzen und stiftete überall Aufruhr gegen ihn an. Die Tempelherren, eifersüchtig auf des Kaisers Macht im heiligen Lande, dessen Krone er nun trug, stellten ihm sogar verrätherisch nach dem Leben, und nur die Deutschen und einige Italiener blieben ihm treu. Unterdessen hatte Gregor, während der Kaiser Palästina eroberte, Kriegsvolk geworben und in Unteritalien einfallen lassen, hatte ferner nach der Politik seiner Vorgänger sich enge mit den guelfischen Städten der Lombardei verbunden und endlich sogar die deutschen Fürsten zum Abfalle vom Kaiser aufzureizen versucht, was ihm jedoch nicht gelang. Als Friedrich aus dem Morgenlande nach Italien zurückkehrte, liefen die Soldaten des Papstes, die Schlüsselträger (bezeichnet mit dem Schlüssel Petri), eilig davon, und die Guelfen in der Lombardei zögerten aus Lässigkeit und Furcht, dem Papste beizustehen. Ueberdies mußten alle Verständigen und Unbefangenen dem Kaiser Recht geben, und die öffentliche Meinung in den oberen Ständen (denn das Volk wurde meist von den Bettelmönchen irre geführt) war doch auch schon eine, wenn gleich schwankende und wenig selbstbewußte Macht. Andererseits wünschte der Kaiser Ruhe zur Besserung der weltlichen Verhältnisse Italiens. So zeigten sich denn beide Theile nachgiebig, und es kam zu San Germano zwischen ihnen ein Friede zu Stande (1230), kraft dessen der Papst den Kaiser vom Banne löste.

Nun strebte der Kaiser eifrig, wozu er von Natur besonders geneigt und begabt war, ins Werk zu setzen: eine friedliche, gesetzmäßige Ordnung seiner Reiche und damit die Förderung des bürgerlichen Glückes und der staatlichen Einheit seiner Unterthanen. Der Hauptgrund, warum Eigenmacht und Verwirrung so leicht alle Verhältnisse zerrütteten, sobald ein starker Kaiser fehlte oder durch den Kampf mit der mächtigen Kirche gelähmt wurde, lag darin, daß es an festen Schranken mangelte, die, allgemein anerkannt, dem einzelnen Ziel und Maß setzten. Es gab keine oder zu wenig bestimmte Gesetze. Jahrhunderte lang hatte das Herkommen oder die Willkür, die Gewalt geherrscht. Aber die

Verhältnisse waren mit der Zeit verwickelter, künstlicher, das Leben reicher und gebildeter, Ausschreitungen, Gewaltthaten daher verderblicher und unerträglicher geworden. Deshalb beschloß Friedrich II., an die Stelle der Willkür und des schlechten oder ungenügenden Brauches das Gesetz treten zu lassen. Er ward Gesetzgeber seines Volkes. Leider richtete er jedoch eine größere Sorgfalt auf seine Erblande in Unteritalien als auf Deutschland. Und er konnte nicht anders, theils wegen der gefährlichen Nachbarschaft des Kirchenstaates, theils und hauptsächlich weil er in Unteritalien unumschränkt herrschte, während dem Könige in Deutschland durch die mächtigen deutschen Fürsten seine Gewalt sehr beschränkt wurde. Hatte doch auch Heinrich VI. seine staatsrechtlichen Reformpläne aufgeben müssen. Das apulisch-sicilische Reich sollte also der Mittelpunkt der neuen Schöpfung werden. Hier wollte der Kaiser seinen Plan eines geordneten Staates verwirklichen und dann, gestützt auf diesen festen Boden, dem Papste um so sicherer entgegentreten, wenn derselbe ihn bei seiner Neugestaltung Oberitaliens und Deutschlands hinderte.

So ließ nun Friedrich II. für Apulien und Sicilien durch seinen vertrauten Freund, den gelehrten Kanzler Peter de Vineis, eine neue umfassende Gesetzgebung vollenden, welche voll freisinniger Grundsätze und zweckmäßiger Bestimmungen war und in manchen Punkten dem römischen Kirchenrechte widersprach. Im Jahre 1231 wurde sie bekannt gemacht*). Sie verbesserte auch die ständische Verfassung und gab dem dritten Stande, den Städten, neben Adel und Geistlichkeit eine feste, eigene, berechtigte Stellung. Friedrich zog demnach zu den Parlamenten, welche früher bloß aus dem Adel und den Kirchenfürsten bestanden hatten, fortan auch Abgeordnete der Städte, und zwar als gewählte Repräsentanten des Volkes, — eine neue fruchtbare Idee, welche allein schon Friedrich's II. staatsmännisches Genie bekundet.

Auch für alle anderen Zweige der Kultur that der Kaiser viel; unter seinem Schutze blühten Kunst und Gelehrsamkeit in Unteritalien herrlich auf. Er brachte eine große Bibliothek zusammen, wie sie kein Fürst damals reichhaltiger hatte, veranstaltete Uebersetzungen griechischer und arabischer Schriftsteller und suchte nach Kräften den öffentlichen Unterricht zu heben. Schon 1224 hatte er eine Universität zu Neapel gegründet; prachtvolle Werke der Baukunst erhoben sich hier und in anderen seiner Städte, und auch die übrigen Künste, vorzüglich die Poesie, liebte und begünstigte er. Der kaiserliche Hof erscholl von Lebens- und Liebeslust, von Minnegesang und den Sprüchen morgenländischer Weisen. — Um so finsterer, verworrener und blutiger war der Zustand Oberitaliens. Dort rüttelte die alte Zwietracht der guelfischen und der ghibellinischen Partei an der Freiheit der Städte; wechselseitiger Haß und Uebermuth veranlaßten zahlreiche Frevel. Der Kaiser überzeugte sich, daß er dort einzig mit Strenge durchgreifen mußte, wie sein Ahnherr Friedrich Rothbart; denn die lombardischen Städte glaubten in der Politik des Papstes nicht bloß für ehrlichen Widerstand, sondern auch für jede Treulosigkeit Entschuldigung und Rückhalt zu haben. Klug suchte sich nun der Kaiser den Papst in einem günstigen Augenblicke zum Dank zu verpflichten

*) Gregor IX. stellte derselben 1234 eine neue Sammlung von Kirchengesetzen entgegen.

und stand demselben gegen die aufrührerischen Römer bei. Dann übertrug er ihm (wie schon früher einmal) den Schiedsspruch in der Streitsache mit den Lombarden. Aber schon hatten diese mit Friedrich's eigenem Sohne, dem deutschen König Heinrich, heimlich einen Bund gegen ihn geschlossen.

Nachdem König Heinrich's Erzieher, der Erzbischof Engelbert von Köln, von dem Grafen von Isenburg ermordet worden war, wurden die deutschen Reichsangelegenheiten viel schlechter geführt. Denn der Kaiser weilte in der Fremde, und der junge König, ehrgeizig, aber leichtsinnig, und von elenden Schmeichlern umgeben, führte ein schlaffes Regiment und beleidigte viele Fürsten durch seinen Uebermuth. Ueberall waren Fehden entbrannt. Im Norden wüthete ein Krieg zwischen dem Dänenkönig Waldemar und dem Grafen Heinrich von Schwerin. Jener hatte die dänische Macht durch Eroberungen und Gewaltthaten weit über ihre früheren engen Grenzen erhoben und unter anderen den Grafen von Schwerin schwer gekränkt. Dafür nahm ihn dieser mit List gefangen (1223) und preßte ihm harte Friedensbedingungen ab. Zwar griff Waldemar sofort nach seiner Auslösung zu den Waffen, unterstützt von seinem Neffen, dem Herzog Otto von Braunschweig, einem Enkel Heinrich's des Löwen. Aber in einer großen Schlacht bei Bornhövede (1227) wurden die Dänen von den sächsischen Fürsten besiegt, und Waldemar mußte alles Land auf deutschem Boden südlich von der Eider und längs der Ostsee wieder abtreten. — Auch zwischen den jungen Markgrafen von Brandenburg, Johann und Otto, Urenkeln Albrecht's des Bären, und dem Erzbischof von Magdeburg, ferner in den Niederlanden, sowie am Oberrhein waren arge Fehden. In Thüringen waltete Heinrich Raspe, der Bruder des 1227 verstorbenen Landgrafen Ludwig, mit schnöder Willkür, raubte dessen frommer Wittwe Elisabeth und ihren Kindern ihren rechtmäßigen Besitz und jagte sie von der Wartburg in Noth und Elend. Da trat vor ihn einer seiner Vasallen, Rudolf Schenk von Varila, und redete ihm im Namen der anderen thüringischen Lehnsmannen mit männlichem Freimuth ins Gewissen, stellte ihm das himmelschreiende Unrecht vor, das er der Wittwe und den Waisen seines Bruders gethan, und erinnerte an Gottes Zorn, wenn er so schändlichen Frevel nicht wieder gut mache. Da ging der Landgraf beschämt in sich und führte die fromme Elisabeth mit Ehren wieder auf die Wartburg. Sie zog später nach Marburg, pflegte die Armen und Kranken und diente Gott in Demuth. So übertrieben übte sie die Weltentsagung, daß sie sich von ihrem finstern Beichtvater, dem Mönch Konrad von Marburg, erbärmlich mißhandeln ließ und freiwillig alle Entbehrungen auf sich nahm. Erst vier und zwanzig Jahre alt, starb sie 1231 zu Marburg; sie ward vier Jahre nachher heiliggesprochen.

Nicht bloß weltliche Fehden störten damals Deutschlands inneren Frieden, schlimmer noch wütheten geistliche Vergewaltigungen. Durch die Feste, welche die Glaubenstyrannei in den Albigenserkriegen gefeiert hatte, war die Verfolgungssucht der kirchlichen Orthodoxie nur noch wilder und blutdürstiger geworden. Die Fanatischen unter den Priestern, von den Päpsten bestärkt, stifteten nun auch in Deutschland Ketzerverfolgungen an. Vorzüglich trat hier Konrad von Marburg, jener hochmüthige und leidenschaftliche Priester, als Ketzermeister des Papstes auf, spürte mit seinen Helfershelfern überall

nach Ketzern, d. h. nach solchen, die nicht genau glaubten, wie der Papst wollte, und suchte die Glaubensgerichte auch in Deutschland einzuführen. Auf bloßen Verdacht hin beschimpfte er Bauern, Bürger und Adlige, ließ vermeintliche Irrgläubige foltern und verbrennen und hetzte Brüder, Eheleute, Eltern und Kinder gegeneinander. Aber die Deutschen ließen die scheußliche Inquisition nicht bei sich einwurzeln. Auf einem Reichstage erhoben sich die deutschen Fürsten wider Konrad's heilloses Treiben, und der Papst mußte nachgeben und seinen Ketzermeister absetzen. Noch bevor jedoch Konrad von Marburg dies erfuhr, ward er von Verwandten seiner Opfer erschlagen (1233).

Zur selben Zeit wurde unter dem Vorwande der Religion eine That verübt, welche das böse Trachten der Fürsten gegen Reichsunmittelbare an den Tag legte. An den Weserufern, von Bremen und Oldenburg bis zu den Meeresküsten hinab, saßen die Stedinger, eine tüchtige Völkerschaft von friesischer Abstammung, auf einem Boden, den sie dem Wasser abgerungen, treu ihre alte Verfassung, ihre alten Sitten bewahrend, durch ihre Wohlhabenheit und Selbständigkeit ihren Nachbarn, den Bremer Erzbischöfen und den Oldenburger Grafen, längst ein Dorn im Auge. Mannhaft erhoben sich die Stedinger in den Tagen Kaiser Friedrich's des Rothbarts, als Lehnsleute der Oldenburger Grafen Zwingburgen gegen sie erbauten und darauf trotzend manche böse That des Uebermuths wagten; sie brachen die Burgen und jagten die Uebermüthigen zurück. Später versuchte der Erzbischof von Bremen, die Stedinger zu unterwerfen, erreichte jedoch nur, daß sie ihm Schatzung gaben; ihre theure alte Verfassung erhielten sie aufrecht. Nun begab es sich, daß ein Priester, der einer Stedinger Frau das Abendmahl reichen sollte, unzufrieden darüber, daß sie nur einen Groschen Beichtgeld gegeben, ihr diesen statt der Hostie in den Mund schob. Darüber beschwerte sich der Mann dieser Frau, und als seine Klage vergeblich war, erschlug er den Priester, der seinem Weibe den Schimpf angethan. Als nun der Erzbischof Gerhard II. von Bremen bei den Stedingern Genugthuung für des Priesters Ermordung verlangte, verweigerten sie, ohnehin über der Geistlichkeit böse Sitten ergrimmt, ihm solche, und als er ein Heer unter dem Grafen Hermann von der Lippe wider sie aussandte, besiegten sie es. Da sprach der Erzbischof den Bann über die Stedinger, beschuldigte sie der Ketzerei und brachte es dahin, daß Papst Gregor IX. zu einem Kreuzzuge gegen sie aufrief, — eine willkommene Losung für die Fürsten, die längst nach der Unterwerfung der Stedinger gelüstete. Im Jahre 1233 wurden sie mit großer Uebermacht von zwei Seiten her angegriffen; gleich zu Anfang ward ein Theil von ihnen aufgerieben, der andere vertheidigte sich heldenhaft gegen den Grafen von Oldenburg, dann auch gegen die Grafen von Geldern, Kleve, Lippe und Holland, sowie gegen den Herzog von Brabant; aber von der Uebermacht der Feinde wurde ihr kleines Heer bei Altenesch geschlagen. Viele blieben todt auf dem Wahlplatze oder ertranken in der Weser; der Rest floh zu den Friesen oder unterwarf sich den geistlichen und weltlichen Siegern und verlor die alte Freiheit und Selbständigkeit. So erlosch der edle Volksstamm der Stedinger; der Erzbischof von Bremen aber und der Graf von Oldenburg vertheilten das Land unter sich.

Dies alles und manches andere ließ König Heinrich ruhig hingehen,

und anstatt als Reichsverweser kräftig einzugreifen, betrachtete er die Unordnungen in Deutschland nur als Folgen der Beschränkung seiner Macht durch den Kaiser. Ehrgeizig und eigenwillig horchte er gern auf die bösen Worte seiner Schmeichler, die ihm vorstellten, nach dem Befehl der Kirche dürfe der sicilische König gar nicht zugleich die deutsche Krone tragen, und um so mehr gebühre diese Heinrich, da sein Vater immer in seinem Italien bleibe und sich um Deutschland wenig kümmere. So in seinem Ehrgeize bestärkt, beschloß der junge König, vom Kaiser abzufallen, seinem Vater den deutschen Thron zu entreißen. Zu dem Zwecke wollte er sich einen Anhang schaffen und begünstigte durch Verleihung mancher Rechte bald die Edlen, bald die Fürsten. So verfügte er, daß die Fürsten und Prälaten fortan nicht bloß nach dem Herkommen, sondern nach festem Gesetze ihre Landstände über wichtige öffentliche Angelegenheiten zu Rathe ziehen mußten (1231); andererseits suchte er die geistlichen und weltlichen Fürsten durch Verleihung landesherrlicher Privilegien auf Kosten der königlichen Rechte und städtischen Freiheiten zu gewinnen. Aber diese Bemühungen hatten wenig Erfolg; daher suchte er auswärts sich eine Partei zu bilden und schloß mit den lombardischen Städten gegen den Kaiser einen Bund, worin er ihnen die alten Rechte der Krone preisgab (1234). Sein schändlicher Verrath brachte ihm jedoch keinen Nutzen; auch der Papst mißbilligte ihn, und in Deutschland blieb sein Anhang klein. Als Kaiser Friedrich die Empörung des Sohnes erfuhr, begab er sich schnell nach Deutschland (1235), zwar ohne Heer, aber im Vertrauen auf die deutsche Treue, und darin täuschte er sich nicht. Siebzig geistliche und weltliche Fürsten erklärten zu Regensburg Heinrich des Hochverraths schuldig. Dieser mußte, von allen verlassen, sich der Gnade seines Vaters ergeben; durch die Vermittelung des trefflichen Hochmeisters der deutschen Ordensritter, Hermann von Salza, erhielt er Verzeihung. Als er aber aus falschem Stolze auf neuen Verrath sann, ließ ihn der Kaiser verhaften und später gefangen nach Apulien führen. Weil er keine Reue zeigte, mußte er hier in einem festen Schlosse sitzen, wo er 1242 starb. Dennoch betrübte sich sein Vater sehr über seinen Tod und betrauerte ihn wie einst David den Absalon.

In demselben Jahre, da Heinrich's Aufruhr erstickt ward (1235), beging der Kaiser zu Worms die Hochzeit mit seiner dritten Gemahlin, Isabelle, Schwester des Königs Heinrich III. von England, mit außerordentlicher Pracht. Hierauf hielt er am 15. August einen großen Reichstag zu Mainz; da waren an achtzig geistliche und weltliche Fürsten und 12,000 Ritter und unzähliges Volk versammelt. Auf demselben übergab Otto von Braunschweig, der Enkel Heinrich's des Löwen, seine Allodien, Braunschweig und Lüneburg, dem Kaiser und empfing sie von diesem als erbliches Herzogthum zurück. So wurden endlich Welfen und Hohenstaufen versöhnt. Ferner richtete der Kaiser dort einen allgemeinen Landfrieden auf; da ward alle Selbsthülfe bei Acht oder Todesstrafe streng verboten, jeder Gekränkte ans Gericht gewiesen und ein Hofrichter bestellt, der an allen Werktagen Gericht zu halten hatte; über Leib, Recht, Gut und Lehen der Fürsten und hohen Vasallen richtete der Kaiser selbst.*) Endlich erklärte dieser den Herzog von Oesterreich, Friedrich

*) Jedem Reichsstande wurden seine Rechte gesetzlich bestätigt, zu Gunsten der Großen die eigenmächtige Erweiterung der städtischen Freiheiten untersagt, überhaupt die Macht

den Streitbaren, in die Acht, weil er in seinem Lande wider alles Recht gewaltet, Städte, Adel und Geistlichkeit bedrückt und seinen Schwager, den früheren König Heinrich, unterstützt hatte.

Bald darauf brach der Kaiser nach der Lombardei auf, um dort alle geheimen Umtriebe, sowie jeden offenbaren Trotz zu vernichten; der letztere hatte so alles Maß überstiegen, daß es in der Stadt Vicenza bei Todesstrafe verboten war, nur den Namen des Kaisers auszusprechen! — Kurz, der Krieg war reif. An der Spitze der kaiserlichen Partei focht ein tapferer, aber wilder und grausamer Herr, Ezzelino da Romano, dem nichts auf Erden heilig war. Die Guelfen dagegen führte Markgraf Azzo von Este. Plötzlich erfuhr der Kaiser, daß Friedrich der Streitbare, welchen er schon für gänzlich besiegt hielt, das Reichsheer geschlagen habe. Da kehrte er mitten im Winter (1236) nach Deutschland zurück, eroberte Oesterreich, ließ es durch einen Statthalter verwalten, erklärte Wien zur Reichsstadt, Steiermark zu einem von Oesterreich unabhängigen Herzogthum und ließ (1237) seinen Sohn Konrad zum deutschen König krönen. Eben so schnell kehrte er hierauf nach Oberitalien zurück. Dort hatte indessen der grimmige Ezzelino mit großem Glücke gekämpft und viel Land, viele wichtige Städte erobert. Noch in demselben Jahre (1237) gewann Friedrich bei Cortenuova einen entscheidenden Sieg über die Lombarden. Da flog Schrecken über das ganze Land, daß die Thore der meisten feindlichen Städte sich dem Kaiser aufthaten. Nur Mailand, Bologna, Brescia und Piacenza zögerten noch; die übrigen Städte erkannten den Kaiser als ihren Herrn und baten um Schonung für Mailand. Friedrich aber verlangte unbedingte Unterwerfung. Da beschlossen die Mailänder verzweiflungsvoll, den Krieg auf Leben und Tod zur Rettung ihrer Stadt zu wagen.

Das ermuthigte auch viele andere unter den Lombarden zu zähem Festhalten an ihrer Selbständigkeit. Und während Friedrich II. den letzten Entscheidungskampf mit der Freiheitsliebe der Lombarden stritt, erhob sich abermals der alte Feind, das Papstthum, gegen ihn. Des Kaisers Macht war so gewaltig gestiegen, Friedrich II. selber ein so hochstrebender, selbstherrlicher Fürst, daß der Papst fürchtete, jener werde, wenn es ihm erst gelungen sei, durch Bezwingung der Lombarden ganz Italien unter sein weltliches Regiment zu beugen, den ungeheuern Plan verfolgen und erreichen, eine erbliche Weltmonarchie auf den Trümmern jeder gegnerischen Gewalt, zumal der römischen Kirchenherrschaft, zu gründen. Roms Interessen und die Sache der individuellen Bürgerfreiheit hatten also wieder denselben Feind und verbündeten sich aufs neue. So beschloß denn Gregor IX., sich kräftig der Lombarden anzunehmen, und da Friedrich II. seinem parteiischen Spruche sich nicht fügen wollte, so erhob sich der greise Papst am Rande des Grabes wie ein frischer Mann zur Vertheidigung der bedrohten Obmacht der Kirche und rief Himmel und Hölle gegen den Kaiser auf. Zum Anlaß nahm er, daß der Kaiser seinen tapferen unehelichen Sohn, den schönen blonden Enzius, mit

---

der Fürsten und Prälaten rechtlich bekräftigt, doch auch in bestimmte Kreise geschlossen und dadurch fest beschränkt. Uebrigens ist dieser Mainzer Landfriede das erste in deutscher (nicht, wie bisher, lateinischer) Sprache erlassene Gesetz.

Adelasia, der Erbin Sardiniens, vermählt und zum König dieser Insel erklärt hatte. Dies betrachtete Gregor als einen Eingriff in die Rechte der Kirche, weil Sardinien päpstliches Lehen sei. Er verband sich fester mit den lombardischen Städten und mit Venedig, und sprach am Palmsonntag 1239 den Bann über den Kaiser aus, indem er ihn beschuldigte, daß er die Kirche verfolge, das Christenthum verspotte und die Ungläubigen begünstige. Zugleich forderte er die deutschen Fürsten auf, einen neuen Kaiser zu wählen. Aber sie gingen nicht darauf ein, und die deutschen Bischöfe zumal traten unerschrocken für die Unabhängigkeit der deutschen Kirche von Rom auf. Der Kaiser aber setzte klug Friedrich den Streitbaren wieder in sein Herzogthum Oesterreich ein und hatte in ihm jetzt einen treuen Freund. Darauf erbot sich der Papst, den Bruder König Ludwig's des Heiligen von Frankreich zum deutschen König zu ernennen; doch der letztere gab ihm zur Antwort: „Der Kaiser hat niemand über sich, der ihn verdammen und absetzen könnte, und überdies ist Friedrich's II. Walten untadelhaft!" Dieser bedrängte indessen den Kirchenstaat, während seine Freunde und Parteigänger gegen die Guelfen in Oberitalien kämpften. Nun wollte der Papst in Rom eine Kirchenversammlung halten, welche den Kaiser richten und verdammen sollte; aber des Kaisers Sohn, Enzius, fing in einer Seeschlacht die Prälaten, welche auf genuesischen Schiffen nach Rom segelten. So schien das Glück dem Kaiser unwandelbar treu zu sein. Schon war er nahe daran, Rom zu erobern, als endlich (am 21. August 1241) Gregor IX., fast hundert Jahre alt, starb, vom Unglück ungebeugt und voll des festen Vertrauens, daß die Kirche, als eine ewige Macht, dennoch siegen müsse und triumphiren werde.

Während die beiden Häupter der abendländischen Christenheit als erbitterte Feinde sich bekriegten, zog eine furchtbare Gefahr gegen die Welt, die sie schützen sollten, heran. Von den wilden Steppen Hochasiens, aus denen im dritten Jahrhundert die Hunnen wie ein Bergstrom über die Länder gefluthet waren, erhob sich im Anfange des dreizehnten ein neuer Völkersturm. Damals, wie zuweilen nach langen Jahrhunderten, entriß sich die gelbe Race, die noch heute jene Gegenden nomadisirend durchstreift, der Schwermuth ihrer Natur, der Stumpfheit und Verschlossenheit ihres Wesens, um mit dämonischer Wuth sich auf die glücklichere weiße Völkerfamilie zu werfen. Von den Quellen des Amur, vom Baikal und Altai thaten sich die Horden der Hirten zusammen; Dschingiskhan führte und entflammte sie zum alles verheerenden Raubzuge. Eilig durch die weiten Steppen, wie der Brand einer Prairie, flog das wilde Heer. Alle Völkerschaften der Nähe schlossen sich ihm an. Mit dieser Macht stürzte sich Dschingiskhan auf das chinesische Reich und eroberte es im Fluge. Dann warf er seine Tausende von Reiterschwärmen auf Vorderasien; Türken und Perser erlagen dem furchtbaren Anprall. Bald hatten seine rohen Kriegshorden — Mongolen (d. h. Tapfere) nannten sie sich — alle Reiche zertrümmert vom Eismeer bis zum Indus, von Peking bis zum Kaspisee. Unersättlich gebot nun Dschingiskhan, der „Herr der Welt", auch Europa's Eroberung. Da zogen seine Feldherren in das Land nach Westen und fielen über Rußland her. Tapfer, doch zwieträchtig, wehrten sich die Russen; sie wurden bezwungen (1236—1240) und auf Jahrhunderte geknechtet. Nun standen die Mongolen an der Grenze des Abendlandes; beuteluſtig fielen sie

es an. Ein Schrecken ging vor ihnen her, wie einst vor den Hunnen, denen sie an Abscheulichkeit der Sitten, wie an gräulichem Anblick glichen. Ungehemmt wälzten sich ihre Scharen mit Brand und Mord durch Ungarn und Polen. Die ganze Herrlichkeit und Gesittung des Abendlandes schien ihnen bereits verfallen zu sein. An Deutschlands Schwelle aber, in Schlesien, ward ihre Siegesmacht erschüttert. Zahllos wie Heuschreckenschwärme drängen sie bis zur Oder vor. Aber dort trat ihnen Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien mit 30,000 Deutschen und Polen entgegen und lieferte ihnen am 9. April 1241 bei Liegnitz eine Schlacht. Mit heldenmüthiger Tapferkeit kämpften die Christen; doch zuletzt siegte die ungeheure Uebermacht. Herzog Heinrich selber fiel. Aber sein und der seinigen Opfertod rettete das Abendland. Denn den Mongolen waren so große Massen ihrer Streiter erschlagen, sie hatten die deutsche Kernkraft so übel empfunden, daß sie vom weiteren Vordringen abstanden, sich nach Ungarn wandten und dann nach Rußland und Asien heimzogen. So hat Herzog Heinrich fallend gesiegt. — Auf dem Schlachtfelde ist nachmals das Kloster Wahlstatt erbaut worden. — Später suchten die Mongolen an der Donau aufwärts in Deutschland einzubrechen; aber die Söhne des Kaisers, der deutsche König Konrad IV. (er war 1237 als solcher eingesetzt worden) und König Enzius von Sardinien, und Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich schlugen sie zurück; seitdem blieben sie der deutschen Erde fern.

Einen furchtbareren Feind hatten der Kaiser und sein Geschlecht an dem Papste. Schlimmer als Gregor IX. war der, welcher nun den römischen Bischofsstuhl einnahm, Innocenz IV. Er war früher, als Kardinal, Friedrich's Freund gewesen; aber ahnungsvoll sprach der Kaiser, als er dessen Erhebung vernahm: „Ich fürchte, daß ich in dem Kardinal einen Freund verlor und in dem Papst einen Feind bekam; denn kein Papst kann eine Ghibelline sein." So war's auch. Denn Innocenz IV. trachtete von dem Augenblicke an, da er die dreifache Krone auf sein Haupt setzte (1243), einzig nach der Vernichtung des Kaisers, wiewohl dieser, welcher damals siegreich und mächtig war (denn wenn auch einzelne italische Städte, z. B. Mailand und Genua, noch widerstanden, so hatte er doch im ganzen die Oberhand in Italien behalten), zum Heile der Völker aufrichtig Versöhnung und Frieden mit der römischen Kirche wünschte. Innocenz stellte sich, als sei auch er dazu geneigt, und als wolle er deshalb mit dem Kaiser zusammenkommen. Statt dessen entfloh er jedoch (1244) heimlich nach Lyon. Dort, wo er sich vor der Macht des Kaisers besser geborgen wußte, als in Italien, warf er plötzlich die Maske ab, berief (1245) eine Kirchenversammlung und beschuldigte in derselben den Kaiser fälschlich der abscheulichsten Laster und Verbrechen. Muthig vertheidigte Friedrich's treuer Kanzler, Thaddäus von Suessa, die Unschuld und die Rechte seines Herrn und berief sich von der parteiischen Kirchenversammlung zu Lyon auf eine unparteiische, von diesem so ungerechten auf einen künftigen gerechteren Papst. Vergebens. Innocenz IV. beherrschte die versammelten Prälaten mit eisernem Willen, verfluchte den Kaiser und jeden, der ihm fürder anhänge, zur Hölle, entband dessen Völker feierlich von allen Eiden der Treue und gebot den deutschen Fürsten, einen andern König zu erwählen. Nach diesem ungerechten Spruch stimmte er, mit frecher Stirn, den Gesang an: „Herr Gott,

dich loben wir," und stieß — mit ihm alle Prälaten — seine brennende Fackel zu Boden: „so, wie die Fackeln, soll des Kaisers Glück und Macht erlöschen sein!"

Als Friedrich dies vernahm, rief er vor Zorn erglühend: „Wie? Abgesetzt, meiner Kronen beraubt hat mich der Papst? Bringt sie herbei; laßt sehen, ob ich sie wirklich verlor!" Da wurden seine sieben Kronen gebracht, die deutsche Königskrone, die Kaiserkrone, die eiserne von Lombardien, die Kronen von Neapel, Burgund, Sardinien und Jerusalem, — er setzte sich eine aufs Haupt und sprach: „Noch hab ich sie, und kein Papst soll mir sie rauben." Zerrissen war nun jede Rücksicht, welche Friedrich bisher noch gehabt, zerrissen durch des Papstes tyrannische Wuth, und Eins mußte untergehen, Kaiserthum oder Papstthum, wenn die Völker Deutschlands und Italiens Frieden haben sollten.

Wie der Papst seinen Spruch in allen Landen verkünden ließ, so sandte auch der Kaiser seine Schrift an alle Fürsten der Christenheit. Darin rechtfertigte er sich gegen die verleumderischen Anschuldigungen des Papstes, der seinen Glauben und seine Sitten verketzert hatte, zeigte die Unrechtlichkeit und Schamlosigkeit von Innocenz' Verfahren, und wie die Sache aller Könige und Völker von Roms gräulicher Selbstsucht angegriffen sei. Alle Könige rief er auf, des Papstthums Heuchelei und unersättliche Herrschsucht zu erkennen, sich der Knechtschaft dieser falschen Priester zu entziehen, welche Jesu Christi reines und heiliges Werk durch Stolz, Habsucht und Tyrannei befleckten. Den Königen, deren Majestät von Gott komme und durch wüthende Pfaffen nicht erschüttert werden solle, zieme es, und dem Kaiser vor allen, die Kirche wieder zu reinigen. Dazu sollten sie ihm in seinem Kampfe mit dem Papste behülflich sein.

Innocenz dagegen schrieb: Christus habe, als er dem heiligen Petrus die Schlüssel des himmlischen und irdischen Reiches gab, ihm damit nicht bloß die priesterliche, sondern auch die königliche Herrschaft übertragen; darum sei der Papst mit göttlichem Recht oberster Richter und Leiter über Kaiser und Könige. Die letzteren aber sollten sich wohl hüten vor dem Kaiser; denn dieser strebe seinerseits nach der Herrschaft über alle, über die ganze Welt.

Zugleich aber arbeitete der Papst mit allen Mitteln, auch den schlechtesten, unermüdlich, den Kaiser zu verderben; sein wohlberechneter Plan war, Friedrich's Macht in allen seinen Reichen zu gleicher Zeit zu untergraben, damit dieser seine Kräfte zersplittern müßte. Deshalb verband er sich aufs engste mit den Guelfen der Lombardei und reizte Friedrich's Unterthanen in Sicilien und Deutschland zum Verrath. Es gelang ihm, eine Verschwörung apulischer Vasallen anzustiften, welche sogar die Ermordung des Kaisers beabsichtigten; doch entdeckte und erstickte dieser den Frevel. Besser glückte es dem Papste in Deutschland.

Er brandschatzte die Geistlichkeit und verschwendete dann Schätze zu Bestechungen deutscher Fürsten, ja selbst kaiserlicher Dienstmannen, bis endlich mehrere deutsche Bischöfe in ihrer Treue wankten und, da die vornehmeren weltlichen Fürsten der übertriebenen geistlichen Anmaßung gegenüber endlich einig waren und Aufruhr verschmähten, den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen 1246 zum Gegenkönig wählten. Bettelmönche mußten einen Kreuzzug predigen, — aber nicht gegen die Mongolen oder gegen die wilden Horden der Chowaresmier, welche am 17. September 1244 Jerusalem erobert

Friedrich II.

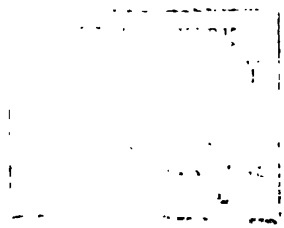
hatten, — sondern gegen den christlichen Kaiser; und jeder, der die Waffen gegen ihn erhöbe, sollte vollkommenen Ablaß aller Sünden erhalten! In dieser furchtbaren Zeit, da das Oberhaupt der Christenheit den Verrath heiligte, erwiesen die deutschen Städte abermals glorreich ihre Treue. Sie liebten den großen Kaiser, weil er auf Recht und Gesetz, auf Ordnung und Bildung hielt, und hingen ihm standhaft an, während unter den deutschen Fürsten jetzt wie sonst die Selbstsucht manche zu Verräthern machte.

Doch des Kaisers Unglück war, daß er seine besten Kräfte in Italien zusammenhalten mußte, um mit den Lombarden zu kämpfen, deren glühenden Haß der Papst eifrig schürte; so mußte er Deutschland dessen rastlosen Umtrieben, der Zwietracht und der Habsucht gewissenloser Fürsten preisgeben. Jetzt aber, im Kampf auf Leben und Tod mit dem Papstthum, trat vor dem Geiste des Kaisers statt der Weltherrschaft des römischen Kaiserthums jenes edlere Ziel, welches bisher vom irdischen Glanz allzusehr überstrahlt gewesen, in größerer Klarheit hervor, das Ziel, die vom Papstthum bedrohte Geistesfreiheit zu retten. Dieser Gedanke gab ihm eine Ruhe und Sicherheit im furchtbaren Kampfe, daß er, ohne sich beirren zu lassen und ohne zu ermatten, durch alle Gefahren und Schlachten, über alle Schlingen des Verraths großartig und herrlich dahinschritt. Diese erhabene Ruhe, sowie sein Glück und Muth steigerten jedoch die Leidenschaft des Papstes erst recht, wie andererseits Friedrich nun auch die Priesterschaft nicht mehr schonte, sondern den Laien gleichstellte und rücksichtslos bestrafte, wo sie gegen ihn sündigte. Besonders richtete Innocenz sein Augenmerk auf Deutschland. Da der Gegenkönig Heinrich Raspe 1247 gestorben war, wollte der Papst des Kaisers Sohn, König Konrad den IV., zur Verrätherei verführen. Es war vergeblich. Nun hetzte er nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren von Oesterreich (1246), mit welchem der Mannsstamm der Babenberger erlosch, alle Seitenverwandten gegen den Kaiser, welcher Oesterreich zum deutschen Reiche gezogen hatte. Hierauf bot er, ohne Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit der Wahl Konrad's IV., die deutsche Krone aus, bis endlich der junge Graf Wilhelm von Holland sie (1247) annahm. Aber die Bürger von Aachen wollten diesen ein volles Jahr lang nicht zur Krönung einlassen und vertheidigten ihre Stadt mit Heldenmuth, bis sie zuletzt, in furchtbarer Noth, durch die falsche Nachricht getäuscht wurden, der Kaiser sei gestorben. Da zog Graf Wilhelm (1248) in die Stadt ein und wurde gekrönt; aber das Volk nannte ihn, wie früher den Heinrich Raspe, spottweise nur den „Pfaffenkönig". Um Anhang zu werben, verschleuderte Wilhelm die Reichsgüter, während der Papst unermüdlich Geld für ihn ausstreute und gegen Konrad und alle Hohenstaufen den Kreuzzug predigen ließ. So brachte er es endlich dahin, daß Deutschland schmählich entzweit ward; Wilhelm kam in den Niederlanden zu einiger Macht; König Konrad IV. hingegen behauptete sich in Baiern, dessen Herzog, Otto, ihm seine Tochter Elisabeth (1246) zur Frau gegeben hatte.

Indessen wuchs, allen Gegenanstrengungen des Papstes zum Trotz, des Kaisers Glück in der Lombardei; der grimmige Ezelin wüthete wie ein Teufel gegen alles, was guelfisch oder päpstlich hieß. Da trafen plötzlich zwei harte Schläge nicht des Kaisers Muth, wohl aber sein Herz. In einer Schlacht an der Fossalta (1249) gerieth nämlich sein geliebter Sohn, König Enzius,

in die Gefangenschaft der erbitterten Bewohner Bologna's. Vergeblich bot ihnen der tief erschütterte Vater für dessen Freilassung so viel Silber, daß sie davon einen Reif um ihre ganze Stadt ziehen könnten; ungerührt durch des edlen Enzius Schönheit und Jugend (er war erst 24 Jahre alt), durch seinen ritterlichen Muth und seinen Dichterruhm, beschlossen sie, er solle bis zu seinem Tod im Gefängniß bleiben. Der Anblick ihres königlichen Opfers kitzelte ihre spießbürgerlichen Seelen, und Großmuth war nie eine italische Tugend. Leider fehlte es Friedrich dem II. bei der großen Zahl seiner Feinde damals an Zeit und Macht, den Gefangenen mit Gewalt zu befreien, und später waren die Verhältnisse dem unglücklichen Enzius noch ungünstiger; er starb in seinem Kerker. — Fast noch härter traf den Kaiser bald nach des Sohnes Fall die Entdeckung, daß sein langjähriger vertrauter Freund, der Großrichter Peter de Vineis, vom Papste gewonnen, auf dessen Betrieb ihn habe vergiften wollen. Der Kaiser war nämlich erkrankt, und Peter's Arzt bot ihm eine Schale mit Arznei. „Trink," sprach der gewarnte Kaiser zu ihm, „und gib mir die andere Hälfte!" Da schlug dem Arzt das böse Gewissen; er that, als wäre er gestrauchelt, fiel zu Boden und verschüttete den Trank. Peter de Vineis wurde nun gefangen genommen und zerstieß sich aus Verzweiflung den Kopf an der Kerkermauer (1249). Andere meinen dagegen, Peter de Vineis sei zwar mancher Vergehen gegen den Kaiser schuldig, doch kein Giftmischer gewesen. Gewiß ist, daß er Friedrich dem II. mit schändlichem Undank gelohnt hat. So tief aber den Kaiser der Schmerz über das jammervolle Loos seines Enzius und über die Untreue seines liebsten Freundes erschütterte, er kämpfte dennoch ungebeugt gegen seinen furchtbaren Feind fort. Das Glück war ihm günstig; der Papst hielt sich in Lyon nicht mehr sicher, wo seine grenzenlose Willkür, seine unziemliche Pracht, seine Erpressungen und sein Wucher ihn verhaßt gemacht hatten; kaiserliche Truppen rückten in den Kirchenstaat ein; kurz, eine glückliche Entscheidung war endlich nahe. Da starb der Kaiser am 13. Dezember 1250 zu Firenzuola in Apulien, erst 56 Jahre alt, in den Armen seines jüngsten Sohnes Manfred, nachdem ihn der wackere Erzbischof von Palermo zuvor vom Banne losgesprochen und ihm das Abendmahl gespendet hatte. Seine Leiche ward nach Sicilien gebracht und zu Palermo in einem Grabmal von Porphyr beigesetzt. Laut jubelte Innocenz IV. Er hatte gesiegt, aber um welchen Preis? Er hatte durch niedrige Ränke, ja durch Verbrechen die Würde der Kirche befleckt und die Hierarchie aus einem edlen Bollwerk der bürgerlichen Freiheit in eine Tyrannei verwandelt und dadurch den Keim zu ihrem Verderben gepflanzt. Uebrigens genügte ihm Friedrich's II. Tod nicht. Er wollte nicht ruhen, als bis das ganze Geschlecht der Hohenstaufen bis auf den letzten Zweig von der Erde vertilgt sei.

Friedrich II. und Peter von Vinea.



17.

Konrad IV. — Untergang der Hohenstaufen.

— — Nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkelschaffenden Schooß aufnahmen; —
Die Zeit ist eine blühende Flur — —
Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.
Schiller.

Der große Kaiser war todt, der mit der unverwüstlichen Spannkraft seines Geistes die Anstrengungen der Päpstlichen so lange zu Schanden gemacht hatte; Innocenz IV. konnte nun der Welt den Frieden geben, ohne seine Sache zu beschädigen. Aber er wollte es nicht. Nicht mehr auf die Beschützung übermäßiger Kirchenrechte kam es ihm an, das Kaiserthum sollte ganz und gar unterjocht, vollständig in des Papstes Hände gespielt werden, dieser die weltliche und geistliche Herrschaft erhalten. Zu dem Zwecke mußte vor allem das verhaßte Geschlecht der Hohenstaufen nicht bekämpft, sondern vertilgt, und ihr Anhang zu Boden getreten werden. Daher forderte er aufs neue Fürsten und Volk in Deutschland zum Abfall von König Konrad IV., Friedrich's II. Sohn und Nachfolger, auf und verfluchte jeden, der diesem treu blieb. Weil aber die Kirchenstrafen, die religiösen Beweggründe wegen des ungeheuern Mißbrauchs, welchen das Papstthum seit so langer Zeit mit ihnen trieb, schon viel von ihrem früheren Einfluß auf die Gemüther verloren hatten, so setzte Innocenz alle schlimmen Leidenschaften in Bewegung, stachelte vorzüglich den Eigennutz der Einzelnen zum Aufruhr und zu dem Kreuzzuge, den er durch Bettelmönche nun auch gegen König Konrad predigen ließ. So zertrümmerte er frevelhaft alle feste bürgerliche Ordnung, vergiftete die Sitten und brachte unsägliche Verwirrung und Noth über das deutsche Land. Denn schon war hier durch den wüthenden Kampf der beiden höchsten Autoritäten der Christenheit und durch die verderbliche Vermengung geistlicher und weltlicher Dinge, welche der Papst als Religionssache betrieb, durch die unsittlichen Mittel, die er heilig nannte, aller Sinn für das große Ganze, für wahrhaft Hohes und Heiliges untergraben. Das Edle wurde schwach und schien verächtlich; da das Großartige erlag, wucherten überall die kleinlichen Gelüste. Wohl sahen viele mit Jammer und Zorn, wie die Herrlichkeit und Freiheit des Vaterlandes zu Grunde ging und der römische Bischof daran arbeitete, die deutsche Krone in den Staub zu treten; aber sie waren großentheils zu schlaff oder zu feig, mit Nachdruck Deutschlands Selbständigkeit zu verfechten, und die meisten kümmerten sich nicht um das Vaterland, sondern um ihren persönlichen Vortheil. Darum verkauften viele Edlen und Fürsten ihre Treue dem, der das meiste bot, und nahmen gern des Papstes Geld und Gunst, wenn er mehr gab als der König.

Dennoch fehlte es nicht an Beispielen von edler Vaterlandsliebe und treuer Hingebung für den rechtmäßigen König. Vor allen erwiesen sich die Städter fortwährend als standhafte Anhänger der Hohenstaufen und blieben um so fester, als sie wußten, daß in dem Königthum ihr bester Schutz gegen Prälaten und Fürsten zu finden sei. Mit rühmlicher Ausdauer kämpften unter

andern die Regensburger für König Konrad trotz des Bannes, den ihr Bischof und der Abt von St. Emmeram auf sie schleuderten. Da die genannten Geistlichen im offenen Streite nichts ausrichteten, so nahmen sie zum Meuchelmord ihre Zuflucht und verschworen sich mit einigen Genossen, den König, der sie zur Aussöhnung nach Regensburg geladen hatte, daselbst während der Nacht in seinem Bette zu ermorden. Aber der schändliche Anschlag mißglückte; ein treuer Mann, Friedrich von Evesheim, opferte sein Leben für den König, indem er, als die Päpstlichen eindrangen, sich in dessen Bett legte, während Konrad entwich (28/29. Dezember 1250).

So hingebend wie dieser Ritter waren unter den Vasallen wenige; die Mehrzahl fiel ab oder ließ sich ihren Beistand vom Könige theuer bezahlen. Noch weniger konnte der Gegenkönig Wilhelm anders als durch Vergeudung von Kronrechten und Krongütern seine Partei zusammenhalten und verstärken. Damals verpfändete er, der die Würde und Stellung des deutschen Königs auch sonst schlecht vertrat, Arles, Besançon und Lausanne dem Herzoge von Burgund. Beide Könige machten geringe Fortschritte, weil keiner eine recht nachhaltige Macht aufweisen konnte, und Konrad IV. beschloß — nach einem fruchtlosen Versuche, seinen Gegner aus Deutschland hinaus zu schlagen — nach Italien zu ziehen und seine Erblande Apulien und Sicilien zu retten, welche Innocenz, da der Papst seit der Normannenzeit deren Oberlehnsherr sei, vergeben wollte. So überließ denn Konrad Deutschland fürs erste seinem Schicksale und eilte dem Süden zu. Hierauf bemächtigte sich Wilhelm des Herzogthums Schwaben.

In Italien hatte indessen der tapfere und edelmüthige Manfred mit Glück gekämpft und seinem Bruder das apulische Reich bewahrt; eben so glücklich war jetzt Konrad IV., indem er dort die Aufstände, welche die Päpstlichen erregten, bezwang. Aber vergebens bot er dem Papste Frieden und versprach, der Kirche dafür alle Rechte einzuräumen, die sie je besessen hatte. Nur um so erbitterter ward Innocenz über des Hohenstaufen Glück, und eifrig bemühte er sich, auch für Apulien und Sicilien einen Gegenkönig aufzustellen. Bloß zum Schein ließ er sich endlich auf Unterhandlungen ein; innerlich war er fest entschlossen, den Kampf bis zur Vernichtung des Feindes fortzusetzen. Seine Hartnäckigkeit ward auch jetzt wieder vom Erfolge begleitet. Denn plötzlich befreite ihn der Tod von seinem Gegner. Sechsundzwanzig Jahre alt, starb König Konrad an einem bösartigen Fieber (1254) zu Messina, und die Päpstlichen ermangelten nicht, seinen Bruder Manfred zu verleumden, als habe er den König vergiftet, wie sie auch sonst die Hohenstaufen mit der Lüge nicht minder als mit List und Gewalt angegriffen haben.

Noch in demselben Jahre starb auch der unversöhnliche Innocenz IV.; aber seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle erbten seinen Grimm gegen die Hohenstaufen. Deren Sache verfocht in Italien tapfer und erfolgreich der wackere Manfred, trotz äußerer und innerer Feinde, und behauptete sich wenigstens im apulischen Reiche. Außer ihm war von dem großen Kaisergeschlecht jetzt nur noch ein Sprosse übrig, Konrad, der zweijährige Sohn Konrad's IV., den dessen Gemahlin Elisabeth im Jahre 1252 zu Landshut geboren hatte. Die Italiener nannten ihn Konradin. Er wuchs daheim unter der Pflege seiner Mutter still und ruhig auf, während das deutsche

Vaterland von allen Nöthen des Bürgerkrieges geplagt wurde und dann der Anarchie und dem Faustrecht verfiel.

In dieser Zeit, da der König zu ohnmächtig war, um das Recht zu schützen, erhob sich segensreich die Macht der deutschen Städte, und die am Rhein traten in einen Bund zusammen und bestellten in fester Einigkeit den Schutz des Rechts und Handels und den Frieden des Landes gegen des Adels räuberische Gewalt. Arnold Walpoden aus Mainz war der Stifter des Bundes, Mainz dessen Mittelpunkt. Zu Anfang des Mai 1254 schlossen sich dieser Stadt Oppenheim und Worms an, später Bingen, Speier, Straßburg, Freiburg im Breisgau, Breisach, Basel, Zürich, Rheinfelden, Weissenburg, Hagenau, Schlettstadt, Kolmar, Lauterburg, Umstadt, Wimpfen, Heidelberg, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Bacharach, Oberwesel, Boppard, Andernach, Bonn, Köln, Neuß, Aachen, Fulda, Gelnhausen, Seligenstadt, Luxemburg u. m. a. Sie beschlossen, sich einmüthig gegen jeden Friedensbrecher mit den Waffen beizustehen und nur den als König anzuerkennen, den die Fürsten einstimmig erwählen würden. Darüber ergrimmten viele Fürsten und Herren in thörichtem Stolze, daß sie von Bürgern Gesetze annehmen sollten. Aber die Bessergesinnten, wie die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und der Pfalzgraf Ludwig, traten dem rheinischen Städtebund bei, und König Wilhelm bestätigte ihn; das war wohl die einzige kluge und verdienstvolle Handlung während seines ganzen Regiments. Zu spät hatte er eingesehen, daß er nur ein Werkzeug des Papstes war. Im Jahre 1256 erschlugen ihn die Westfriesen, als er ihnen einen schweren Zins auferlegen wollte. Darauf schworen die Städte vom rheinischen Bunde, dessen innere Ausbildung 1256 auf einem Tag zu Mainz vollendet ward, auch ohne König das Reichsgut und den Frieden mit gewaffneter Macht zu erhalten, und wenn durch zwiespältige Wahl der Fürsten zwei Könige ernannt würden, keinem derselben zu huldigen, zum Heile des Volkes und des Landes. So thaten die Bürger. Aber die Fürsten scheuten sich nicht, die deutsche Krone für Geld auszubieten, und zwar an Fremde! Eine Partei verschacherte sie an den König Alfons von Castilien, eine andere an den Herzog Richard von Cornwallis. Alfons kam gar nicht nach Deutschland und war zufrieden mit dem Titel. Richard hingegen, welcher anfangs öfter dahin kam, suchte den Landfrieden wiederherzustellen und schaffte manche Zölle ab. Aber seit 1269 ließ er sich in Deutschland nicht wieder sehen. So war das Reich nun ohne Oberhaupt und der Willkür der Fürsten und des zügellosen Adels preisgegeben. Diese Zeit voll Jammers, da die Adligen zu gemeinen Räubern wurden, so daß Weg und Steg vor ihnen nicht sicher war, heißt die des „Zwischenreichs" (Interregnum).

Unzählige Fehden zerrissen den Wohlstand des Landes; die Herzoge und Grafen schalteten, wie sie mochten, mit des Reiches Ehre und Gut; die Ritter bedrängten und brandschatzten von ihren Felsenburgen herab die Bürger und Bauern; Gewalt ging vor Recht, und um die Würde und das Glück des Ganzen bekümmerte sich niemand. Die Päpste, die durch ihren mörderischen Krieg mit den Hohenstaufen das Kaiserthum ruinirt und Deutschland in diese elende Lage gebracht hatten, hätten nun auch die Pflicht fühlen sollen, diesem Reiche wieder emporzuhelfen. Es war ihnen gelungen, die kirchliche Ober-

herrschaft, nach der sie so leidenschaftlich gestrebt hatten, mit dem Untergange so vieler sittlichen und materiellen Kräfte und Größen nun wirklich bei der allgemeinen Verwüstung und Zerrüttung zur Anerkennung zu bringen. Es wäre Recht gewesen, wenn das Papstthum diese Macht jetzt zu dem heiligen Zwecke benutzt hätte, der allein ihr Bestehen entschuldigen mochte. Auch konnte es dem Papste nicht schwer fallen, durch energischen Gebrauch derselben einem der deutschen Scheinkönige, sei es Richard oder Alfons, zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen und so Deutschland wieder aufzurichten. Aber es lag ihm an Deutschlands Einheit, Frieden und Stärke gar wenig. Er fand seinen Vortheil vielmehr bei dessen Ruin; ein kräftiger deutscher König war ihm unbequem und gefährlich. Daher begünstigte er dort die Spaltung, und als mehrere patriotische Fürsten sich ermannen und Konradin von Hohenstaufen auf den Thron setzen wollten, verhinderte er es aus Haß gegen des Jünglings Geschlecht.

Auch Italien war in trauriger Lage; der Bürgerkrieg zwischen den Guelfen und Ghibellinen ras'te hier mit entsetzlicher Wuth. Eine Unzahl von Privatfeindschaften kleidete sich in diese Parteinamen und machte den allgemeinen Zwist nur um so erbitterter. Bald vermehrte eine neue Fremdherrschaft die Leiden des Landes. Denn um den Ghibellinen den Rest zu geben, hatte Papst Clemens IV. die Krone Unteritaliens, als ob sie ihm gehöre, dem Prinzen Karl von Anjou, einem Bruder des Königs von Frankreich, geschenkt und ihn 1265 zu Rom gekrönt. Manfred focht ritterlich gegen die Franzosen; aber von den Italienern verrathen, verlor er Sieg und Leben in der Schlacht bei Benevent (1266). Karl von Anjou bemächtigte sich des apulischen Reiches und wüthete nun mit unerhörter Grausamkeit gegen die Ghibellinen in ganz Italien. So triumphirten auch hier die Bösen über das gute Recht. Auf den letzten Hohenstaufen, den Enkel Kaiser Friedrich's II., richteten jetzt alle Ghibellinen Italiens ihre Hoffnung. Sie schickten Gesandte an den jungen Konradin nach Schwaben und forderten ihn auf, die ihm gebührenden Kronen von Apulien und Sicilien den Räubern zu entreißen. Umsonst warnte und beschwor ihn seine treue Mutter Elisabeth, dem verführerischen Rufe nicht zu folgen; Italien habe den Hohenstaufen nie etwas anderes als Unheil gebracht. Begeistert vom Ruhme seiner Ahnen und reich an Hoffnungen, riß sich Konradin von der Mutter los und sammelte die alten Freunde des Kaiserhauses zum Kampfe für sein schönes Erbe. Es begleitete ihn sein treuer Freund Friedrich, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Oesterreich (einer Schwester Friedrich's des Streitbaren). Mächtigere Fürsten liehen ihm nur zweideutigen Beistand; sein Oheim und Vormund Ludwig der Wittelsbacher von Baiern (ein herzloser Mensch, der seine treue tugendhafte Gemahlin auf bloßen Verdacht hin ermordet und nach flüchtiger Reue im selben Jahre eine neue Heirath unterhandelt hatte) machte sich des Jünglings Unerfahrenheit und Noth zu Nutze und ließ sich für seine Unterstützungen von ihm eine Menge hohenstaufischer Güter schenken. So brachte Konradin 3000 Ritter zusammen, mit denen er nach Italien zog. Jubelnd empfingen ihn dort die Ghibellinen, und voll freudigen Muthes ging er für sein gutes Recht nach Unteritalien in den Kampf. Jetzt endlich schien das Glück den Hohenstaufen wieder günstig zu sein. Die Apulier und Sicilianer,

Konradin und Friedrich im Kerker.

vor allen die treuen Saracenen, welche Friedrich II. nach Italien verpflanzt und mild behandelt hatte, erhoben sich für den Enkel dieses geliebten Herrschers; auch manche ghibellinische Städte Oberitaliens, besonders Pisa, standen ihm kräftig bei. Siegreich drang Konradin's Heer bis in die Ebene von Skurkola (unweit Tagliakozzo); hier kam es mit den Scharen Karl's von Anjou zur Schlacht (am 23. August 1268). Schon freuten sich die Deutschen des Sieges, als plötzlich Karl's Feldherr, der Ritter von Valery, aus einem Hinterhalt hervorstürzte, sie überfiel und in die Flucht trieb. Auf derselben ward Konradin durch schändliche Verrätherei eines neapolitanischen Adligen (Frangipani) gefangen und seinem Todfeinde, Karl von Anjou, ausgeliefert. Dieser ließ Gericht über ihn halten, und alle Richter sprachen den edlen Jüngling frei; bloß der Reichskanzler Robert von Bari erklärte ihn des Todes würdig. Diesen Spruch eines nichtswürdigen Schmeichlers ließ der Tyrann, schamlos vor Gott und der Welt, anstatt Rechtes vollziehen. Konradin saß mit seinem Freunde Friedrich von Oesterreich im Kerker beim Schachspiel, als ihm das Todesurtheil mitgetheilt ward. Männlich gefaßt hörte er es an; ruhig bestellte er sein Testament, und todesmuthig bestieg er am 29. Oktober 1268 in Neapel das Schaffot. Dort sprach er laut zu allem Volk: „Euch alle, ihr Lebendigen, frag' ich, verdiene ich den Tod, weil ich mein Recht vertheidigt habe? Und verdient die Treue den Tod, daß alle, die zu mir standen, ihn erleiden sollen?" Dann umarmte er seine Freunde, befahl seine Seele dem Herrn und rief noch: „O Mutter, was für Herzleid bereite ich dir!" Das war sein letztes Wort; dann fiel sein schönes Haupt unter dem Schwerte des Henkers. Da schrie der treue Friedrich vor Schmerz laut auf, und alle ringsum weinten. Karl von Anjou aber sah mit leichterem Herzen die blutigen Häupter der Treuen Konradin's eins nach dem andern fallen. Der Tyrann blieb jedoch für seinen Frevel schon hienieden nicht ungestraft. Durch ihren Uebermuth hatten sich die Franzosen besonders in Sicilien so verhaßt gemacht, daß daselbst am 30. März 1282 zu Palermo ein furchtbares Blutbad („die sicilianische Vesper" genannt) ausbrach; fast alle Franzosen, die auf der Insel waren, wurden ermordet, und die Sicilianer machten den König Peter von Aragonien zu ihrem Herrscher, weil er die Tochter Manfred's, Konstanze, zur Frau hatte. Auch jetzt zeigte sich das hohenstaufische Blut edler als Papst und Pfaffenknechte; denn als Karl's von Anjou Sohn in die Hände der Bürger von Messina gerieth und diese ihn zur Rache für Konradin tödten wollten, rettete ihn Konstanze vom Tode. Von Trübsinn und Gewissensangst bedrängt, starb König Karl bald darauf.

Im vierten Jahre nach Konradin's Ermordung starb auch König Enzius nach langem Leiden in seinem Kerker zu Bologna. So war das Geschlecht der Hohenstaufen von der Erde vertilgt. Mit ihm verging der alte Glanz des deutschen Reiches, und dessen Macht gegen außen schwand dahin. Es war ein Ersatz von zweifelhaftem Werthe, daß bei der Zertheilung des Landes in viele einzelne kleinere Herrenländer und Gemeinden manche Kräfte der Nation sich nun freier und reicher entwickelten; denn andere verkümmerten dagegen.

Der Bauernstand war mit der Zeit in immer tiefere Abhängigkeit von Adel und Geistlichkeit gekommen. Die Kirchen und Klöster, die Ritter

und Fürsten waren Herren über Gut und Person der Leute, die ihre Ländereien bebauten. Zwar befanden sich damals die Unfreien nicht alle in gleicher Lage. Viele waren Leibeigene ihrer Guts- oder Brotherrschaft und mußten als solche derselben leisten, was immer sie befahl, durften auch dies Verhältniß nicht nach Willkür auflösen. Andere, und zwar die meisten, waren Zinsbauern; sie waren durch Herkommen oder Vertrag zu bestimmten Zahlungen und Leistungen verpflichtet und genossen mehr persönliche Freiheit als die leibeigenen oder hörigen Bauern. Endlich gab es viele Dienstleute oder Ministerialen; sie hatten ihren Herren alle Arten von Diensten zu leisten (Gesinde), oder einzelne, und standen in sehr verschiedenem Range. Denn auch viele Freie, selbst Edle und Fürsten waren Dienstmannen, d. h. einem Größeren zu einem bestimmten Dienste verpflichtet. Den vornehmsten Platz unter ihnen nahmen Reichsdienstleute ein, die nur dem Könige, z. B. als Schenken, als Truchsesse, Marschälle, Kämmerer, dienten. Höher als die Dienstleute standen die Lehnsleute oder Vasallen, welche nur zu Kriegsdienst verpflichtet waren, und denen ihr Lehnsherr ebensogut Treue schuldete wie sie ihm. Sie gehörten zwar zu den abhängigen Leuten, doch nur in Bezug auf ihr Lehnsverhältniß, welches ihre Ehre nicht minderte. Von den Bauern ragten wenige in diesen Stand hinein. Je nach dem Grade ihrer Unfreiheit waren die Abhängigen mehr oder weniger ihren Herren unterworfen, an deren Willen sie in allen oder vielen Verhältnissen gebunden waren. Ohne die Zustimmung seines Guts- oder Dienstherrn durfte kein Bauer oder Knecht heirathen, fortziehen oder geistlich werden. Nur in einigen Gegenden erhielten sich freie Bauern auf ihrem Gute. — Die Volksfreiheit war also damals äußerst beschränkt. Da war es nun ein großes Glück, daß gerade durch den Zerfall des Reichsverbandes in Folge des Sturzes der Hohenstaufen das Städtewesen sich mächtig entwickelte. In den festen Mauern der Städte suchte man bei der allgemeinen Unsicherheit Schutz; der König, der sie zwar begünstigte, aber ihr Wachsthum doch auch vielfach eingeschränkt hatte, fehlte jetzt. Sie traten daher selbständiger auf und dehnten das Recht, das bisher nur einige und in beschränktem Maße gehabt hatten, fremde Einzöglinge als freie Leute bei sich aufzunehmen, immer weiter aus. So fanden sehr viele Bauern und Knechte in der Stadt die Freiheit, die das Land ihnen versagte.

Ueberhaupt machten die Städte in der hohenstaufischen Zeit die größten Fortschritte zu Macht und Bedeutung. Die Kaiser selbst ertheilten viele Stadtrechte, und nach dem Untergange jener waren die Städte schon so mächtig, daß sie ihre Rechte meist selbst behaupten und erweitern konnten. Bürgermeister und Rathsherren, von den Bürgern gewählt, verwalteten die öffentlichen Geschäfte; Schöppen, die jährlich nach Wahl der Bürger wechselten, sprachen das Recht, zuerst nur in Civil-, später auch in Kriminalsachen. Die Bürger hatten freies Ehe- und Erbrecht, durften auch nicht ohne Gericht verhaftet werden. Sie handhabten selber bei sich die Polizei, hatten das Markt- und Münzrecht, wählten selbst ihre Geistlichen. Aber diese ausgedehnten Rechte und Freiheiten errangen nicht alle Städte, noch auch zu gleicher Zeit, sondern allmählich brachten sie dieselben durch Verleihung der Könige oder Fürsten an sich. Viele von den Städten waren noch Landstädte, gehörten einem geistlichen oder weltlichen Großen und besaßen geringere Freiheiten;

andere, durch Größe und Reichthum mächtig, waren reichsfrei, d. h. im Beſitze aller jener Rechte und nur dem Könige unterthan. Auch innerhalb der Stadt herrſchte viel Verſchiedenheit des Rechtes und der Freiheit; es gab da außer den eigentlichen Bürgern Dienſtleute, die nur zur perſönlichen Freiheit ohne Antheil an der Stadtregierung gelangten, und Adlige (die Patricier), die oft allein die Regierung in Händen hatten. Die letzteren, die vornehmen Geſchlechter, mußten aber allmählich den anderen Bürgern die Theilnahme daran überlaſſen, beſonders ſeit dieſe in den Zünften ſich enger zuſammenſchloſſen. Die Zünfte entſtanden in der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Sie waren zuerſt nur Handwerksvereine zu Handwerkszwecken unter Vorſtehern, welche die Stadtobrigkeit (früher der königliche oder biſchöfliche Vogt) ihnen ſetzte. Mit der Zeit nahm der Wohlſtand und vorzüglich auch die Kriegstüchtigkeit der Handwerker zu, und da in den unruhigen Zeiten ihre Waffen ſo gut wie die der Vornehmen die Stadt ſchützten, ſo erhielten ſie Antheil an dem Schöppengericht, an den Wahlen der Stadtbehörden, zuletzt an allen Rechten der Geſchlechter. Doch dauerten die Kämpfe mit dieſen bis tief ins vierzehnte Jahrhundert hinein, obwohl gegen äußere Feinde alle Bürger einig genug waren. Die angeſehenſte von allen Städten war Aachen, die Krönungsſtadt; die größte, reichſte und ſchönſte war damals Köln. Das vollkommenſte, umfaſſendſte Stadtrecht hatte durch die Verleihungen Friedrich's I. (1181) und Friedrich's II. (1226) Lübeck. Daher nahmen ſehr viele Städte, beſonders die neugegründeten im nordöſtlichen Deutſchland (weiterhin auch Elbing, Braunsberg, Frauenburg) lübiſches Recht an. Auch das magdeburgiſche Recht ſtand in hohem Anſehen und wurde das Muſter für viele Stadtverfaſſungen in Norddeutſchland und den germaniſirten ſlaviſchen Grenzländern, beſonders in Preußen, während das kölniſche Recht in vielen ſüddeutſchen Städten Geltung bekam. Wie man im Mittelalter überhaupt gern ſonderte und die lokalen Verſchiedenheiten achtete, ſo herrſchte auch in den Geſetzen und Einrichtungen der Städte die größte Mannigfaltigkeit; doch war überall der Zug nach Selbſtverwaltung das Gemeinſame. Ihre Stärke, ihre Erfolge dankten die Bürger vorzugsweiſe ihrer feſten Vereinigung zu einem engen Gemeinweſen; dieſe Erfahrung trieb ſie dann zu weiteren Vereinigungen. Nachbarſtädte oder ſolche, die gleiche Intereſſen zu verfolgen hatten, traten, anfangs zu beſtimmten Zwecken und auf Zeit, dann dauernd in einen Bund. So entſtand zur Abwehr des fehdeluſtigen und räuberiſchen Adels 1254 der rheiniſche Städtebund; ungefähr zur ſelben Zeit der ſo berühmt gewordene Hanſabund. Der erſte Anfang zur Hanſa (d. h. Handelsgilde) ward ſchon 1241 durch ein Bündniß zwiſchen Lübeck und Hamburg gemacht; ſpäter traten dann immer mehr Städte demſelben bei. Der Zweck der Hanſa war Beſchützung und Ausbreitung des Handels, beſonders auch des Seehandels.

Durch die Zunahme des Bürgerſtandes an Recht und Macht wurde der Adel allerdings nicht wenig beſchränkt. Doch war er in Ehre und Würde den Bürgern noch weit überlegen und ein rechter Freiherr ſtellte ſich Königen und Kaiſern gleich. Aber die adlige Geburt allein befähigte noch nicht zu dem hohen Range, welchen der Adel in der Gliederung der Stände einnahm; Grundbeſitz mußte die Freiheit des Edelmanns gewährleiſten und kriegeriſche That ſeinen Werth bekräftigen. Vollfrei, d. h. von niemandem abhängig, war

er nur, insofern er nicht in einem Dienst- oder Lehnsverhältnisse zu einem Herrn stand, und da ein solches den weltlichen Besitz und die kriegerische Ehre mehrte, so gingen viele freie Grundbesitzer es gern ein, oder suchten doch selten es zu lösen.

Die oberste Stufe der weltlichen Gesellschaft nahmen die Fürsten ein, die Hochfreien und Hochadligen, die sich durch großen Besitz und wichtige Aemter allmählich in ihren Kreisen zu Landesherren emporgearbeitet, d. h. viele oder gar die meisten königlichen Rechte, besonders die oberste Gerichtsbarkeit, die Berufung und Führung des Heerbanns, die Zölle u. a., angeeignet hatten. Dazu gehörten Grafen, Pfalz-, Land-, Markgrafen, Fürsten, Herzoge. Sie waren die Lehnsleute, Vasallen des Königs und Kaisers, der indessen außer den Lehnsrechten über sie noch eigene Güter und Rechte in seinen Familienbesitzungen, wie die Hohenstaufen in Schwaben und Franken, besaß und in vielen nicht zu seiner Hausmacht gehörigen Gebieten noch manche alte königliche Befugnisse übte.

So war die Gesellschaft damals gesondert; jeder hatte seinen eigenthümlichen Kreis von Pflichten und Rechten, seine besondere Stellung. Diese große Verschiedenheit ließ eine Centralisation des Staates nicht aufkommen, welche übrigens auch wenig erstrebt wurde; denn man liebte das Besondere, Ungleichartige. Doch drohte die Gefahr der Verwirrung; ihr halfen einigermaßen Friedrich's II. Bemühungen ab, der durch Gesetze das Herkömmliche regelte und feststellte. Das deutsche Recht erhielt damals durch schriftliche Aufzeichnungen eine sichere Grundlage.

Auch für die höhere Entwickelung des Volksgeistes wurden die Sammlungen des vaterländischen Rechtes bedeutsam und ein gutes Gegengewicht gegen den Einfluß des römischen und des Kirchenrechtes. Eckard (oder Eike) von Repgow, ein Ritter aus Thüringen, hat zuerst (zwischen den Jahren 1215 und 1235) die alten „Weisthümer" (d. i. Rechtssprüche der Schöffen), die Stadtrechte und Gewohnheitsrechte gesammelt und in sächsischer Mundart niedergeschrieben; daher hieß diese volksthümliche Sammlung, welche Land- und Lehnsrecht umfaßte, der „Sachsenspiegel". Später (ungefähr im Jahre 1282) ist eine andere, mehr im Sinne der Geistlichen und Großen verfaßte Sammlung in schwäbischer Mundart, der sogenannte „Schwabenspiegel", dazu gekommen.

Wie in früheren Jahrhunderten, dankte auch in der hohenstaufischen Zeit der Ackerbau den Geistlichen manche Fortschritte; besonders zeichneten sich die Cisterzienser-mönche als gute Landwirthe aus. Große Landstrecken wurden damals in den wendischen Grenzländern von den Kolonisten urbar gemacht, welche ihre Erfahrungen und die Nutzpflanzen des Ackerbaues von Westdeutschland nach dem roheren Osten brachten. Dieselben Getreidearten baute man damals wie heutzutage; ebenso hatte Wein- und Obstbau eine ähnliche Ausdehnung, wenn auch der Südwesten Deutschlands natürlich bessere und ergiebigere Ernten gab. Die Viehzucht ward nicht so stark betrieben, weil wegen der vielen Fasten weniger Fleisch verzehrt wurde; dafür kam die Fischerei in desto größere Aufnahme. Sehr bedeutend war die Bienenzucht; man brauchte mehr Honig als jetzt, weil man den Zucker nicht kannte, und mehr Wachs, weil in den Kirchen unzählige Wachslichter verbrannt wurden. Die Wälder

waren, zumal im Norden und Osten, sehr ausgedehnt und voll Wild; außer den noch heute vorkommenden Arten desselben bargen sie Wölfe, Bären, Auerochsen, Elenne. Das Jagdrecht stand den niederen Ständen, die überhaupt keine Waffen führen durften, nicht zu. Am beliebtesten war unter den Edelleuten die Jagd mit Falken.

Die Gewerbe wurden besonders in den Städten betrieben. In allen gab es die Gewerke der Bäcker, Müller, Fleischer, Brauer; sie standen an vielen Orten unter Aufsicht der Behörden, sonst unter der ihrer Altmeister, wie denn überhaupt von Seiten der Stadt oder der Zunft auf Güte der Erzeugnisse jedes Handwerks sorgsam geachtet wurde. In großem Ansehen stand die deutsche Weberei; den meisten Ruf hatten die flandrischen und Regensburger Tücher von Scharlachfarbe. Sattler, Goldschmiede, Schwertfeger, Glasarbeiter lieferten vielbegehrte und zum Theil durch große Kunst ausgezeichnete Arbeiten. Alle Gewerke schlossen sich in Zünften oder Innungen ab und erhöhten dadurch ihre politische Bedeutung, was wiederum dem Gewerbe selber zu gute kam.

Der Handel bewegte sich damals zwar in engeren Grenzen, als in der Neuzeit, aber auch freier von staatlicher Bevormundung und politischen Konjunkturen. Am meisten störten ihn die zahlreichen kleinen Fehden und Räubereien, welche die Straßen unsicher machten. Daher gab der Kaufmann in der Regel an den Herrn des Landes, durch welches seine Waren gingen, ein Geleitsgeld, oder mehrere Städte vereinigten sich, ihren Handel durch die Waffen selbst zu schützen. Seeraub und Strandrecht, obwohl oft mit Bann und Acht bedroht, schädigten vielfach den Seehandel. Die Hansa half diesem Unwesen später ziemlich gründlich ab. Jahrmärkte und Messen (die letzteren auf kirchliche Festtage gelegt und mit Gottesdienst verbunden) beförderten den Handel. Um 1280 entstand die Leipziger Messe; weit älter waren die von Aachen, Ens, Passau. Hemmnisse waren Ausfuhr- und Einfuhrverbote und Handelssperren, die aber nur vereinzelt vorkamen und nie lange aufrecht erhalten wurden. Ihr Zweck war gewöhnlich, einer Theuerung abzuhelfen oder im Kriege dem Gegner zu schaden. Im ganzen störte die Obrigkeit den freien Handel nicht. Nur den Verkehr mit den Saracenen untersagte die Kirche aus religiösen Gründen; später bestanden die Päpste darauf, daß man den Ungläubigen wenigstens keine Kriegsmittel zuführen dürfe. Die Juden betrieben vorzugsweise Kleinhandel und Geldgeschäfte, da die Kirche den Christen das Zinsennehmen verbot. Im ganzen wurden die Juden, welche überall in Deutschland zerstreut lebten, sehr gedrückt und verachtet. Durch Wucher reich, zogen sie sich, auch wegen ihrer Absonderung, den Haß des Volkes zu, der oft in Gewaltthaten ausbrach. Sie gehörten dem Könige und Kaiser als dessen Kammerknechte und mußten ein starkes Schutzgeld zahlen, auch an vielen Orten in besonderen Judenvierteln wohnen, hatten keine Ehrenrechte und standen überhaupt tief unter den anderen Landeseinwohnern. Oft verjagt, kehrten sie immer wieder zurück und wußten für die unmäßigen Erpressungen der Fürsten sich durch größeren Wucher und rührigen Handel zu entschädigen. Außer ihnen machten die Lombarden und andere Italiener die meisten Bankiergeschäfte; diese bildeten damals auch das Wechselwesen und Wechselrecht aus.

Der Verkehr mit Italien wurde durch die Heereszüge der Kaiser und durch Pilgerfahrten sehr belebt. Auf denselben Straßen zogen frühzeitig auch die Kaufleute. Der Weg ging von Augsburg, Regensburg, Wien durch Tirol über den Brenner oder von den Rheinlanden (Köln und andern Orten) durch die Schweiz über den Gotthard. Eine andere Straße ging längs der Donau nach Osteuropa, von Regensburg, Lorch, Wien durch Ungarn nach Kiew in Rußland und nach Konstantinopel. Im Norden handelten die Hanseaten, besonders die Lübecker, nach Danzig, Riga, Nowgorod, nach Bergen, London und Brügge. Aus Italien holten die Deutschen morgenländische Waren, welche die Venetianer und andere einführten, besonders Pfeffer, ferner Seidenzeuge und Südfrüchte, aus Rußland Pelzwerk, Hanf, Talg, aus Frankreich Wein. Dagegen tauschten sie einen Theil ihrer Einfuhr nach anderen Ländern aus und gaben Getreide, Salz, Wein, Bier, Metalle, vor allen Waffen und Tücher. Am blühendsten waren Handel und Gewerbe in Flandern, welches den nordischen und südlichen Handel vermittelte. Trotz vieler Zölle, welche die Fürsten und Könige von den Kaufleuten erhoben, und trotz der Unsicherheit der Straßen war der Handel doch sehr einträglich. Freilich waren alle ausländischen Erzeugnisse auch viel theurer als jetzt, und selbst gewöhnliche Lebensbedürfnisse oft nicht wohlfeiler.

Neben dem reichgegliederten Leben der Weltlichen zeigte sich nicht minder mannigfach das geistliche Wesen. Aber alles war hier noch viel schärfer abgegrenzt, fester bestimmt. Das römische oder kanonische Recht regelte alles. In zwei Lager theilte sich die Hierarchie, in die Weltgeistlichkeit, welche aus den Pfarrern, Stiftsherren, Bischöfen, Erzbischöfen, Kardinälen bestand, und in die Klostergeistlichkeit, zu welcher die zahllosen Scharen der Mönche und Nonnen unter ihren Aebten und Aebtissinnen, Provinzialen und Generalen gehörten. Ueber beide gebot unumschränkt der Papst. Auch ein demokratisches Element war in der Kirche vorhanden. Denn vor ihr waren alle Laien gleich, und in sie fand auch der geringste Bauernsohn Aufnahme und konnte es zu den höchsten geistlichen Würden bringen. So versöhnte sie einigermaßen den schroffen Ständeunterschied, der die mittelalterliche Gesellschaft sonderte. Kirchen und Klöster hatten im Laufe der Zeit ungeheueren Besitz an liegenden Gütern zusammengebracht und mehrten ihn durch gute Verwaltung; die Ländereien des Klerus waren in der Regel in viel besserer Kultur als die weltlichen; besonders hatten die Klöster oft wahre Musterwirthschaften. Außerdem war eine Haupteinnahme der Geistlichkeit der Zehnte, der von allen Ernten an sie abgeliefert werden mußte und besonders für die kleinen Bauern sehr drückend war. Durch ihren Reichthum und ihre Unabhängigkeit von weltlicher Gewalt, welche die Päpste den Kaisern abgerungen hatten, waren die Geistlichen eine materielle Macht im Staate, die nicht kleiner war als ihr geistiges und moralisches Uebergewicht. Noch immer stand die Geistlichkeit trotz ihrer Verweltlichung und trotz der Angriffe, welche die Ketzer auf sie machten, bei dem deutschen Volke in hohem Ansehen, und die übertriebene Reliquienverehrung, die damals herrschte, zeigt, wie finster es in den Geistern der Menge aussah. Dessenungeachtet warf die Aufklärung, welche in Folge des regeren Völkerverkehrs in den Kreuzzügen und Romfahrten anbrach, bereits hellere Strahlen in die Welt. Wie die Bildung schon früher aus dem ausschließ-

lichen engeren Besitz der Geistlichkeit in den weiteren des Adels übergegangen war, so ging sie jetzt auch aus diesem allmählich in das Volk, zunächst in den Bürgerstand, über. Die Bildung der Jugend wurde nicht mehr bloß in den Schulen der Klöster, sondern auch in öffentlichen gepflegt. Der Unterricht umfaßte freilich nur die sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik und Dialektik (trivium — die Elementarstufe), dann Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie (quadrivium — die höhere Stufe), und erhob sich meist nicht viel über die Anfangsgründe; am besten wurde das Latein getrieben, da es die Kirchen- und Kanzleisprache war. Universitäten gab es in Deutschland noch nicht; doch besuchten junge deutsche Edelleute die Hochschulen zu Paris und Bologna; dorthin gingen besonders Theologen, hierhin Juristen. Außer diesen beiden Studien wurde auch eine Art von Philosophie gepflegt; sie heißt die scholastische (d. h. schulmäßige) und beschränkte sich auf unfruchtbares spitzfindiges Grübeln über theologische und grammatische Gegenstände. Doch fanden sich schon einige Denker, welche wie Kaiser Friedrich II. und der Schwabe Albert der Große (von dessen Kenntnissen viele wunderbare Sagen erzählt wurden) die Natur beobachteten und sich freierer wissenschaftlicher Forschung hingaben. Auch in der Geschichtschreibung (wiewohl sie noch immer größtentheils in den Händen der Geistlichkeit war) dämmerte allmählich das Volksbewußtsein auf.

Mehr als die Wissenschaften gediehen die Künste. Sie sind es, die dem dreizehnten Jahrhundert das Lob höherer Bildung im Vergleich zur Vergangenheit verdienen. Eine schöne Blüthe trieb in ihnen der deutsche Geist; erst die jüngste Neuzeit hat wieder eine so glänzende Literaturperiode aufgewiesen, und in der Baukunst ist in neuerer Zeit nichts so Herrliches geschaffen worden. Ein großer Theil jenes Ruhmes gebührt dem deutschen Bürgerthum. Es war in der hohenstaufischen Zeit ohne Zweifel der edelste Kern der Nation geworden. Ruhig und besonnen bildete es die gesetzliche Freiheit aus, wenn auch streng nach einer bestimmten Richtung.

Gleichwie einst das Haus des freien Mannes unverletzlich gewesen, so war es jetzt im großen die Stadt für die freie Bürgerschaft. Das war die Zeit, da Mainz, als Haupt des rheinischen Städtebundes, mit Recht das „goldene" zubenannt wurde, — da von Köln der Spruch galt: „Coellen die Kroin boven allen Steden schoin", und da seine Bürger, wenngleich die alten Geschlechter, wie die Overstolzen, und die aus Zunftgenossen bestehende Gemeinde unter einander eiferten, den gewaltigen Erzbischöfen, die sich der Herrschaft bemeistern wollten, und ihren fürstlichen Freunden heldenhaft Widerstand boten und die Anerkennung der städtischen Freiheit erzwangen; — das waren die Tage, da im Norden Deutschlands sich die Hansa bildete, da der Handelsgeist kühnen Aufschwung nahm und weithin nach allen Weltgegenden, bis tief nach Rußland hinein, deutsche Kaufleute zogen, geehrt in der Fremde wie in der Heimath.

Auch die Gewerke blühten freudig auf, in innigster Verbindung mit der Kunst. Daran hatten die geschlossenen Innungen großen Theil. Am erhabensten offenbarte sich dies in der Baukunst. In ihr lebte noch der tief religiöse Sinn des deutschen Volkes. Aber nicht bloß die Kirchen, sondern auch die Burgen, Paläste, Rathhäuser und sonstigen öffentlichen Gebäude

trugen das Gepräge des kirchlichen Baustils. Heutzutage, wenn wir jene Werke anschauen, begreifen wir kaum, wie es möglich war, sie, so riesenhaft sie im ganzen und so vollendet sie im kleinen sind, so streng nach einem Grundgedanken und so mannigfaltig im einzelnen, zu Stande zu bringen. Dies war nur dadurch möglich, daß sich die Kräfte derer, welche daran schufen, in einer großen Verbrüderung zusammenfanden, in welcher die tiefen Geheimnisse der Kunst, den Augen der Uneingeweihten streng verborgen, sorgsam gepflegt wurden; nur freie Männer durften als Meister und Gesellen daran wirken; darum hießen die Genossen der Brüderschaft freie Maurer. Da war jeder an seinen bestimmten Platz hingestellt und füllte ihn aus; so ordneten sich alle Kräfte in schöner Harmonie zum ganzen. Bei jedem großen Bauwerk war eine „Bauhütte", in welcher die freien Maurer ihre Zunftgeheimnisse pflegten. Solcher großen Bauhütten waren vier, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Zu dem erhabenen Dom in Köln wurde — aller Wahrscheinlichkeit nach am 15. August 1248 — unter dem gewaltigen Erzbischof Konrad von Hochstaden der Grundstein gelegt; der hohe Chor, dessen Höhe 150 Fuß mißt, ward 1320 vollendet und 1321 eingeweiht. Den Bau des Münsters zu Straßburg leitete seit 1277 der weise Meister Erwin von Steinbach, welcher im Jahre 1318 starb. Er hatte eine Tochter, Sabina, welche, während er den Bau führte, viele schöne Steinbilder von Heiligen aus Stein meißelte. Denn gleichwie die Künste mit den Handwerken, so standen die ersteren, die Baukunst, Bildhauerei und Malerei, auch unter sich in einem innigen Zusammenhang.

Auch die Dichtkunst ehrten und übten die Bürger und bildeten in eigenen Genossenschaften als Dichtmeister den Meistergesang aus; aber von Bedeutung wurde derselbe erst später, und in der hohenstaufischen Zeit wurden die Bürger. in der Poesie weit überragt von den Leistungen des Adels. Zwar zeigte dieser damals schon vielfache Spuren der Entartung. Er vergaß in der herrenlosen Zeit zu oft die Tugenden der Ahnen und, statt mit dem Schwerte das Recht zu beschützen, mißbrauchte er häufig das Schwert zu Raub und Gewalt. Aber ehe dieser Verfall vollständig eintrat, im Anfange und in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, brachte das Ritterthum noch die herrlichsten Werke der Poesie hervor. Ihm verdankte die deutsche Dichtkunst damals den höchsten Aufschwung. Fürsten und Grafen, Ritter und edle Herren, der kunstsinnige Kaiser Heinrich VI. selber, dichteten und sangen sinnige Liebeslieder (Minnegesang) und gedankenreiche, phantasievolle Erzählungen. Halbverklungene Sagen lebten wieder auf, drangen aus dem Volke oder aus weiter Fremde an die Höfe der Edlen und wurden in neue, glänzende Formen gekleidet.

Da wurde auch das alte Lied von den „Nibelungen" in neuer, kunstreicher Form vollendet. Dies Gedicht ist ein ewiger Schatz des deutschen Volkes. Es wird darin von dem edlen Helden Siegfried aus Niederland erzählt, wie er für den König der Burgunder um eine Zauberjungfrau warb und nach vielen hohen Thaten durch Verrath ermordet wurde; sodann wie seine treue Gattin Chriemhild ins Hunnenland kam und König Etzel's Weib ward; endlich wie sie für Siegfried's Tod furchtbare Blutrache an allen Burgundern vollstreckt hat. Ein anderes hohes Lied hat der edle Wolfram

Erwin von Steinbach und seine Tochter.

von Eschenbach gesungen, welches der „Parcival" heißt. Darin wird erzählt vom heiligen Gral; das ist die Schale, worin das Blut, welches aus der Seitenwunde des Erlösers rann, aufgefangen ward; sie bestand aus einem Edelstein, der beim Sturze Lucifer's in den Abgrund aus dessen Krone fiel. Wer den Gral anschaute, starb nicht, und wer ihm diente, blieb von jeder Todsünde frei. Der heilige Gral aber wählte sich selber seine Diener und gab ihnen alle irdische Freude und himmlische Seligkeit. Er stand in einem wundersamen Tempel im dichten Wald, und es pflegte ihn eine auserlesene makellose Ritterschaft. Also war es hohen Preises werth, nach dem Gral zu forschen und in seinen Orden aufgenommen oder gar sein Pfleger zu werden. Der Stoff dieses Gedichtes ist zwar nicht deutschen Ursprunges, aber durch die bewunderungswürdige Kunst Wolfram's ein echt deutsches Nationalgut und gleichsam ein Spiegel der ganzen Zeit geworden, in welchem die tiefsinnige Verbindung des Glaubens und des Ritterthums zu schauen ist. Ein anderer großer Dichter jener Zeit war Meister Gottfried von Straßburg, welcher in der Geschichte von Tristan und Isolde die hohe Zaubermacht der Liebe wunderschön beschrieben hat. Ritter Walther von der Vogelweide hat die trefflichsten Lieder gesungen, nicht bloß zur Verherrlichung der Frauen, wie so viele andere Minnesänger seiner Zeit, sondern auch voll kühnen freien Muthes zum Preise des Vaterlandes gegen die Anmaßungen Roms; und wenn er von der Minne sang, klang es wie Nachtigallenlied, wenn vom Vaterland, wie scharfer Schwertesschwung. Wohl hunderte von Minnesängern gab es damals. Aber gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als das Ritterthum entartete, ward der Minnegesang mehr zur bloßen Spielerei mit künstlichen Redensarten, ja sogar oft zur tollen Abenteuerlichkeit.

Was das Privatleben unserer Vorfahren in der hohenstaufischen Zeit anbetrifft, so war es einfacher, freilich auch roher, weit weniger durch geistige Genüsse geschmückt als das unsere. Besonders war Unmäßigkeit im Essen und Trinken viel häufiger, wenigstens bei Festen. Solche waren wegen der vielen kirchlichen Feiertage zahlreicher als heutzutage; man ergötzte sich dabei nach dem Gottesdienste, den selten jemand versäumte, an Gelagen, an Musik, Maskeraden, Ringelrennen, den Künsten der Seiltänzer und Possenreißer; theatralische Kunst gab es noch nicht. Sehr beliebt war das Schachspiel, noch mehr das Würfelspiel. Gegen übertriebenen Aufwand eiferte die Kirche; ein solcher trat besonders in der Kleidung hervor. In Haartracht und Schnitt und Stoff der Kleider änderte schon damals die Mode oft, und die Frauen kannten bereits viele Arten von Schminken und anderen Schmuckmitteln. Sehr einfach waren die Wohnhäuser; doch gab es schon dreistöckige und mit Glasfenstern; aber die meisten hatten noch Stroh- und Schindeldächer. Die wenigsten Städte hatten gepflasterte Straßen.

Großes Lob verdient die Mildthätigkeit gegen Hülfsbedürftige; Almosengeben wurde allgemein als religiöse Pflicht betrachtet und sehr reichlich geübt. Eine Schattenseite des religiösen Sinnes war dagegen der dichte Aberglaube, der fast alle Geister umdunkelte; man glaubte allgemein eben so stark an Hexen, Wahrsager, Wunderthäter, Teufel und Gespenster, als an die kirchlichen Wunder der Heiligen und Reliquien.

Am eigenthümlichsten zeigt sich jene Zeit in dem Ritterwesen.

Nachdem der Edelknabe an einem fürstlichen Hofe erzogen und durch feierlichen Empfang des Schwertes Knappe geworden war, erhielt er im einundzwanzigsten Lebensjahre von einem Ritter den Ritterschlag und trat dadurch in die Genossenschaft der Ritter ein. Dies geschah unter religiösen Feierlichkeiten und mit bestimmten Gebräuchen. Der Jüngling versprach, sein Schwert nur in gerechtem Kampfe zu ziehen, wahr und treu den Gesetzen der Ehre zu sein und Kirchen und Hülflose zu schützen. Dann schlug ihm der Ritter mit dem Degen auf die Schulter mit den Worten: „Diesen Schlag dulde und keinen fürder!" Jeder Adlige, auch der Fürst mußte Ritter werden, wenn er seine volle Ehre behalten wollte; andererseits konnte auch der Nichtadlige durch adliges Thun die Ritterwürde erringen. Daher trug denn auch das Ritterthum sehr viel zur Milderung der Standesungleichheiten bei, weil sich in diesem großen Orden jeder dem anderen gleich dünkte und auch die Tüchtigen des Volkes hier Zutritt erlangen konnten. Dies war das volksthümliche Element in dem Ritterwesen; doch herrschte natürlich der Adelsgeist vor. Uebrigens erforderte der Ritterstand einen gewissen Aufwand. In Pracht der Rüstung und Kleidung, in Schönheit und Stärke des Pferdes suchte jeder dem anderen es zuvorzuthun, und selbst der einfache, schmucklose Aufzug eines Ritters — im Lederkoller, darüber ein eiserner Panzer und der gestickte Waffenrock, auf dem Haupte ein eiserner Helm mit Visir, am linken Arm der hölzerne, lederbedeckte Schild, an der Seite das Schwert, in der Rechten die Lanze, dazu Streitkolben, Streithammer oder Streitaxt, an den Füßen die silbernen Sporen — und das Pferd mit seinem Harnisch und Sattel kosteten schon eine beträchtliche Summe. Zur Unterscheidung legten sich die Geschlechter und Ritter Wappen bei oder erhielten solche bei Standeserhöhung von den Fürsten; besonders kam diese Sitte in den Kreuzzügen auf. Die hohenstaufischen Kaiser führten als Wappen den schwarzen Reichsadler, der auch das Zeichen der Ghibellinen war, während die Guelfen eine rothe Lilie im Wappen führten. Konrad III. entlehnte aus dem pompreichen Byzanz den Doppeladler als Zeichen des Kaiserthums, der indeß erst gegen Ende des Mittelalters in dauernden Gebrauch gekommen ist. — Früher nannte sich jedermann nur mit seinem Taufnamen; im zwölften Jahrhundert waren aber die Geschlechtsnamen schon ziemlich allgemein. Dieselben bezeichneten meist das Gut oder den Geburtsort oder die Beschäftigung des Trägers.

Kriegerische Ehre zu gewinnen, war des Ritters Ziel; er suchte sie in den zahlreichen Fehden der Zeit und in Kampfspielen. Die letzteren wurden durch das Ritterthum erst recht ausgebildet, erhielten bestimmte Formen und allgemeine Verbreitung und hießen Turniere. Fürsten oder reiche Adlige luden von nah und fern die Ritter dazu ein und setzten Preise für die Sieger aus; Wunden und Todesfälle waren bei diesen Gefechten trotz mancher Vorsichtsmaßregeln nichts Seltenes. Blutiger noch und fast häufiger als die Turniere waren die Zweikämpfe. In vielen Gemüthern führte ein überspannter Begriff von Ehre zu allerlei Sonderbarkeiten, und die angeborene deutsche Wanderlust trieb den Ritter, auf Abenteuer auszuziehen und in zahllosen Kämpfen mit jedem Gegner seine Kräfte zu messen.

Ein besonders charakteristischer Zug des Ritterthums war die Verehrung der Frauen, und die meisten Gefechte wurden im Dienste oder zum Ruhme einer schönen Frau unternommen. Oft artete dieser Frauenkultus in

abenteuerliche Schwärmerei aus oder erhob sich zu religiösem Schwunge. — Der Eifer für die Kirche und der hingebende Sinn für Kriegsehre verschmolzen bei vielen zu einem großartigen Triebe und bewogen sie, sich Gott in ritterlichem Dienste zu widmen. So entstanden die geistlichen Ritterorden: der Deutsche- und der Schwertbrüder-Orden zur Bekämpfung der Heiden. Sie sind für die Geschichte unseres Volkes von hoher Wichtigkeit; denn ihre Werke haben die meisten anderen Schöpfungen des Ritterwesens überlebt.

Die Grenzen des deutschen Reiches waren zur Zeit des Unterganges der Hohenstaufen durch die Losreißung des größten Theiles von Burgund, der sich seitdem an Frankreich anschloß, sowie Neapels und Siciliens, sehr eingeschränkt worden; von der Oberherrschaft über die Lombardei war kaum noch Schein und Titel übrig geblieben. Dagegen erhielt nun Deutschland gegen Nordosten hin durch die Einverleibung Preußens einen ansehnlichen folgenreichen Zuwachs.

Schon früh war das Christenthum durch Schwertesgewalt in den Ländern an der Ostsee eingepflanzt worden, und der Bischof Adalbert von Livland hatte zu dessen Befestigung (1199) einen Kreuzzug gegen die dort wohnenden Völkerschaften zu Stande gebracht. Da bauten Lübecker (1200) die Stadt Riga, und deutsche Bildung drang in jene Landschaften ein. Zugleich stifteten die Deutschen zur Bezwingung der Heiden einen eigenen Ritterorden, den der „Schwertbrüder", und dieser brach den Widerstand der heidnischen Bewohner in Livland, Kurland, Esthland. Nur die Preußen, ein Volk lithauischen Stammes, standen noch unbezwungen aufrecht; sie wehrten sich heldenmüthig gegen die blutigen Bekehrungsversuche, welche die Polen gegen sie unternahmen. Sie lebten unter Häuptlingen und Priestern (Waidelotten) von Jagd und Ackerbau und waren durch wilden Kriegsmuth und häufige Raubzüge ihren Nachbarn, den Polen, sehr lästig. Vergeblich wurde ein polnischer Ritterorden, die „Ritter Christi von Dobrin", (im Jahre 1225) zu ihrer Besiegung gestiftet; — die Preußen erschlugen in einer Schlacht alle Ritter bis auf fünf. Da riefen der Herzog Konrad von Masovien und Christian, der erste Bischof von Preußen, die Ritter des deutschen Ordens aus dem gelobten Lande dahin, und Konrad trug (1226) dem Hochmeister derselben, dem edlen Hermann von Salza, den Besitz des Kulmer und Löbauer Landes an, der denn auch seinen Landmeister (Unterbefehlshaber) Hermann Balk mit einer Schar von Rittern nach Preußen entsandte. So kamen die deutschen Ordensritter dahin und begannen den Kampf gegen die Preußen, welcher trotz der Zwietracht derselben, die in elf Stämme zerfielen, gar viele Jahre lang dauerte. Wie früher die Kreuzfahrer ins ferne Morgenland zogen, so war jetzt das Preußenland das Ziel aller geworden, welche für den Glauben kämpfen wollten. Auch hatten diese Kämpfe einen glücklicheren Erfolg, als jene im Morgenlande. Nicht bloße Waffengewalt bewirkte denselben, sondern vorzüglich das deutsche Bürgerthum, welches mit dem Handelsverkehr auch deutsche Bildung nach Preußen brachte; und durch Ansiedler aus Sachsen und den Niederlanden wurden die Preußen in Sitten, Glauben und Sprache mit der Zeit den anderen Deutschen völlig gleich. Auch wuchsen im Preußenlande allmählich viele Städte empor; so Thorn, Kulm (1232), Elbing (1237), Königsberg (1255). Es stand unter der Herr-

schaft des deutschen Ritterordens; dessen Hochmeister hatte die Würde eines Reichsfürsten und schlug in der Folge (im Jahr 1309) auch seinen Hofsitz in Preußen auf, nämlich in dem stattlichen neuen Schlosse Marienburg. Vorher, da der Hochmeister selbst noch nicht in Preußen wohnte, waltete statt seiner ein „Landmeister". Die verschiedenen Kreise des Landes wurden durch „Komthure" des deutschen Ordens verwaltet. Die gesammte Verwaltung stand unter vier Hauptämtern: der Marschall hatte das Kriegswesen unter sich, der Spittler die Krankenpflege, der Trapier die Kleidung (ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze war die Ordenstracht), der Treßler die Finanzen. Ein frisches deutsches Leben erblühte in diesem Ordensstaate. Aus allen Theilen Deutschlands zogen Ansiedler nach Preußen. Der Orden verlieh ihnen große Rechte und Freiheiten in der Kulmer Handfeste (1232), einer Verfassung nach magdeburgischem Rechte. Danach war das Gericht städtisch; nur der Blutbann gehörte dem Orden; die Kolonisten hatten freies Eigenthum, flämisches Lehnsrecht (mit weiblicher Vererbung), leisteten Kriegsdienst und zahlten einen mäßigen Zins. Die eingeborenen Preußen wurden größtentheils unfreie Leute und standen unter einem Ordensvogt; nur ihre Edelleute (Witinge) blieben frei und meist auch adlig. Bald verschmolzen alle mit den Deutschen. — Friesische Bauern bauten die Weichsel- und Nogatdämme (zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts) und führten hier ihre heimische Deichverfassung ein.

Grund und Boden des deutschen Reiches war damals in zahlreiche kleine Gebiete zersplittert, von denen einige unmittelbar zum Reiche gehörten, andere im Besitz geistlicher und weltlicher Landesherren waren. Die alten Herzogthümer waren längst zerfallen oder sehr beschränkt; eine Unzahl selbständiger Grafschaften und Fürstenthümer hatte sich an ihrer Stelle gebildet, daneben viele mächtige Bisthümer und freie Städte; — mit der Reichsritterschaft gab es an 1000 reichsunmittelbare Territorien, über welche ihre Besitzer Landeshoheit übten oder erstrebten; der König hatte als solcher wenig mehr zu sagen. Schon damals blühten die meisten fürstlichen Geschlechter, welche noch heutzutage über deutsche Staaten herrschen: in Baiern und in der Pfalz die Wittelsbacher; in dem zertheilten großen alten Sachsenlande das welfische Geschlecht (über die Braunschweiger Lande) und das anhaltische; das Haus Wettin, welches gegenwärtig über Sachsen herrscht, in den Lausitzer Marken, in Meißen und Thüringen; das Land am Oberrhein gehörte den Markgrafen von Baden; in Schwaben wurden viele Grafengeschlechter, darunter das von Würtemberg, in der Schweiz das der Habsburger mächtig. Niederlothringen hatte sich in zwei Herzogthümer, Limburg und Brabant, und in viele selbständige Grafschaften (wie Holland, Seeland u. s. w.) zersplittert. Bei dieser gänzlichen Auflösung der alten Gebietsbestimmungen war zwischen vielen Fürsten und Herren unsäglicher Streit um den Besitz der Länder, so daß das Volk oft nicht wußte, wer der Herr war. — Während dieser Zeit hatte sich ein slavischer Fürst, der König Ottokar von Böhmen, durch Tapferkeit und Klugheit eine gewaltige Macht erworben. Er besaß nebst Böhmen und Mähren auch die Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, und wollte sie alle zu einem einzigen großen Reiche vereinigen. Die kühnsten Pläne erfüllten seinen hochstrebenden Geist: es war die deutsche Krone, an die er dachte.

Viertes Buch.

Vom Jahre 1273 bis zum Jahre 1517.

1.

Rudolf von Habsburg.

Geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Schiller.

Fürsten und Ritter waren es im ganzen wohl zufrieden, daß kein Kaiser da war, der ihre Eigenmächtigkeiten hinderte oder beschränkte; für sie, die die Gewalt hatten, schien ein geordneter Rechtszustand im Staate wenig wünschenswerth. Daher thaten sie nichts, die Anarchie des Interregnums zu beendigen, und kümmerten sich nicht um die Gefahr, daß mit dem Kaiserthum auch das Reich verloren gehe. Städte und Geistliche dagegen empfanden die Unordnung und Gesetzlosigkeit der Zeit bitter genug; denn ihr Wesen war auf den Frieden gegründet. Am festesten hielten die ersteren an Kaiser und Reich. Zwar hatten sie gerade bei dem allgemeinen Zerfall der alten Zustände am meisten gewonnen; denn auf ihre eigene Kraft angewiesen, hatten sie dieselbe geübt, gestählt, hatten sich selbst Recht verschafft und waren dadurch zu Ansehen und Selbständigkeit, die meisten zur Reichsunmittelbarkeit, d. h. zur Unabhängigkeit von den anderen Reichsständen, gekommen. Aber sie erkannten gar wohl, daß diese Errungenschaften nur bei friedlichen, geordneten Verhältnissen des großen Ganzen recht genossen und dauernd behauptet werden könnten, daß die frische und freie Entwickelung des Bürgerthums durch den übermüthigen Adel und die gewaltigen Landesfürsten immer bedroht sei, wenn nicht wieder ein König dastände, als treuer Pfleger des Rechtes und der Ordnung und als strenger Richter der zügellosen Gewalt. Ueberdies war das Vaterland, dessen Grund und Boden damals unter Hunderte von Reichsständen, geistliche und weltliche, zersplittert war, auch nach außen hin für die Zukunft nur durch starke Einigkeit zu retten, die ohne ein allgemeines Königthum nicht möglich war. Noch weniger konnte sich die Geistlichkeit unter der Herrschaft wilder Fehden und roher Gewalt wohlfühlen. Zu gleicher Zeit erkannte der Papst Gregor X., daß die römische Hierarchie in dem blutbefleckten Tyrannen Karl von Anjou jetzt einen viel gefährlicheren Feind in Italien zum Nachbar habe, als das von ihr vertilgte Geschlecht der Hohenstaufen gewesen war. So gebiert jedes Unrecht sich selbst den Fluch. Gregor X. sah kein anderes Mittel zur Rettung der bedrohten Kirche, als die Herstellung des deutschen Kaiserthums, welches seine Vorgänger mit solcher Erbitterung geschändet und zertreten hatten. Nach der alten Politik der Italiener gedachte

er eine fremde Macht durch Herbeirufung einer anderen unschädlich zu machen. Darum mahnte er die deutschen Fürsten, insbesondere die geistlichen, dringend, einen römischen König zu erwählen, und drohte, wenn sie es nicht thäten, werde er selbst dem Reiche ein Oberhaupt geben. Da nahmen sich denn die rheinischen Erzbischöfe, vorzüglich Werner von Mainz als Primas, der Wahl eifrig an. Einen mächtigen Fürsten, wie König Philipp von Frankreich oder Ottokar von Böhmen, welche offen oder insgeheim sich um die deutsche Krone bewarben, wollten sie nicht zum Herrn, weil ein solcher von den Fürsten Rechenschaft für die am Reichsgut verübten Räubereien fordern konnte. Ihr Auge fiel unter den geringeren auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Rudolf war in der Schweiz und am Oberrhein begütert, wiewohl nicht so reich, daß die allzugroße Macht seines Hauses die Fürsten hätte besorgt machen können; — übrigens stammte er von uraltem, fürstenmäßigem Adel, war unerschrocken, reif an Jahren und Klugheit, ein blasser, ernster Mann von hoher Gestalt mit starken Zügen und einer Habichtsnase, tüchtig im Felde und im Rathe, schlicht von Sitten, ein Freund des Rechtes und des Volkes, soweit sein Interesse es zuließ. Denn er war zugleich voll rücksichtsloser Selbstsucht, sein Blick stets fest auf das seinem eigenen Vortheil nächste gerichtet, ohne großartige erhabene Ideen und Ziele. Dem Erzbischof Werner empfahl ihn seine Frömmigkeit und Besonnenheit, den weltlichen Fürsten, die ihn gewählt und die zufällig noch unbeweibt waren, der Umstand, daß er viele Töchter hatte, von denen sein Schwager, der Zoller Friedrich III., Burggraf von Nürnberg, jedem eine im voraus zur Ehe verhieß.

Der Papst und die Erzbischöfe hofften, Rudolf werde als König tüchtig und mächtig genug sein, die gröbsten Schäden des Reiches zu bessern, Ordnung und Ruhe wiederherzustellen, und doch nicht mächtig genug, um den kirchlichen Ansprüchen oder der landesherrlichen Gewalt der Fürsten entgegenzutreten; er werde ein brauchbares Werkzeug für Kirchen- und Fürstenmacht sein. Diese Ansicht theilten auch die anderen Großen, welche für Rudolf's Wahl von ihm und seinen geistlichen Gönnern bearbeitet wurden. Damit aber ihre Erwartungen nicht getäuscht würden, mußte ihnen Rudolf vorher wichtige Zugeständnisse machen: dem Papste, daß er alle von den früheren Kaisern so sorgsam bestrittenen Ansprüche der römischen Kirche anerkennen, — den großen deutschen Fürsten, daß er ihre Rechte im Reiche befestigen und mehren, und vorzüglich, daß er ihr ausschließliches Wahlrecht stets anerkennen werde. So ward nun zum Recht, was bisher nur gewohnheitsmäßig gewesen war, daß das Küren (Wählen) des Königs nur wenigen, mächtigen, geistlichen und weltlichen Fürsten zustehe, die davon auch Kurfürsten (Wahlfürsten) hießen.

Diese waren fortan sieben an der Zahl: die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln (zugleich die Erzkanzler durch Deutschland, Arelat und Italien), sodann der Pfalzgraf bei Rhein (welcher zugleich des Reiches Erztruchseß war), der Markgraf von Brandenburg (zugleich Erzkämmerer), der Herzog von Sachsen (zugleich Erzmarschall) und der König von Böhmen (als Erzschenk). Und es war angenommen, daß das Wahlrecht an jene Erzämter des Reiches gebunden sei. So war denn das ursprüngliche Wahlrecht des ganzen Volkes, welches später die Volksherzoge, als Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme, ausgeübt hatten, nach dem Schwinden der

großen Volksherzogthümer, jetzt in den ausschließlichen Besitz eines eigenen Wahlkollegiums übergegangen. Die Kurfürsten waren jedoch damals in Streit, ob der König Ottokar von Böhmen, als ein Fürst von slavischem Geblüt, eine Stimme bei der Wahl haben sollte; denn wiewohl das Reichsamt des Erzschenken von Baiern auf Böhmen übergegangen war, so machten doch die Kurfürsten jetzt den Grundsatz geltend, daß das Wahlrecht von alten Zeiten her an dem Volksstamm (also an Baiern), nicht an dem Erzamt hafte. Erst später trat dann der König von Böhmen als Kurfürst in ihren Verein.

Außerdem mußte Rudolf versprechen, daß er als König keine Belehnung oder Verwendung des Reichsgutes ohne die Einwilligung der Kurfürsten vornehmen werde.

Diese Bedingungen ging Rudolf von Habsburg vor der Wahl ein, und solche Wahlkapitulationen waren seitdem herkömmlich. Ein starkes erbliches Königthum, wie es die früheren Kaiser zu schaffen versucht hatten, war fortan in Deutschland unmöglich.

Auch den bedeutendsten anderen Fürsten und den wichtigsten Städten machte Rudolf unter der Hand Verheißungen von Rechten und Vortheilen. Nachdem so die meisten Reichsstände gewonnen waren, wurde Rudolf von der Versammlung der Wahlfürsten (mit Ausnahme des Böhmenkönigs, der dagegen protestiren ließ) zu Frankfurt am Main am 29. September 1273 zum König gewählt.

Rudolf befand sich, nach der Sage, gerade im Feldlager vor Basel, als er die Nachricht von seiner Erhöhung erhielt. Da öffnete ihm die Stadt sogleich ihre Thore; der Bischof von Basel hingegen rief ganz erschrocken: „Jetzt sitz fest auf deinem Thron, lieber Herr Gott, sonst kommt Rudolf auch noch dahinauf!" Doch dieser vertrug sich schnell mit seinen Feinden und zog dann nach Aachen zur Krönung. Als er nun dort (am 31. Oktober 1273) gekrönt worden war und den Fürsten die Reichslehen verleihen wollte, fehlte das Scepter dazu. Da nahm Rudolf statt dessen ein Kruzifix und sprach: „In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöst worden; das ist das beste Scepter." So belehnte er die Fürsten mit dem Kreuz statt mit dem Scepter; dies gefiel allen gar wohl, besonders den Geistlichen.

Wie die Geistlichkeit Rudolf auf den Thron erhoben hatte, so blieb sie ihm auch eine feste Stütze. Dafür gestattete er ihr einen großen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten und duldete ihre Eingriffe in die Reichsrechte. Am gefügigsten zeigte er sich gegen die Päpste; ohne Widerspruch gab er ihnen die kaiserlichen Rechte in Italien preis und erklärte nach ihrem Wunsche die Romagna und Ravenna für das Eigenthum des heiligen Petrus. Seitdem besaßen die Päpste rechtlich unangefochten den Kirchenstaat. Ueberhaupt lagen ihm die stolzen Gedanken der alten Kaiser von der Weltherrschaft des deutschen Kaiserthums sehr fern. Die Unfälle der Hohenstaufen warnten ihn; er gab Italien auf und vermied es, zur Kaiserkrönung dahin zu ziehen. „Das ist," sprach er, „des Löwen Höhle; viele Fußtritte führen hinein, aber keiner wieder heraus." Seit der Zeit haben die deutschen Könige den hohen Begriff des früheren Kaiserthums nie mehr im alten Glanze verwirklichen können, gleichwohl aber den Titel römischer Kaiser beibehalten. Hingegen

konnten sich nun die Kräfte der deutschen Nation um so ruhiger in Deutschland selbst entwickeln.

Rudolf hatte als Graf von Habsburg mit allen Mitteln nach Erweiterung seiner Hausmacht gestrebt; er verfolgte als deutscher König dasselbe Ziel. Aus seiner Stellung den größtmöglichen Vortheil für sein Haus zu erlangen, war bei allen seinen Regierungshandlungen sein leitender Gedanke. Sehr geschickt benutzte er nun die Lage des Reiches für seinen Zweck. Die Geistlichkeit war auf seiner Seite, das Fürstenthum befriedigt, und das deutsche Volk hoffte das beste von dem neuen Könige. Alle aber waren erbittert auf den Böhmenkönig, der die Wahl anzuerkennen sich stolz weigerte. Ueberdies bedrohte und beleidigte Ottokar die Deutschen durch sein Bestreben, in Böhmen ein großes Slavenreich aufzurichten. Er hatte während des Interregnums eine furchtbare Macht zusammengebracht; Böhmen, Mähren, Oesterreich gehorchten ihm. In häufigen Fehden, auch in Preußen, wo er zum Beistand der deutschen Ritter die Heiden bekämpft und 1255 Königsberg hatte begründen helfen, war er als Kriegsheld berühmt geworden. Er war ein Liebling des Glückes, aber darum auch übermüthig und zur Ungerechtigkeit geneigt. So hatte er seine Gemahlin Margaretha, Friedrich's des Streitbaren von Oesterreich Schwester, durch deren Heirath er Oesterreich an sich gebracht, verstoßen und eine schöne üppige Polin, Kunigunde, zur Frau genommen; so hatte er auf falschen Verdacht hin mehrere Edle Oesterreichs und der Steiermark wider alles Recht behandelt und manche getödtet; so spottete er auch, im Gefühl seiner Kraft und Macht, und aus Grimm, daß ihm selber die deutsche Krone entgangen war, über den König Rudolf, als über einen armen Grafen, welcher einst unter seinen Fahnen gegen die heidnischen Preußen gefochten habe.

Rudolf ging nun gegen ihn sehr schlau zu Werke. In einer Versammlung von Geistlichen zu Nürnberg 1274 erklärte er auf ihren Rath alle Belehnungen und Vergabungen von Reichsgut, die seit Friedrich's II. Exkommunikation geschehen seien, für nichtig. Dadurch billigte er zwar die Anmaßungen der Päpste und den Untergang der Hohenstaufen, aber gewann andererseits das Recht, die bedeutenden Reichsgüter und Lehen, die in den letzten funfzig Jahren aus dem Besitz der Krone gekommen waren, vorzüglich auch Oesterreich, wieder einzuziehen und an sein Haus und seine Freunde zu bringen. Dann lud er den König von Böhmen zur Verantwortung nach Würzburg und bereitete alles zum Angriffe auf ihn vor. Ottokar kam weder auf die erste, noch auf die folgenden Vorladungen und wollte Rudolf nicht als König anerkennen. Die Wahl Rudolf's sei ungültig, sprach er, weil Böhmen dabei keine Stimme gehabt. Nun ward die Reichsacht über ihn verhängt; gleichwohl ließ ihn Rudolf noch einmal, des Scheines wegen, gütlich ermahnen, daß er sich unterwerfe. Stolz wies Ottokar dessen Gesandten, den Burggrafen von Nürnberg, von sich; er wollte Böhmen und die österreichischen Lande unabhängig als ein eigenes Reich für sich behaupten und verließ sich dabei auf den Beistand des Herzogs Heinrich von Baiern. Da zögerte Rudolf nicht länger; eifrig unterstützt von der Geistlichkeit, welche den Böhmenkönig bannte, und von den Deutschen in Oesterreich, die dem slavischen Regiment abhold waren, führte er das Reichsheer heran. Als Herzog Heinrich dies sah, ver-

Rudolph vor der Leiche Ottokars.

söhnte er sich eilig mit ihm. Der kluge Rudolf verstärkte indessen seine Macht durch Familienbande, indem er Otto, dem Sohne des Baiernherzogs, seine Tochter Katharina zur Frau gab, sowie er seinen Sohn Albrecht mit Elisabeth, der Tochter des mächtigen Grafen Meinhard von Tirol, verlobte. Ottokar erwartete indessen in Böhmen Rudolf's Angriff. Aber dieser zog nach Oesterreich und zwar geradenwegs auf die Stadt Wien zu; dort vereinigte er sich mit Meinhard, der durch Steiermark und Kärnten eingedrungen war. Die deutsche Partei in Wien zwang die böhmische zur Uebergabe der Stadt, und mit Schrecken erkannte Ottokar jetzt, wie sehr Rudolf's Macht, die er im Uebermuth für allzugering geachtet hatte, in kurzer Zeit herangewachsen war, und er beschloß, sich dem König der Deutschen zu unterwerfen. Dies geschah am 25. November 1276, im Lager Rudolf's, auf einer Haide an der Donau. Da verzichtete Ottokar, so hart es ihm auch ankam, auf die Länder Oesterreich, Kärnten, Krain, Steiermark, auf die windische Mark und Portenau, und schwor dem deutschen König Lehnstreue für den Besitz von Böhmen und Mähren, welcher ihm blieb; zur Befestigung der Versöhnung sollte Ottokar's Sohn Rudolf's Tochter, und Rudolf's Sohn eine Tochter Ottokar's heirathen. Als der Friede so hergestellt worden, ritt Ottokar, voll Grolls, von dannen; doch säumte er vor Scham lange, nach Prag zu kommen.

Groll und Scham, auch die Stachelreden seiner hochmüthigen Gemahlin Kunigunde, ließen den stolzen König nicht ruhen und trieben ihn, sich zu neuem Kampfe mit seinem Besieger zu rüsten. Eifrig sammelte er die ihm gebliebene Macht, erkaufte sich wieder den Beistand des Herzogs Heinrich von Niederbaiern und zog dann mit einem großen slavischen Heere (aus Böhmen, Mähren, Polen, Russen zusammengebracht) auf Wien zu, wo Kaiser Rudolf verweilte. Dieser befand sich in sehr ungünstiger Lage. Denn die deutschen Fürsten hatten wenig Lust, seine Bemühungen, die Ottokar entrissenen Länder seinem Hause zu sichern, kräftig zu unterstützen und einen ihrer Mitfürsten zum Vortheil des Kaisers ganz zu verderben. Sie schickten daher nur wenig Reichshülfe gegen den Empörer ab.

Allein Rudolf bewährte jetzt seine Entschlossenheit und Tüchtigkeit. Rasch zog er den Heerbann der österreichischen Länder und das kleine Reichsheer, welches aus Schwaben herankam, an sich und führte kühn seine Deutschen über die Donau auf das Marchfeld, dem Slavenheere Ottokar's entgegen. Hier, nicht weit von Wien, kam es am 26. August 1278 zur Entscheidungsschlacht. Lange schwankte das Glück des Kampfes; Rudolf selbst gerieth in Lebensgefahr. Zuletzt siegte die heldenmüthige Tapferkeit der deutschen Bürger und Ritter, und die Böhmen wurden zur Flucht gedrängt. Am längsten widerstand Ottokar selber; endlich wurde der verwundete König im Getümmel der fliehenden Slaven von einem Oesterreicher, dessen Verwandte er einst hatte hinrichten lassen, erkannt und erschlagen. Von Blut und Staub entstellt, vom Troß entkleidet und geplündert, so fand Rudolf die Leiche seines königlichen Feindes und stand tief erschüttert, mit Thränen in den Augen, vor ihr, indem er an die Wandelbarkeit des Glückes, an die Nichtigkeit aller irdischen Größe und an das Walten einer höheren Vergeltung dachte; denn vor zehn Jahren hatte Ottokar den König Karl von Neapel aufgefordert, Konradin und dessen Freund Friedrich nicht am Leben zu lassen, damit ihm der Besitz von Oesterreich und Steiermark verbliebe.

Nach Kriegsbrauch blieb Rudolf drei Tage lang auf dem Schlachtfelde, auf daß ihm niemand den Sieg bestritte. Dann zog er nach Mähren und nach Böhmen. Aber Ottokar's Neffe, der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, nahm sich seines Mündels, des jungen Königssohnes Wenzeslav, an, so daß Rudolf demselben Böhmen und Mähren ließ und ihm seine Tochter verlobte; auch mit dem Herzog Heinrich von Niederbaiern versöhnte er sich wieder. Kärnten verlieh er dem Grafen Meinhard von Tirol. Aber die Länder Oesterreich, Steiermark, Krain und die windische Mark brachte Rudolf (1282) an sein Geschlecht, mit Bewilligung der Kurfürsten, welche ihm dazu ihre „Willebriefe" gaben. So wurde sein Sohn Albrecht (1283) durch den Besitz der österreichischen Länder Reichsfürst, und das habsburgische Geschlecht besaß nun in Oesterreich eine stattliche Hausmacht, deren Befestigung und Vergrößerung dem Könige sehr am Herzen lag. Er übergab seinem zweiten Sohne, Rudolf, die Verwaltung der habsburgischen Herrschaften und Vogteien in Schwaben und der Schweiz, und für seinen dritten Sohn, Hartmann, den er besonders liebte, wollte er das arelatische Reich wiederherstellen; doch zu des Vaters großem Leid ertrank der Jüngling im Rhein. Dies Streben Rudolf's nach Vergrößerung der Hausmacht vererbte sich nachher auf seine Söhne und Enkel und wurde der Kern ihrer Politik, welche sie unerschütterlich Jahrhunderte lang festgehalten haben.

Und auch ein vorzüglich wirksames Mittel, welches Kaiser Rudolf zur Vermehrung und Sicherung der habsburgischen Hausmacht in ausgedehntestem Maße anwandte, ist von seinen Nachkommen immer wieder mit Erfolg benutzt worden, nämlich vortheilhafte Heirathen. Seine zahlreichen Kinder vermählte er alle mit Fürsten und Fürstinnen, deren Erbe oder Verwandtschaft sehr ansehnlich war. So verschwägerte er sich mit den mächtigsten deutschen Fürstenfamilien und gewann dadurch wichtigen Beistand und eine gesicherte glänzende Zukunft für sein Geschlecht.

Nachdem die neue Ordnung in Oesterreich eingerichtet worden war, wandte sich Rudolf den Reichsangelegenheiten zu. Diese lagen fast noch eben so verwirrt da, wie während des Interregnums. Denn er beauftragte zwar, besonders in Süddeutschland, geistliche und weltliche Große mit der Aufrechterhaltung der Reichsrechte und des Landfriedens; allein diese Verwalter oder Reichsvögte benutzten ihr Amt hauptsächlich zur Erweiterung ihrer eigenen Macht, was Rudolf um so weniger hindern konnte oder wollte, weil es meist seine Verwandten und Freunde waren, denen er die Vogteien übertrug. Da also ein rechter Schutz von Kaiser und Reich nicht geleistet wurde, so mußten sich die Einzelnen fortan selber helfen, und so errichteten denn insbesondere die Städte (1277 und 1278 die rheinischen und wetterauischen) unter sich Bündnisse zum Schutze des Landfriedens, die sogenannten Friedenseidgenossenschaften. Diesen schlossen sich dann benachbarte Fürsten und der König selber an. Denn Rudolf that gern das gemeinnützige, nur mußte es seinem besonderen Vortheile nicht zu sehr im Wege stehen. Daher war er bereitwillig, wenn er Zeit und Mittel hatte, die Raubburgen brechen zu lassen, besonders eifrig verfolgte er die Raubritter in seinen eigenen Besitzungen. Unter Umständen ließ er sie aufknüpfen und ihre Schlösser zerstören. Das bereitete ihm ein gutes Andenken beim Volke; noch mehr gewann er sich dessen Gunst

durch sein einfaches Wesen und seine ungelehrte Bildung, wie er denn nur deutsch verstand und Gesetze und Urkunden in der Regel deutsch niederschreiben ließ. Glänzende Formen liebte er nicht; er flickte sich wohl selbst im Kriegslager seinen grauen Rock und aß Rüben vom Felde. Dies schlichte, zuweilen bäurische Wesen erwarb ihm bei dem Volke, das so lange nach einem Könige gehungert hatte, eine Popularität, die seine Regierung durch wirkliche Volksfreundlichkeit keineswegs verdiente. Denn er begünstigte zwar oftmals die Städter und Bauern durch Ertheilung von Rechten und Vortheilen; aber dann wieder, wenn sein Interesse es anders wollte, gab er sie den Großen preis oder verfuhr auch selber gegen sie hart und gewaltsam. Aber zum Glück waren die Städte mächtig genug, seinen Vögten und ihm selber erfolgreichen Widerstand zu leisten. So thaten die rheinischen und schwäbischen 1285, als er den dreißigsten Theil aller Habe der Bürger als Steuer forderte. Die Empörung der Städte, die sich durch ein Bündniß dagegen zusammenthaten, war so gewaltig, daß Rudolf nachgeben und sich mit ihnen vertragen mußte. Auch im Norden verstanden es die Bürger, sich selbst zu schützen. Mächtig gedieh dort aus kleinem Anfange die deutsche Hansa; der Gedanke an die Freiheit festigte die Kraft jener Verbindung und machte die schlichten Bürger zu Helden. So nahmen sie es (1246—1247), von Alexander von Soltwedel aus Lübeck angeführt, mit der ganzen Macht Dänemarks auf und zwar mit Glück, — erwarben nach und nach in England, Dänemark, Flandern, Pommern und Livland Handels- und Zollfreiheiten und nahmen immer mehr Städte in ihren Bund auf. Als nun König Rudolf den Markgrafen von Brandenburg und den Herzog von Sachsen zu Vögten über sie setzte, und jener sich Gewaltthätigkeiten gegen die Lübecker erlaubte, schlossen diese mit ihren Nachbarstädten in Nordsachsen und dem Wendenlande 1283 einen Bund und zwangen die Vögte zum Frieden. Ebenso, als im Jahre 1284 der König Erich von Norwegen den deutschen Seestädten großen Schaden an Schiffahrt und Handel that, zwangen ihn sieben Städte, an deren Spitze Lübeck stand, daß er Frieden schloß, ihnen ihre Schiffe zurückgab, 6000 Mark Entschädigung zahlte und ihre Handelsfreiheiten bestätigte. Von da an traten immer mehr Städte der Hansa bei, und ihre Macht wuchs stattlich heran. Ueberall im Reiche mußten die Städter immer auf ihrer Hut gegen die benachbarten Fürsten sein, die nie von den Versuchen abließen, sie unter ihre Gewalt zu bringen. Diese Gefahr hielt in den Bürgern die Spannkraft rege, und häufige Kämpfe für ihre Selbständigkeit übten und stärkten ihre Wehrhaftigkeit. Im ganzen behaupteten sie auch ihre Freiheit; denn Wohlstand und Eintracht machte sie stark, während die Fürsten oft das Ihrige verschwendeten und fast immer untereinander diese oder jene Fehde hatten. Am meisten zeichneten sich damals durch tapferen Streit für ihre Unabhängigkeit die Kölner aus. Ihr Erzbischof Siegfried haßte sie aufs äußerste, weil sie ihm die Herrschaft über ihre Stadt nicht zugestanden, und schädigte sie auf jede Weise. Darüber kam es zum offenen Kriege. Die Kölner verbündeten sich mit dem Grafen von Berg und dem Herzoge von Brabant gegen den Erzbischof, welcher seinerseits bei vielen rheinischen und sächsischen Grafen und Bischöfen Unterstützung fand. Ein gewaltiges Heer (40,000 Mann) führte er gegen Köln heran. Da zog die gesammte waffenfähige Mannschaft Kölns

heraus, in ihrer Mitte der kölnische Bannerwagen mit den Schlüsseln der Stadt, mit ihr bergische und brabantische Scharen. Bei Woringen (5. Juni 1288) geschah die Schlacht. Da fielen nach großem Gemetzel auf beiden Seiten die Ritter des Erzbischofs vor den Bürgern und Bauern, und Köln blieb seitdem Jahrhunderte lang eine freie Stadt.

Diese und manche andere Fehden im Reiche hinderte der König nicht; es lag ihm nichts daran, daß die Großen, außer wenn sie ihm verwandt waren oder sonst nahe standen, ihre Macht vermehrten. Denn daß es nicht besondere Vorliebe für die Volksfreiheit war, wenn er den Sieg Kölns nicht störte, konnte man aus seinem Verfahren gegen die freien Bauern Frieslands sehen. Er verlieh dem Grafen von Geldern die Vogtei über sie und setzte ihnen damit denselben zum Herrn, während sie ihr uraltes Recht auf Unabhängigkeit und Selbstverwaltung bisher stets glücklich festgehalten hatten. Diese Ungerechtigkeit wollten sie nicht dulden, und lange Kämpfe entstanden daraus.

Sonst, wenn es sein Familieninteresse galt, nahm sich auch Rudolf kräftig der bedrängten Reichsfreien an. Das that er unter andern im nördlichen Schwaben. Hier war viel Unfriede durch den streitbaren Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher sich selbst „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte. Dieser und mit ihm noch viele andere Grafen hatten sich bei dem Untergange der Hohenstaufen auf ihren Gebieten die herzoglichen Rechte und Güter angeeignet; aber damit nicht zufrieden, wollten sie jene Rechte auch über die übrigen Stände Schwabens, zumal die Städte und freien Bauerschaften, ausdehnen, welche nach dem Erlöschen des Herzogthums nun gesondert, unmittelbar zum Reich gehörten und nicht Lust hatten, diese Reichsunmittelbarkeit an neue Landesherren zu verlieren. Da nun Eberhard und seine Bundesgenossen zugleich die Verwandten des Königs, denen dieser in Schwaben viele Reichsvogteien gegeben hatte, wegen mancher Anmaßungen angriffen, so eilte Rudolf den Seinen und den Städtern zu Hülfe und zwang Eberhard zum Frieden (1287).

Uebrigens störte er das Bestreben der Grafen, in ihren Gütern und Vogteien landesherrliche Gewalt zu erhalten, ebensowenig wie er die Reichsfreiheit der Städte anfocht, so daß Schwaben, weil hier kein mächtiger Erzbischof oder Herzog waltete, in eine überaus große Anzahl von reichsfreien Grafen, Rittern, Städten zerfiel. Doch blieben darunter einige Grafen, besonders die Würtemberger, die mächtigsten, und gegen deren Herrschsucht konnten sich die Städte in der Folge nur durch einen Bund schützen.

Im südlichen Schwaben waren die Habsburger selber die mächtigsten Herren; durch Erbschaft, Heirath und kluge Benutzung aller Gelegenheiten hatten sie sich an der Aar, Reuß und am Oberrhein weite Landstriche unterthan gemacht. König Rudolf brachte aber sein Haus hier erst recht zur Obergewalt. Es hatte sich in den Thälern der Schweiz eine Menge Gemeinden, Städte und Dorfschaften frei erhalten, auch von den früheren Kaisern, besonders Friedrich dem II., die Anerkennung ihrer Reichsfreiheit erlangt. Dennoch setzte nun Rudolf Vögte („Pfleger") und Richter über sie, statt der „Ammannen" oder Gemeindevorsteher, welche sie sich sonst selber gesetzt hatten. Unter dem Namen von Reichsvögten waren die neuen Landpfleger in der That habsburgische Vögte, und König Rudolf vermischte absichtlich die Interessen

des Reiches mit denen seiner Familie, um allmählich die freien Alpenbewohner zu Dienstleuten der Habsburger herabzudrücken. Dies erregte bei den Schweizern großen Unwillen und führte dann unter seinem Sohne zu Empörung und Abfall.

Die Kraft und Muße, welche dem Könige bei Verfolgung seiner Familieninteressen blieb, wendete er gern den verwirrten Zuständen im Reiche zu. Denn wenn er auch ab und zu Raubburgen brach und Fehden beilegte, so war das Uebel damit doch bei weitem nicht beseitigt. Wilde Fehde verwüstete in den letzten Jahren von Rudolf's Regierung namentlich Thüringen. Dies Land büßte die Schlechtigkeit seines Fürsten gar bitter.

Dort herrschte nämlich Landgraf Albrecht, mit dem Beinamen des „Entarteten"; dieser hatte Margarethe, Kaiser Friedrich's II. Tochter, zur Frau, war aber von sündiger Liebe zu ihrem Edelfräulein Kunigunde so bethört, daß er jene ermorden lassen wollte. Da entfloh die Landgräfin bei Nacht von der Wartburg, küßte zuvor ihre zwei Söhne und biß dabei dem älteren, Friedrich, im heftigen Schmerz der Mutterliebe in die Wange, wovon er den Beinamen „mit der gebissenen Wange" behielt. Darauf irrte die arme Kaiserstochter verlassen umher, bis sie in Frankfurt am Main (1270) vor Gram und Elend starb. Ihre beiden Söhne wuchsen im Hasse gegen den schändlichen Vater heran. Der Landgraf hingegen wollte ihnen ihr Erbe rauben und es dem Apitz, seinem Bastard von Kunigunden, geben. Darüber entstand ein furchtbarer Krieg, bis (1289) König Rudolf kam und die Söhne mit ihrem Vater versöhnte. Damals ließ Rudolf auch neunundzwanzig adlige Räuber hinrichten und zerstörte wohl siebzig Raubschlösser in Thüringen.

Ueberhaupt bemühte er sich eifrig für den Landfrieden; er gebot einen solchen auf einem großen Reichstage zu Speier in folgenden Satzungen: Jede ungerechte Fehde war verboten, und jeder, der um sein Recht zu klagen hatte, sollte die Klage vor dem ordentlichen Richter anbringen; aber auch die Gerichte sollten wohl entscheiden. Wer jedoch vor denselben sein Recht nicht finden konnte, dem sollte das Fehderecht bleiben, nämlich so, daß er seinem Widersacher die Fehde drei Tage vorher ehrlich ansagen mußte; sonst sollte er ehrlos und rechtlos sein. Wenn der Landfriede gebrochen ward, sollte jeder Nachbar zu Hülfe eilen; wer ihn brach, fiel in seines Bischofs Bann und in des Königs Acht. Auch durfte niemand neue Zölle und Geleite machen, bei Strafe von Acht und Bann, niemand eine Burg anlegen, außer auf seinem eigenen Gebiet. — Weniger heilsam war ein anderes Gesetz, das Rudolf bald nach seinem Regierungsantritt auf den Rath der Geistlichen gegeben hatte, wonach gerichtliche Klagen und Vorladungen schriftlich angebracht werden mußten; dadurch wurde schriftliches und heimliches Gerichtsverfahren auf Kosten der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit angebahnt.

Kräftig trat Rudolf auch gegen die Franzosen auf, welche in Hochburgund des deutschen Reiches Ansehen und Herrschaft bedrohten; er zwang da den Grafen von Burgund mit Waffengewalt, deutsche Gebiete, die derselbe an sich gerissen, (besonders Besançon) wieder herauszugeben und die alte Abhängigkeit des östlichen Burgunds von Deutschland anzuerkennen (1289). Dadurch machte Rudolf einigermaßen wieder gut, daß er fünf Jahre zuvor die Dauphiné

an das französische (westliche) Herzogthum Burgund abgetreten hatte. Im ganzen freilich konnte er nicht hindern, daß die seit dem Falle der Hohenstaufen sehr gelockerte Verbindung des arelatischen (burgundischen) Reiches mit der deutschen Krone immer loser wurde. Nur der östliche Theil desselben, der von deutscher Bevölkerung bewohnt wurde, blieb dauernd bei Deutschland.

Um so erfreulicher war es, daß die Grenzen unseres Vaterlandes sich damals weiter und weiter nach Nordosten ausdehnten, wo der deutsche Ritterorden, den König Rudolf gern bestätigte, Preußen und Livland deutsch machte.

Indessen trotz mancher Verdienste, die sich Rudolf im einzelnen um das Reich erwarb, war die Liebe zu ihm gegen Ende seiner Regierung doch sehr gesunken. Denn das Volk war theils über den großen Einfluß unzufrieden, welchen er den Bettelmönchen und den Päpsten zugestand, und den diese zu allerlei Gelderpressungen und kirchlichen Anmaßungen mißbrauchten; theils erregte es bei den freien Städten und Dorfgemeinden Unwillen, daß er sich viele Eingriffe in ihre Freiheit erlaubte und unter dem Vorwande des Reichsregiments sie zu Unterthanen der Habsburger zu machen suchte. Die Fürsten aber sahen mit Aerger, daß er in allen Dingen das Königthum zum Vortheile seiner Familie ausbeutete und auf ihre und des Reiches Kosten eine große habsburgische Hausmacht gründete. Freilich durften sie am wenigsten über Verletzung des alten Rechts, der alten Freiheit klagen; denn überall thaten sie in ihren Kreisen es ebenso.

Bei solcher Stimmung geschah es denn, daß Rudolf seinen Lieblingswunsch, seinen Sohn zum Nachfolger auf dem Throne gewählt zu sehen, nicht erreichte. Zu groß war schon die habsburgische Macht geworden, als daß die Reichsfürsten sich nicht durch sie aufs äußerste bedroht fühlen sollten. Ueberdies war Herzog Albrecht, Rudolf's ältester Sohn, als herrschsüchtig und gewaltthätig bekannt, finster und abschreckend in seinem Aeußeren. Bereits in seinem Lande Oesterreich hatte er sich verhaßt gemacht.

Dort verachtete er trotzig die Freiheiten und Rechte der Reichsstadt Wien, welche selbst sein Vater noch bestätigt hatte, und trat alles Einheimische so frech mit Füßen, daß die Wiener Bürger (1288) einen Aufstand gegen ihn erhoben; er floh vor ihnen aus der Stadt in das Schloß auf dem nahen Kalenberg über der Donau. Von dort aus umschloß er die Stadt und bedrängte die Bürgerschaft aufs äußerste, so daß sie mit ihm unterhandeln mußte. Als aber die Wiener zu ihm auf den Kalenberg kamen, um die Bestätigung ihrer Freiheitsbriefe zu erhalten, zerriß er diese. So ward Wien aus einer freien Reichsstadt nun eine bloße Landstadt und seine Residenz. — Weil sich nun niemand von Albrecht gutes versah, wiesen die Kurfürsten (1291) das Ansinnen Rudolf's, ihn zu seinem Nachfolger zu wählen, standhaft zurück. Das betrübte den alten König bitterlich, und der Kummer beschleunigte seinen Tod. Als er die Nähe desselben fühlte, machte er sich von Straßburg auf und wollte nach Speier reiten, wo die Kaiser begraben lagen, zu seinem eigenen Grabe. Er erreichte jedoch Speier nicht lebendig, sondern starb zu Germersheim am 15. Juli 1291, drei und siebzig Jahre alt. Im Münster zu Speier ward er begraben.

2.

Adolf von Nassau und Albrecht I.

Alle Schuld rächt sich auf Erden.
Göthe.

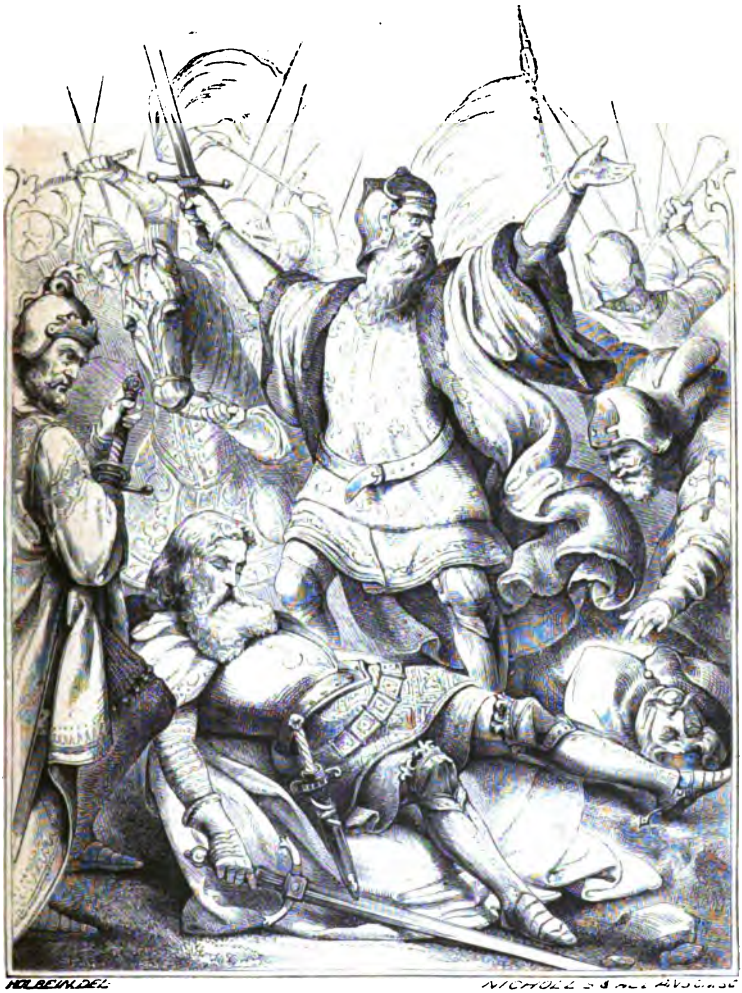
Zwei Dinge waren es, die von Rudolf's I. Wirken in Deutschland auf Jahrhunderte hin blieben und die Geschicke dieses Landes fortan wesentlich bestimmten: erstens die Gründung einer großen habsburgischen Macht und zweitens die Herrschaft der Kurfürsten über die Reichsangelegenheiten. Den gefahrvollen mühsamen Versuch, das alte großartige Kaiserthum wiederherzustellen, hatte Rudolf nicht gewagt, sondern sich die lohnendere und leichtere Aufgabe gestellt, das deutsche Königthum diesseit der Alpen zu halten und es zur Bildung seiner Hausmacht zu verwenden. Dafür ließ er denn auch die anderen Landesfürsten gewähren. So löste sich das Reich immer mehr in zahlreiche einzelne Körper auf, die ihr eigenes Leben entwickelten, und von denen doch auch manche schöne Blüthe der Kraft und Bildung ausging. So blieb es seitdem. Rudolf's Nachfolger gingen fast sämmtlich in seinen Spuren. Deutschlands Zersplitterung, während des Interregnums thatsächlich geworden, erhielt also durch Rudolf von Habsburg und die folgenden Kaiser auch die rechtliche Bestätigung. Nach Rudolf's Tode standen sich übrigens sein Haus und die Kurfürsten feindlich gegenüber. Die letzteren wollten den übermächtigen Habsburger, Albrecht von Oesterreich, nicht zum Herrn. Sie wählten vielmehr (am 5. Mai 1292) einen Fürsten von unbedeutenden Mitteln, den Grafen Adolf von Nassau, welcher ein tapferer Ritter und aus einem edlen Geschlechte, aber nur gering begütert und noch dazu ein Lehnsmann des Kurfürsten von Trier und des Pfalzgrafen bei Rhein war. Eben seine geringe Hausmacht gefiel den Wahlfürsten, weil sie nun nicht zu besorgen hatten, daß ihnen der neue König je allzugefährlich würde. Uebrigens geschah seine Wahl hauptsächlich auf Betrieb des Erzbischofs von Mainz, Gerhard von Eppenstein, welcher Adolf's Oheim war. Auch mußte der Gewählte die Krone mit der Aufopferung wichtiger Reichsrechte von den Kurfürsten erkaufen.

So hatte nun Adolf von Nassau die königliche Würde; aber die Macht eines Königs mußte er sich erst erwerben. Er schlug dazu denselben Weg ein, welchen sein Vorgänger genommen hatte; auch er gedachte das Königthum zur Errichtung einer Hausmacht auszubeuten.

Um zunächst Geld zu gewinnen, schloß er mit dem Könige Eduard I. von England ein Bündniß gegen König Philipp den Schönen von Frankreich, welcher an der westlichen Grenze Deutschlands manche Reichsgebiete an sich gezogen hatte; Adolf versprach dem Könige von England, für die Summe von 100,000 Pfund Sterling Kriegsvolk gegen Frankreich zu stellen. Er warb auch für das englische Geld ein großes Söldnerheer, verwendete dies aber (sowie eine andere große Summe, die er sich von Mathäus Visconti dafür zahlen ließ, daß er diesen zum Reichsstatthalter in Mailand und mehreren anderen lombardischen Städten ernannte) zur Eroberung Thüringens. Hier war nämlich der unselige Zwist zwischen dem ungerechten Landgrafen

Albrecht und dessen zwei Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, wieder ausgebrochen, und Landgraf Albrecht, über das Glück seiner zwei ehelichen Söhne erzürnt, wollte lieber Meißen und Thüringen (das letztere mit lebenslänglicher Nutznießung für sich) für 12,000 Mark Silber an den König Adolf verkaufen, als daß er es seinen Söhnen gegönnt hätte. Und leider ging König Adolf diesen unehrlichen Handel ein. Er mehrte noch sein Unrecht; denn als die zwei jungen Fürsten ihren Besitz tapfer vertheidigten, brach er (1294) mit wüstem Kriegsvolk, welches er aus schlechtem Gesindel aufgelesen und besoldet hatte, ins Thüringerland ein. So entflammte er dort den Bürgerkrieg noch heftiger, und seine Kriegsleute verübten dort Gräuel, wie sie von den wilden Mongolen kaum erhört gewesen waren. Aber mit unerschütterlicher Treue wehrten sich die meisten Vasallen für ihre rechtmäßigen Fürsten. Gleichwohl gelang es Adolf endlich (1294 und 1295), das Osterland und die feste Stadt Freiberg zu bezwingen; da ließ er vierzig adlige Dienstleute, welche sich am tapfersten vertheidigt hatten, hinrichten, wiewohl er sein Königswort gegeben hatte, sie zu verschonen.

Diese gewaltsame und ungerechte Art, seinen Besitz zu vermehren, zog dem Könige den stärksten Unwillen der deutschen Fürsten zu. Ueberdies erzürnte es sie, daß Adolf sich eng an die Städte schloß, durch deren Beistand er sich gegen die hohe Aristokratie zu verstärken suchte. Es bildete sich unter den Fürsten eine Verschwörung, deren Häupter der Erzbischof von Mainz und der Herzog von Oesterreich waren. Jener hatte seinen Neffen bloß als ein Werkzeug zur Vergrößerung seiner eigenen Macht erhöht und erkannte bald mit großem Mißvergnügen dessen Streben nach Selbständigkeit. Herzog Albrecht aber hatte seinen Groll gegen den König nur verheimlicht, nie aufgegeben und seine eigene Macht sowohl durch offne Gewalt, als auch durch Bündnisse eifrig gemehrt; so begierig war er nach der deutschen Krone, daß er schon nach seines Vaters Rudolf Tode gedacht, sie könne ihm nicht entgehen, und damals in Hanau voller Zuversicht auf die Kunde seiner Erwählung geharrt hatte. Jetzt reichten sich Gerhard von Mainz und Albrecht zu Adolf's Sturz die Hände und gewannen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie den König Wenzeslav II. von Böhmen, Albrecht's Schwager. Albrecht ließ es hierbei an Versprechungen nicht fehlen, die er freilich nicht zu halten dachte. Hierauf zog er (1298) in offenem Aufruhr mit einem stattlichen Heere an den Rhein; die Kurfürsten von Mainz, Köln, Sachsen, Brandenburg, Böhmen aber traten in Frankfurt zusammen und luden den König vor Gericht, zur Rechtfertigung über sein schlechtes Walten und über allerlei Verbrechen, deren sie ihn bezichtigten. Und als er nicht kam, setzten sie ihn förmlich ab und erwählten Albrecht von Oesterreich zum König, unter dem falschen und nichtigen Vorwande, der Papst habe ihnen dazu Vollmacht gegeben. Bald darauf (am 2. Juli 1298) trafen Adolf und Albrecht auf dem Hasenbühel bei Göllheim (nicht weit von Worms) zum Entscheidungskampf auf einander. Jener hatte nur seine Ritter bei sich; kampfmuthig wollte er nicht zögern, bis die Mannschaft der rheinischen Städte, die ihn kräftig unterstützten, käme, sondern in königlicher Waffenpracht (während Albrecht unter fremdem Wappen unkenntlich war) sprengte er in die feindlichen Schlachthaufen und focht ritterlich um seine Krone. Vom Rosse stürzend, verlor er seinen Helm



Albrecht und Adolph.

schwang sich auf ein frisches Roß, ward seines Feindes gewahr und sprengte ohne Helm gegen ihn heran. Schwer verwundet sank er wieder zur Erde und ward unter Albrecht's Augen niedergestoßen, manche sagen sogar: von dessen eigener Hand. Sein Tod gab Albrecht den Sieg und die Krone, und sein tragischer Ausgang versöhnte mit manchem Unrecht, zu dem er sich als König durch den Drang der Verhältnisse hatte hinreißen lassen.

Um nun, nach der Gewalt, auch den Schein des Rechtes für sich zu gewinnen, stellte der kluge Albrecht die Krone einer neuen Wahl anheim. Und wirklich wurde er nun einhellig zum deutschen König gewählt und am 24. August 1298 zu Aachen gekrönt. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte er dem Könige von Böhmen große Vorrechte (zum Nachtheil der Krone) eingeräumt und nicht minder große den drei geistlichen Kurfürsten, besonders dem von Mainz, so daß dieser beinahe ein völlig unabhängiger Fürst geworden war.

Auch die anderen Kurfürsten erhielten von ihm wichtige Zugeständnisse; vorzüglich bekräftigte er ihre alleinige Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen und stärkte dadurch ihre Landeshoheit.

Als er aber seinen Zweck erreicht hatte, wollte er den Kurfürsten jene Vorrechte, die seine eigene Macht beeinträchtigten, wieder entreißen. Denn er strebte mit Leidenschaftlichkeit dahin, unumschränkter Herr zu werden. Sein Wille galt ihm mehr als alles Recht und Gesetz, und sein Stolz war, gefürchtet zu sein. Doch im Anfange verbarg Albrecht seine finstern Pläne, weil er den Papst Bonifacius VIII. gegen sich hatte, einen kühnen Mann, welcher die Weltherrschaft des Papstthums zu erneuern suchte. Dieser wollte Albrecht nicht als König anerkennen, sondern lud ihn zur Rechtfertigung nach Rom. Denn als Verräther habe Albrecht seinen Herrn erschlagen und sei auch darum des Thrones unwürdig, weil er durch seine Frau (die Konradin's Stiefschwester war) mit dem verfluchten Geschlechte der Hohenstaufen verwandt sei. Als die Gesandten des Königs, welche die Bestätigung der Wahl vom Papste erlangen sollten, mit dieser Botschaft zurückkehrten, ergrimmte Albrecht heftig und schloß sich sofort an den König Philipp von Frankreich, des Papstes erbitterten Feind, an und befestigte diesen Bund durch die Vermählung seines Sohnes Rudolf mit Philipp's Tochter Blanka, sowie durch große Versprechungen, die er dem französischen Könige auf Kosten der deutschen Grenzen machte.

Gewissenlos, wie hier, schritt er auch sonst zur Beschädigung des Rechts im Interesse seiner Hausmacht. Gegen die Gesetze wollte er, als der Graf von Holland und Seeland starb, diese Länder als heimgefallene Reichslehen für sich einziehen, obgleich nach flämischem Lehnsrecht sie der weiblichen Linie von Hennegau zufielen. Aber der Graf Johann von Hennegau leistete dem Könige Widerstand, und Graf Reinhold von Geldern, an welchem Albrecht treulos gehandelt hatte, wollte ihn sogar ermorden. Mit genauer Noth entrann Albrecht und mußte endlich den Johann von Hennegau doch mit Holland belehnen.

Besser gelang es ihm in einer anderen Fehde mit den Fürsten. Die rheinischen Erzbischöfe, die seit dem Interregnum zu großem eigenen Nutzen die Königswahl geleitet und fast ganz in Händen gehabt hatten, beharrten darauf, das Wahlkönigthum Deutschlands in Bestand zu erhalten, während Albrecht die Krone in seinem Hause erblich zu machen wünschte. So geriethen

beide Theile in Feindschaft. Gerhard von Mainz, welcher Adolf und Albrecht zu Königen gemacht hatte, soll stolz und drohend einst auf der Jagd gerufen haben: „Hier aus meinem Hifthorn kann ich noch mehr Könige herausblasen.“ Aber Albrecht wußte, wie diesen Feinden beizukommen war. Er verband sich gegen die Erzbischöfe mit den Städten am Rhein und forderte von jenen, daß sie die Rheinzölle aufgeben sollten, welche er ihnen, um die Krone zu erlangen, versprochen und nach seiner Krönung auch eingeräumt hatte. Durch die Zurückforderung derselben brachte er alle rheinischen Städte, deren Handel durch jene Zölle arg gehemmt wurde, auf seine Seite, und um diese ihre Zuneigung zu erhalten und zu befestigen, stellte er sich an, als wolle er nicht aus Eigennutz, sondern lediglich zum Schutz der Städte, des niederen Adels und überhaupt aller, welche von den Fürsten bedrückt wurden, den Kampf gegen die letzteren erheben. Doch die erbitterten Kurfürsten luden ihn vor das Gericht des Pfalzgrafen und wollten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nochmals untersuchen, als Albrecht, der Mann der Gewalt, rasch zum Schwerte griff; Kampf sollte entscheiden. Da scharten sich die Bürger und der niedere Adel vom Rhein freudig unter seinen Fahnen zum Kampf gegen ihre Unterdrücker, und bald mußten sich deren feste Burgen am Rhein und die Städte des Pfalzgrafen und der Kurfürsten von Köln und Trier ergeben; Schiffahrt, Handel und Wandel wurden frei, und die trotzigen Fürsten mußten sich (1302) mit verbissenem Grimm unterwerfen. Zur selben Zeit bedrängte der gewaltige König Philipp von Frankreich den Papst Bonifacius VIII. so hart, daß dieser beschloß, sich mit Albrecht zu versöhnen und ihn als König anzuerkennen; nachdem er dies gethan, forderte er jenen zum Schutz der Kirche gegen Philipp von Frankreich auf. Jetzt änderte auch Albrecht plötzlich sein Benehmen gegen den Papst; er demüthigte sich vor diesem und opferte der römischen Kirche fast alle, sowohl wirklichen, als vermeintlichen Rechte, welche das Kaiserthum bisher gegen dieselbe in Anspruch genommen hatte. Dies that Albrecht, um den Papst zu bewegen, daß derselbe ihn bei seinen Gewaltschritten zur Ausbreitung der habsburgischen Hausmacht mit seinem geistlichen Segen unterstütze. Doch diese Hoffnung, die er auf Rom gesetzt hatte, ging nicht in Erfüllung. Bonifacius VIII. wurde auf Befehl des Königs von Frankreich gefangen genommen und starb vor Raserei über seinen Sturz (1303). Seine Nachfolger in der höchsten geistlichen Würde aber standen unter französischem Einfluß und verlegten sogar den Hoffitz von Rom nach Avignon.

Damals lag Albrecht in Fehde gegen seinen Schwager, den König Wenzel von Böhmen, dem er viel versprochen und wenig gehalten hatte, so daß ihm derselbe tief grollte und sich mit seinen Feinden verbündete. Doch dies war nicht der einzige Grund des Krieges. Vielmehr war der länderssüchtige Albrecht darüber erbittert, daß Wenzel's junger Sohn, gleichen Namens, von einer Partei in Ungarn zum König dieses Landes erwählt worden war; er wollte nicht dulden, daß Ottokar's Geschlecht sich neben Habsburg mächtig ausbreite. Da nun eine andere Partei in Ungarn den Prinzen Karl Robert von Neapel, Albrecht's Neffen, zum König wünschte, so unterstützte ihn Albrecht lebhaft, gebot dem König von Böhmen, von Ungarn abzulassen, sprach, als dieser es nicht that, die Reichsacht über ihn aus und fiel in Böhmen ein. Wenzel starb indeß schon im folgenden Jahre (1305), und sein junger Sohn

Wenzel III. that auf die ungarische Krone Verzicht. Schon 1306 ward er in Olmütz ermordet, und mit ihm erlosch Ottokar's Mannesstamm. Da zog Albrecht das Land Böhmen als verfallenes Reichslehen ein, um es seinem Sohne Rudolf zu geben; und da die böhmischen Stände ihr Wahlrecht behaupteten, so brachte er es durch List und Gewalt dahin, daß Rudolf, ungeachtet großen Widerspruchs, doch zum König erwählt wurde. — Damals wollte Albrecht auch Meißen und Thüringen erwerben, indem er zum Vorwande nahm, König Adolf habe diese Lande nicht für sich, sondern für das Reich erworben. Um jedoch den Schein der Unparteilichkeit zu retten, lud er alle, welche um den Besitz derselben stritten, (1306) zur Entscheidung vor sich nach Fulda. Da nun die zwei Brüder, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, nicht dahin kamen, so that Albrecht sie in die Reichsacht und schickte viel Kriegsvolk aus Schwaben und vom Rhein nach Thüringen; das ward jedoch (1307) bei Lucka (im Altenburgischen) so tüchtig geschlagen, daß in Thüringen das Sprüchwort aufkam: „Ja, dir wird's glücken, wie den Schwaben bei Lücken." — Dies geschah im Mai. Bald darauf (im Juli 1307) starb Albrecht's Sohn, König Rudolf von Böhmen. Dieser hatte sich während der kurzen Zeit seiner Herrschaft so verhaßt gemacht, daß die böhmischen Stände keinen Habsburger mehr zum König haben wollten und eilig dem Herzog Heinrich von Kärnten, dem Schwager Wenzel's III., die Krone gaben. Voll Grimm, daß Böhmen für sein Geschlecht verloren sein sollte, zog Albrecht mit Kriegsscharen dahin; doch konnte er mit seiner Heeresmacht gegen das Nationalgefühl der Böhmen nichts ausrichten.

So schlau Albrecht war, mißkannte er doch die höher waltende Ursache des Mißgeschicks, welches alle seine Pläne, ungeachtet seiner großen Macht und Beharrlichkeit, zu Schanden machte, nämlich, daß Unrecht dem zum Fluch wird, der es begeht.

Als Albrecht sich mit dem Papste Bonifacius aussöhnte, hatte dieser ihn von allen Verträgen entbunden, die er mit anderen Fürsten gemacht habe. Dies bestärkte den König in der Nichtachtung seiner Verpflichtungen; bald verletzte er auch die, welche er gegen seine eigenen Verwandten hatte. Vergebens bat ihn sein Neffe Johann, der nun an seinem Hofe herangewachsen war, daß er ihm seines verstorbenen Vaters Rudolf Antheil am habsburgischen Erbgute in der Schweiz gebe. Auf alle Bitten des bereits neunzehnjährigen Jünglings hatte Albrecht, der lieber seine eigenen Söhne begünstigte, nichts als Ausflüchte, ein Mal: „er sei noch zu jung", ein ander Mal: „er solle warten, bis Meißen erobert sei; das wolle er ihm dann geben." Darüber erwuchs in Johann's Herzen finsterer Groll gegen den habsüchtigen Oheim. Er verschwor sich mit seinen Freunden, Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von der Wart und Konrad von Tegernfeld, und wartete auf eine Gelegenheit, das ihm widerfahrene Unrecht blutig zu rächen. Diese fand sich bald.

Erfüllt von Rachegedanken gegen die Böhmen und Thüringer, die seiner Herrschsucht so hartnäckig widerstanden, reiste König Albrecht im Frühling 1308 nach Schwaben und der Schweiz. Er hatte hier seine Stammherrschaften beträchtlich gemehrt, schöne Städte, Burgen und viel herrliches Land zu seinem Eigenthum gemacht, manche Vogteien über Kirchen und Klöster und fast alle Reichsvogteien an sein Haus gebracht, — nicht ohne große Unbill gegen die

Gerechtsame und Freiheit anderer. Nur die drei Thallandschaften Uri, Schwyz und Unterwalden, welche er gern mit seiner Herrschaft im Aargau vereinigt hätte, wehrten sich standhaft für ihre alte Freiheit und wollten dem Hause Oesterreich nicht unterthan werden. Im Trotz auf die Gewalt seines Kriegsvolkes bereitete Albrecht ihrer Freiheit den Untergang. Doch schon stand die Rache hinter ihm selber. Sein Neffe Johann von Habsburg begleitete ihn mit seinen Freunden, und als Albrecht am 1. Mai 1308 vom Stein zu Baden, wo er fröhlich getafelt hatte, nach Rheinfelden seiner Gattin entgegenritt und bei Windisch an den Fluß Reuß kam, drängten sich die Verschworenen mit ihm in die Fähre, daß seine Getreuen zurückbleiben mußten. Wie nun Albrecht am andern Ufer der Reuß war und zwischen den Verschworenen dahinritt, griff ihm sein Neffe Johann plötzlich in die Zügel des Rosses und schrie voll Wuth: „Hier nimm den Lohn des Unrechts!“ Dabei stieß er ihm den Speer in den Hals; Palm und Eschenbach gaben ihm den Rest; Rudolf von der Wart stand regungslos da, wie versteinert vor Grausen. Sterbend sank Albrecht vom Roß zur Erde; ein armes Weib, das unfern saß und die That gesehen hatte, eilte hinzu und nahm ihn in die Arme, bis er verschied.

Albrecht's Mörder jagten voll Entsetzen über ihr Verbrechen nach allen vier Winden davon, und keiner hat den andern je wieder gesehen. Johann, dem seine That den Namen des Vatermörders (Parricida) zuzog, endete als Mönch in einem italienischen Kloster. — Elisabeth, die Wittwe des Gemordeten, und besonders dessen Schwester Agnes, des Königs von Ungarn Wittwe, haben hierauf eine Blutrache geübt, die eben so grausam und sündhaft war wie die That. Alle Burgen der Verschworenen wurden gebrochen, alle Verwandten und Diener derselben mit teuflischer Lust hingerichtet, unschuldiges Blut nicht verschont. Rudolf von der Wart, welcher an Albrecht nicht selbst Hand gelegt hatte, wurde ergriffen und bei lebendigem Leibe mit gebrochenen Gliedern aufs Rad geflochten; in diesem Zustande lebte er noch drei Tage lang, und so lange blieb auch sein treues Weib am Hochgerichte, betete im unsäglichen Schmerz und scheuchte die Raben von ihrem geliebten Gemahl. Die Königin Agnes aber rief, als sie einst das Blut von dreiundsechzig schuldlosen Dienstleuten Palm's fließen sah: „Nun bad' ich im Maienthau.“ Als endlich an tausend Unschuldige so der Blutrache geopfert worden waren, bauten die beiden Königswittwen, Elisabeth und Agnes, auf dem Felde, wo Albrecht gefallen war, das Kloster Königsfelden und begabten es reich mit Schätzen und milden Stiftungen. Aber ein alter Einsiedler Berchtold Strobel, welcher vormals ein Kriegsmann König Rudolf's gewesen war, sprach einst zur Königin Agnes, als sie ihm zuwinkte, in die Kirche einzutreten: „Frau, das ist schlechter Gottesdienst, unschuldig Blut vergießen und aus dem Raube Klöster stiften.“ — So dachte auch das Volk, dessen Stimme hier Gottesstimme war.

König Albrecht, abschreckend schon von Ansehen, einäugig, finster, immer streng und tyrannisch, besaß dennoch die Liebe seiner Familie und mag also wohl unter den Seinen auch zärtlicher Regungen fähig gewesen sein. Das Volk aber hat ihn nie liebenswürdig oder achtungswerth erfunden. Es betrauerte ihn nirgends und sah mit Recht sein elendes Ende als verdiente Strafe seiner Sünden an.

Auch das Haus Habsburg, für dessen Macht und Gut Albrecht so hartnäckig und so gewissenlos sich abgemüht hatte, hat davon nicht einmal irdischen Gewinn gehabt. Denn was jener an Land und Leuten im südlichen Schwaben und in den Alpen ungerecht erworben hatte, ging schnell verloren und riß auch besser Erworbenes mit sich.

3.

Befreiung der Schweizer.

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!
Schiller.

Albrecht's Ermordung war nicht das einzige Beispiel von Fürstenmord in jener gewaltthätigen Zeit; wilde Rachgier und vor allem maßlose Hab- und Herrschsucht trieben viele Großen damals zum schlimmsten der Frevel, zum Meuchelmord. Und die Größten gaben das böseste Beispiel. Aber wie viel Uebles die beiden Könige Adolf und Albrecht und so manche Fürsten des Reiches in schmutzigem Eigennutz und eitler Herrschsucht gethan, — um so heller leuchtet dagegen des Volkes Thun und Wesen, wo es die alte Freiheit noch unverkümmert besaß oder die gefährdete mannhaft vertheidigte.

In den drei Thallandschaften der Schweiz, Uri, Schwyz, Unterwalden, welche die Waldstätte hießen, lebten noch Menschen von altem deutschen Schrot und Korn, ein kernhaftes Hirtenvolk, den einfachen Sitten und den Tugenden der Väter getreu; in ihre einsamen Thäler, auf ihre sonnigen Alpenhöhen war kein Verderbniß gedrungen. Während in den übrigen helvetischen Landen viele große Herren und Klöster reich und gewaltig geworden waren, und auch manche Städte, wie Freiburg, Bern, Basel und Zürich, durch Gemeinsinn und Ausbildung ihrer Verfassungen immer größere Bedeutung, durch Ausbreitung ihres Handels immer größeren Wohlstand erlangt hatten, waren die frommen Männer in Uri, Schwyz und Unterwalden mit der alten Volksfreiheit zufrieden, glücklich in deren Besitz und stolz, dies theure Erbgut zu bewahren. In uralten Zeiten hatten alle Familien aus sämmtlichen Waldstätten nur eine einzige Landesgemeinde ausgemacht, und die Männer waren jedesmal, wenn es das Gemeinwohl galt, nach der Väter Brauch zur Berathung zusammengekommen.

Als dann in der Folge die Zahl des Volks in den Thälern so zugenommen hatte, daß die Männer aus ihren einsam gelegenen Höfen zogen und in Dörfern beisammen wohnten, da war jede von den drei Thalschaften ein eigener Freistaat und für sich selbständig geworden; doch vergaßen sie dabei die alte Einheit nicht und hielten gegen jede Gewaltthat von außen brüderlich zusammen. Jede Landesgemeinde wählte sich selber ihren Landammann und ihre Richter: das mußten freie, unbescholtene Männer sein. Durch diese regierte das Volk sich selbst und war dabei glücklich. Weil die Waldstätte zum deutschen Reich gehörten und zwar als dessen unmittelbare Glieder, so hatten sie einen Reichsvogt. Dieser wohnte jedoch nicht bei ihnen, sondern sie beriefen ihn jedesmal, wenn in des Kaisers Namen über Blutschuld zu richten war,

ins Land herein. Dies Amt hatten seit einiger Zeit die Grafen von Habsburg verwaltet.

König Rudolf, so eifrig er auch seine Hausmacht in der Schweiz auszubreiten suchte, hatte die Freiheit der Waldstätte doch im ganzen geachtet. Als er aber gestorben war und die Verwaltung der habsburgischen Erblande nun an seinen habsüchtigen Sohn kam, da fürchteten die Schweizer mit Recht das Schlimmste von dem neuen Herrn. Daher traten die drei Waldstätte von Schwyz, Uri und Unterwalden zusammen und beschworen ihre alte Eidgenossenschaft aufs neue (1291), gegen jedermann ihre Freiheit und ihr Eigenthum mit allen Kräften zu vertheidigen. Hierauf hielten sie, wie auch alle Bürger und Bauern in den andern helvetischen Landen, treu zum König Adolf, weil dieser sich auf die geringeren Reichsstände Deutschlands gegen die Fürsten stützen wollte und sie daher in ihren Rechten beschirmte. Als aber Albrecht von Oesterreich jenem Krone und Leben genommen hatte und selber König geworden war, schickten die Bauern der Waldstätte zu ihm nach Straßburg und baten um Bestätigung ihrer alten Verfassung. Tückisch gab er zur Antwort: „Ich denke, euern Zustand nächstens zu verändern." Dieser drohende Bescheid ließ sie erkennen, wessen sie sich vom Könige zu versehen hatten. Auch die adligen Herren in der Schweiz traten jetzt zuversichtlicher gegen die Freien auf und bedrängten zunächst die Stadt Bern. Aber die Berner Bürger rückten ihnen entgegen und schlugen die stolzen Ritter auf dem Donnerbühel (1298), und nun wuchs auch in den anderen Kantonen den Männern, die noch frei waren, der Muth. Deren gab es freilich nicht mehr gar viele. Die Habsburger hatten mit List und Gewalt allmählich einen großen Theil der Städte und Bauernschaften in den Alpen unter ihre Gewalt gebracht. Das Königthum diente ihnen dabei als Mittel. Denn die Oberhoheit des Reiches ward hier in ihren Händen bald zur habsburgischen Herrschaft. Die Waldstätte versuchte nun Albrecht anfangs auf friedlichem Wege um ihre Freiheit zu bringen und seinem Hause unterthan zu machen. Er ließ dem Volk im Waldgebirge vorstellen: „ringsum sei schon alles Land habsburgisch und seine Macht zu groß, als daß die Waldstätte ihm widerstehen könnten. Sie möchten freiwillig sich in seinen starken Schutz begeben; davon würden sie selbst den meisten Vortheil haben. Denn er wisse, daß sie arm seien, und wolle sie weder an ihren Heerden, noch sonst an ihrer Habe kränken, verspreche vielmehr, in allem ihren Nutzen wahrzunehmen; würden sie Oesterreichs Lehnsleute, so seien Ehre und Beute in dessen Kriegen ihnen sicher." Die Bauern wußten aber diese glatten Worte zu würdigen; sie erwiederten: „ihr Gemeinwesen wollten sie so lassen, wie ihre Väter es gehabt hätten; der König, als ein gerechter Herr, möge es ihnen bestätigen und ihnen einen Reichsvogt senden, weil sie lediglich beim Reiche bleiben wollten." Albrecht nahm nun härtere Maßregeln. Er setzte tyrannische Vögte im Namen des Reiches über die Waldstätte, um diesen den Reichsstand so zu verleiden, daß sie sich in seinen Willen fügten. Es waren habsburgische Dienstleute, denen er die Vogtei ertheilte, Hermann Geßler von Brunneck und Beringer von Landenberg, beide gering an Gut, aber von desto größerer Habsucht, dabei roh und gewaltthätig. Sie trieben das Volk bald zum äußersten. Wiewohl kein Reichsvogt bisher in den Waldstätten selbst hatte wohnen dürfen,

so baute sich doch Geßler in Uri einen Zwinghof, und der Landenberger saß in des Königs Schloß bei Sarnen in Unterwalden. Da schalteten und walteten sie, als willige Knechte, im Geiste ihres Herrn gegen die freien Männer, zugleich als wären sie selber die Herren, verachteten die Freiheit, traten alles Recht mit Füßen und verhöhnten das biedere, treuherzige Volk. Wo sie einen geringen Anlaß oder Vorwand fanden, da ließen sie die freien Männer in finstere Kerker werfen oder gefangen gar aus dem Lande führen, was bisher unerhört gewesen war. Auch legten sie schwere Zölle auf die Einfuhr und verboten die Ausfuhr. Die einheimischen Geschlechter, an denen das Volk mit Liebe hing, schimpften sie „Bauernadel", so daß die jüngeren Herren in denselben, von falscher Scham bethört, lieber Hof- und Herrendienst suchten. Endlich hingen die Vögte, sicher, daß sie ungestraft vom Könige alles thun dürften, ohne Scheu ihren bösen Gelüsten nach.

Mit großem Kummer sahen die freien Bauern dies arge Treiben; sie schickten zum König Albrecht und brachten ihre Klagen bescheiden vor, empfingen aber weder Hülfe noch Trost. Weil nun kein Bedrängter mehr zu seinem Rechte kommen konnte, so ward jedem die Nothwehr zum letzten heiligen Recht. Da geschah es, daß der Landenberger dem Heinrich an der Halden, einem Mann aus dem Melchthal in Unterwalden, wegen geringer Ursache ein schönes Joch Ochsen nahm, und sein Knecht, der es hinwegführte, höhnte noch den Beraubten also: „Will der Bauer Brot essen, so mag er selbst den Pflug ziehen;" da kam Arnold, Heinrich's Sohn, in so heftigen Zorn, daß er den Knecht schlug und ihm einen Finger brach; darauf entfloh er vor des Vogtes Rache. Dieser aber ließ, weil ihm der Sohn entkommen war, statt dessen den Vater festnehmen und ohne Erbarmen ihm die Augen ausstechen. Zur selben Zeit saß auch auf der Schwanau im Lowerzer See ein böser Burgvogt; der nahm einer Jungfrau mit Gewalt ihre Ehre; dafür nahmen ihm ihre Brüder das Leben. So ging es auch dem Junker Wolfenschießen, welcher des Königs Burgvogt auf Roßberg war und der schönen Frau des Konrad von Baumgarten in Alzellen nachstellte. Eines Tages, während ihr Mann draußen im Walde war, kam der Junker ins Haus und befahl der Frau, ihm ein Bad zu rüsten, und wollte ihr Ungebührliches anthun. Aber sie holte eilig ihren Eheherrn; der kam mit der Axt herein, da der Junker im Bade saß, und spaltete ihm den Schädel.

In dieser schlimmen Zeit fuhr Werner Stauffacher, ein Ehrenmann aus Schwyz, über den See zu einem Freunde, den er im Lande Uri hatte; der hieß Walter Fürst und beherbergte den flüchtigen Arnold aus dem Melchthal. Diese drei klagten einander über die Noth der Waldstätte und rathschlagten über die Befreiung ihrer Landsleute. Und nachdem jeder zuvor seine Freunde und Verwandten sorgsam erforscht hatte, kamen sie am Mittwoch vor Martinstag 1307 in stiller Nacht auf das „Rütli"; das ist eine einsame Wiese auf einer Höhe am Waldstättersee, und nicht weit davon stoßen die Grenzen von Uri und Unterwalden zusammen. Jeder von jenen dreien hatte zehn wackere Männer mit sich gebracht, und alle dreiunddreißig schworen hier, daß keiner in gemeinsamer Sache nach eigenem Gutdünken handeln, sondern alle treu für einander und für ihre Landsleute leben und sterben und alles daransetzen wollten, auf daß die Freiheit, die sie von

ihren Vätern überkommen hatten, als theuerstes Gut ihren Kindern und Kindeskindern verbliebe. Dann gingen die Eidgenossen heim und erwarteten still und verschwiegen die rechte Stunde für ihr Werk.

Inzwischen hatte Geßler in seinem Argwohn sich vorgenommen, die Herzen derer zu erforschen, welche seinem Regiment und dem Hause Oesterreich am meisten abhold wären. Deshalb ließ er im Lande Uri den Herzogshut von Oesterreich auf einer hohen Stange aufrichten, mit dem Gebot: jeder, welcher des Weges käme, müsse sich vor dem Hute neigen und demselben Ehrfurcht beweisen. Da kam (heißt es in der Sage weiter) ein Mann aus Bürglen in Uri, Namens Wilhelm Tell, der weit und breit bekannt war als der beste Schütze und als ein Mann, der zu allem beherzt sei. Der wollte dem Hute nicht Ehrfurcht beweisen. Als der Vogt dies vernahm, kam er voll Grimms herzu, ließ den Tell greifen und strafte ihn also: Er ließ Tell's Kind an eine Linde hinstellen und einen Apfel auf des Kindes Haupt legen, und gebot dem Vater, weil er ein so guter Schütze sei, solle er zur Stelle den Apfel vom Haupte des Kindes herabschießen. Mit Gottes Hülfe unternahm Tell die That und traf glücklich den Apfel, ohne seines Kindes Haupt zu verletzen. Indessen hatte der Vogt genau auf Tell's Miene und Geberden geachtet, und wie alle Gott priesen, daß er dem braven Manne geholfen, sprach er zu ihm: „Du bist ein wackerer Schütze! Doch sprich, ich sah, wie du einen anderen Pfeil hinten ins Goller steckte st; wofür war der?" Da säumte Tell mit der Antwort und wollte sich entschuldigen, das sei so Schützenbrauch. Doch der Vogt in seinem Argwohn nahm dies nicht an und fuhr fort: „Tell, es ist ein anderer Grund; den sage mir frei; du sollst deines Lebens sicher sein." Da erwiederte Tell: „Wohlan, Herr, weil ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch die Wahrheit sagen. Wenn ich mein Kind getroffen, dann hätte ich euch selbst mit dem anderen Pfeil erschossen und euer nicht gefehlt." Wie der Vogt dies vernahm, sprach er: „Das Leben hab' ich dir gesichert und werde mein Wort halten. Weil ich aber deinen bösen Willen erkannt, so will ich dich führen und hinlegen lassen an einen Ort, wo du Sonne und Mond nimmermehr sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei;" und so ließ er ihn binden und führte ihn mit sich über den Waldstättersee; denn er wollte ihn nach Küßnacht bringen auf sein Schloß und dort in den Thurm werfen. Wie sie aber dahinfuhren auf dem See und jenseit des Rütli kamen, brach der wilde Wind los, welcher der „Föhn" heißt; der See ging hohl, und die Wellen schlugen hoch auf und tief nieder, daß dem Vogt für sein Leben bangte. In solcher Todesnoth ließ er dem Tell, welcher gebunden dalag, die Fesseln lösen, daß er, als ein starker und der Fahrt auf dem See wohlkundiger Mann, ihn errette. Nun führte Tell das Fahrzeug mit Macht gegen Wind und Wellen; wie sie aber an den Axenberg kamen und Tell eine Felsplatte ersah, drückte er das Schiff hart daran, ergriff rasch sein Schießzeug, sprang aus dem Schiff auf die Platte und stieß das Schiff mit dem Fuß gewaltig in den See hinaus; so war er aus des Vogts Gewalt frei. Jene Platte heißt seitdem die Tellenplatte. Hierauf entrann Tell eiligen Fußes durch Schwyz und legte sich in die hohle Gasse bei Küßnacht, wo Geßler des Weges kommen mußte. Und als derselbe heranritt, voll böser Anschläge auf Tell, da durchschoß ihn dieser mit dem zweiten Pfeil, daß er

K. JB.

Tell und ſein Kind.

todt vom Rosse fiel. So gerechten Lohn fand der Vogt dafür, daß er ein freies Volk hatte knechten wollen. Alle Herzen schlugen nun voll Freude und Hoffnung höher, und Tell's That ermunterte die anderen, die auf dem Rütli geschworen hatten, das glücklich Begonnene fortzuführen. In der Neujahrsnacht 1308 brachen sie los. Einer von ihnen, ein junger Bauer aus Stans, ließ sich von seiner Geliebten, die in der Feste Roßberg als Magd diente, ein Seil aus dem Fenster ihrer Kammer herabwerfen. Daran zog er sich und dann seine unten versteckten Gefährten hinauf. So kamen die Eidgenossen in die Burg und wurden ihrer rasch Meister. Auch das Schloß Sarnen gewannen sie mit List. Dort ging der Vogt von Landenberg am Neujahrsmorgen in die Kirche, um die Messe zu hören. Da traf er am Thore zwanzig Männer aus Unterwalden, welche ihm nach einer Gewohnheit, die er aufgebracht hatte, Lämmer, Ziegen, Hasen, Geflügel und andere Gaben zum Neujahrsgeschenk brachten; er hieß sie die Gaben ins Schloß hineintragen und trat in die Kirche. Wie er fort war, stieß plötzlich einer von ihnen unterm Thor ins Horn (wie sie es verabredet hatten), und nun steckten die anderen rasch scharfe Speereisen, welche sie verborgen gehabt, auf ihre Stäbe; auf dies Zeichen rannten dreißig andere Eidgenossen herzu, die bis dahin in einem nahen Erlenholz darauf gewartet hatten, und alle funfzig eroberten die Zwingburg und brachen sie bis auf den Grund. Als dies der Landenberger in der Kirche vernahm, floh er zitternd nach Alpnach; er ward gefangen; aber die Bauern ließen ihm das Leben; nur mußte er schwören, das Land für immer zu meiden. Als nun so die Feste Sarnen gewonnen war, gaben die Eidgenossen allen im Lande Unterwalden durch Feuer, die sie auf den Alpen anzündeten, das Zeichen, daß die Freiheit gerettet sei. Da brachen auch die im Lande Uri freudig die Burg, welche Geßler dort erbaut und dem Volk zum Hohn „Zwing-Uri" genannt hatte, und in Schwyz zerstörte Stauffacher mit den Eidgenossen die Herrenburg auf der Insel Schwanau im Lowerzer See.

Lauter Jubel durchzog die Waldstätte, da sie sich also von ihren Zwingherren befreit hatten. Am nächsten Sonntag hielten die Bauernschaften von Schwyz, Uri, Unterwalden eine große Volksversammlung, dankten Gott für ihre Errettung und beschworen ihre Eidgenossenschaft wieder auf zehn Jahre. Dieselbe wurde dann immer erneuert, in blutigen Kämpfen mit den Habsburgern siegreich vertheidigt und erweitert zum festen ewigen Bunde, der bald auch viele andere Kantone in sich aufnahm und zuletzt die gesammte Schweiz umfing.

So ist nach der Sage die Befreiung der Waldstätte geschehen; vieles davon, wie der Rütli-Schwur vom Jahre 1307 und der Tellschuß, ist freilich nur Dichtung.

Die beste Beschützerin der Freiheit war in der Schweiz die Natur des Landes. In die wilden Bergschluchten und Waldthäler, auf die hohen Alpen drang schwer das Fremde. Es erhielt sich da lange die alte Art und Sitte; arm und rauh, aber auch kräftig und frei blieben dort die Menschen; die Bedürfnisse und das Verderbniß reicherer, gebildeterer Völker kannten sie nicht. Darum, weil ihre Herzen frei waren, konnten auch ihre Leiber nicht geknechtet werden, und Gefahren, welche die Uebermacht der Feinde später bereitete,

brachen sich an den Felsen und in den Hohlwegen der Alpen, wie an dem starken Muthe des Volkes.

Auch im Norden Deutschlands erhielt sich im Bunde mit der Natur altdeutsches Wesen und Volksfreiheit. Ostfriesland war dort deren Feste, wie in der Schweiz die Waldstätte. Ungestüm schlagen da die Wellen der Nordsee an das Küstenland mit rastlosem Angriff, daß den Menschen der Boden unter den Füßen nicht sicher ist; wie ein hungriges Ungeheuer, hascht das Meer nach dem Lande.

Da sind große furchtbare Fluthen geschehen, eine im Jahre 1219, die Marcellusfluth geheißen, und eine andere im Jahre 1287, welche viel Land mit ganzen Dörfern und wohl 50,000 Menschen verschlang; und an der Stelle, wo ehemals blühendes Land gewesen, war nun der Meerbusen, welcher der Dollart heißt. Um des Lebens sicher zu sein, mußte das Volk immerdar wachsam und rüstig mit der Natur im Kampfe liegen und sich durch starke Dämme und Deiche gegen die Herrschaft des Meeres vertheidigen. Dabei erhielt es seine Kernkraft und seinen Muth, und bei diesen blieb ihm auch der alte Freiheitssinn immer frisch. Im steten Kampf um das Land, wollte es auf demselben auch sein eigener Herr sein; den Unbestand alles irdischen Hab und Gutes vor Augen, hielt es die Freiheit höher als das Leben. In allen Anfechtungen um dieselbe blieb es standhaft, und es erhielt sie auch glücklich, weil es von der alten deutschen Verfassung nicht abließ, durch welche die Freiheit geschützt ward, vielmehr diese Verfassung mit Vorsicht und schlichter Weisheit immer fester ausbildete.

Das ganze Land von der Weser bis zum Fly bestand aus lauter kleinen Gebieten, mit welchen die deutschen Kaiser einst geistliche und weltliche Herren, als mit Grafschaften, belehnt hatten. Während nun die Grafen in allen übrigen deutschen Landen die ihnen untergebenen Bezirke zu ihrem erblichen Eigenthum zu machen wußten, ließen die Männer in Ostfriesland, der Freiheit ihrer Ahnen eingedenk, dies über ihren Grund und Boden nicht ergehen, sondern wehrten sich dagegen mit aller Kraft. Die Kaiser aber, welche ihre Kriegsmacht für sich selber brauchten, weil sie damals mit den Päpsten auf Leben und Tod zu kämpfen hatten, konnten den Grafen in dem so weit entlegenen Ostfriesland gegen das Volk nicht beistehen; ja, sie dachten endlich gar nicht daran, die dort erledigten Grafschaften wieder zu besetzen, — zum Heile des Volkes, welches Klugheit und Kraft besaß, sich selbst zu regieren. So kam es, daß das ostfriesische Volk unvermerkt seine Freiheit behielt. Aber es behütete sie auch mit großer Treue und achtete die Gesetze, welche es sich selbst gab, hoch und heilig; dies war die Bürgschaft seines Glückes.

Jede Landschaft der Friesen bildete einen eigenen Freistaat für sich und erwählte sich selbst ihre Richter für ihre verschiedenen Bezirke. Diese hatten ihr Amt nur für ein Jahr und mußten, bevor sie es antraten, vor dem ganzen Volke schwören, daß sie ohne Geschenk und Gaben helfen wollten, den Armen so gut wie den Reichen, Feinden wie Freunden gleich gerecht. Jeder Richter war bei Geldbuße gehalten, nur über jene Streitigkeiten Recht zu sprechen, die in seinem Gerichtsbann vorkamen, nicht darüber hinaus; auch hatte ein Richter nur geringen Lohn, und drei Wochen, bevor er von seinem Amte abtrat, mußte er, zur Sicherheit des Volkes, eine Summe Geldes als Bürg-

schaft hinterlegen. Dagegen war auch sein Ansehen groß, wegen der Heiligkeit des Gesetzes; wer frevelnd Hand an einen Richter legte, wurde um ein Drittel des Wergeldes höher gebüßt, als im gleichen Fall bei einem anderen Manne. Ebenso ward der Gerichtsfriede heilig gehalten, nicht bloß auf dem Gerichtshofe selbst, sondern auch auf dem Wege hin und zurück. Und wollte sich einem Richter bei seinen Amtshandlungen irgendwer widersetzen, so wurden die Feuerbaken angezündet und ward das ganze Volk zur Beschützung des Rechtes aufgeboten. Damit aber ein Richter seine Amtsgewalt nicht mißbrauchen konnte, bestellte sich das Volk aus seiner Mitte „Talemänner" (d. i. Sprecher), je auf ein halbes Jahr. Diese mußten schwören, die Rechte des gemeinen Mannes gegen die Richter treu zu wahren, wenn diese etwa ungerecht walten sollten. Glaubte sich bei einem Spruch eine Partei im Rechte gekränkt, so kam die Streitsache zur Läuterung vor den „Volkswarf", wo dann die übrigen Richter den Spruch des einzelnen prüften, und ward auch da noch nicht zur Genüge entschieden, so kam sie vor das ganze Volk in der Landschaft, daß dieses selbst darüber richtete, und das hieß der „breite Warf". Das ganze Volk der Landschaft entschied auch, wenn die einzelnen Bezirke derselben unter sich Streit hatten. Zweimal im Jahre hielt das Volk ein großes öffentliches Gericht, jedesmal drei Tage lang; das hieß die „gemeine Acht", und vorher mußten die Richter in allen Bezirken umherziehen und alle Klagen beendigen; jede Sache, die dann nicht beendigt war, kam vor die „gemeine Acht". In solcher Weise hing die Staatsverfassung der Landschaften Ostfrieslands mit der Gerichtsverfassung aufs innigste zusammen. Der Rechtssinn des Volkes war die Grundfeste der Freiheit; Gleichheit aller und Gemeinsinn stützten sie als starke Säulen. Da ward mit großer Sorgfalt darüber gewacht, daß die Reichen nicht durch Hab und Gut allzugroßes Ansehen zum Nachtheil der minder Wohlhabenden und der Freiheit gewannen; so waren manche Landschaften, in denen es lange Zeit gar keine Edlen, und bloß Freie gab; in manchen wurde es der Freiheit und Gleichheit lange für gefährlich gehalten, Schlösser, ja selbst steinerne Häuser im Lande zu haben; und der schönste Ehrenname in Ostfriesland war der eines Freien. Das war die Zeit, wo noch der Trinkspruch hieß: „dir gilt's, edler freier Friese!" und das Merkzeichen des Landrechtes: „die Friesen sollen frei sein, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird!" — Und wie in weltlichen Dingen, so litt das Volk auch in geistlichen keinen Zwang. Als einmal der Bischof von Münster den Bann ausrief, daß kein Geistlicher in Ostfriesland Gottesdienst halten sollte, nöthigte das Volk die Priester mit Gewalt dazu. Auch gab es denselben keine Zehnten und Erstlinge, noch irgend auferlegte Schatzung an Geld, nichts an die Kirche, als aus freiem, frommem Antrieb; was darüber war, schien ihnen gegen die Freiheit zu gehen. Auch litt das Volk keine ehelosen Priester bei sich, aus Besorgniß für Sitte und Zucht in den Familien.

So war's in den einzelnen Landschaften bestellt, daß jede als Freistaat für sich selbst sorgte. Dabei hielten jedoch alle fest zusammen, sowohl zum wechselseitigen Schutz der Ordnung und des Friedens im Lande, als auch gegen jeden Feind von außen, und alle waren durch gemeinschaftliche Landesgrundgesetze gleichsam zu einem einzigen Staatskörper vereinigt. Solche

Grundgesetze, welche für ganz Ostfriesland galten, waren die sogenannten siebzehn Willküren und die vierundzwanzig Landrechte. Diese wurden durch die Abgeordneten der sieben freien Seelande am Upstalboom abgefaßt. Der war auf einem Hügel, eine Stunde von Aurich, wo drei mächtige alte Eichen standen; unter diesen traten seit undenklichen Zeiten alljährlich, zu Pfingsten, die Friesen zusammen, die auf dem Landtage mitreden durften.

Bei dieser Verfassung, die der alten sächsischen und friesischen noch recht ähnlich war, befanden sich die freien Ostfriesen lange Zeit glücklich. Durch Einigkeit stark und von der morastigen Natur ihres Landes unterstützt, auch im äußersten Nothfalle des Beistandes des Meeres sicher, welches, wenn die Deiche durchstochen wurden, weithin alles vor sich her scheuchte, waren sie im Stande, die Herrschsucht der benachbarten Herren von sich abzuwehren. Auch sie, wie die Alpenbauern, wurden von den Habsburgern, als diese zum Königthum gelangten, in ihrer Freiheit schwer bedroht und wehrten sich ebenfalls mit Tapferkeit und Erfolg. König Rudolf belehnte den Grafen Reinhold von Geldern mit der Herrschaft über Friesland, und König Albrecht bestätigte diese Belehnung. Aber die Ostfriesen weigerten sich, den Grafen als Herrn anzuerkennen, und vertheidigten einmüthig und glücklich ihre Reichsunmittelbarkeit gegen ihn, während die Westfriesen kurz zuvor (1297) dem Grafen von Holland unterlegen waren. Erst viel später, nachdem die Einigkeit unter den Ostfriesen wankend geworden und die frühere Gleichheit verschwunden war, als das Volk sich in drei Stände: Geistliche, Häuptlinge (welche Burgen und Gerichtsbarkeit hatten) und den Hausmannsstand, geschieden hatte und die Häuptlinge Herrschaft zu erringen strebten, wankte das Glück; aber der Freiheitssinn des Volkes ließ es doch nie zur Knechtschaft kommen.

4.

König Heinrich VII. der Luxemburger.

Was der Flügelschlag der Zeit zertrümmert,
Baut des Menschen Hand nicht wieder auf.

Nach König Albrecht's Ermordung kam die deutsche Krone nicht so bald wieder an dessen Haus. Denn die Erinnerung an Albrecht's herrisches Walten und die Furcht vor Habsburgs allzugroßer Macht schreckte die Fürsten; auch trachteten manche von diesen selber nach dem glänzenden Ziele. Am wenigsten aber waren die geistlichen Kurfürsten geneigt, das Königthum in einer Familie erblich werden zu lassen, da sie bei jeder neuen Wahl vielmehr neue Preise für sich erhandeln konnten.

Unter den Bewerbern um den deutschen Thron trat jetzt der König von Frankreich auf, Philipp der Schöne, für seinen Bruder Karl von Valois. Ein kluger und kühner Mann, hatte er mit großem Glücke die Macht der französischen Krone überaus vermehrt. Wie er in seinem eigenen Lande als gewaltiger Herr schaltete, hatte er auch nach außen hin hohes Ansehen zu erlangen gewußt. Mit dem Papste in Streit gerathen, hatte er diesen mit rücksichtsloser Verwegenheit bewältigt, hatte den päpstlichen Stuhl nach Avignon in sein Land versetzt, den ehrgeizigen Klemens V. darauf erhoben, der

um diesen Preis alle seine Pläne gut hieß, und war so Meister des einst so übermächtigen Papstthums geworden. Nach seinem Willen sollte nun Klemens das vermeintliche Recht der Päpste zur höchsten Entscheidung über das deutsche Reich in Kraft treten lassen.

Die Gefahr für unser Vaterland, unter einen fremden Machthaber gestellt zu werden, war groß; denn schon hatten sich sogar zwei deutsche Fürsten, der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, zur Wahl Karl's bereit gefunden, und das deutsche Volk selbst hatte ja keine Stimme, wen es zum König haben wollte. Zum Glück für Deutschland erkannte der Papst, daß die Selbständigkeit und die Würde der Kirche gänzlich verloren gehen würden, wenn er auch diesmal dem Könige von Frankreich unbedingt gehorchen wollte, und daß er zum Schutz gegen dessen Allgewalt gerade eines deutschen Königs bedürfe. Darum ermahnte er jetzt die Kurfürsten von Mainz und von Trier heimlich und dringend, die Wahl zu beschleunigen; der Eigennutz beider kam dem Vaterlande zu gut. Beide brachten nämlich den Grafen Heinrich von Luxemburg in Vorschlag; der Kurfürst Balduin von Trier that's, weil dieser sein Bruder war, der Kurfürst von Mainz hingegen (Peter Aichspalter), weil dadurch die ihm verhaßten Habsburger von der Herrschaft ausgeschlossen wurden, und weil er, schon früher enge mit den Luxemburgern verbunden, auch für die Zukunft von Heinrich große Vortheile zu erhalten hoffte. Wirklich mußte ihm dieser die Bestätigung aller Rechte und Freiheiten des Erzstiftes Mainz, immerwährenden Beistand und große Summen Geldes versprechen. Nun brachte es Peter Aichspalter durch Schlauheit und rastlose Thätigkeit dahin, daß sein Schützling am 27. November 1308 in Frankfurt am Main als Heinrich der Siebente zum deutschen König erwählt wurde. Diese Wahl geschah durch Stimmzettel, war also eine geheime, ganz abweichend vom bisherigen Brauche. Aber der Erzbischof von Mainz hatte gerade diese Wahlart veranlaßt, weil er dabei des günstigen Erfolges seiner Ränke sicherer sein konnte.

König Heinrich VII. besaß nur eine geringe Hausmacht, aber einen um so besseren und zwar wohlbegründeten Ruf der Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit. Für Deutschland war es ohne Zweifel ein Gewinn, daß es vor einem französischen Könige bewahrt blieb; wäre nur Heinrich VII. selber nicht mit so manchen undeutschen Eigenschaften behaftet gewesen! Von Erziehung und Neigungen war er ein halber Franzose, liebte das Glänzende, Pomphafte; ein abenteuerlicher Zug ging durch sein Wesen, welches echt ritterlich, aber allzu phantastisch war. Prächtig und bedeutsam war sein erstes Auftreten als König: ein prunkvolles Leichenfest veranstaltete er auf dem ersten großen Reichstage, den er hielt, zu Speier. Dorthin ließ er die Leichen seiner beiden Vorgänger, Adolf und Albrecht, bringen und mit großen Ehren im Dome neben den Kaisern bestatten. Im Frieden des Grabes lagen nun diese zwei Feinde neben einander, während er ihre trauernden Wittwen tröstete (1309). Zugleich that er Albrecht's Mörder in die Acht und überließ sie der Rache der Habsburger. So gewann er sich den Dank dieses mächtigen Fürstenhauses. Andererseits schüchterte er die Habsburger dadurch ein, daß er den freien Gemeinden in der Schweiz ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigte, und die Belehnung Friedrich's „des Schönen" von Oesterreich, des Sohnes

Albrecht's I., noch hinausschob. Dadurch gelang es ihm, die Habsburger zu bewegen, daß sie einem Plane ihre Zustimmung gaben, der des neuen Königs Hausmacht beträchtlich vergrößern sollte. Böhmen nämlich, welches Albrecht I. mit großer Mühe seinem Hause (für seinen älteren Sohn Rudolf) erworben hatte, war von dessen Bruder Friedrich nach Rudolf's Tode für Geld an den Herzog Heinrich von Kärnten überlassen worden, welchen denn auch die Böhmen zum Könige gewählt hatten. Dieser aber hatte sich durch Bevorzugung seiner Landsleute, der Kärntner, bei den Böhmen bald so verhaßt gemacht, daß eine Partei unter ihnen beschloß, dem Sohne Heinrich's VII., Johann, die Krone anzutragen, wenn sich derselbe mit Elisabeth, der jüngsten Schwester ihres früheren Königs Wenzel III., vermählen würde. Gegen mancherlei Vortheile, die ihnen Heinrich VII. zum Theil auf Kosten des Reiches einräumte, willigten nun die Habsburger ein, daß Böhmen in dieser Weise an das Haus Luxemburg komme. So setzten denn die Reichsfürsten Heinrich von Kärnten ab, da er versäumt habe, Böhmen vom deutschen Reiche zu Lehen zu nehmen, und erklärten Böhmen für ein erledigtes Reichslehen. Hierauf belehnte Heinrich VII. seinen Sohn Johann damit und vermählte ihn mit Elisabeth. Es geschah dies auf einem allgemeinen Reichstage (parlamentum generale, wie die Versammlung genannt wurde) zu Frankfurt 1310. Hier ward auch der Landfriede wieder geboten, der durch manche unruhigen Großen gestört worden war, besonders durch den trotzigen Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher die schwäbischen Reichsstädte durch Bedrückung zum Widerstande trieb. Der König erklärte ihn in die Acht. Dagegen ward Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange im Besitz von Meißen und Thüringen, welchen Albrecht I. bedroht hatte, wieder anerkannt.

Indessen kaum waren die dringendsten Reichsgeschäfte erledigt und vor allem die Erwerbung einer staatlichen Hausmacht geglückt, — was den Königen, den anderen gewaltigen Fürstengeschlechtern gegenüber, mit Recht immer als das Unerläßlichste erschien —: als auch Heinrich VII. schon mit der Idee hervortrat, die seinen hochstrebenden Geist am meisten bewegte. Die Kaiserkrone wollte er auf sein Haupt setzen, das zertrümmerte Kaiserthum wieder in alter Größe und Herrlichkeit aufrichten, Rom und Italien aufs neue dem Reiche gewinnen. So lenkte er wieder in die verlassenen Pfade der Hohenstaufen ein, die doch trotz ihrer viel gewaltigeren Macht so unglücklich geendet hatten. Zwar schienen die Verhältnisse Italiens der Erneuerung des alten Kaiserthums überaus günstig. Das Papstthum hatte über dieses den Sieg davongetragen, war aber selbst zugleich im Ansehen der Welt tief erschüttert worden und bald darauf dem französischen Könige erlegen, der es unter seine Gewalt, in „die babylonische Gefangenschaft" gebracht hatte. Nun sehnte sich der Papst nach einem neuen deutschen Kaiser, der ihn errette. Und auch die Italiener, die von jeher so erbittert dem Kaiser widerstrebt hatten, wünschten ihn nun herbei. Denn seit Italien sich selbst überlassen war, zerfleischten es die wildesten Parteikämpfe. Noch erschollen dort die Losungen „Guelfen und Ghibellinen" zum Kampf und zu Freveln jeder Art, aber nicht mehr in ihrer alten Bedeutung (Ghibellinen für das Kaiserthum, Guelfen für Städtefreiheit und Papstthum). Denn durch die Auflösung der Kaisergewalt, durch die Entfernung des Papstes aus Italien, durch den Um-

stand, daß das Geschlecht Anjou Neapel und das aragonische Geschlecht Sicilien besaß, hatten sich dort alle Verhältnisse völlig verändert; auch waren die Adligen, welche früher den Städten zur Erringung der Freiheit gegen die Kaiser geholfen hatten, im Laufe der Zeit aus bloßen Beamten der Städte (nämlich aus „Podesta's", welche den Blutbann, das oberste Gericht, zu verwalten hatten, und „Capitanen", welche die bewaffnete Macht anführten) deren Herren geworden, und lediglich der Kampf um die Herrschaft zwischen einzelnen adligen Geschlechtern wurde nun unter jenen alten Parteinamen ausgefochten. So hofften denn Volk und Kirche in Italien von einem Kaiser die Segnungen der Ruhe und Ordnung, die sie sich selber nicht zu geben vermochten. Am glühendsten sprach diese Hoffnung und Sehnsucht Italiens dessen großer Dichter Dante aus, der Heinrich's VII. Nahen mit höchster Freude begrüßte. Aber auch von vielen anderen bedeutenden Männern, meist freilich Ghibellinen, ward der deutsche König herbeigerufen, und als nun Heinrich, nachdem er in Deutschland seinen jungen Sohn Johann unter Leitung tüchtiger Räthe zum Reichsverweser bestellt hatte, im Herbst 1310 den Römerzug wirklich antrat und mit seinen Rittern über die Alpen kam, da war überall in Oberitalien großer Jubel. Alle Städte nahmen ihn ehrerbietig auf, und jeder Parteigeist verstummte. Feierlich zog er am 24. Dezember 1310 in Mailand ein und ließ ausrufen, daß er weder Guelfen noch Ghibellinen kenne, gebot den Häuptern beider Parteien, sich zu versöhnen, und ward als König von Italien gekrönt. Aber die Freude währte nicht lange. Gerade die Unparteilichkeit, mit der er handelte, wie er denn die Würde des Podesta an Männer von beiden Parteien verlieh, war den Italienern unerträglich. Und als sie nun gar dem Könige Steuern zahlen sollten, brach der alte Haß der Welschen gegen die Deutschen wieder los. Mit Gewalt erdrückte Heinrich VII. jeden Widerstand, und da dieser hauptsächlich von den Guelfen ausgegangen war, so beschützte und hob er jetzt die Ghibellinen; eben dadurch reizte er die Guelfen erst recht zu Empörungen. Doch er zagte und wankte nicht, ob auch drei Viertel seines Heeres vor den Mauern Brescia's erlegen waren, und ob auch König Robert von Neapel sich an die Spitze der Guelfen stellte, sondern zog voll hoher Pläne (1312) nach Rom. Dort stritten zwei mächtige Parteien, das guelfische Geschlecht der Ursini und das ghibellinische der Colonna, und überdies lag eine starke Besatzung König Robert's, welche die Peterskirche und den Vatikan inne hatte, in der Stadt. Heinrich VII. erstürmte das Kapitol und empfing am 27. Juni 1312 die Kaiserkrone in der lateranischen Kirche aus der Hand des Kardinalbischofs von Sabina. Während der Krönung höhnten ihn draußen die trotzigen Guelfen mit lautem Geschrei. Seine Lage ward immer bedenklicher; die deutschen Fürsten, die mit ihm gekommen waren, erklärten, sie hätten nun der Pflicht der Romfahrt genuggethan, und kehrten, bis auf Herzog Leopold von Oesterreich, heim; hinter dem Kaiser erhob die guelfische Partei trotzig das Haupt; vor ihm stand der mächtige König Robert von Neapel, wohlgerüstet. Mitten in diesen Gefahren blieb der Kaiser unerschrocken, besonnen, unerschütterlich. Im Gefühle seiner Thatkraft und begeistert vom Gedanken an das hohe Ziel der Hohenstaufen, wollte er sein begonnenes Werk nicht aufgeben und bedachte nur das einzige nicht, daß die Geschichte, welche nie stille steht, über die

Trümmer des alten großen Kaiserthums bereits hinweggeschritten war und neuen Entwickelungen zueilte; bald sollte sich dies ausweisen. Gleichwohl verdient sein heldenmüthiges Ringen das schöne Lob, welches ihm Dante in seiner „divina commedia“ gesungen hat. — Kaiser Heinrich verband sich gegen Robert mit König Friedrich von Sicilien, welcher ein Sohn von Manfred's Tochter, Konstanze, war. Dann brach er von Rom eilig auf und zog den Guelfen in Oberitalien entgegen, entbot neue Hülfe vom Reich und ließ Robert von Neapel und seine Anhänger der beleidigten Majestät und Empörung anklagen; die Rechtsgelehrten Bologna's sprachen denselben schuldig, daß er Land, Güter, Lehen und Leben verlieren sollte. Ueber diese Entschiedenheit und Festigkeit erschraken und ergrimmten der König von Frankreich und der Papst, und der letztere that auf Befehl des ersteren den Kaiser in den Bann. Darum unbekümmert, zog dieser Heeresmacht zusammen und schickte sich an, Neapel zu erobern. Da starb er plötzlich, am 24. August 1313, zu Buonconvento, — die Deutschen glaubten: durch Gift, und erzählten, daß ihm ein Dominikanermönch dasselbe beim heiligen Abendmahl beigebracht habe. So ging dieser ritterliche Kaiser mit seinen hochfliegenden Plänen zu Grunde. Voll Glanz und Hast wie ein Meteor stieg seine Bahn auf über den Trümmern vergangener Zeiten und war eben so jäh und spurlos wieder in die alte Nacht versunken. Einem Phantom hatte er nachgejagt; darum war sein Leben und Streben vergebens. Zwar, was er in Deutschland gegründet, die Macht des luxemburgischen Hauses, hat ihn eine Zeit lang überlebt, aber nicht zum Segen des deutschen Volkes und Königthums.

5.

Innere Kriege.

Was dem bedrängten Reiche fehlt, ist nicht
Ein Ritterspiegel und ein Königsheld,
Der seinen Namen zu den Sternen trägt, —
Es ist ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths.

Uhland.

Um den alten Glanz des Kaiserthums wiederzugewinnen, war Heinrich VII. nach Italien gezogen, uneingedenk seiner nächsten Pflichten und Interessen. Und doch bedurfte Deutschland so sehr eines sorgsamen eifrigen Schützers und Ordners. Denn überall im Reiche gab es Unruhen und Fehden, die von den ländergierigen Fürsten, oft gegen ihre eigenen Verwandten, öfter freilich gegen schwächere Nachbarn geführt wurden. Seit dem Interregnum hatten die einzelnen Reichsglieder vergebens von dem König durchgreifenden nachhaltigen Schutz gehofft; sie hatten sich selbst müssen schützen lernen, und bei den Kleinen hatte sich dafür das Mittel der Eidgenossenschaft erprobt. Die Städte vorzüglich waren durch feste Bünde die wirksamsten Beschützer des Landfriedens geworden. Mit ihrer Hülfe hauptsächlich gelangen den Königen die Erfolge, die sie zuweilen über die großen Störenfriede gewannen. So geschah es denn auch zumeist durch den tüchtigen Beistand der

schwäbischen Reichsstädte, daß die Acht, welche Heinrich VII. vor seinem Römerzuge über den Grafen Eberhard von Würtemberg ausgesprochen hatte, glücklich vollstreckt werden konnte. Binnen zwei Jahre verlor Graf Eberhard vor dem Reichsheere Sieg und Macht. Die Eßlinger eroberten sein Stammschloß Würtemberg; seine meisten Burgen, Städte, Dörfer wurden ihm genommen; er mußte endlich vom Hohen-Asperg fliehen und sich in Besigheim bei seinem Schwager Rudolf von Baden verborgen halten.

Schwieriger war es, die großen Fürsten zur Ruhe zu bringen; ihre eigennützigen Bestrebungen sachten stets neuen Krieg an. Die Anhaltiner und Wettiner im Norden, die Wittelsbacher und Habsburger im Süden lebten selten unter sich und mit den Nachbarn in Frieden.

Die Kämpfe und Gründungen Albrecht's des Bären in Brandenburg waren von seinen Nachkommen, den Anhaltinern, mit Glück und Geschick fortgesetzt worden. Während des dreizehnten Jahrhunderts hatten sie ihr Gebiet weithin, die Havel und Spree hinauf und bis über die Oder ausgedehnt, durch Kauf oder Eroberung Barnim, Teltow, Lebus, die Uckermark und die Neumark erworben und das Land durch Kolonisation deutsch gemacht. Die Besiedelung geschah hier in der Regel so, daß ein Landstrich, eine „Mark", von dem Markgrafen an einen Deutschen zur Ausrodung und Anlegung eines Dorfes verkauft wurde; dieser gab das Land dann dem Landesherrn, dem Markgrafen, zurück, wogegen er gewisse Vortheile erhielt: nämlich Antheil an den Gerichtseinkünften, Zins vom Müller und Gärtner, vier Hufen und das Schulzenamt, welches dann lehnsweise an seinem Hofe haftete (Lehnsschulzen). Neben dem Lehnsschulzen wohnten im Dorfe die angesiedelten Bauern; sie zahlten dem Grundherrn mäßige Abgaben und leisteten dem Markgrafen Kriegsdienst; die Gerichtsbarkeit übten markgräfliche Vögte, denen die Schulzen als Schöppen beisaßen. Geringeren Werth als die grundbesitzenden Bauern hatten die Häusler (Kossäten). Aus den größeren Grundbesitzern bildete sich auch in den neuen Marken bald ein Adel heran (besonders aus den kriegerischen Dienstmannen der Markgrafen), der das deutsche Ritterwesen nachahmte. — Auch neue Städte wurden von den Anhaltinern in den neuen Marken gegründet, wie z. B. Frankfurt an der Oder. Sie kamen, gleich wie die Dörfer, durch deutsche Kolonisten zu Stande, die dann allein ihre Bürger (Ackerbürger) waren und in vier Hauptgilden (Schuhmacher, Schneider, Fleischer, Bäcker) neben dem Ackerbau den Gewerben oblagen; die slavischen Einwohner waren nicht Bürger und wohnten außerhalb der Wälle in den vici slavicales (Kietzen), meist als Fischer oder Gärtner. Die älteren Städte der Mark, besonders Stendal, trieben auch schon regen Handel und schlossen sich zum Theil der Hansa an. — So herrschte in den Marken frisches deutsches Leben, und dessen Kräfte hoben den Markgrafen zu großer Bedeutung empor. Er war der Kriegsherr; seine Marken beherrschte er als ein geschlossenes Territorium, in welchem Adel und Geistlichkeit wenig, der König fast nichts zu sagen hatte. Tüchtige Krieger und gute Verwalter, schufen die Anhaltiner hier eine ansehnliche Macht, welche sie rastlos zu vermehren trachteten. Zwar hatten sie ihr Reich im Jahre 1266 in ihre beiden Linien Stendal und Salzwedel getheilt; aber sie blieben darum doch einträchtig. Als Ritter und Minnesänger war unter ihnen berühmt Markgraf Otto mit dem Pfeile

(gestorben 1309); am berühmtesten aber wurde aus diesem Geschlechte der Markgraf Waldemar, welcher zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das Haupt der Anhaltiner war. Er war damals der kühnste und gewaltigste Fürst in Norddeutschland; ein glücklicher Eroberer und kluger Staatsmann, theilte er sich mit dem deutschen Orden in Pomerellen (das Land zwischen der Stolpe und Weichsel) und erwarb im Süden große Theile der Lausitz und Meißens. Dabei gerieth er in Krieg mit den Wettinern, deren Haupt, Friedrich mit der gebissenen Wange, Landgraf von Thüringen, eben so streitbar war als jener. Aber Waldemar besiegte ihn 1312 bei Großenhayn und nahm ihn gefangen.

Waldemar's Ansehen im Norden wurde immer größer, und alle dortigen Fürsten blickten lange mit Neid auf ihn. Als er nun den Herzog von Pommern bekriegte, weil dieser Stralsund in seine Gewalt zu bringen suchte, schlossen die meisten Fürsten im deutschen Norden, wie auch Polen, Dänemark, Schweden und Norwegen, einen Bund gegen ihn; doch Waldemar bot ihnen in der großen Schlacht bei Gransee 1316 tapfer die Stirn, und der Bund seiner Feinde löste sich auf. Er starb im Jahre 1319, ohne Kinder zu hinterlassen; bald nach ihm verschied auch Landgraf Friedrich der Gebissene, dessen ganzes Leben fast bloß ein ununterbrochener Kampf voll Abenteuer gewesen war.

Im deutschen Süden eiferten inzwischen die Geschlechter Habsburg und Wittelsbach, das erstere in den österreichischen Landen und in der Schweiz mächtig und nach immer größerem Besitz lüstern, das zweite in Baiern und in der Pfalz. Habsburg ward stark durch Eintracht; fünf Brüder, König Albrecht's Söhne, regierten die Erblande gemeinschaftlich unter Leitung der beiden ältesten, Friedrich's des Schönen und Leopold's. Wittelsbach hingegen schwächte sich selbst durch Landestheilung und Zwiespalt der Blutsverwandten. Die erste Landestheilung im Geschlechte Wittelsbach war ausgegangen von den Söhnen Otto's des Erlauchten, welcher zugleich Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein gewesen war, und es hatte (1255) Ludwig (der ältere von jenen beiden) die Pfalz am Rhein und Oberbaiern, Heinrich (der jüngere) Niederbaiern genommen. Nach Ludwig's Tode (1294) lagen dessen beide Söhne, Rudolf und Ludwig, lange Zeit in schwerem Zwiste gegen einander, bis sie 1310 das oberbairische Land abermals theilten; die Pfalz behielt Rudolf ungetheilt. — Ebenso theilten auch die drei Söhne Heinrich's von Niederbaiern nach dessen Tode (1290). Otto (der älteste von ihnen) war von einer Partei in Ungarn zum König erwählt und (1302) zu Stuhlweissenburg gekrönt worden. Bald war jedoch die Gegenpartei (für Karl Robert von Neapel) mächtiger geworden und Otto in Gefangenschaft gerathen. Er entrann nach Breslau zum Herzog Heinrich von Schlesien, welcher ihn abermals gefangen nahm; Agnes, des Herzogs Tochter, befreite ihn, und statt der Krone brachte er sie als seine Braut nach Baiern heim. Während seiner Abwesenheit aber war König Albrecht aus Rache mit Kriegsvolk in Baiern eingebrochen; das schuldlose Volk mußte den Zwist der Fürsten büßen. Nach Albrecht's Tode rächte nun Otto an dessen Sohne, Friedrich dem Schönen, die erlittene Unbill und an Oesterreich Baierns Noth. Nachdem Otto's zwei Brüder vor ihm gestorben waren, übergab er auf seinem Todbett (1312) sein unmündiges Söhnlein und seine

zwei Neffen der Treue seiner Städte Straubing und Landshut, daß sie die Waisen schützen und seinen tapferen und edlen Vetter, den Herzog Ludwig von Oberbaiern, als Vormund anerkennen sollten. Sie thaten es getreulich. Aber der niederbairische Adel wollte diese Bevorzugung der ihm verhaßten Städte nicht dulden, verband sich, die strenge Gerechtigkeitsliebe Ludwig's scheuend, mit Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich und übertrug diesem die Vormundschaft. Voll Thatenlust und Ruhmdurst nahm Friedrich sie an, und als Ludwig sie nicht aufgeben wollte, kam es, nach einer fruchtlosen Zwiesprache beider, darüber zum Kriege. Friedrich und Ludwig waren blutsverwandt, beide König Rudolf's Enkel, Friedrich von väterlicher, Ludwig von mütterlicher Seite; denn Ludwig's Mutter, Mechtild, war eine Schwester König Albrecht's. Einst, da Ludwig noch im zarten Jugendalter stand, war Mechtild mit ihm vor den Mißhandlungen ihres anderen Sohnes, Rudolf, zu ihrem Bruder Albrecht nach Wien geflohen; dort wurde Ludwig mit Friedrich dem Schönen erzogen; so waren beide in Jugendfreundschaft herangewachsen, beide reich an herrlichen Gaben, muthvoll, hochstrebenden und ritterlichen Sinnes. Als es nun wegen der Vormundschaft so weit gekommen war, daß sie zu den Schwertern griffen, hatte Ludwig einen harten Stand; denn nicht bloß Friedrich und dessen treuer Bruder Leopold, sowie der niederbairische Adel waren gegen ihn, sondern auch sein eigener Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, welcher ihm noch immer grollte. Aber Ludwig vertraute auf die Kraft des Volkes, die in den Bürgern lag, und er hatte sich nicht verrechnet. Bei Gammelsdorf in Baiern schlug er mit Hülfe der Städter, am 9. November 1313, die übermüthige Ritterschaft Oesterreichs und Baierns. Da wurden viele Edelleute gefangen; zum ewigen Gedächtniß setzte Ludwig den streitbaren Bürgern von Landshut drei Ritterhelme in ihr Stadtwappen. Hierauf vertrug sich Friedrich der Schöne zu Salzburg (am 17. April 1314) mit Ludwig dem Baier und entsagte den Ansprüchen auf die Vormundschaft in Baiern. Ihm stand jetzt ein höheres Ziel vor Augen, — die Herrschaft des deutschen Reiches, welche durch Heinrich's VII. Tod erledigt war; Ludwig versprach, daß er ihm bei der Königswahl nicht entgegen sein wolle.

Die Hoffnung auf Frieden, welche dieser Vertrag dem Reiche gab, ging aber keineswegs in Erfüllung; denn nach des Kaisers Tode trat nun die große luxemburgische Partei, die alten Gegner der Habsburger, auf, um den deutschen Thron nach ihrem Willen zu besetzen. Heinrich's VII. Sohn, den jungen König Johann von Böhmen, wollten die Kurfürsten nicht wählen, weil sie aus Eigennutz nicht wünschten, daß die Krone erblich werde. Einige waren für den Herzog Friedrich den Schönen, und dieser hoffte zuversichtlich, die Krone zu erringen; Habsburgs Macht war groß; auch hatte er wichtige Freunde, den Erzbischof von Köln, den Pfalzgrafen Rudolf, die Herzoge von Sachsen-Wittenberg und Kärnten, und vor allem einen starken Halt an seinem tüchtigen Bruder, dem Herzog Leopold. Dieser, „die Blume der Ritterschaft" genannt, wirkte rastlos und mit leidenschaftlichem Eifer für seines Bruders Erhöhung. Aber die Luxemburger, an ihrer Spitze Johann von Böhmen und der Kurfürst von Trier, waren fest entschlossen, dem Habsburger die Krone nicht zufallen zu lassen. Sie wandten ihre Blicke auf Ludwig den Baier, der Friedrich den Schönen eben bei Gammelsdorf geschlagen hatte,

und trugen ihm die Krone an. Er war zwar anfangs, wegen seines dem Habsburger gegebenen Versprechens, bedenklich, nahm aber dann das Anerbieten an, als ihm die Luxemburger den kräftigsten Beistand gegen Friedrich zusagten. Sie brachten auch, besonders mit Hülfe des Erzbischofs Peter Aichspalter von Mainz, noch einige Fürsten, namentlich die von Brandenburg und Sachsen-Lauenburg, auf ihre Seite. Uebrigens mußte auch Ludwig der Baier, gerade wie seine nächsten Vorgänger, den Kurfürsten für ihre Stimmen große Geldsummen und Privilegien zusichern.

Als nun der Tag zur Königswahl da war, lagerten sich beide Parteien, die habsburgische und die luxemburgische, am Main vor Frankfurt. Die erstere wählte am 19. Oktober 1314 mit vier Stimmen Friedrich den Schönen, die letztere am folgenden Tage mit fünf Stimmen Ludwig den Baier. Freudig schloß diesem die Stadt Frankfurt die Thore auf und huldigte ihm als rechtem Herrn des deutschen Reiches, während sie Friedrich den Schönen abwies. Da wollte sich dieser schnell in Aachen krönen lassen; doch Ludwig kam vor ihm an, und so ließ sich Friedrich am 25. November in Bonn durch den Erzbischof von Köln krönen; Ludwig empfing des Tages darauf zu Aachen aus der Hand des Erzbischofs von Mainz die Krone. So hatte jeder der beiden Nebenbuhler ein Herkommen für sich, und zwar Friedrich: daß ihn jener Erzbischof gekrönt hatte, welcher diese Handlung seit alten Zeiten zu verrichten pflegte, Ludwig hingegen den herkömmlichen Krönungsort; da nun bisher die Einhelligkeit der Wahlstimmen gegolten hatte und das Wahlgesetz für den Fall einer bloßen Stimmenmehrheit nicht entschied, so führte jeder von beiden ein Herkommen für die Rechtmäßigkeit seiner Wahl an, und die Entscheidung ward auf das Gottesurtheil des Kampfes gestellt. Darüber wurde ganz Deutschland zum Schlachtfeld, und leider Jahre lang; alle edlen Geschlechter und Städte ergriffen Partei, die letzteren meist für Ludwig, den Freund des Volkes; auch die Waldstätte in der Schweiz entschieden sich für ihn. Diese waren im Streit mit dem Abt von Einsiedeln gewesen, welchen das Haus Habsburg beschützte, hatten das Kloster überfallen und waren darüber in Acht und Bann gekommen; Ludwig befreite sie von der Acht und ließ sie durch den Erzbischof von Mainz auch vom Banne lösen.

6.

Kämpfe der freien Bauernschaften in der Schweiz und im Dithmarschen.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Arndt.

Auf Kosten der reichsfreien Gemeinden in Oberschwaben waren die Grafen von Habsburg ehedem emporgekommen; diese freiheitsfeindliche, selbstsüchtige Politik setzten die Habsburger als deutsche Könige und als österreichische Herzoge fort. Feinde der Reichsstädte, unterstützten sie kräftig deren schlimmsten Widersacher in Schwaben, den Grafen von Würtemberg, und eroberten ihm sein Land wieder, aus dem er von den schwäbischen Städten vertrieben worden war. Die größten Anstrengungen aber machten sie in ihrem eigenen

Interesse gegen die freien Schweizer Bauernschaften der Waldstätte, die sie durchaus unterjochen wollten. Auch schien es dem ritterlichen Herzog Leopold ein leichtes, jene Bauern, die von den Künsten des Krieges nichts verstanden, durch seine kampfgeübte Ritterschaft zu unterwerfen. Mit dem Fuße wolle er sie zertreten, — rief er im Uebermaße seines Grimmes. Dennoch erbot er sich hochmüthig, ihnen die Vertreibung der habsburgischen Vögte zu verzeihen, wenn sie ihren hartnäckigen Widerstand aufgäben und habsburgisch würden. Mit diesem Antrage ritt der Graf von Toggenburg als Friedensvermittler in die Waldstätte. Aber die Eidgenossen ließen sich durch des Herzogs große Macht nicht schrecken, sondern beharrten dabei, frei bleiben zu wollen. Da beschloß der Herzog, Gewalt zu brauchen.

Nachdem König Friedrich mit der Prinzessin Isabella von Aragonien und Herzog Leopold mit Katharina von Savoyen zu Basel prachtvoll Hochzeit gehalten hatten, brach der letztere mit großer Macht gegen die Eidgenossen auf. Um ihren Bund zu zersprengen und ihre Kraft zu zersplittern, beschloß er, sie von mehreren Seiten her zugleich anzugreifen, und hielt Rath, wie er in das Land Schwyz käme. Sein Hofnarr, klüger als die ernsthaften Herren, meinte, sie sollten nur auch berathen, wie sie wieder herauskämen. Diese Warnung ward aber als närrisch verlacht; erst durch Schaden lernten die stolzen Ritter, wie gefährlich der Einfall in ein Bergland voll Wälder und Schluchten sei. Herzog Leopold führte zwei Heerhaufen gen Zug; mit ihm kamen zahlreiche Herren vom Adel und Ritter, darunter manche, welche ihre langverhaltene Rache an den Eidgenossen jetzt auslassen wollten, wie der Landenberger und Geßler's Sippschaft, auch Kriegsvolk des Klosters Einsiedeln. Es war aber ein braver Edelmann, Heinrich von Hunenburg, dessen Burg nicht weit von Zug stand; der gedachte dankbar eines guten Dienstes, welchen ihm die von Schwyz einst gethan, und schrieb auf Zettel: „Hütet euch auf St. Otmar's Tag, Morgens am Morgarten!“ ließ die Zettel an Pfeile binden und die Pfeile ins Dorf zu Arth schießen, daß die von Schwyz gewarnt wären. Da beschickten sie eilig die von Uri und Unterwalden und erfragten zu Schwyz den Rath eines alten Mannes, Rudolf Reding, der in Kriegssachen hoch erfahren war, beteten alsdann zu Gott dem Allmächtigen um Beistand und zogen hierauf, nur dreizehnhundert an der Zahl, an den Berg Sattel. Da kamen funfzig Männer von Schwyz, welche wegen Parteifehden durch's Gesetz aus der Heimath verbannt worden waren, an die Grenze und riefen ihren Landsleuten flehentlich zu: „Laßt uns mit euch für's Vaterland kämpfen!“ Aber es ward ihnen abgeschlagen, damit vom Gesetz, durch welches sie verbannt waren, selbst wegen der Noth keine Ausnahme gemacht würde und es in Ansehen bliebe. Nun legten sich die funfzig Verbannten, die trotzdem für's Vaterland einstehen wollten, unter dem Berge Sattel auf die Anhöhe des Morgartens auf eine Matte, worunter die Straße zieht, und harrten der Feinde. Am 15. November 1315 in der Frühe zog Leopold mit seiner stattlichen Ritterschaft heran und erfüllte die ganze Straße zwischen dem Berg und dem Aegeri-See. Und wie sie hinkommen, wo der Paß sich verengt, da wälzen auf einmal die funfzig Verbannten laut schreiend von der Anhöhe der Sigler-Flue mächtige Felsblöcke auf die Ritter herab, daß Mann und Roß fällt. Als die dreizehnhundert Eidgenossen auf dem Sattel dies gewahren, rennen sie mit

Macht hernieder, fallen den Rittern in die Seite, lassen ihre gewaltigen Keulen auf die Helme niederschmettern und stoßen mit ihren langen Hellebarden auf Rosse und Reiter. Da sinken die Zierden des Adels zu Boden, die Verwirrung nimmt zu, viele Rosse springen scheu in den See. Nun wollen die Reiter hinter sich drängen; aber da steht Leopold's Fußvolk eng geschichtet und hält sie auf. So werden viele im Fußvolk von den Rossen zermalmt; was in der Verwirrung nicht durch die Freunde selbst zu Grunde geht, dem geben die Eidgenossen den Rest. — Mit genauer Noth floh Herzog Leopold am See hinab, gen Zug und nach Winterthur. Dort vernahm er, daß auch seine anderen Heerhaufen überwunden und in die Flucht getrieben worden waren. Das war der erste Kampf der Eidgenossen um die Freiheit. Nun nahmen die Schwyzer die funfzig Verbannten wieder auf. Alle Eidgenossen feierten den Tag, an welchem Gott sie aus der Gewalt der Feinde gerettet, als einen hohen Feiertag und ließen alljährlich Messen lesen für die, so am Morgarten für's Vaterland gestorben, und ihre Namen vor allem Volk laut nennen. Hierauf erneuerten sie am 9. Dezember zu Brunnen am See den alten Bund.

Der Sieg bei Morgarten sicherte den jungen Keim der Schweizerfreiheit; kräftig und rasch wuchs der Bund heran und breitete sich bald weit über die Grenzen der Waldstätte hinaus. Alle Eidgenossen in den Alpenkantonen aber wurden dann nach dem Kerne (Schwyz), um den sie sich geschlossen hatten, Schweizer genannt.

Drei Jahre darauf geschah in der Schweiz eine andere preiswürdige Volksthat. Herzog Leopold, überall rüstig, die Anhänger König Ludwig's zu bezwingen, lag (1318) mit vielem Kriegsvolk vor der Stadt Solothurn, welche zu Ludwig hielt. Wie er nun diese belagerte, schwoll der Aarfluß plötzlich von heftigen Regengüssen, so daß die Brücke, welche Leopold's Lager verband, zerrissen ward und viele habsburgische Kriegsleute, die sich gerade auf derselben befanden, in größter Todesgefahr schwebten. Da eilten die Solothurner mit eigener Gefahr auf Schiffen herbei, retteten die Feinde vor dem Wasser in die Stadt, pflegten die Erretteten und schickten sie dann wieder in das Lager. Vor solchem Edelmuth streckte der Herzog die Waffen; er ritt mit dreißig Rittern in die Stadt, verehrte ihr ein Banner und gab den Krieg gegen sie auf.

Wie in der Schweiz, so wehrten sich einige Jahre später auch die freien Bauernschaften an der Nordsee für ihre Freiheit und behaupteten sie. Dort saßen zwischen der Eider und Elbe im Marschlande die Dithmarschen, eine kleine Völkerschaft vom alten Sachsenstamm (Nordalbingier). Wie die übrigen Sachsen, waren sie einst von Karl dem Großen bezwungen und dem Christenthum zugeführt worden. Doch duldeten sie auf dem Boden, den sie dem Meere abgerungen hatten, keine Gewaltherrschaft. Ungeschwächt und rein hatten sie die germanische Kraft, Sitten, Tugenden der Väter bewahrt. Sie waren hohen Wuchses, stämmigen Gliederbaues, von erstaunlicher Stärke und Gewandtheit. Nicht in Stände abgetheilt, waren sie alle unter sich gleich, alle Bauern und frei. Städte hatten sie nicht, sondern wohnten in Dörfern, die zu Kirchspielen (Kerkspele) verbunden waren; dagegen war ihr ganzes Land (sieben Wegstunden lang von Norden nach Süden und vier Wegstunden im breitesten von Osten nach Westen) durch Gräben, Wälle, Deiche, Schleusen

und Flüsse gegen die Nachbarn abgeschlossen, wie eine einzige Festung. Das ganze Volk bildete gleichsam einen Bund von Geschlechtern; jedes Geschlecht theilte sich in mehrere „Klüfte" (Sippschaften), welche oft über viele Kirchspiele ausgebreitet waren. Jeder einzelne Dithmarsche war seinem ganzen Geschlechte verpflichtet mit Rath und That, zu Recht und Buße, in Wohl und Weh. Durch diese Einrichtung lernte jeder von früh auf Gemeinsinn, welcher das ganze Volk durch ein heiliges Gewebe von tausend unsichtbaren Fäden zusammenhielt. So blieb den Dithmarschen das Vaterland das allerhöchste, und Vaterland und Freiheit waren in ihren Begriffen stets eins. Zum Dienste beider wurden die Kinder sorgfältig auferzogen, frühzeitig selbständig, um den Werth der Unabhängigkeit fühlen und einsehen zu lernen. Der Knabe war schon mit acht Jahren mündig; im vierzehnten stand er bereits in der Waffenübung und erprobte sie bei der Heerschau im Dorfe, welche jährlich am Mittwoch nach Pfingsten stattfand; da mußte die ganze junge Mannschaft des Dorfes schwören, des Landes Freiheit zu vertheidigen, und welcher Wehrhafte dabei ausblieb, der wurde um dreißig Mark gebüßt. Mit achtzehn Jahren war der Dithmarsche zu jeder Staatsleistung und Gerichtspflicht verbunden. Alle Grundbegriffe und Grundeinrichtungen der uraltdeutschen Gerichtsverfassung bestanden bei den Dithmarschen in voller Kraft: das Wergeld, die Mannbuße, die Friedensbuße, das Gottesurtheil, das Geschwornengericht. Groß war die Achtung vor dem Gesetz; gute Sitten machten allzuviele Gesetze überflüssig. Das hohe Rechtsgefühl des Volkes ersetzte oft den richterlichen Urtheilsspruch. Einen erwiesenen Dieb stieß sein Geschlecht als unehrlich aus, und keiner seiner Sippschaft nahm sich seiner an oder leistete Ersatz für ihn. Er büßte durch den Strang; die „Schließer", welche mit dem Vogt die Polizeibehörde bildeten, vollzogen das Urtheil; denn Scharfrichter gab es nicht. Verräther und Feinde des Landes wurden enthauptet. Besonders streng wurden Verbrecher gegen die Keuschheit gestraft und zwar von den nächsten Verwandten der Schuldigen selbst, durch Feuertod, Ertränken, Lebendigbegraben. Denn Sittenzucht galt dort noch eben so heilig wie bei unsern Urvätern. Eben so wurden auch die Frauen geehrt, und mit vollem Recht; denn sie waren edel, starkmüthig, begeistert für Ehre, Freiheit und Vaterland; sie folgten den Männern in die Schlachten nach, labten sie mit Speise und Trank, eiferten sie an, fochten selber mit in Mannskleidern und Harnischen und wählten lieber Tod als Schmach. Mit gleicher Treue, wie die Dithmarschen an der Verfassung unserer Urväter hingen und die Tugenden derselben erhielten, bewahrten sie auch noch deren Lustbarkeiten; kriegerische waren ihnen die liebsten, wie es einem Volke geziemt, das für die Freiheit lebt; zumal war, neben dem Paarentanz und dem Lanzentanz (wobei der Vorsänger, sein Glas in der Hand, ein Lied zu singen begann, worauf alle anderen einstimmten), der Schwerttanz beliebt, welchen sie mit großer Kunst auszuführen verstanden, dann aber auch Werfen, Ringen, Springen. Und wie dadurch die Kraft des Leibes immer frisch und rüstig erhalten blieb, so auch die geistige; da klang das Volkslied frei und keck, wie des Meeres Wellenschlag, von Krieg und Sieg, zu Preis und Spott, zu Lieb' und Lust, und nicht etwa in Stuben und Kammern, sondern zum frohen Reigentanz griff das Lied mächtig bewegend ins öffentliche Leben.

So waren die Dithmarschen der Freiheit werth, weil sie die Tugend übten. Keusch und sittenstreng, einfach und mäßig, erhielten sie sich den kräftigen Sinn, durch ihre Gleichheit und Eintracht den festen Stand, auf dem die Unabhängigkeit beruht. Jahrhunderte lang haben sie, bei den großen Welthändeln unbeachtet, in ihrem entlegenen Winkel ihr Land vor den Angriffen fremder Machthaber geschützt. Nach den Tagen Heinrich's des Löwen, ihres gewaltigen Feindes, haben sie abwechselnd gegen die Grafen von Holstein und gegen die Dänen gestritten. Denn beide gönnten dem fleißigen Volke seine Freiheit und seinen Besitz nicht. Besonders suchten die Grafen von Holstein über die Bauern Landeshoheit zu gewinnen, wurden aber geschlagen (1289). Die Dithmarschen gingen dann selber zum Angriffe gegen die feindseligen Nachbarn über. Kurze Zeit nach dem Siege der Alpenbauern über die Habsburger erfochten nun auch die Dithmarschen einen solchen über ihre Widersacher. Sie hatten im Jahre 1320, die Uneinigkeit der holsteinischen Grafen benutzend, einen Raubzug in deren Land gemacht, waren aber auf dem Heimwege vom Grafen Gerhard bei Bornhövede geschlagen worden. Dieser hoffte nun, ihr Land mit leichter Mühe zu erobern; denn mehr als 500 Bauern waren in jenem Treffen umgekommen. Er führte daher (1322) viel Kriegsvolk ins Dithmarschenland, begierig nach Raub und Sieg. Auch gewann er zwei Schlachten über die Bauern, von denen siebenhundert dabei getödtet wurden. Als aber der Graf die, welche entronnen und in die Kirche zu Oldenwörden geflüchtet waren, dort umlagerte und, statt ihre Ergebung anzunehmen, sie in der Kirche verbrennen lassen wollte, brachen die Bauern todesmuthig heraus und auf die Holsteiner ein. Auch von der Insel Busum kam zugleich den Dithmarschen Zuzug, und die Bauern fochten mit solchem Grimm, daß die Holsteiner völlig geschlagen wurden. Zweitausend Feinde blieben todt auf dem Acker bei Oldenwörden, darunter zwölf Grafen und Herren; mit genauer Noth entrannen Graf Gerhard und sein Bundesgenosse Herzog Heinrich von Mecklenburg; das Land war gerettet. Damals ward von einer Dithmarschenfrau ein Zug echt spartanischen Heldenmuths erzählt. Sie hatte ihren Mann und acht Söhne in den Kampf geschickt; nun kam die Botschaft: „Deine Söhne sind todt, aber dein Mann lebt noch." Da rief sie unwillig: „So viele brave Leute sind gefallen und mein Mann allein ist geflohen? So komme er mir nimmer vor die Augen!" Da sagt der Bote: „Wohl hat er das Leben noch, aber so tiefe Wunden, daß er nicht mehr aufkommt!" „Herr Gott, ich danke dir," ruft jetzt das Dithmarschenweib, „daß du mir einen solchen Mann und solche Söhne gabst, die für das Vaterland sterben." —

7.

Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich.

Die Treue ist der Ehre Mark.
F. Schlegel.

Inzwischen dauerte der Streit der beiden Gegenkönige acht Jahre lang ohne Entscheidung fort; denn die Macht der Habsburger war groß genug,

um jedem anderen deutschen Fürsten die Wage zu halten, und da Ludwig der Baier bei den Luxemburgern, die ihn auf den Thron erhoben hatten, nur geringen Beistand fand, so wollte es ihm nicht gelingen, des Reiches Meister zu werden. Das Land litt dabei am meisten. Die Kurfürsten sahen die Verwirrung nicht ungern; um so rücksichtsloser konnten sie in ihren Gebieten schalten. Noch willkommener war die Anarchie des Reiches dem Papste Johann XXII. Anstatt im Namen der Kirche für einen Partei zu nehmen, nannte er beide „seine geliebten Söhne und erwählte römische Könige", nahm aber zugleich die Thronstreitigkeit zum Vorwande, sich selbst für den rechten Verweser (Vikar) des Kaiserreiches zu erklären. Eigennutz leitete ihn dabei; er beabsichtigte, unter solchem Rechtstitel Oberitalien für sich zu gewinnen. Deshalb besoldete er aus seinem Schatze, den er durch Einführung neuer Kirchensteuern*) ganz ungemein zu vermehren gewußt hatte, ein Heer und gebot den Oberhäuptern der lombardischen Städte, die Reichsstatthalterschaften, welche ihnen von Kaiser Heinrich VII. verliehen waren, niederzulegen. Hier aber widerstand ihm vor allem Mailand, wo die Familie Visconti zur Herrschaft gelangt war. Vergebens belagerten die päpstlichen Söldner die Stadt; sie wendete sich um Beistand an den König Ludwig und erhielt auch eine Hülfsschar, welche die Päpstlichen in die Flucht jagte. Im Aerger darüber trat Johann XXII. offen gegen Ludwig auf, der ihm unterdeß auch in Deutschland zu mächtig geworden war. Daselbst war es nämlich endlich zur Entscheidung zwischen den beiden Gegenkönigen gekommen. Friedrich der Schöne hatte, die Ungewißheit zu enden, im Herbste des Jahres 1322 einen Einfall in Baiern gemacht, welches seine Kriegsleute furchtbar verwüsteten, während sein Bruder Leopold von Schwaben her ins Land eindrang.

Friedrich lagerte mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heer und mit Hülfsvolk aus Ungarn bei dem Städtchen Mühldorf am Inn und schickte Eilboten an seinen Bruder Leopold, so schnell wie möglich mit seinen Truppen herbeizukommen. Gelang es beiden Brüdern, ihre Streitkräfte zu vereinigen, so war Ludwig verloren. Doch Leopold säumte zur Unzeit, und zu Ludwig's Glück fingen die bairischen Bauern die Boten auf, welche zwischen den beiden Brüdern hin und wieder gingen, so daß keiner vom andern etwas erfuhr. Rasch zog jetzt Ludwig seinem Feinde entgegen und stellte seine Heeresmacht bei Ampfing (nicht weit von Mühldorf) auf; der Kern seiner Truppen waren Städter (wie bei Friedrich der Adel), sodann Kriegsvölker des Kurfürsten von Trier und des Königs Johann von Böhmen. Er übergab die Leitung der Schlacht und den Oberbefehl dem erfahrenen Feldhauptmann der Nürnberger, Seifried Schweppermann. Wie dieser, ein gebeugter Greis, herangeritten kam und das Heer Friedrich's übersah, schlotterten ihm die Füße in den Steigbügeln, daß ihn alle jungen Herren verlachten; er ließ sie lachen und bestellte still die Schlachtordnung. Den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich den III. von Zollern, legte er mit 400 Rittern, welche aus Kriegslist österreichische Farben und Fahnen angenommen hatten, in einen Hinterhalt. König Ludwig trug einen einfachen Wappenrock, wie ein gemeiner Mann, aus Vorsicht, weil

*) der Annaten, d. h. Einkünfte des ersten Jahres jeder vakant gewordenen kirchlichen Würde.

seinem Leben schon öfter meuchlerisch nachgestellt worden war; Friedrich ritt, als König gerüstet, im leuchtenden goldnen Harnisch, den Reichsadler auf demselben, die Krone auf dem Helm, stolzfreudig den Seinen voran; nie schien er schöner als an diesem Tage. Am frühen Morgen des 28. September 1322 brach die Schlacht los. Die Schlachthörner schollen, die Heerpauken schmetterten darein; mit Geheul jagten Friedrich's Hülfsvölker aus Ungarn, die wilden Kumanen und Bulgaren, gegen den linken Flügel von Ludwig's Schlachtreihe heran. Dort standen die Böhmen unter ihrem Könige Johann; sie erlagen dem Ansturm; bald wichen auch die bairischen Reiter hie und da. Schon stand Ludwig selbst in Gefahr, gefangen zu werden; da drangen die Münchener Bäcker zu ihm heran und brachen ihm mit tüchtigen Hieben freie Bahn. Auch das übrige städtische Fußvolk focht wacker. Nun konnten sich auch die Böhmen wieder sammeln. Indessen wandte der kluge Schweppermann plötzlich den linken Flügel, so daß die Feinde Sonnenschein, Wind und Staub ins Gesicht bekamen. Begeistert focht Friedrich mit ritterlichem Heldenmuth um die Krone; Siegesjubel erscholl in seinem Heer. Doch unerschrocken schlug und wehrte sich Ludwig's Heer zehn Stunden lang. Da gab der Burggraf von Nürnberg den Ausschlag. Aus einem Waldthal am Flusse Isen sehen die Oesterreicher plötzlich frische Schlachthaufen mit ihren Fahnen und Farben heranrücken; sie meinen, es sei Herzog Leopold. Die Scharen eilen dicht in Seiten und Rücken der Oesterreicher heran; jetzt erst, Stirn an Stirn, erkennen diese die Kriegslist; nicht Leopold, sondern ihr Feind, der Burggraf von Nürnberg, ist's, mit frischem Volk. Nun bricht Entsetzen rings in die österreichischen Reihen. Von allen Seiten her umstellt, drängen sie sich zur Flucht an die Isen und darüber zurück. Nur Friedrich ficht noch mit drei edlen Genossen wie rasend auf einer Wiese. Endlich stürzt sein Roß; da eilt der Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermann's Schwager, auf ihn zu; diesem übergiebt er sein Schwert. Freundlich begrüßte ihn Ludwig, welcher durch diesen Sieg nun Alleinherr war; Friedrich schwieg vor tiefem Schmerz. Als sich darauf am Abend die müden Helden zum Mahl setzten, gab's nach so viel Arbeit spärliche Kost; in der ganzen geplünderten Gegend waren bloß Eier aufzutreiben. König Ludwig vertheilte sie; es reichte je eins auf den Mann, und eins blieb dann übrig. Das gab er dem Schweppermann und sprach: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Diese Worte ließ der alte Held auf seinen Grabstein schreiben. In den nächsten Tagen ließ Ludwig seinen gefangenen Gegner auf das Schloß Trausnitz an der Pfreimdt bei Nabburg in ritterliche Haft führen

Durch diesen großen Sieg hatte Ludwig der Baier die Krone auf seinem Haupte befestigt und die Macht und das Ansehen gewonnen, als König des Reiches aufzutreten. Er benutzte das Glück mit Klugheit und Muth. Vor allem suchte er seine Hausmacht zu vermehren. Noch in demselben Jahre, 1323, hielt er zu Nürnberg einen Reichstag, gebot den Landfrieden und beendigte eben dort einen langen Streit um die Mark Brandenburg, deren Besitz durch den Tod des Kurfürsten Waldemar (1319) und seines einzigen Erben, Heinrich's von Landsberg (1320), erledigt war. Er verlieh sie als eröffnetes Reichslehen seinem achtjährigen Sohne Ludwig, so daß nun in der Mark auf das Regiment der Anhaltiner das der Wittelsbacher folgte.

Aber wenn auch für den Augenblick übermächtig, war König Ludwig doch keineswegs in ruhigen Besitz des Thrones getreten. Herzog Leopold von Oesterreich gab sich noch nicht verloren und setzte alles gegen den verhaßten Besieger seines Bruders in Bewegung. Dazu traten nun zwei mächtige Feinde gegen den König auf: die Luxemburger und der Papst; jene, weil sie die allzugroße Macht der Wittelsbacher fürchteten und beneideten, auch sich nicht genug belohnt glaubten; dieser, weil ihn Ludwig an der Eroberung der Lombardei verhindert und ihm das Reichsvikariat nicht zugestanden hatte. Darum ließ der Papst zu Avignon an die Pforte des Doms eine Schrift anschlagen des Inhalts: Ludwig solle sich der Regierung enthalten und alles, was er bisher als König gethan, widerrufen, weil er seine Wahl nicht vom Papste habe billigen lassen; bei Strafe des Bannes dürfe ihn niemand als König anerkennen. Als Ludwig dies erfuhr, wahrte er entrüstet in einer Schrift zu Nürnberg feierlich die Rechte des Reiches und die Unabhängigkeit der deutschen Krone und berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung. Der Papst hinwieder trieb seine Anmaßung weiter, traf insgeheim Anstalten, Ludwig die Krone zu rauben und sie dem Könige Karl IV. von Frankreich zu verschaffen, und sprach dann (1324) den Bann über Ludwig aus, weil dieser seinen Befehlen nicht gehorcht habe; ferner legte er das Interdikt über Deutschland. Rechtes Gewicht erhielten diese Flüche übrigens nur dadurch, daß die zahlreichen politischen Feinde König Ludwig's, die Luxemburger besonders und die Habsburger, mit dem Papste gemeinsame Sache machten. Da fanden Ludwig und Deutschland einen unerwarteten wichtigen Beistand bei den Minoriten (Franziskanern). Diese vertheidigten hartnäckig das Gelübde unbedingter Armuth, demzufolge sie nicht das geringste irdische Gut wirklich besitzen sollten; weil nun der Papst diese Lehre verwarf, traten sie kühn gegen ihn auf und bestritten sein Ansehen. Eifrig öffneten sie dem lange verblendeten Volke die Augen, sowohl durch Predigten, als auch in den Beichtstühlen, über alle Anmaßungen des römischen Stuhles, über alle Mißbräuche und Laster am römischen Hofe. So zerrissen sie den Schleier des Wahns, hinter welchem sich das Volk den Papst bisher nicht bloß wie Gottes Stellvertreter, sondern fast wie den allmächtigen Gott selbst in unbegreiflicher Majestät und Heiligkeit gedacht hatte. Da verlor auch beim gemeinen Volke die früher so furchtbare Waffe des Interdikts ihre vermeintlichen Schrecken; und wollten jetzt die Geistlichen irgendwo, dem Gebote des Papstes zufolge, nicht Gottesdienst halten oder die Sakramente nicht ausspenden, so zwang sie das Volk dazu.

Auch der Bürgerstand blieb dem Könige treu und war eben so entrüstet wie er über die päpstlichen Anmaßungen. So richteten die hohe Geistlichkeit, die Dominikaner und viele Bischöfe mit ihrer Aufhetzerei gegen den Gebannten wenig aus. Um so grimmiger betrieb der Papst durch weltliche Mittel dessen Untergang. Er bewog den König von Polen zum Einfall in Brandenburg und trieb den Herzog Leopold von Oesterreich an, dem Könige Karl IV. von Frankreich den deutschen Thron anzubieten. Der Habsburger that dies und ließ sich dafür von dem Könige Frankreichs für den Fall, daß der Handel gelinge, viele freie deutsche Städte und Grafschaften als Geschenk versprechen. Aber die anderen deutschen Fürsten waren doch weniger gewissenlos; Karl's IV.

Wahl kam nicht zu Stande; mannhaft sprach besonders Graf Berthold von Buchegk, Komthur des deutschen Ordens zu Koblenz, gegen diese Schmach.

Gleichwohl war König Ludwig's Stellung bei der Lauigkeit oder Feindschaft aller Kurfürsten unsicher genug. Ueberdies erlitt er nun (1325) durch Herzog Leopold eine Niederlage im Felde. Schweren Herzens erwog er die Gefahren, welche sich von allen Seiten gegen ihn heranwälzten. Da beschloß er, dem gefangenen Gegenkönige ein freundschaftliches Abkommen vorzuschlagen. So ritt er denn in aller Stille von München zu Burg Traunitz und bot dort Friedrich dem Schönen die Freiheit an. Dessen Beichtvater, der fromme Karthäuserprior Gottfried von Mauerbach, half zu dem Werke der Versöhnung. Gern ging Friedrich darauf ein; er entsagte der Krone und versprach, sowohl für sich als für seine Brüder, dem Könige zu huldigen und ihm wider alle Feinde beizustehen, auch, wenn er diese Aussöhnung daheim nicht ins Werk zu richten vermöchte, sich auf Johannis, zur Sonnenwende, wieder in Haft zu stellen. Andächtig hörten hierauf die versöhnten Jugendfreunde die Messe und nahmen zusammen das heilige Abendmahl. Der edle Prior Gottfried theilte die Hostie zwischen ihnen, zur Weihe der Eintracht und des Friedens. Dann umarmten und küßten sie sich tief ergriffen; der Geist des Herrn heiligte diese Stunde. Es war am 13. März 1325.

Friedrich kehrte nun nach Wien zurück und that alles, die Seinen zur Anerkennung des Vertrages zu bringen. Auch den Papst suchte er zur Versöhnung mit Ludwig zu bewegen. Allein Johann XXII. wollte den Frieden nicht; er erklärte, der Eid, welchen Friedrich dem Könige geschworen, sei nichtig, und ihn selbst treffe der Bann, wenn er ihn halte. Selbst seinen Bruder Leopold konnte Friedrich nicht umstimmen; derselbe überhäufte ihn wegen seiner Nachgiebigkeit mit den bittersten Vorwürfen und wollte von dem geschlossenen Vertrage nichts wissen. Der Papst reizte noch Leopold's Ungestüm; er rief überdies die Könige von Frankreich und Polen gegen Deutschland auf und entband das Volk in Brandenburg von den Eiden, die es dem Sohne Ludwig's geschworen. So gedachte er, den verhaßten Ludwig zu verderben.

Als Friedrich sah, daß er den Vertrag nicht erfüllen konnte, wollte er doch sein Wort halten. Er kam zur Sonnenwende nach München und stellte sich freiwillig wieder in Haft. Tief gerührt schloß ihn Ludwig ans Herz und nahm ihn als Freund auf. An einem Tisch aßen beide und schliefen in einem Bett, wie zwei leibliche Brüder. Der Papst konnte solche deutsche Treue lange nicht für menschenmöglich halten. Ludwig hingegen baute fest darauf. Und als er seinem Sohne in Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte, übergab er dem treuen Friedrich die Obhut Baierns. Am 5. September 1325 aber schloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, daß sie auch die Herrschaft theilen und das Reich brüderlich und treu gegen jeden Feind beschirmen wollten. Als indeß der Vertrag kund ward, erhoben der Papst und die Kurfürsten dagegen Widerspruch; dennoch hielten ihn die beiden Könige. Bald darnach starb zum Glück Herzog Leopold zu Straßburg; Friedrich aber zog sich, in Schwermuth und sehnsüchtig nach Ruhe, in das Karthäuserkloster Mauerbach zurück. Auch überlebte er seinen Bruder nicht lange; er starb schon 1330.

8.

Ludwig's des Baiern Regierung.

Ihr, die, verpflanzt in arge Zeiten,
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fühlt die Schauer, eh' es tagt.
Salis.

Nachdem Ludwig's unversöhnlicher Feind Leopold gestorben war, erlahmte der Widerstand gegen jenen in Deutschland. Nur der Papst hörte nicht auf, Ludwig Schwierigkeiten und Gefahren zu bereiten. Dieser beschloß nun, seinem Widersacher seinerseits an die Krone zu greifen, als Schirmvogt der Kirche dem Unwesen zu Avignon ein Ende zu machen und wieder einen römischen Papst aufzustellen. Darum zog er im Jahre 1327 nach Italien, um dort zunächst die Kaiserkrone und durch sie höheres Ansehen und Geltung auch in kirchlichen Dingen zu gewinnen. Er fand sowohl in Mailand, als in Rom, wo gerade die ghibellinisch gesinnte Volkspartei herrschte, günstige Aufnahme und ließ sich dort die eiserne Krone der Lombardei, hier die Kaiserkrone aufs Haupt setzen (1328). Nicht wie bisher im Namen des Papstes, sondern im Namen der Stadt Rom, der einstigen Weltbeherrscherin, ward die Kaiserkrönung vollführt. Dann entsetzte Ludwig den Papst, weil er durch Simonie und Ketzerei seine Würde geschändet habe, und ließ von den Römern einen Minoritenmönch zum Papst wählen, der den Namen Nikolaus V. annahm. Der Kaiser selbst hing ihm den Mantel um und steckte ihm den Fischerring an den Finger, das Sinnbild der päpstlichen Macht. So schien es in diesem Augenblick, als habe das Kaiserthum nach langem Streite über das Papstthum gesiegt. Aber es war nur Schein; auch diese Romfahrt endete so unwirksam wie so viele andere. Denn bald nach der Kaiserkrönung kehrten die deutschen Fürsten, die Ludwig begleitet hatten, heim; auch sein gewaltiger Anhänger Castruccio, den er zum Herzog von Lucca erhoben hatte, verließ Rom. Kriegsvolk des Königs Robert von Neapel streifte bis vor die Thore der Stadt; sein eignes konnte Ludwig nicht mehr besolden, und aus Geldnoth mußte er die Römer besteuern. Da sank sein Ansehen rasch; rings um ihn wuchsen Empörung und Verrath; Johann XXII. rief ganz Italien zu den Waffen wider ihn. So mußte denn Ludwig am 6. August Rom verlassen. „Es lebe die heilige Kirche! Tod den Ketzern!" riefen ihm die wankelmüthigen Römer nach und söhnten sich mit dem Papste Johann wieder aus. Schritt für Schritt mit Gefahren und Noth kämpfend, zog nun der Kaiser durch Italien nach Deutschland, nachdem er noch 1329 zu Pavia einen Hausvertrag gestiftet hatte, daß alles wittelsbachische Erbland unzersplittert bleiben sollte.

Ueberhaupt war es sein Bestreben, die Macht seines Hauses auf alle Weise zu befestigen und zu vergrößern, und er ging dabei klug und eifrig zu Werke. Doch hielt ihn die Furcht vor den Luxemburgern, die überall den Wittelsbachern beim Jagen nach Ländererwerb den Vorsprung abzugewinnen trachteten, von Gewaltmaßregeln zurück. Dazu fehlte es ihm nicht bloß an kühner Entschlossenheit, sondern auch an rechter Macht. Denn obwohl er nach dem Tode Friedr', s des Schönen, der 1330 erfolgte, in Deutschland allein

König war, so hatte er dadurch an Einkünften und Gütern doch nicht viel gewonnen, und an Hausmacht waren ihm die andern großen Fürstenfamilien, zumal Luxemburger und Habsburger, gewachsen, wo nicht überlegen. Diese beiden Häuser vergrößerten sich sogar bald darauf durch eine reiche Erbschaft, die sie dem Kaiser abjagten. Derselbe hätte gern des alten Herzogs Heinrich von Kärnten Länder, wenigstens theilweise, an sich gebracht. Allein König Johann von Böhmen überlistete ihn, verheirathete seinen jungen Sohn Johann Heinrich mit des Herzogs Tochter, Margaretha Maultasch, und vertrug sich dann mit den Seitenverwandten des kärntner Herzogs, den Habsburgern, so daß er bei dessen Tode Tirol, jene Kärnten und Krain erhielten (1335).

Mittlerweile dauerten die Aufhetzereien des Papstes gegen den Kaiser unabläßig fort, und um endlich Ruhe zu bekommen, machte dieser große Anstrengungen, den Papst, den er nicht hatte besiegen können, durch Unterhandlungen zur Versöhnung zu bringen. Der Papst verlangte, er solle ihm die verhaßten Minoriten aufopfern; Ludwig war schwach genug, sich dazu bereit zu erklären. Dann ging der Papst in seinen Forderungen weiter und verlangte, der Kaiser solle die Krone niederlegen. Selbst darin wollte Ludwig, müde der ewigen Unruhe, fast schon einwilligen, als das Murren der Deutschgesinnten im Reiche, besonders der Städte, ihm wieder Muth zu würdigerer Haltung verlieh. Zwar setzte er die Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zu Avignon fort, zumal als Johann XXII. gestorben und Benedikt XII. Papst geworden war. Allein dieser, ein rechtschaffener, aber schwacher Mann, stand ganz unter dem Einflusse des französischen Königs Philipp, welcher selber die Kaiserkrone zu erwerben wünschte.

Da überzeugten sich der Kaiser und alle deutschen Fürsten, daß die Ehre und Unabhängigkeit der ganzen deutschen Nation auf dem Spiele stehe, und sie vereinigten sich, um das Vaterland für immer vor den Anmaßungen aller Fremden, zumal der Päpste, sicher zu stellen. Gelehrte Männer standen als Vorfechter in dem großen Kampfe da. Der Minorit Bonagratia schickte eine Schrift über die Unrechtmäßigkeit der Bannflüche Johann's XXII. an alle Kapitel und gelehrten Schulen; ein anderer Minorit, Wilhelm Occam, ein Engländer, schrieb, mit Beweisen aus dem römischen und dem Kirchenrecht, über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt, und ein Deutscher, der Domherr Leopold von Babenberg, stellte aus der Geschichte die Rechte des römischen Reiches und des Kaiserthums auf. Alle diese sprachen es laut aus, was leider so lange vergessen worden war: „daß ein König in Deutschland die Herrschaft nur durch die Wahl des Volks habe, dessen Recht auf die Kurfürsten übertragen worden sei, und daß die Rechtmäßigkeit der Wahl bloß bedingt sei durch die Zustimmung des Volks, nicht durch die des Papstes; denn die Krönung sei nur durch Zufall an den Papst gekommen und gebe diesem kein Recht, die Könige und Kaiser zu prüfen oder gar zu verwerfen; überdies stehe die päpstliche Gewalt nicht über der kaiserlichen, weil Gott die höchste weltliche Gewalt auf den Kaiser allein, die geistliche aber auf alle Bischöfe übertragen habe; darum stehe der Papst auch nicht über, sondern unter einer allgemeinen Kirchenversammlung, und also sei es ein Mißbrauch, wenn er jene mit dem Bannfluch belege, welche sein Ansehen nicht in allen Dingen als allerhöchstes und untrügliches anerkennen wollen."

Im Einklange mit diesen Grundsätzen handelte nun der Kaiser. Im Juli des Jahres 1338 hielt er einen großen Reichstag zu Frankfurt am Main; auf denselben hatte er, nebst den geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, auch Reichsfreie und Edle, die Kapitel der Stifter und Boten der Städte berufen, so daß der größte Theil der Nation durch Abgeordnete vertreten war. Da erwies Ludwig zuerst seine Rechtgläubigkeit gegen die ungerechten Vorwürfe von Ketzerei; dann zeigte er, wie er zur Aussöhnung mit der Kirche alle erdenklichen Mittel angewendet habe, die sich mit Deutschlands Ehre vertrügen. Hierauf erklärten die Reichsstände: „Das ungerechte Interdikt Johann's XXII. ist außer Kraft, und der Kaiser soll es aufheben." Nun begab sich Ludwig am 15. Juli mit allen Kurfürsten (bis auf den König Johann von Böhmen) nach Rense an den Rhein, wo der Königsstuhl stand. Dort vereinigten sich jene durch einen Eid: „daß sie das heilige römische Reich mit allen Rechten und Freiheiten gegen jede fremde Gewalt und Anmaßung schützen und bewahren wollten, stets durch einmüthigen Beschluß, oder, wenn Zwiespalt entstände, nach Mehrheit der Stimmen; und derjenige, welchen sie alle oder die meisten von ihnen zum König oder Kaiser erwählen würden, der sollte es bleiben, kraft der Wahl, ohne päpstliche Bestätigung." Diesen Beschluß des Kurfürstenvereins zu Rense ließ Ludwig öffentlich als ein Grundgesetz des Reiches verkündigen. So war die Majestät des Reiches feierlich hergestellt.

Die anmaßlichen Ansprüche des Papstthums auf Obmacht über die deutsche Krone waren somit entschieden und für immer zurückgewiesen. An einem doppelten Widerstande hatten sie Schiffbruch gelitten: an dem Nationalgefühl des deutschen Volkes, welches keine Eingriffe der Fremden in die deutschen Angelegenheiten dulden wollte, und an dem Selbstgefühl der Kurfürsten, welche die Königswahl und überhaupt die höchsten Reichsangelegenheiten als ihre Domäne betrachteten und in der That fortan beherrschten. Ihnen kam denn auch die Niederlage des Papstthums zunächst zu gute. Ihre Ansprüche, die Säulen des Reiches und des Kaisers alleinige Wähler und Gehülfen im Regiment zu sein, wurden durch den Kurverein, wie dem Papste, so auch jeder anderen Macht gegenüber unumstößlich festgestellt. Doch war es immer ein Segen für Deutschland, daß nun wenigstens seine Unabhängigkeit nach außen hin gesichert war, daß der verderbliche Einfluß des ausländischen Papstes auf die Reichsregierung einen Damm erhielt. Freilich waren die Wühlereien des Papstes damit keineswegs beendigt. Nur kurze Zeit erfreute sich Ludwig seines Sieges und blieb in der übermächtigen Stellung, welche ihm die erfolgreiche Berufung auf die Nation gegeben hatte. Die Fürsten, die aus Selbstsucht auf seine Seite getreten waren, gingen aus demselben Beweggrunde bald auch wieder zu seinem Gegner über. Es veranlaßten sie dazu die großen Fortschritte, welche der Kaiser nun in der Vermehrung der wittelsbach'schen Besitzungen machte. Derselbe vereinigte nicht nur, nach dem Aussterben der niederbairischen Linie (1341), ganz Baiern, er gewann auch neue beträchtliche Gebiete, indem er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe der Erbin von Tirol, Margaretha Maultasch, als diese ihren unfähigen Gemahl von sich wies, auflöste und sie mit seinem Sohne, Ludwig von Brandenburg, vermählte. Die Erwerbung Tirols war ihm, wegen der Lage dieses Landes zwischen

Baiern und Italien, ungemein wichtig. Dadurch aber erbitterte er nicht nur den neuen Papst Klemens VI., in welchem der Geist Johann's XXII. wirkte, sondern er schadete sich auch in der öffentlichen Meinung, die damals noch dem Papste die geistliche Gerichtsbarkeit überließ, und brachte vor allen die ganze luxemburgische Partei neuerdings gegen sich auf. Und als er nun gar nach dem Tode seines Schwagers, des Grafen Wilhelm von Holland (1346), auch die Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau für sein Haus gewann, indem er sie für eröffnete Reichslehen erklärte und seine Gemahlin damit belehnte, — da traten die deutschen Fürsten, besorgt und neidisch wegen dieses Wachsthums der wittelsbach'schen Hausmacht, offen gegen den Kaiser auf. Der König von Frankreich, selbst nach dem Besitz der deutschen Westgrenzen begierig, der Papst, von jenem angetrieben und auf Ludwig erzürnt, endlich die Luxemburger, — alle vereinigten sich nun zum Sturze des Kaisers.

Also rief Klemens VI. am 13. April 1346 den Bannfluch über ihn in folgenden Worten aus: „Schmettre ihn zu Boden, allmächtiger Gott! Schlage ihn mit Blindheit und Raserei! Schleudre deine Blitze auf seinen Scheitel, daß die Erde unter seinen Füßen berste und der Abgrund ihn verschlinge! Verflucht sei er diesseits und jenseits, verflucht sei sein ganzes Geschlecht!" Hierauf entband er das Volk von allen Eiden der Treue, entsetzte Ludwig's standhaften alten Freund, den Erzbischof Heinrich von Mainz, gebot den Kurfürsten, unverzüglich eine neue Wahl vorzunehmen, und bezeichnete ihnen dazu den Markgrafen von Mähren (einen Sohn des Königs Johann von Böhmen), welcher ihm die schimpflichsten Versprechungen gethan hatte, als den Würdigsten. Mehrere der Fürsten ließen sich durch Geld gewinnen, und am 11. Juli traten die Kurfürsten (bis auf die von Brandenburg und der Pfalz) in demselben Rense zusammen, wo sie vor acht Jahren die Aufrechthaltung der Wahlfreiheit gegen den Papst beschworen hatten; dort erwählten sie in aller Eile den Markgrafen Karl zum König, als Vierten dieses Namens. Als dabei die Reichsfahne geschwenkt wurde, fiel sie in den Rhein und ging unter, wie jener Fürsten Ehre und Treue. Doch die Städte hielten standhaft zum Kaiser Ludwig, trotz des Papstes Bannfluch und der Fürsten Abfall; weder Frankfurt noch Aachen wollten Karl den IV. aufnehmen. Als Ludwig mit Waffenmacht herbeieilte, ging ihm Karl verzagt aus dem Wege und zog mit seinem Vater Johann, welcher erblindet war, nach Frankreich; dort kämpfte dieser in der Schlacht bei Cressy gegen die Engländer und fand im Gefechte den Tod. Karl hingegen entrann, kam nach Bonn, ließ sich dort krönen und floh hierauf nach Böhmen, wo er gegen den Kaiser rüstete. Bald wurde Ludwig von drei Seiten her bedroht und angegriffen. Doch er erhob sich mit altem Muthe und hätte mit Hülfe der Städte und der wittelsbach'schen Hausmacht wohl obgesiegt. Da starb er plötzlich auf der Jagd, nicht weit vom Kloster Fürstenfeld in Baiern (am 11. Oktober 1347). Weil er im Bann verschieden war, wollten die Augustiner zu München seine Leiche nicht aufnehmen; sie ward in der dortigen Liebfrauenkirche bestattet.

Ludwig der Baier oder, wie er als Kaiser hieß, Ludwig IV. hat in vielen seiner Regierungshandlungen Klugheit und Tapferkeit, in seinem Privatleben nicht selten Edelmuth gezeigt; aber doch gehört er zu den untüchtigen unter

den deutschen Kaisern. Er war kein fester Charakter; wie der augenblickliche Vortheil es gebot, so handelte er; große Ansichten und Ziele fehlten seiner Politik; sie war schwankend und klein, oft selbst schwachmüthig. So trägt er eben so sehr als die selbstsüchtigen Großen die Schuld, daß das Reich unter ihm immer mehr der Zersplitterung in einzelne Landesherrschaften anheimfiel und das Königthum an Boden verlor. Die Einkünfte und Güter der Krone, welche aus besserer Zeit noch vorhanden waren, gingen unter ihm bis auf geringes verloren; er verkaufte oder versetzte sie unbedenklich, sobald er in Geldnoth kam, und dies war fast immer der Fall. Denn zu seinen langwierigen Fehden brauchte er Söldner. Früher hatte der König im Kriegsfalle die Vasallen zum Reichsdienste aufgeboten; seit diese aber sich zu erblichen mächtigen Landesherren aufgeschwungen hatten, leisteten sie der Krone nur gerade so viel, wie ihnen beliebte, und die Wahlkapitulationen nahmen dem Könige selbst das Recht, mehr zu verlangen. Auch die Abenteuerlust unter den Rittern war nicht mehr so stark, um dem Könige viele bereitwillige Krieger zuzuführen. Dagegen war die Geldsucht gewachsen. So traten nun an die Stelle von Reichsheeren die Söldnerheere. Für Geld führten die Fürsten und Grafen dem Könige ihre eigenen oder geworbenen Scharen zu, aber auch jedem andern, der zahlte. Unter diesen Umständen war der König allerdings darauf angewiesen, sich eine tüchtige Hausmacht zu schaffen, wenn er etwas bedeuten wollte. Aber dies war keineswegs das einzige Mittel; Ludwig selber gebrauchte noch ein anderes. Er schloß sich an die Städte an, und diese haben denn auch das meiste zu seinen Erfolgen gethan. Freilich trieb ihn eben nur das Bedürfniß zu ihnen; ihre Bedeutung wahrhaft zu schätzen und dem Bürgerstande im Rathe der Nation die feste und gesetzliche Grundlage zu geben, die ihm gebührte, das lag ihm doch fern. Nur in Zeiten größter Noth, wie 1338 auf dem frankfurter Reichstage, zog er das Volk in den Vordergrund. Dennoch hat dieses unter seiner Regierung, weil er gewähren ließ, was ihm nützte, einen hohen Aufschwung in Wichtigkeit und Würdigkeit genommen.

Während der ritterliche Adel in Straßenräuberei oder Solddienst verwilderte und die höhere Geistlichkeit durch Verweltlichung ihres Lebens und Strebens, sowie durch engherzigen Standesgeist mehr und mehr ihren geistigen Einfluß auf das Volk verlor, erhob sich das Bürgerthum zu einer jenen Ständen fast ebenbürtigen, jedenfalls vollkommen gewachsenen Macht im Staate. Die Städte standen damals in voller Blüthe ihrer Entwickelung. Ein demokratischer Zug ging durch jene Zeit und offenbarte sich vorzüglich in der Gestaltung des Bürgerthums. Die unteren Stände, die Zünfte der Handwerker, strebten empor; im Gefühl ihres Werthes forderten sie den Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte und traten so in Kampf mit den adligen Geschlechtern ihrer Stadt, die bisher meistentheils ausschließlich den städtischen Rath besetzt und das Regiment über die Gemeinde geführt hatten. Dieser Kampf, der um diese Zeit fast überall in den Städten, wenn auch in verschiedenen Graden der Heftigkeit, geführt wurde, endete in der Regel damit, daß die Zünfte durch Kraft und Entschlossenheit, meist mit Gewalt, Antheil an der Verwaltung der Gemeinwesen errangen. An vielen Orten kamen sie geradezu zur Herrschaft und vertrieben die Patrizier; an andern besetzten sie den Rath

doch zur Hälfte. In Straßburg geschah dies 1332, in Zürich 1336. Zuweilen siegten auch nach vielen Wechselfällen die Geschlechter, wie zu Köln, wo sie 1371 mit Hülfe der übrigen Zünfte die Weberzunft, welche das Regiment der Stadt an sich gerissen hatte, überwältigten. Damals sollen dort 30,000 Webstühle beschäftigt worden sein. Stolz auf ihre Anzahl und ihren Reichthum, hatten sich nun die Weber zusammengethan und zuerst den Zünften über die Geschlechter große Erfolge erkämpft, dann ihrerseits die anderen Handwerker durch Selbstsucht und Anmaßung gekränkt. Jetzt wurden sie in der „Weberschlacht" besiegt, ihrer viele erschlagen, hingerichtet oder verbannt. Solche Parteikämpfe schadeten zwar nicht selten dem Wohlstande einer Stadt; im ganzen aber führte das Emporkommen demokratischer Elemente dem Bürgerthum neue und reiche Kräfte zu. Ein reges vielseitiges Leben entfaltete sich in den Städten; es entstand ein schöner Wetteifer aller Bürger; Gewerbfleiß, Handel, Wohlstand und Macht gediehen immer mehr.

Damit wuchs und verbreitete sich auch die Bildung im Volke. Früher ein Sondergut der höheren Stände, wurde sie jetzt, indem sie in die Städte einzog, mehr und mehr ein Gemeingut der Nation. Da hörte man auch in der Poesie wieder die Stimme des Volkes, die vordem von dem zierlichen Hofgesange war übertönt worden; im vollen frischen Volksliede sang es sein Leid und seine Lust, kunstlos, doch ergreifend, wie es ihm aus dem Herzen quoll. Die kunstmäßige Behandlung der Poesie aber kam jetzt von den Rittern an die Bürger. Die Handwerksmeister pflegten sie, schlicht und recht und mit großer Liebe. Freilich wurde die Dichtkunst unter ihren Händen zum Handwerk. Sie stellten strenge Gesetze und künstliche Formen des Reimens auf, sogenannte Tabulaturen, wachten über dieselben, wie über Zunftsatzungen, und wie in Gewerken traten die Meister im Dichten zusammen und trieben ihren Meistergesang in eigenen Schulen. Aber immer war es ein ehrenwerthes Streben, und wenn auch ihre Gedichte oft genug steif und hölzern waren, so bekundeten doch jene ehrsamen Bürgersleute durch solch geistiges Bemühen, daß bloßer Sinnengenuß und grobes materielles Treiben sie nicht befriedigte. Einer der ersten und berühmtesten Meistersänger war Heinrich, in Mainz, ein ernster, sinniger Mann, welcher den Namen Frauenlob erhielt, weil er in seinen Gedichten die Herrlichkeit der Frauen pries und deren Krone, die gnadenreiche Himmelskönigin, die jungfräuliche Mutter Maria. Er hielt einmal mit einem andern Meister, dem Barthel Regenbogen, einen Wettstreit, ob der Name Weib oder Frau ehrenvoller sei. Frauenlob starb zu Mainz im Jahre 1317; da trugen die dankbaren Frauen wehklagend seine Leiche von seiner Herberge bis zur Grabstätte und gossen süßen Wein auf sein Grab, daß dessen Fülle im Umfang der Kirche floß.

Noch mehr als in der Poesie zeigte sich in der Prosa, daß das Volksleben sich mächtig zu regen begann. Bisher hatte das Latein in Staatsschriften und Geschichtsbüchern vorgeherrscht. Es wurde jetzt von der deutschen Sprache verdrängt. Sie wurde nun Hof- und Geschäftssprache und Sprache der Prosa. Begeisterte Prediger und tiefsinnige Gottesgelehrte bedienten sich ihrer und bildeten aus dem unerschöpflichen Marke derselben treffende Ausdrücke für die kühnsten Gedanken. Hier erwarben sich vorzüglich die Bettelmönche große Verdienste um das Volk. Sie redeten deutsch zu ihm in ihren

Predigten und Schriften und förderten mit ihrer Beredsamkeit die Ausbildung der deutschen Prosa (Johannes Tauler, Heinrich Suso u. A.). Aber noch weit verdienstvoller war, was sie für die Aufklärung des Volkes thaten. Sie lehrten den gemeinen Mann denken, indem sie zu ihm von der Kanzel herab von allem wichtigen in Staat und Kirche, von den Mißständen der Zeit, den Fehlern jedes Standes redeten. Besonders seit sie mit dem Papste zerfallen waren, deckten sie schonungslos die Schäden der Kirche auf. Manche von ihnen gingen selbst so weit, neue Ketzersekten zu stiften, wie die Lollharden, Begharden und Brüder des freien Geistes, welche im Sinne der Waldenser, doch mit mehr mystischem Wesen die Kirche zu reformiren wünschten. —

Alle diese Hebungen und Anregungen, die vom Bürgerthum und den Bettelmönchen ausgingen, machten, daß das Volk mehr nachdachte und mehr sich fühlte. Die Landleute freilich verharrten im größten Theile des Reiches noch in der alten Gedrücktheit und Finsterniß; nur in den Alpen und an der Nordsee, in den Marken bewahrten sie mit der Selbständigkeit ihres Lebens die Grundlage zu höherer Gesittung. Der Kern des Volksthums lag in den Städtern; sie allein brachten es denn auch nach außen zur Geltung. Stark durch ihre Bündnisse, hielten sie das zerfallende Reich zusammen; sie waren fast die einzigen wirksamen Schützer des Landfriedens und zeigten überhaupt den meisten Patriotismus; ohne sie hätte der König noch weniger vermocht, als es der Fall war. Selbst gegen das Ausland wurde das Ansehn und der Einfluß Deutschlands hauptsächlich durch seine Städte vertreten und gefördert. Das Beste leistete in dieser Beziehung die Hansa.

In Norddeutschland, wie überall im Reiche, waren die Fürsten Feinde der Städte und trachteten, sie ihrer Freiheit zu berauben. Dagegen verbündeten sich die sogenannten wendischen Städte, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, und schlugen alle Listen und Angriffe der norddeutschen Fürsten glücklich ab; die Stralsunder besiegten zuletzt (in der Schlacht bei Hainholz 1316) den ganzen Fürstenbund, der sich gegen sie zusammengethan hatte (Sachsen, Mecklenburg, Dänemark), und nun entledigte sich auch Lübeck, welches der Habsburger Albrecht I. an den König von Dänemark hatte kommen lassen, der Fremdherrschaft (1319). Seitdem blieben die norddeutschen Städte frei und traten unter Lübecks Leitung zu einem dauernden Bunde zusammen, der theils den Schutz des Landfriedens, theils die Beherrschung des nordischen Handels erstrebte. Beides gelang. Im Jahre 1347 gab sich dieser Städtebund, die „deutsche Hansa", feste Statuten (Willküren). Der gemeinsame Vortheil, besonders im Handel, war ihr Prinzip und ihr festes Band.

Die Mitglieder des Bundes zerfielen in drei Abtheilungen; das erste Drittheil bildeten Lübeck und die wendischen und sächsischen Städte, das zweite die preußischen und westfälischen, das dritte die Kaufleute von Gothland (Wisby), Liefland, Schweden. Vorort war Lübeck, doch wurden die eigentlich bindenden Beschlüsse von der Gesammtheit auf den Städtetagen gefaßt.

9.

Karl's IV. Anfang. Der schwarze Tod.

. . . . Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Schiller.

Der durch Ludwig's des Baiern Tod erledigte Thron ging nun keineswegs ohne weiteres in den Besitz des Gegenkönigs Karl IV. über. Vielmehr erklärten die Wittelsbacher (Rudolf der Pfalzgraf am Rhein und Ludwig von Brandenburg) die Wahl desselben für nichtig und trugen die Krone zuerst dem Könige von England, dann, als dieser sie ablehnte, dem Markgrafen von Meißen an, welcher aber seine Ansprüche an Karl IV. verkaufte. Dieser bereitete seinerseits den Wittelsbachern Feinde in ihren eigenen Landen. Plötzlich hieß es in Brandenburg, der Markgraf Waldemar sei im Jahre 1319 nicht gestorben, sondern heimlich, um eine Sündenschuld abzubüßen, ins Morgenland gepilgert, und nun sei er heimgekommen, um sein Brandenburg wieder in Besitz zu nehmen und seinen Seitenverwandten, den Askaniern von Sachsen und Anhalt, zu erhalten. Mit diesen Ansprüchen trat dort wirklich ein alter Mann auf, welcher sich für jenen Waldemar ausgab und ihm auch von Ansehen glich; vielleicht war er es. Wie dem auch sei, er fand viel Glauben und Anhang; der Kaiser Karl IV. erkannte ihn an und belehnte ihn mit der Mark Brandenburg (1348).

Die Wittelsbacher hinwiederum stellten einen Gegenkönig auf. Auf dem Wahlfelde vor Frankfurt am Main erhoben sie den tapferen Grafen Günther von Schwarzburg auf den Thron, dem denn auch viele Reichsstände, namentlich die Städte beifielen. Karl IV. scheute eine Entscheidung durch Kampf; er beseitigte ihn durch Künste der Politik. Leicht gingen die Wittelsbacher auf seine Anerbietungen ein; er warb um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und erhielt sie, sicherte den Söhnen Kaiser Ludwig's den Besitz ihrer Länder und versöhnte sich mit Ludwig von Brandenburg, zu dessen Gunsten er bald darauf Waldemar für einen Betrüger erklärte. Letzterer hieß nun der „falsche Waldemar" und starb unbeachtet zu Dessau (1356). Für alle diese Vortheile ließen die Wittelsbacher ihren König Günther fallen. Dieser erkrankte plötzlich, wahrscheinlich vergiftet, und legte in Ahnung seines nahen Todes seine Krone nieder. Sterbend zog er mit wallenden Fahnen und unter Trompetenschall in das treue Frankfurt ein, wo er am 14. Juni 1349 verschied. Zwanzig Reichsgrafen trugen seine Leiche in den Dom und Karl selber schritt hinter derselben einher; unter dem Hochaltar fand der unglückliche Günther seine Ruhestätte. Hierauf wurde Karl IV., weil die Wittelsbacher die erste Wahl zu Rense für ungültig erklärten, abermals, und diesmal einstimmig, gewählt und gekrönt.

Damals war das Vaterland mit furchtbaren Nöthen hart heimgesucht worden. Erdbeben (25. Januar 1348), Feuerschein am Himmel, schwere Wolken voll betäubenden Uebelgeruchs waren die Vorboten der Pest, welche sich 1348 durch Deutschland von Osten nach Westen heranwälzte. Die Menschen bekamen schwarze Beulen, an denen sie am dritten Tage starben; davon hieß diese Pest „der schwarze Tod". Er wüthete bis zum Jahre

322a

Tod Günthers von Schwarzburg.

1349 und raffte den dritten Theil der Menschen dahin.*) Da zerriß ungeheures Entsetzen die heiligsten Bande der Liebe, so daß ein Bruder vor dem andern, daß Aeltern vor ihren Kindern und Eheleute vor einander flohen. Alle Gemüther waren verwirrt; der schwarze Tod erschien als ein Strafgericht Gottes für große Sündhaftigkeit. Da wähnten die Menschen, den Himmel durch Buße und Abtödtung des Fleisches zu versöhnen, und es flog eine seltsame Kunde rings umher; in der Peterskirche zu Jerusalem habe ein Engel einen Brief gebracht, worin geschrieben stand, daß Christus, über der Menschen Verderbtheit erzürnt, aber durch die Fürbitten seiner himmlischen Mutter Maria und der Engel besänftigt, allen denen Verzeihung gelobt habe, die vierunddreißig Tage auf der Geißelfahrt wandeln würden. Viele Schwärmer geißelten sich nun bis aufs Blut, was sie die „Bluttaufe" nannten, und dieser Aberglaube ergriff eben so ansteckend den Verstand, wie die Pest die Leiber. Ganze Scharen solcher Geißler zogen halbnackt, bluttriefend, schwere Kreuze mit sich schleppend, von Ort zu Ort, sangen Bußlieder und forderten alle, die ihnen begegneten, zu gleicher Kasteiung auf. Bald artete diese Schwärmerei in Gräuel jeder Art aus; die zuchtlosen Scharen trieben Raub, Mord und jede Art von Ausschweifungen, bis der König und die Bischöfe sie endlich mit Strenge unterdrückten.

Am furchtbarsten mußten die unglücklichen Juden den finstern Aberglauben büßen. Der Pöbel, welcher sie verachtete, um ihre Reichthümer beneidete und wegen Wuchers haßte, war im Wahn, sie hätten durch Vergiftung der Brunnen und durch Zaubersprüche die Pest veranlaßt; ja es hieß: sie hätten geraubte Christenkinder in finsteren Kellern geschlachtet und heilige Hostien mit Nadeln zerstochen. Diese Anklagen reizten den Pöbel gegen sie zur Wuth, und manche Fürsten und Herren mißbrauchten diese, um bei solcher Gelegenheit die Reichthümer der Juden zu gewinnen. Viele christlichen Schuldner benutzten auch diese Gelegenheit, um sich ihrer jüdischen Gläubiger zu entledigen. Da erging ein gräßliches Gemetzel über die Juden; Raubthieren gleich wurden sie aus ihren Häusern, wie aus Mörderhöhlen, herausgerissen, zusammengetrieben, gefoltert und zu Tausenden geschlachtet. In der Verzweiflung verschlossen sich viele in ihren Häusern oder in den Synagogen und steckten diese in Brand; — ganze Familien starben lieber freiwillig in den Flammen, als unter den Händen der rasenden Christen. Nur in wenigen Städten, wie in Regensburg, und bei wenigen Fürsten, wie beim Pfalzgrafen Ruprecht vom Rhein, fanden sie Schutz. Diese Gräuel begaben sich im Jahre 1349.

10.

Die ständische Verfassung.

Hell geht ein Klang durch alle deutschen Lande,
Er heißt: Verfassung, Recht!
Um Fürst und Volk schlingt er die festern Bande,
Als je um Herrn und Knecht.

L. Buhner.

Nur ungern sahen die deutschen Städte, in denen das Nationalgefühl am kräftigsten lebte, den König von Böhmen auf dem deutschen Kaiserthrone.

*) In Bremen und Lübeck starben je 9000, in Erfurt 16,000 Menschen.

Karl IV. hatte kein Herz für Deutschland, sein Sinn ging einzig darauf, die Macht seines Hauses zu erhöhen und zu befestigen, und Böhmen sollte der Mittelpunkt des großen luxemburgischen Reiches werden, das er auf Kosten Deutschlands zu errichten gedachte. Mit großer Umsicht und rastloser Thätigkeit arbeitete er für diesen Zweck. Er besaß keinen persönlichen Muth, aber eine hohe Bildung und eine feine Staatsklugheit, welche er in der Schule des französischen und päpstlichen Hofes erlernt hatte. Ehrlichkeit fehlte dieser Politik; sie ging auf den Schleichwegen unedler List, und ihr verderblicher Grundsatz war, daß der Zweck die Mittel heilige.

Schon in seinem Aeußern bekundete sich Karl als Slaven, wie er denn auch der Sohn einer Slavin war; sein Gesicht trug den Stempel dieser Abkunft. Auch Neigung und Berechnung führten ihn dem böhmischen Wesen zu. Unter ihm gelangte denn auch Böhmen zur höchsten Blüthe; dies Land liebte und begünstigte er über alles. Er stiftete am 6. April 1348 in Prag eine Universität — die erste im deutschen Reiche — nach dem Muster der pariser. Er schuf in Böhmen herrliche Bauwerke (Schloß Karlstein und Karlsbad tragen von ihm den Namen), belebte den Kunstsinn, weckte den Gewerbfleiß, beförderte den Handel und Wohlstand und regte alle Volksklassen in Böhmen zum schönen Wetteifer in Entwickelung und Bildung an.

Ganz anders benahm er sich im Reiche, diesem kam seine civilisatorische Thätigkeit wenig zu gute. Karl suchte es nur in seinem Haus-Interesse auszubeuten. Er schloß mit vielen deutschen Fürsten Verträge, um durch Verschwägerung oder Beerbung ihre Besitzungen an Böhmen zu bringen. Durch solche Erbverbrüderungen untergrub er vorzüglich die Macht des Hauses Wittelsbach. Dieses Geschlecht war durch Familienhader in sich gespalten und erleichterte dadurch Karl's IV. Bestrebungen. So gelang es diesem in der Folge, demselben vor allen Brandenburg zu entwinden, welches Land für sein deutsch-slavisches Reich ein hocherwünschter Zuwachs war. Doch dies geschah erst später. Vorläufig war Karl IV. mit Anwartschaften zufrieden. Diese Art, über Reichsländer im Voraus privatim zu verfügen, war freilich gegen das alte deutsche Reichsrecht; erledigte Reichslehen sollten dem Reiche wieder zufallen. Allein die alten Verhältnisse wurden jetzt überhaupt von neuen Bildungen verdrängt. Deren wichtigste Gestalten waren: Landeshoheit der Reichsglieder und ständische Verfassung.

Seit dem Verfalle des Königthums hatte die Fürstenmacht sich in ihren Gebieten die meisten landesherrlichen Rechte angeeignet, die Erblichkeit ihrer Würden und Güter durchgesetzt und dann versucht, kleinere Reichsglieder sich zu unterwerfen. So war ihr Streben nach oben und unten ein ungerechtes. Eine rechtliche Grundlage erhielt die Sonderherrschaft der Fürsten erst dadurch, daß sie die Landeshoheit nicht willkürlich handhabten, sondern auf die Zustimmung und Mitwirkung des Bruchtheils der Nation stützten, welchen sie beherrschten; denn da das Ganze durch Schuld der Krone nicht minder als der Fürsten in Verfall gerathen war, so mußten die einzelnen Theile sich selbst helfen, und das Volk hatte ein Recht, die neuen Formen des öffentlichen Lebens anzuerkennen. Aber es war noch ein anderer Grund, warum die Zersplitterung des Reichs, die Machtlosigkeit der Krone, die Sondermacht und Sonderfreiheit der Fürsten, mit einem Worte die Landeshoheit der Reichsglieder jetzt nicht

bloß bei den Großen, sondern bei der ganzen Nation Geltung fand: auch der eigentliche Kern des Volks, der Bürgerstand, nahm jetzt an dieser Sonderfreiheit der Fürsten Theil, auch viele Städte errangen Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit in ihren Gebieten. So ward die Zersplitterung des Reichs in eine Menge selbständiger Territorien volksthümlich. Da nun die freien Städte an Machtmitteln und Patriotismus keinem der Fürsten nachstanden, so ward ihnen auch auf den Reichstagen neben den Fürsten Sitz und Stimme eingeräumt. Bald konnte ohne ihre Hülfe nichts Gemeinnütziges im Reiche geschehen; Ludwig der Baier insbesondere bedurfte derselben und zog daher regelmäßig zu den Reichstagen auch Abgeordnete der Städte. Seitdem hatte die Nation in dem Reichstage eine wirkliche Vertretung, wenn auch nur eine mangelhafte. Derselbe zerfiel in die beiden Stände der Fürsten und der Städte. Weil aber damals unter den Fürsten einige, nämlich die Kurfürsten, sich durch besondere Vorrechte und größere Macht von den andern abschieden, so stellten sich auf den Reichstagen drei Stände heraus: die Kurfürsten, die Fürsten und die Städte. Sie bildeten fortan das „Reich". Ohne die Reichsstände vermochte der Kaiser nichts; alles geschah nun durch „Kaiser und Reich".

Wenn durch die Aufnahme der Städte unter die Reichsstände das Fürstenthum sich insofern kräftigte, als es Antheil an der Macht der öffentlichen Meinung erhielt, so haben die Fürsten im eigenen Lande eine ähnliche Stütze noch viel weniger entbehren können. Um ihre Landeshoheit auf die Dauer zu behaupten, sie als rechtliche Errungenschaft zur Geltung zu bringen, mußten sie ihren Völkern fast dieselben Rechte zugestehen, die sie für sich selber dem Kaiser gegenüber beanspruchten. Dazu kam, daß bei dem Aufschwunge, den die Landeskultur genommen hatte, das Volk reicher, gebildeter, selbstbewußter geworden war; Adel und Geistlichkeit aber hatten von jeher ihre Rechte gegen die Fürsten zu wahren gewußt. So hatten die letzteren nicht einmal die Macht, unumschränkt zu herrschen. Vielmehr bedurften sie zu den wichtigsten Regierungshandlungen nicht nur des Rathes, sondern auch der Einwilligung ihrer Vasallen und Ministerialen oder der Landherren und dann der Landstände, die geistlichen Fürsten außerdem noch der Genehmigung ihrer Kapitel. Das Emporkommen des Bürgerthums und überhaupt des Volkes drängte die Fürsten, in ihren Territorien dasselbe zu wiederholen, was sich in der Verfassung des Reiches begab.

Sie beriefen seit dieser Zeit regelmäßig die *Landtage* als Vertreter ihrer Völker. Auf demselben erschienen die drei *Stände* des Landadels, der Geistlichkeit, der Landstädte. Ansehen und Macht der Landschaften wurde im Laufe der Zeit dadurch bedeutend gemehrt, daß die Landesherren, wenn sie sich in Geldnoth befanden, bei denselben Hülfe nachsuchten, wobei diese entweder die Schulden der Landesherren übernahmen oder ihnen eine Steuer für gewisse Zeit verwilligten. Bei solchen Gelegenheiten ließen sich die Landschaften von den Landesherren nicht bloß ihre früheren Rechte und Freiheiten bestätigen, sondern erwarben auch neue; dies geschah meistens auf dem Wege des *Vertrages*. Die wichtigsten *Rechte der Landstände*, wie sie sich mit der Zeit im allgemeinen immer entschiedener herausgestellt haben, sind folgende gewesen: *Ohne ihren Rath und ihre Hülfe* durfte der Landesherr *keine Bündnisse schließen* und *keine Kriege beginnen*,

ohne ihre Bewilligung das Land nicht theilen, noch Theile veräußern, und keine Steuern auflegen oder Truppen ausheben. Sie durften sich ohne besondere Berufung des Landesherrn versammeln. Sie brachten Beschwerden Einzelner, wie des ganzen Landes, vor ihn, ja sie durften sich ihm sogar widersetzen, wenn er ihre Rechte und Freiheiten antastete. Streitigkeiten zwischen mehreren regierenden Herren schlichteten sie durch Unterstützung desjenigen Theiles, auf dessen Seite das Recht war, oder durch Austräge. Endlich hatten sie (wenigstens die meisten) entscheidenden Antheil an der Gesetzgebung, also, daß der Landesherr ohne ihre Bewilligung keine Landesordnung, keine Aenderung der Gerichtsverfassung einrichten durfte. Das kam daher, weil das Recht der Gesetzgebung, welches ursprünglich dem Volke zustand, nie ausschließlich auf die Grafen und Herzoge übergegangen war, als diese noch Beamte des Königs waren; folglich konnte es ihnen, wie sie die Landeshoheit bekamen, auch nicht ausschließlich zustehen. Jene wichtigen Rechte gereichten den Landesherren keineswegs zum Nachtheil; vielmehr wurde dadurch das wahre Wohl des Fürsten gerade um so sicherer gewahrt, wenn die Landstände zum Besten des Ganzen seinen Willen weise und standhaft beschränkten. Auch erlangten die Fürsten durch das mit den Ständen gemeinschaftliche Recht zur Gesetzgebung erst den vollen Umfang der Landeshoheit. Durch die gesetzliche Beschwerdeführung wurde den schlimmen Folgen vorgebeugt, welche die Selbsthülfe des Volkes für die Landesherren haben konnte. Endlich bewahrten die Landstände in schweren Zeiten, bei Kriegen oder Sterbefällen, oder überhaupt bei Abwesenheiten, das Land mit Kraft und Treue dem rechtmäßigen Herrn. Kurz, durch die landständischen Verfassungen wurden die Rechte des Volkes und der Fürsten aufs innigste verbunden. Und nur dadurch war es möglich, daß, bei der Zersplitterung des großen deutschen Vaterlandes in so vieler Herren Länder, die geistige und bürgerliche Entwickelung in jedem einzelnen naturgemäß und ungehindert von statten ging.

Die Freiheiten der Landstände waren übrigens in „Handfesten" verzeichnet und der Landesherr mußte sie beim Antritt der Regierung beschwören. Umgangen konnten die Stände nicht werden, weil sie die Steuern (Beden) nur auf Zeit bewilligten, und es noch keine stehenden Heere gab, die der Fürst hätte gegen das Volk gebrauchen können. Landständisches Rechtssprichwort war: „Wo wir nicht mitrathen, da wollen wir auch nicht mitthaten." Dieser Grundsatz blieb lange in Kraft.

Die ständische Verfassung, wie sie sich also im vierzehnten Jahrhundert gestaltete, trug viele volksthümliche Elemente in sich. Leider erhielt aber damals in Deutschland auch ein anderes Institut festeren Boden, das, ausländischen Ursprungs, der germanischen Sitte und Freiheit feind war, nämlich das römische Recht. Im Jahre 1342 erhielt es durch ein Gesetz allgemeine Geltung. Indessen, wie sehr es auch manches welsche Uebel einzuführen geeignet war und insbesondere das absolute Regierungssystem begünstigte, — vorläufig schadete es noch wenig und konnte lange eben so wenig Wurzel fassen, als manche bessere Anordnung der machtlosen Kaiser. —

Nicht überall im Reiche war die landständische Verfassung zu gleicher Zeit ausgebildet; doch gehört ihre Einführung im allgemeinen der ersten

Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an. Aehnliche Privilegien des Volkes sind freilich viel älter. Seine Freiheiten sind an manchen Orten, z. B. in Holstein, so alt wie es selber. Seit die Holsteiner durch Karl den Großen zum deutschen Reiche kamen, befragten ihre Herren und Grafen bei jeder wichtigen Vorkommenheit die Stimme ihrer Landherren, der Seniorum terrae. Eben so alt ist die landständische Verfassung in den meißnisch-thüringischen Landen. Im Lüttichschen bestanden schon seit dem dreizehnten Jahrhundert Stände für Gesetzgebung und Besteuerung, gemäß einem Landes-Grundvertrage seit dem Frieden von Fexhe (1316). Landtage kamen dann auf in Baiern, in der Oberpfalz, in Pfalz-Neuburg, in Schwaben, Mecklenburg, Lippe, in der Mark Brandenburg, wo im Jahre 1317 „Sprachen" (parlamente) der Städte der einzelnen Landestheile abgehalten wurden, in Schlesien, in Hessen u. s. w.

11.

Die goldene Bulle.

Zerstückt, zerschlagen
Das Kaiserthum!
Die Fürsten ragen
Gewaltig ringsum.

Während sich die landständischen Verfassungen im stillen segensreich ausbildeten, erhielt das Reich ein wichtiges Grundgesetz, welches die Fürstenmacht auf breiten Rechtsboden stellte. Nachdem nämlich Karl IV. unter schimpflichen Bedingungen, welche er dem Papste Innocenz VI. zugestanden hatte, am 5. April 1355 in Rom zum Kaiser gekrönt worden war, erließ er 1356 auf Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz ein Gesetz, welches die staatlichen Verhältnisse des Reiches im Sinne der Kurfürsten, die Karl IV. dadurch sich geneigt machen wollte, regelte. Dieses Gesetz wurde von dem goldenen Majestätssiegel, das an der Urkunde befestigt war, die goldene Bulle genannt. Es wurden in demselben feste Bestimmungen für die Königswahl getroffen, die Rechte und Pflichten der Kurfürsten festgesetzt und Verfügungen wegen des Landfriedens getroffen. Von den Ansprüchen des Kaisers auf Italien war in der goldenen Bulle nicht die Rede, aber auch nicht vom Papste; vielmehr wurde jetzt angenommen, daß der deutsche König durch seine Wahl schon den Titel „römischer Kaiser" erhielt.

Was nun die Wahl des Königs und Kaisers betraf, so bestimmte darüber die goldene Bulle folgendes: Nach Erledigung des Thrones soll der Kurfürst von Mainz als Primas des Reichs die übrigen Kurfürsten binnen drei Monaten zur Wahl nach Frankfurt am Main berufen. Dort müssen sie schwören, ohne eigensüchtige Absichten zu wählen, und dürfen nicht auseinander gehen, bevor die Wahl zu Stande gekommen ist. Mehrheit der Stimmen gilt so viel als Einhelligkeit. Die Krönung wird zu Aachen durch den Erzbischof von Köln vollzogen. Während Erledigung des Thrones soll der Pfalzgraf am Rhein in den Ländern fränkischen, der Herzog von Sachsen in denen sächsischen Rechts Reichsverweser (Reichsvikar) sein. Das Wahlrecht steht ausschließlich den sieben Kurfürsten zu; diese sind: die drei geistlichen, die

Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, die zugleich Erzkanzler des Reichs sind, und die vier weltlichen, der König von Böhmen (Erzmundschenk), der Pfalzgraf am Rhein (Erztruchseß), der Herzog von Sachsen-Wittenberg (Erzmarschall), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer).

Die Stellung der Kurfürsten, der sieben Säulen des Reichs, ward sehr erhöht. Sie erhielten den ersten Rang unter den deutschen Fürsten mit folgenden Rechten und Pflichten: die Kurwürde mit der Reichserzwürde haftet immer an dem Besitz des Kurlandes, welches untheilbar und in den weltlichen Kurfürstenthümern nach dem Recht der Erstgeburt erblich ist. Alljährlich, vier Wochen nach Ostern, sollen sich die Kurfürsten zu einem Kurfürstentage versammeln, um mit dem Kaiser die Reichsangelegenheiten zu berathen. Ferner erhalten die Kurfürsten das jus de non evocando, d. h. das wichtige Recht, daß ihre Unterthanen und Stände sich von ihren Gerichten nicht auf die kaiserlichen berufen dürfen, außer wenn ihnen die Rechtshülfe verweigert würde. Dadurch hatten nun die Kurfürsten eine abgeschlossene Territorialgerichtsbarkeit. Außerdem gehören ihnen in ihren Ländern die kaiserlichen Regalien (Bergwerke, Münze, Zölle, Judenschutz), und sie dürfen ohne besondere kaiserliche Erlaubniß von andern Fürsten und Ständen Länder an sich bringen. Endlich, wie sie an Rang allen andern Reichsfürsten voran und fast dem Kaiser gleichgestellt wurden, so sollten auch ihre Personen unantastbar sein, und Angriffe auf dieselben als Majestätsverbrechen gelten. —

Durch diese Bestimmungen der goldenen Bulle war nun vielen Streitigkeiten bei der Kaiserwahl vorgebeugt, andrerseits aber auch die Zertheilung des deutschen Reichs in verschiedene deutsche Staaten gesetzlich vollendet. Die kaiserliche Oberhoheit war nur noch ein loses Band der politischen Einheit.

Ueberdies ging die Auflösung des Reiches in einen deutschen Staatenbund immer weiter. Denn wie die Kurfürsten dem Kaiser, so eiferten die andern Reichsfürsten den bevorzugten Kurfürsten nach, alle bemüht, ihre Landeshoheit zu vervollständigen, ihr Sonderreich abzurunden. Es glückte denn auch den mächtigeren unter ihnen allmählich, vom Kaiser die landesherrlichen Rechte in ziemlich demselben Umfange sich ertheilen zu lassen, wie sie den Kurfürsten gegeben worden waren. Andere erhielten wenigstens höhere Titel, wie z. B. die Grafen von Luxemburg und Mecklenburg jetzt Herzoge wurden. Ueberhaupt kam es nun auf, daß der Kaiser Titel ohne entsprechende Landschaften vergab. Dieser Briefadel, eine französische Erfindung, ward in Deutschland durch Karl IV. eingeführt, erhielt indeß erst in späteren Zeiten größere Ausbreitung.

Durch die goldene Bulle gewann hauptsächlich die hohe Aristokratie, vor allen das Kurfürstenthum. Der Adel im allgemeinen bekam insofern eine Anerkennung seiner Standesvorrechte, als ihm das alte Fehderecht gelassen wurde. Sonst wurden die kleineren Stände zu Gunsten der Großen benachtheiligt. Geradezu freiheitsfeindlich war die Bestimmung, daß Städte und einzelne Personen keine Verbindung unter sich schließen durften ohne Genehmigung der betreffenden Landesherren. Dadurch verloren die Landstände ein sehr wichtiges Schutzmittel gegen die Willkür ihrer Landesherren. Der Eidgenossenschaft, die so wirksam die Gemeinfreiheit beschützte, ward auf den

Territorien der Rechtsboden genommen, wenn sie auch thatsächlich noch eine Weile bestand.

Zum Theil beabsichtigten der Kaiser und die Kurfürsten mit diesem Verbote die Sicherung des Landfriedens, welchen der Selbstschutz der einzelnen gefährdete. Zu Gunsten des Landfriedens bestimmte die goldene Bulle denn auch, daß jeder Fehde eine dreitägige Kündigung vorhergehen sollte. Viel ward dadurch freilich nicht erreicht.

12.

Die heilige Vehme.

Was Kuittel, Panzer, Fürstenhut —
Die Vehme rügt, wer Unrecht thut.

Je mehr die Macht des Kaisers sank, und die Fürsten um sich griffen, desto nöthiger ward es, daß das Volk irgendwo sichern Schutz gegen die Gewalt mächtiger Missethäter fand. Die Gerichte mußten gut bestellt sein. Sie waren es einst, als die alte Gauverfassung noch bestand, und das Volk selber über sich richtete. Auch die kaiserlichen Gerichte hatten dann im ganzen das Recht gut gehandhabt und wenigstens den ärgsten Uebeln abgeholfen. Aber nun war die alte Gauverfassung fast in allen Gegenden Deutschlands in Territorialherrschaft umgewandelt worden; der Kaiser hatte vielen Fürsten das jus de non evocando gegeben; er und das Volk hatten ihre Rechte an die Landesherren verloren, welche jetzt die Gerichtsbarkeit an sich gerissen hatten. Die landesherrlichen Gerichte fanden aber anfangs weder beim Volke, noch bei den Fürsten selber großes Ansehen; die letzteren mißbrauchten sie vielmehr zu selbstischen Zwecken.

Unter diesen Umständen erhielt ein Institut, welches aus alter Zeit übrig geblieben war, große Bedeutung: die Vehmgerichte, die sich im 14. Jahrhundert aus Westfalen, wo sie ursprünglich einheimisch waren, über ganz Deutschland verbreiteten.

In Westfalen, dem alten Sachsenlande, hatte sich die Gemeinfreiheit noch erhalten. Hier saß noch der Bauer frei auf seinem Hofe und bewahrte die Sitte der Vorfahren. Hier hatte das Volk denn auch seine eigenen Gerichtsstühle gerettet. Darum hießen auch die Gerichte hier Freigerichte, ihre Vorsitzer Freigrafen, ihre Richter Freischöffen. Außer dem Grafen und den Schöffen gehörte zum Gericht der Umstand, d. h. die anderen freien Gaugenossen, die freien Dienstpflichtigen, und der Frohnbote. Das Gericht ernannte die Schöffen selber, den Grafen allein setzte der Landesherr (als „Stuhlherr"). Der Freigraf empfing dann den Blutbann vom Kaiser selber, als dem Oberstuhlherrn, und richtete demnach unmittelbar unter Königsbann, also als eigentlich kaiserlicher Richter. Uebrigens fand und sprach das Freigericht das Urtheil nicht nach römischem Kaiserrecht, sondern nach germanischem Volksrecht, nach dem Sachsenspiegel, und das Verfahren war öffentlich und mündlich.

Aber außer diesen öffentlichen Sitzungen hielten die Freigerichte auch geheime, welche Stillgerichte, heimliche Acht oder heimliche Vehme

hießen. Es geschah dies seit dem Interregnum, d. h. seit der Zeit, wo Gewalt vor Recht ging, und mächtige Verbrecher die Aussprüche der Gerichte verlachen konnten. Weil gegen solche Schuldigen oft Kaiser und Fürsten nichts halfen, und der gewöhnliche Rechtsgang ganz unwirksam blieb, so nahmen die Freigerichte ihre Zuflucht zum Geheimniß, in dessen Hülle sie den Missethäter sicherer treffen konnten. Zur Vehme gehörten nur die Freigrafen und die Freischöffen — die Wissenden, Eingeweihten, auch Vehmgenossen genannt. Sie richteten über Verbrechen, welche das Gesetz mit der Todesstrafe belegte. Die Rechtssachen, welche vor sie gebracht wurden, hießen Vehmrügen.

Die Anklage bei der Vehme geschah entweder durch den Gekränkten selbst oder durch einen Freischöffen, und sofort folgte zunächst die Untersuchung, ob die Sache wirklich Vehmrüge sei. Wurde dies erkannt, so wurde der Angeklagte durch zwei oder mehrere Freischöffen dreimal vorgeladen. Da bestieg dann der Freigraf an der alten Malstatt den Freistuhl; vor ihm lagen, als Zeichen des Blutbannes, Schwert und Strick; um ihn standen die Freischöffen, barhäuptig und waffenlos, wie sonst in alten Zeiten, wenn die Gerichtsbank gespannt war. Dreimal den Frieden geboten durch den Freigrafen, geschah nun die Anklage, darauf die Vertheidigung, dann wiesen die Freischöffen das Recht, und alsobald ward die Strafe, wenn erkannt, auch vollzogen. Reinigen konnte sich der Angeklagte, wenn er selber Freischöffe war, durch einen Eid auf das Kreuz seines Schwertes und durfte frei von dannen gehen. Kam der Angeklagte auch am Königstag (am letzten Termin) nicht vor den Freistuhl, und beschwor der Ankläger die Wahrhaftigkeit seiner Klage, bekräftigten die Freischöffen den Eid, dann vervehmte der Freigraf den Anwesenden, „vervehmte und verführte ihn von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet und ausweist, und nahm ihn aus dem Frieden des Rechts und der Freiheit, die Kaiser Karolus gesetzt und Papst Leo konfirmirt hat und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beschworen haben in dem Lande zu Sachsen, und setzte ihn von aller Freiheit und Recht, so er hatte, seit er aus der Taufe gezogen ward, in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden, und wies ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Trost gegeben und gemacht hat, und wies ihn forthin achtlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, sicherlos, missethätig, vehmpflichtig, leiblos, als man mit einem vervehmten, verführten und verweiseten Manne thut, und er soll nun forthin unwürdig gehalten werden und er soll nun forthin keines Gerichts und Rechts genießen noch gebrauchen noch besitzen, und er soll keine Freiheit noch Geleit ferner haben noch gebrauchen in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweiheten Stätten; und er vermaledeiete sein Fleisch und Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren, und er wies und theilte zu den Krähen und Raben und Vögeln und andern Thieren sein Fleisch, sein Blut und Gebein, die Seele aber unserm lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will." So die Vervehmung! War sie ausgerufen und stand der Name des Vervehmten in dem Blutbuch, so mußte jeder Freischöffe ihn fassen und am nächsten Baume aufhängen, wo er ihn fand, und neben den Gerichteten ein Messer stecken zum Wahrzeichen der heimlichen Acht. — Ein furchtbar, gewaltig Gericht, vor dem nicht Rang noch Stand den Schuldigen schützte.

Daß aber niemand sich der Vollstreckung dieser Acht entziehen konnte, dafür bürgte eben die Heimlichkeit des Verfahrens, die den Schuldigen, wenn er dem Gerichte auf seine Ladung sich nicht stellte, urplötzlich wie mit unsichtbarer Hand traf. Durch schwere Eide waren die Vehmgenossen verpflichtet, das Geheimniß der Vehme zu bewahren, vor allem den Schuldigen nicht zu warnen noch entrinnen zu lassen; wer aber dennoch das Geheimniß verrieth, den gebot das Vehmgesetz höher aufzuhängen als einen missethätigen Dieb.

Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Vehmgerichte nicht über die Grenzen Westfalens hinausgedrungen. Dann aber, als im übrigen Reiche, wegen der Ohnmacht der kaiserlichen Gerichte und der Willkür der landesherrlichen, der elende Rechtszustand unerträglich wurde, nahmen die Beschädigten bald überall ihre Zuflucht zu der furchtbaren Vehme Westfalens. Diese zog nun auch aus den anderen Theilen Deutschlands die schreiendsten Rechtsverletzungen vor ihr Gericht, und ihre strengen, unparteiischen Bluturtheile schreckten weithin die mächtigen Sünder. Ueber einen Gau nach dem andern verbreiteten sich ihre Freigerichte. Ein Netz von 100,000 Freischöffen umspannte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das deutsche Reich. Die Kaiser begünstigten dieses Institut. Denn die Freigerichte waren ja kaiserliche Gerichte, wenn sie auch ihre Macht ihrem volksthümlichen Wesen verdankten. Aus demselben Grunde waren die Landesherren ihnen entgegen. Denn an ihnen brach sich die fürstliche Willkür. Uebrigens traten die Vehmgerichte zum Schutze des Rechtes zuweilen auch gegen den Kaiser selbst auf, wenn derselbe es verletzte. Denn strenges Recht war die einzige Richtschnur ihres Verfahrens. So sind sie ein wahrer Segen in jener rechtlosen Zeit gewesen.

13.

Die Eidgenossenschaften.

Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eisernden Kräfte.
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Schiller.

Die Vehme war ein Bund des freien Volkes zum Schutze des Rechtes; auch seine übrigen heiligsten Interessen schützte es durch Bündnisse. Vom König verlassen, von den Fürsten angegriffen, wußte die Nation ihre Freiheit und ihren Besitz nicht anders zu schirmen, als durch Associationen derer, die gleiches Interesse hatten, durch Eidgenossenschaften. Und dies Mittel bewährte sich trefflich. Ihm verdankten die Bauerschaften in der Schweiz und an der Nordsee ihre Unabhängigkeit, die deutschen Städte ihre Freiheit und Blüthe. Unter Ludwig dem Baier, der die Gemeinfreien nicht drückte, wie die Habsburger und die meisten andern Fürsten, entwickelte sich das Bündnerwesen. Karl IV. bedrohte es in der goldenen Bulle; um so thatkräftiger strebte es empor. Die Reichsverfassung hatte überhaupt durch jenes Gesetz eine entschiedene Wendung zu Gunsten der Fürsten genommen und zu Ungunsten des zerstreuten unmittelbaren Reichslandes, der Städte und freien Herren. Dazu kam, daß die Fürsten ihre Macht noch durch Erbverbrüderungen mit andern ihres Ranges zu verstärken und sicher zu stellen

suchten; der Kaiser ging ihnen dabei mit seinem eigenen Beispiele voran. Kurz die Unabhängigkeit der kleinen Reichsglieder war schwer bedroht. Darum schlossen sich diese nun desto fester an einander. Die Städte vergrößerten ihre Bünde unter sich oder errichteten neue zum Schutze gegen die um sich greifende fürstliche Landeshoheit. So thaten besonders die Städte in Schwaben und Franken, am Rhein und in der Wetterau. Zu gleichem Zwecke schloß auch die Ritterschaft Vereine. Aber wiewohl der Adel für seine eigene Unabhängigkeit gegen die Fürsten kämpfte, so wollte er doch die der Städte nicht aufkommen lassen, und so hatten die Städte eine doppelt schwierige Stellung. Um so mehr lernten sie den Werth der Einigkeit schätzen, um so aufmerksamer wachten sie, daß die Freiheit in ihren Gemeinwesen gesund blieb, um so rühmlicher waren ihr Selbstvertrauen und ihre Ausdauer. Dies war besonders in Schwaben der Fall. Dort strebte Graf Eberhard III. von Würtemberg, zubenannt „der Greiner" (d. h. der Zänker) oder „der Rauschebart", über die Reichsstädte wie über den Adel Landeshoheit zu gewinnen. Da entstanden gegen ihn mehrere Bünde des Adels; einer hieß der der „Schlägler", an deren Spitze stand der Graf Wolf von Wunnenstein, genannt der gleißende Wolf; ein anderer der der „Martinsvögel"; beide waren in Niederschwaben. In Oberschwaben bestanden die Adelsbünde „vom Schwert" und „von der Krone" wider die Städte. Eberhard der Greiner kam durch den Adel in harte Bedrängniß; die Städte, im Zwist mit dem Adel, boten ihm ihren Beistand. Er aber machte dann mit dem Adel gemeinsame Sache wider sie. Die Bürger wurden (1372) bei Ulm besiegt. Doch ihr Selbstvertrauen verließ sie nicht und sie hielten nur um so fester zusammen.

Um alle diese Verhältnisse kümmerte sich Kaiser Karl IV. nur so weit, als er daraus Vortheil für sein Haus ziehen konnte. Je nach dem augenblicklichen Nutzen begünstigte er bald die Städte, bald ihre Widersacher. Seine selbstsüchtige und treulose, aber schlaue Staatskunst ließ ihn alle Zustände im Reich zu Gunsten Luxemburgs ausbeuten, und langsam, aber sicher erreichte der kluge Mann seine Zwecke. Am meisten vergrößerte er sich auf Kosten des Hauses Wittelsbach. Dieses sank von der Höhe, zu welcher Kaiser Ludwig der Baier es emporgebracht hatte, und zwar größtentheils durch eigene Schuld, welche Karl IV. wohl zu benutzen verstand. Er begünstigte die pfälzische Linie Wittelsbach, welche von der bairischen getrennt war. So fand er wenig Widerstand, als er dieser uneinigen Familie die erste und wichtigste Erwerbung Ludwig's des Baiern, nämlich Brandenburg, entwand. — Nach dem Tode seiner älteren Brüder herrschte über die Mark Otto der Faule, Kaiser Ludwig's unwürdiger Sohn. Dieser junge Fürst, in Ueppigkeit und Trägheit versunken, war schwach genug, in des Kaisers Netze zu fallen, der halb mit List, halb mit Gewalt ihn dazu brachte, Brandenburg für einen Spottpreis (200,000 ungarische Gulden) an jenen zu verkaufen (im Vertrage zu Fürstenwalde 1373). Für die Mark war dies freilich kein Unglück. Sie erhielt nun statt eines elenden Fürsten einen weisen. Karl IV. ließ ihr manche von den Vortheilen zukommen, die sein kluges Regiment Böhmen bereits verschafft hatte. Er bereiste selbst das Land, führte mancherlei Verbesserungen ein, und als Grundlage einer geordneten Verwaltung ließ er ein Landbuch der Mark anfertigen, in welchem alle Grundstücke, Münze, Maß und anderes

ſtatiſtiſches Material verzeichnet waren. Wie Brandenburg an die Luxemburger, ſo war ſchon früher (1363) ein anderes wittelsbachſches Beſitzthum an die Habsburger verloren gegangen, nämlich Tirol. Margareta Maultaſch hatte ſich nämlich nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard mit dem jungen Herzog Rudolf IV. von Oeſterreich vermählt und es dieſem als Mitgift zugebracht. In der Folge (1428) ging auch Holland für die Wittelsbacher verloren und kam an Burgund, welches Karl IV. nebſt Artois und Flandern 1361 Philipp dem Kühnen, dem Sohne König Johann's von Frankreich, zu Lehen gegeben hatte, und welches nun, zum Theil auf Deutſchlands Koſten, als ein eigenes mächtiges Reich wieder erſtand. Um ſo ſtattlicher wuchs die Macht des luxemburgiſchen Hauſes. Es beſaß in Böhmen ein herrliches Erbreich, welches Karl IV. durch weiſe Verwaltung blühend gemacht und durch Erwerbung angrenzender Länder ſehr vergrößert hatte. Durch Geld und liſtige Unterhandlungen waren die Lauſitzen und die Mark Brandenburg dazugekommen; ſchon 1355 auch Schleſien. Dieſes Grenzland war, wie Pommern, im 12. und 13. Jahrhundert durch deutſche Einwanderung und Städtegründung, ſowie durch ſeine deutſch gebildeten und vom deutſchen Kaiſer belehnten Herzoge germaniſirt worden. Seine Fürſten (piaſtiſchen Geſchlechts, polniſchen Stammes) neigten daher mehr zu Böhmen als zu Polen; beide Reiche machten ſich längere Zeit die Oberhoheit über die getheilten ſchleſiſchen Herzogthümer ſtreitig, bis es den Luxemburgern gelang, den König Kaſimir von Polen zur Verzichtleiſtung auf Schleſien zu bewegen (1337), das dann Karl IV. im Jahre 1355 förmlich in Böhmen einverleibte und ſo zu einem Theile des deutſchen Reiches machte. Immer bedacht, auch für die Zukunft neue Erwerbungen anzubahnen, vermählte der Kaiſer ſeinen Sohn Sigmund mit Maria, der Erbtochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, und ſo bekam das Haus Luxemburg auch auf dieſe beiden Reiche die Anwartſchaft.

Wie Städte und Adel durch Eidgenoſſenſchaften, ſo ſtärkten ſich Kaiſer und Fürſten durch Erbverbrüderungen. Einen ſolchen Bund ſchloß Karl IV. auch mit den Habsburgern, die er im ganzen begünſtigte, weil ſie ihm als Gegengewicht gegen Wittelsbach dienten. Deren Macht ſchritt ebenfalls vorwärts; ſie ſtrebten dem Kaiſer nach, auch in glänzenden Regierungshandlungen. Nach dem Vorbilde Prags, gründete Herzog Rudolf IV. von Oeſterreich 1365 in Wien eine Univerſität, und um auch für ſich zu ſorgen, legte er ſich den Titel eines Erzherzogs bei.

Während Karl IV. unermüdlich für das Beſte ſeines Geſchlechts arbeitete, gelang es ihm auch, zum Beſten des Reiches das Bündniß zwiſchen Frankreich und dem päpſtlichen Hofe zu trennen, welches für Deutſchland ſo lange verderblich geweſen war. Er wußte, daß die Päpſte ſelbſt ihrer Abhängigkeit vom franzöſiſchen Hofe überdrüſſig waren, und ſchloß ſich nun feſter an ihr Intereſſe. So ſchwächte er Frankreichs Uebergewicht, und da er ſich den päpſtlichen Anforderungen willig unterwarf, ſo hatte Deutſchland auch von dieſer Seite nichts mehr, wie früher, zu befürchten. Freilich ward Deutſchlands Selbſtändigkeit theuer genug — um die Erniedrigung des kaiſerlichen Anſehens — erkauft. Als der Papſt Urban V. die bisherige päpſtliche Reſidenz Avignon verlaſſen hatte und nach Italien zurückgekehrt war, führte ihn Karl IV. (1367) feierlich in die Stadt Rom ein; da ritt der Papſt auf

einem prächtig aufgeschmückten Rosse und der Kaiser ging wie sein Diener nebenher, des Rosses Zügel in der Hand! Doch bereits war auch der Umschwung einer schweren Zeit vollendet. Schon siechte das Papstthum tiefinnerlich, und dessen unnatürliche Weltherrschaft schwand dahin durch das moralische Verderbniß, welches die Kirche in ihrem Oberhaupt und in ihren Gliedern durchdrungen hatte. Bald kam dies zum Vorschein. Im Jahre 1378 wurden zu gleicher Zeit zwei Päpste erwählt, Urban VI. in Rom und Klemens VII. in Avignon; beide stritten um die Herrschaft, jeder behauptete der rechtmäßige zu sein und verfluchte den andern. Das war der Anfang der großen Kirchenspaltung (des „Schismas"), welche zum Aergerniß aller Gläubigen 39 Jahre dauerte.

Am Abende seines Lebens vollendete Karl IV. sein langes Werk für die Größe seines Geschlechts; er verschaffte nämlich seinem ältesten Sohne Wenzel durch Bestechung der Kurfürsten (also den Bestimmungen der goldenen Bulle zuwider) 1376 die Nachfolge auf dem Throne. Um die Gelder zur Wahl und Krönung aufzubringen, hatte er Eberhard dem Greiner die Reichsvogtei in Niederschwaben überlassen, die demselben dazu dienen sollte, von den schwäbischen Städten Geld zu erpressen. So verpfändete sie der Kaiser an ihren ärgsten Feind. Früher hatte er sie aus Selbstsucht begünstigt, ihnen das Recht, Bündnisse unter sich abzuschließen und Kriege zu führen, zugesprochen, sie von auswärtigen Gerichten befreit und ihnen zugesichert, daß das Reich sie niemals veräußern dürfe. Jetzt gab er sie preis, ebenfalls aus Selbstsucht. Doch die Städte wollten sich nicht gutwillig der Habsucht des Kaisers und seines Vogtes unterwerfen. Sie erneuerten und vergrößerten ihren Bund zu Schutz und Trutz, gaben ihrer Eidgenossenschaft eine zweckmäßigere Kriegsverfassung, befestigten ihre Mauern und Thürme und stellten ein Heer auf. Sie benutzten dabei die wichtige Erfindung des Schießpulvers, welche der freiburger Franziskanermönch Berthold Schwarz (der schwarze Mönch genannt) im Jahre 1354 gemacht haben soll. Unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger wurde diese Erfindung schnell ausgebildet; schon im Jahre 1360 war in Lübeck eine Pulvermühle; bald gab es in den meisten Städten geschickte Stückgießer, und die Geschütze (Donnerbüchsen genannt) wurden nun mit dem größten Erfolge statt der alten Steinschleudern bei Belagerungen angewendet. Im Besitz der neuen furchtbaren Waffe, gegen die nicht Schild noch Panzer schützte, nahmen es die Bürger um so kühner mit Fürsten und Adel auf. Vergeblich that der Kaiser die verbündeten schwäbischen Städte in die Acht, vergeblich zog er selbst mit dem Reichsaufgebot vor Ulm, welches das Haupt (der „Vorort") des Bundes war; er konnte es nicht bezwingen und verordnete deshalb einen Stillstand. Im folgenden Jahre 1377 besiegten die Städter den Herzog Friedrich von Baiern, der dem Kaiser beistand, bei Altheim, und dann am 14. Mai bei Reutlingen den Grafen Ulrich von Würtemberg, Eberhard des Greiners Sohn, der die Reutlinger vom hohen Felsenschloß Achalm herab bedrängt hatte, und trieben ihn, nachdem viele seiner Ritter und Knechte erschlagen worden, in die Flucht. Als der alte Greiner dies vernahm, zürnte er seinem Sohne schwer und schnitt, als sich dieser mit ihm an den Tisch setzte, schweigend das Tischtuch vor ihm entzwei, zum Zeichen, daß er keine Gemeinschaft mit ihm haben wollte, bis Ulrich seine Ritterehre vom Flecken

334

Eberhard der Greiner und sein Sohn.

der Flucht rein gewaschen habe. — Wie der Kaiser die Erfolge der Städte sah, gab er nach, erkannte ihren Bund an und nahm die Verpfändung zurück. Graf Eberhard sträubte sich zwar dagegen, allein der Städtebund griff ihn in seiner eigenen Stadt Stuttgart an und zwang ihn zum Frieden; er mußte der Vogtei entsagen.

Während so die süddeutschen Städte fest verbunden für ihre bürgerliche Freiheit stritten und die Angriffe der Landesfürsten auf ihre Reichsunmittelbarkeit siegreich zurückschlugen, erkämpfte sich im deutschen Norden der Städtebund der Hansa die Handelsfreiheit gegen Dänemark und Norwegen. Waldemar III., der König dieser Länder, hatte 1361 Wisby, eine Stadt, die zum Hansabunde gehörte, erobert; dafür bekriegte ihn die Hansa. Ihre Flotte, von dem kühnen Bürgermeister von Lübeck, Hans Wittenborg, geführt, kaperte die dänischen Schiffe, landete in Dänemark und eroberte Kopenhagen. Aber bald darauf ließ sich Wittenborg von den Dänen überfallen, die ihm mehrere seiner Kriegsschiffe („Orlogschiffe") wegnahmen. Dafür ließ ihn, als er heimkam, der Rath von Lübeck enthaupten. Um das Unglück zu rächen, verbanden sich nun die Hansestädte in Masse, siebenundsiebzig an der Zahl, und rüsteten gegen den Dänenkönig, der ihren Bund verhöhnte und durch neue Beschädigungen reizte. Die Strafe ereilte ihn rasch; Dänemarks Küsten wurden von den Hanseflotten verwüstet, Kopenhagen wieder erobert und geplündert, und Waldemar selbst aus seinem Reiche verjagt. Auch in Norwegen landeten die Hansen und steckten da an zweihundert Ortschaften in Brand. Nun mußte der dänische König bei den gewaltigen Bürgern um Frieden bitten. Er erhielt ihn (24. Mai 1370 zu Stralsund), doch unter harten Bedingungen. Er mußte bedeutende Geldsummen zahlen und versprechen, daß Dänemark ohne Einwilligung der Hansa keinen König erhalten, noch einen als rechtmäßig anerkennen solle, der nicht vor seiner Thronbesteigung die Rechte und Freiheiten bestätigt habe, welche der Hansa, besonders in Bezug auf den Handel, in seinem Reiche zustänben.

So erwarben die Hansestädte hohen Ruhm und zu ihrer Handelsübermacht, welcher der ganze Norden Europas unterlag, auch große politische Bedeutung. Der Kaiser selbst schmeichelte ihnen darum; sie aber brauchten sich weder um seine Gunst, noch um seinen Zorn zu kümmern. Diese Macht und Selbständigkeit verdankten sie der Einigkeit, dann aber auch dem großen Wohlstande, welchen der Handel ihnen zuführte. Derselbe war vorherrschend Seehandel und umfaßte das ganze Gebiet der Ostsee- und den größten Theil der Nordseeländer. In den skandinavischen Reichen, in Rußland, in England, in den Niederlanden, überall hatten die Hansen ihre Komtore und Faktoreien. Sie vermittelten den Handelsverkehr des südwestlichen mit dem nordöstlichen Europa und gewannen dabei um so mehr, als sie den nordischen Handel geradezu monopolisirten. Die englische Wollenproduktion, der norwegische Fischfang, der russische Pelzhandel waren fast ganz in ihren Händen. Ihre wichtigsten Faktoreien waren zu Brügge in den Niederlanden, zu London, zu Bergen und Drontheim in Norwegen, zu Nowgorod in Rußland. Mit der letzteren Stadt trieb besonders Lübeck regsten Verkehr. Dorthin führten die Hansen, die daselbst ein eigenes Quartier besaßen und Gäste (Sommer- und Wintergäste) hießen, von Deutschland ein: Wein, Tuch, Spiegel, Messer, Nadeln, edle Metalle — Waren, die sie zum Theil selbst wieder aus dem

südwestlichen Europa bezogen. Dagegen holten sie aus Rußland kostbares Pelzwerk, Leder, Wachs.

Wie die Hansa eifrig bedacht war, ihren Handel im Nothfall mit Gewalt zu schützen und zu heben, so hielt sie auch mit großer Wachsamkeit darauf, daß die andere Grundlage ihrer Macht, ihre Eintracht, bewahrt blieb. Sie hatte ihr eigenes Schiedsgericht, auf daß keine Stadt die andere bei einem fremden Herrn verklage; sie richtete Hansetage ein, wo die Abgeordneten der einzelnen Städte zusammenkamen. Es wurden da von allen Abgaben zur Bestreitung gemeinsamer Bedürfnisse erhoben, und ungetreue Bundesglieder in den Bann der Hansa gethan. Diese Strafe hieß Verhansen; eine verhansete Stadt verlor alle Rechte des Bundes, namentlich ward sie von dem Handel, dem gemeinsamen Lebensquell, ausgeschlossen, erhielt auch keinen Schutz wider Feinde. Zugleich sorgte die Hansa auch für Aufrechthaltung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung in den einzelnen Städten. Endlich vermied sie, sich allzuviel in die Angelegenheiten des deutschen Reiches zu mischen. Darum lehnten auch die Lübecker die Ehren, mit welchen der listige Kaiser Karl sie fester an sich und seine Hausinteressen zu ziehen gedachte, klüglich ab. Auch konnte ihnen in der That von Kaiser und Reich wenig wahrhaft gutes kommen, denn beide waren in allem Gemeinnützigen fast ohnmächtig. Das war zumal der Fall, als Karl IV. im Jahre 1378, zwei Monate nach der Kirchenspaltung, starb und sein siebzehnjähriger Sohn Wenzel den deutschen Thron bestieg.

Wenzel war ein roher, jähzorniger, grausamer Mensch, ohne Achtung vor Tugend und Seelenadel, tief versunken in gemeinen Lüsten, in denen sein Herz verhärtete, sein Geist verwilderte. Das war nicht der Mann für jene ernste Zeit; Deutschland bedurfte damals mehr denn je eines Königs von Ehre, Rechtschaffenheit, Klugheit und Entschlossenheit, um die vielfach verworrenen Kämpfe zwischen Fürsten, Adel, Bürgern und Bauern zum allgemeinen Besten zu schlichten. Wenzel bekümmerte sich jedoch wenig um das Reich, und wenn er es zuweilen that, beging er meistens Mißgriffe.

Das regste bunteste Leben herrschte damals in Schwaben, wo es so viele kleine freie Reichsglieder gab. Auf diesen beruhte zum größten Theile die Wirksamkeit des Reiches. Denn sie bedurften desselben um ihrer Freiheit willen am meisten. Dieselbe ward fortwährend von den benachbarten Landesfürsten angegriffen, und der Kaiser, statt sie dauernd zu schützen, benutzte die Spannung der dortigen Reichsstände, um von beiden Theilen Geld zu erheben. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Reichsvogtei über Schwaben. Die Landesherren, und zwar besonders der Würtemberger in Niederschwaben, der Habsburger in Oberschwaben, suchten sie in ihren Besitz zu bringen, um sie zur Unterdrückung der reichsfreien Städte und Adeligen zu mißbrauchen. Dagegen drangen die Städte immer darauf, daß der Kaiser die Vogtei, d. h. die Oberaufsicht und Wahrnehmung der königlichen Rechte, selber handhabe. Kaiser Wenzel war nun so gewissenlos, daß er bald nach seinem Regierungsantritt trotz seines bestimmten Versprechens die Vogtei über ganz Schwaben wieder verpfändete, und zwar an den Herzog Leopold III. von Oesterreich für 40,000 Goldgulden (1380). Dadurch fühlte sich aber auch Eberhard der Greiner, der die Vogtei gern selbst gehabt hätte, verletzt, und so traten nicht bloß die kleinen, sondern alle Reichsglieder Schwabens dem neuen Vogte ent-

gegen. Ihr Mittel war wieder die Eidgenossenschaft. Zunächst schlossen die schwäbischen Städte, einunddreißig an der Zahl, einen Bund unter sich und mit dem Pfalzgrafen Ruprecht und mit Baden, zur Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit gegen jedermann. Dies Bündniß ging auch gegen Eberhard den Greiner, der seine Feindschaft gegen die Städte keineswegs aufgab. Er gewann vielmehr dadurch wieder größere Macht und seine Bestrebungen mehr Nachdruck, daß er sich an die Spitze der schwäbischen und rheinischen Ritterbünde zu schwingen wußte. Solche Adelsverbindungen waren die vom „Löwen", „Wilhelm", „St. Georg" in Schwaben, der „Hörnerbund" in der Wetterau, der der „Sterne" in Hessen.

Ihr Zweck war ein doppelter: Widerstand gegen die Landesfürsten zum Schutze der Freiheit, und Widerstand gegen die Städte zum Schutze der Adelsvorrechte. Daher hielten es die Städte denn auch für nöthig, gegenüber der Ausbreitung dieser Adelsbünde, die in Eberhard dem Greiner ein gefährliches Haupt erhalten hatten, eine Vereinigung der schwäbischen mit den rheinischen Städten herbeizuführen (1381). So maßen sich die Kräfte in reger Wechselwirkung. Aber da jeder Theil sein Recht zu behaupten willens und stark genug war, und insbesondere der große Städtebund Achtung gebietend dastand, so zog der Graf von Würtemberg es vor, noch vorläufig Frieden zu halten; er näherte sich sogar den Städten, um den Herzog von Oesterreich in seiner Vogtei nicht aufkommen zu lassen. Der letztere gab indessen seine Ansprüche keineswegs auf; er suchte sich vielmehr in Schwaben festzusetzen, Zölle und Domänen an sich zu reißen und erbitterte dadurch die Gemeinden immer mehr. Darum bemühten sich die schwäbischen Städte, in einen Bund mit den Eidgenossen in der Schweiz zu treten, die ja auch von dem Reichsvogte bedroht waren. Wirklich kam zu Konstanz 1385 ein großer Städtetag zu Stande, wo einundfünfzig freie Reichsstädte vom Rhein, von Schwaben und Franken eine Vereinigung mit fünf Schweizer Städten, Zürich, Bern, Solothurn, Zug, Luzern, gegen Herzog Leopold schlossen. Allein die Bauernkantone in der Schweiz, welche der Kern der dortigen Eidgenossenschaft waren, wollten mit den Städtern nichts zu schaffen haben. Sie wollten nur ihr eigenes Recht im eigenen Lande bewahren und sich nicht in fremde Händel mischen, hielten auch die Schweizerstädte ab, ihre Vertragsverbindlichkeiten gegen die deutschen Städte zu erfüllen. So zeigte sich, bei der allgemeinen Spannung zwischen Fürsten und Adel und Städten, auch noch eine besondere zwischen den Städten und den freien Landgemeinden.

Herzog Leopold aber vertrug sich mit den schwäbischen Städten, um seine ganze Macht gegen die Schweizer wenden zu können. Er hegte gegen sie den alten Haß seines Geschlechts, und der Abfall der tapfern Männer in Entlibuch, der Bürger von Sempach und mehrerer anderer österreichischer Unterthanen, welche zu den Eidgenossen geschworen hatten, reizte jetzt seinen Zorn aufs heftigste. Leopold war ein hochherziger, aber stolzer Fürst und bedachte nicht, wie arg seine Amtleute das Volk bedrückt und bis zum äußersten getrieben hatten; und so betrachtete er die Eidgenossen, zumal die Luzerner, als Anstifter jenes Abfalls, während eigentlich der Uebermuth des österreichischen Adels daran schuld war. Entschlossen, manche alte Schmach seines Hauses zu rächen, kam er denn jetzt in den Aargau, um die Schweizer zu be-

strafen und für sein Land, Volk und Recht zu kämpfen. Da frohlockte aller Adel und rüstete mit Macht und Pracht, um die verhaßte Volksfreiheit zu zertrümmern. Binnen zwölf Tagen schickten 167 geistliche und weltliche Herren den Eidgenossen Fehdebriefe zu, und viertausend Ritter, das Fußvolk ungezählt, zogen unter Oesterreichs Banner ungeduldig, voller Siegeshoffnungen ins Feld. Doch auch die Eidgenossen konnten es kaum erwarten, dem übermüthigen Adel, der sie so oft gehöhnt hatte, auf Schwertslänge nahe zu kommen; sie freuten sich, ihre eigene Sache auch bloß mit eigner Faust ausrichten zu können, ohne Beistand des Städtebundes; sogar Bern blieb ohne Theilnahme.

Herrlich zog Leopold an der Spitze seiner stattlichen Ritter, er selbst der Edelste von allen, von Baden durch den Aargau, über Sursee gegen das Städtlein Sempach heran, das am Luzerner See liegt; er gedachte Luzern durch Ueberfall zu bewältigen. Als er vor Sempach kam (es war am 9. Juli 1386 zur Erntezeit, ein heißer Tag, und die Schnitter mähten das Korn), da standen die Eidgenossen — nicht mehr als 1500 — auf der Anhöhe im Walde und erwarteten die Ritter. Diese vermaßen sich, das Häuflein der Bauern allein, ohne Hülfe des Fußvolks zu vernichten. Der Herzog hieß die Ritter von den Rossen absitzen. Sie hieben sich, um im Gefecht nicht gehindert zu werden, die langen Schnäbel von den Schuhen ab, wie sie damals getragen wurden, und verspotteten die Bauern. Wohl warnte ein alter Kriegsmann, Hans Ulrich von Hasenburg, die Ritter: „Hoffahrt sei zu nichts gut"; doch sie schalten ihn feig. Sie bedachten nicht, daß ein Unterschied sei zwischen einem galanten Turniere hoch zu Roß und einem Fußkampfe in schwerer Rüstung gegen einen beweglicheren und voll wilder Naturkraft strotzenden Feind. Wie nun die Ritter abgesessen, zogen die Eidgenossen aus dem Walde heraus, die Höhen hinab, aufs Feld, in schmaler Reihe, den Rittern entgegen; sie hatten keine Harnische an und bloß kurze Waffen, Hellebarden, breite Schwerter und Morgensterne; einige trugen Bretter statt der Schilde an den Armen. Die Ritter aber standen in langer Schlachtreihe, ganz in Eisen da, mit Schilden gedeckt, und streckten weitragende Speere vor sich hin; so dünkten sie sich unangreifbar. Die Eidgenossen thaten knieend ihr Schlachtgebet; die Ritter verhöhnten sie drum, als ob sie bei ihnen um Gnade flehen wollten. Die Eidgenossen aber standen auf und rannten mit Geschrei durchs Feld, gegen die eiserne Mauer von Schilden und Speeren. Doch da war kein Ankommen und Durchbrechen. Und wie nun die Ritter die Enden ihrer langen Schlachtordnung, als wie zum großen Halbmond, bewegen, um die Eidgenossen zu umschließen, sinkt der edle Schultheiß von Luzern, Petermann von Gundoldingen, der gegen sie anrennt, auf den Tod verwundet zu Boden; viele andere Luzerner mit ihm. In dieser Noth der Eidgenossen, so berichtet die Sage, ruft plötzlich ein Mann aus Unterwalden, geheißen Arnold Struthan Winkelried, mit lauter Stimme: „Ich will euch eine Gasse machen", springt aus der Reihe hervor, ruft noch hinter sich: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder, liebe, treue Eidgenossen, und gedenkt meines Geschlechts!" und stürzt auf die Feinde; mit beiden Armen umfaßt er so viele von ihren Speeren, als er fassen kann, drückt sie an sich, und wie sie seine Brust durchbohren, reißt er, zur Erde sinkend, sie mit sich hinab. So entsteht eine Lücke in der eisernen Mauer, und dicht an einander stürmen die Eid-

genossen durch dieselbe über Winkelried's Leiche inmitten der Ritter. Dort schwingen sie voll Kampfwuth ihre Schwerter und Morgensterne und schmettern die schwer Geharnischten links und rechts zu Boden. Da erstickt mancher in der Rüstung. Der Herzog selbst ergreift Oesterreichs Banner und schwingt es hoch über den Leichen seiner Genossen. „Mit euch will ich ehrlich sterben!" ruft er und stürzt sich in die dichtesten Haufen der Kämpfenden. Im Gewühl sinkt er zu Boden; er will sich emporraffen, doch die schwere Rüstung hindert ihn daran. So findet ihn ein gemeiner Mann aus Schwyz; der will es nicht hören, wie sich der Fürst zu erkennen giebt, und ersticht ihn. Martin Malterer von Freiburg im Breisgau, welcher das Banner dieser Stadt trug, findet die Leiche, wirft sich über sie und deckt sie treu vor Feindes- und Freundestritten, bis er selbst zur Leiche wird. Kaum ist der Tod des Herzogs bei den Rittern bekannt, so drängen sich diese voll Entsetzen zur Flucht und schreien: „Die Hengste her!" Doch zwei feige Hauptleute waren mit Knechten und Rossen schon längst von dannen geflohen. Nun verkaufen die Ritter das Leben theuer: aber aller Heldenmuth hilft ihnen nichts; 655 Grafen, Herren und Ritter werden erschlagen, dazu zahlreiches Volk aus den habsburgischen Städten Aarau, Bremgarten, Zofingen. Der Schultheiß von Zofingen, Nikolaus Thut, zerriß das Banner der Stadt, das er trug, damit es nicht in Feindesgewalt käme, und hielt dessen Schaft noch im Tode mit den Zähnen fest. Solcher Großthaten geschahen viele an jenem Tage, an dem im heißen Streit ganze Adelsgeschlechter erloschen, und die Freiheit der schweizer Bauern glorreich errettet ward.

Rasch und mit Glück benutzten die Eidgenossen ihren Sieg, zerbrachen viele Burgen des Adels und bedrängten Habsburgs Macht. Diese war als Feindin der Freiheit so verhaßt, daß niemand mehr Pfauenfedern auf dem Hute trug, weil die Habsburger solche zu tragen gewohnt waren; ja daß in der Schweiz gar kein Pfau mehr geduldet ward. Aber Habsburg und der Adel ruhten nicht, wiewohl 1387 ein Stillstand geschlossen worden war, sondern sannen auf Rache. Im nächsten Jahre bewältigten sie das Städtlein Wesen und bedrohten darnach die Männer von Glarus mit solcher Macht, daß diese schon um billigen Frieden baten. Da ward ihnen als Bedingung vorgeschrieben, sie sollten sich dem Herzog von Oesterreich unbedingt unterwerfen, die Urkunde ihres Bundes mit den Eidgenossen abliefern und gegen diese für Habsburg einstehen. Als sie sich dessen weigerten, zogen sechstausend Ritter und Herren gegen die Landwehr von nur zweihundert Männern heran, welche am Passe Näfels stand. Mathias am Büel war deren Hauptmann. Die Ritter erstürmten die Schanze und brachen ins Land. Die Sturmglocken erklangen, Weiber und Kinder flüchteten; Mathias am Büel aber sammelte indessen fünfhundert Männer und zog mit ihnen zurück an den Berg Rüti; den hatten sie hinter sich und vor ihnen war der Boden voll Felsgeröll. Als nun die feindlichen Reiter herankamen, schleuderten die Glarner Steine unter sie; dann rannten sie zum Kampf. Mit lautem Geschrei zogen dreißig junge Männer aus Schwyz herbei und halfen den Glarnern am Siegeswerk. Die Ritter flohen, die Bauern eilten hinter ihnen her bis nach Wesen an die Brücke; sie brach unter den Rittern. Dritthalbtausend fanden den Tod. Dies geschah bei Näfels am 9. April 1388. — Nun sahen die Herzoge

von Oesterreich, daß sie zu schwach waren, den Eidgenossen im offenen Felde zu widerstehen, darum schlossen sie Frieden mit ihnen, zuerst (1389) auf sieben Jahre, später auf zwanzig. Die Eidgenossen behielten alle Ortschaften, welche sie erobert hatten, bis auf die Stadt Wesen, und erwarben durch Käufe von dem verarmten Adel und durch Verträge noch viele Landschaften, Vogteien, Thäler und Burgen, und immer mehr Städte schlossen sich an sie an; das Recht stand fest, und die Wohlfahrt des Landes gedieh dabei; das waren die Früchte der Einigkeit.

Die große Niederlage, welche der Adel und die Fürstenschaft bei Sempach durch die schweizer Bauern erlitten hatten, benahm ihnen für einige Zeit den Muth, gegen den großen süddeutschen Städtebund feindlich zu verfahren. Allein ihr Haß gegen die reichen und freien Bürger brach bald wieder los. Am Rhein, in Franken, Schwaben, Baiern griffen die Fürsten und Herren die Städte an und diese, durch das Glück der Schweizer ermuthigt, vergalten Gewaltthat mit Gewaltthat. So entbrannte in Oberdeutschland ein großer Krieg, der mit wilder Erbitterung und furchtbaren Verwüstungen geführt wurde. Die rheinischen, fränkischen, schwäbischen, bairischen Reichsstädte standen verbündet gegen den Bund der oberdeutschen Fürsten und Edelleute, der die Herzoge von Baiern, den Pfalzgrafen Ruprecht, den Markgrafen von Baden, den Bischof von Würzburg und die Ritterbünde umfaßte, und dessen Seele der Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg war. Dieser entschied denn auch den Kampf. An der Spitze eines viel größeren Heeres traf er am 24. August 1388 bei Döffingen unweit des Städtchens Weil auf die Scharen der schwäbischen Städte. Da wollte des Greiners Sohn Ulrich seine Niederlage von Reutlingen rächen und drang zuerst ungestüm gegen die Schlachtreihe der Bürger an; aber sie hielten tapfer Stand und warfen ihn zurück; mit dem Tode löste er seine Ritterehre ein. Unerschüttert rief der alte Eberhard: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Steht! die Feinde fliehn!" Aber die Städter kämpften wacker fort; schon glaubten sie den Sieg zu haben. Da fiel ihnen ein neuer Feind in die Seite, der Graf Wolf von Wunnenstein mit seinen Rittern, früher des Greiners Widersacher, jetzt aus Haß gegen die Städter sein Bundesgenoß. Nun begann der Theil ihres Heeres, wo die adligen Söldner der Städte standen, zu fliehen; vergebens widerstand ihr Kern, besonders die Ulmer unter ihrem heldenmüthigen Bürgermeister Konrad Besserer. Ihrer 1500 starben den Heldentod, die andern flohen oder geriethen in Gefangenschaft. Auch die rheinischen und fränkischen Städte kämpften unglücklich gegen die Fürsten und den Adel. Diese mißbrauchten nun ihre Siege, indem sie die Gefangenen mordeten und die städtischen Ländereien wüst legten. Auch König Wenzel trat jetzt gegen die Besiegten auf, wie er denn in der Regel auf die Seite neigte, wo das Glück war. Auf dem Reichstage zu Eger (Mai 1389) schlichtete er den Streit durch ein Mandat (oder einen Reichstagsbeschluß), worin die Auflösung aller Städtebünde und ein Verbot des Pfahlbürgerthums ausgesprochen wurde, nämlich daß die Städte nicht das Recht haben sollten, Bauern oder andere Unterthanen der Fürsten und Edeln als Pfahl- oder Schutzbürger bei sich aufzunehmen. Zugleich wurden alle Reichsstände in ein einziges allgemeines Landfriedensbündniß gezogen und ein Landfriedens-Gericht dafür bestellt, welches die Städte einer-

seits und die Fürsten und Edlen anderseits mit je vier Abgeordneten unter einem königlichen Vorsitzer bilden sollten. Solchen Ausgang nahm der große Krieg der süddeutschen Städte. Ihre Freiheit und Eigenthümlichkeit retteten sie; aber eine gewaltige politische Macht im Reiche war das Bürgerthum nicht mehr. Es mußte dem Landesfürstenthum nun auch in Oberdeutschland die Herrschaft lassen. Der Adel aber, mit dessen Hülfe die Fürsten ihren Sieg gewonnen hatten, bekam dann deren Uebergewicht nicht minder zu fühlen, als der Bürgerstand.

Uebrigens trugen die Bürger selber einen großen Theil der Schuld, daß ihr Kampf ein so ganz verschiedenes Ende nahm, wie der der schweizer Eidgenossen. Diese standen einträchtig zusammen, Bürger, Bauern und selbst Edelleute, und fochten alle in eigener Person. Dagegen dachten die Städter Schwabens, Baierns, Frankens nicht im entferntesten daran, das Landvolk ihrer Gegenden ebenfalls in den Kampf gegen Fürsten und Adel für die gemeine Freiheit zu ziehen, und viele der reichen Bürger fanden es schon bequemer, Söldner auf die Schlachtfelder zu schicken, als selbst zu fechten. Dazu kam allerdings als eine Hauptsache, daß die Gemeinfreiheit in der Schweiz an der schwierigen Natur des Alpenlandes einen mächtigen Beistand hatte, der den Städten des hochkultivirten und mit Ritterburgen besäeten Süddeutschlands fehlte. Darum mißlang auch den Schweizern der Versuch, über ihr Land hinaus die Bewegung der Bauernfreiheit zu tragen, die in den Alpenkantonen immer neue Erfolge errang.

Denn zwölf Jahre nach der Schlacht bei Näfels erhob sich auch das rüstige Hirtenvolk im Gau Appenzell, welcher der reichen Abtei St. Gallen gehörte, und wollte den Druck der Vögte und Amtleute des Abts nicht länger ertragen. Dieser verband sich mit mehreren schwäbischen Reichsstädten, welche, voll Geringschätzung gegen die Bauern, deren Bitten und Vorschläge durch ein Schiedsgericht verwarfen. Nun wandten sich die Appenzeller um Schutz an die Eidgenossen, von denen Schwyz und Glarus auch eine Hülfsschar schickten. So kam es zum Kriege. Die Appenzeller mit ihren Genossen legten sich in den Hohlweg und Wald beim Dorfe Speicher, und als das Kriegsvolk des Abts und der Städter von St. Gallen die Höhe heranzog, wurde es von den Bauern im Engpaß so hart empfangen, daß sechshundert Ritter in ihren Harnischen den Geist aufgaben, und die anderen entflohen (15. Mai 1403). Darauf brachen die Appenzeller die Burgen in ihrem Lande und machten Freundschaft mit den Bürgern von St. Gallen. Durch diese Forschritte fühlte sich der Herzog Friedrich von Oesterreich (Sohn des bei Sempach erschlagenen Leopold) in seinem Gebiete, das an Appenzell grenzte, so bedroht, daß er eifrig rüstete, um dem Abte beizustehen. Aber es erging ihm gar schlecht. Die Hirten, angeführt vom Grafen Rudolf von Werdenberg, der, vom Herzog aus seinem Erbe vertrieben, bei den Appenzellern Bauer geworden war, schlugen eine große Schar österreichischen Adels auf der Höhe am Stoß (17. Juli 1405), und bald darauf erlitt der Herzog selbst von den Bürgern St. Gallens eine Niederlage (am Hauptlisberg). Nach einem neuen Siege, den die Appenzeller (auf der Wolfshalde) über sein Kriegsvolk errangen, gab dann der Herzog den Krieg auf und ging in sein Land Tirol zurück. Nun aber begannen die Appenzeller ihrerseits den Angriff. Mit ihren Eidgenossen fielen

sie in Vorarlberg und Tirol ein, riefen dort das Volk zur Freiheit auf und schlugen bei Landeck des Herzogs Söldner. Weit und breit ging der Schrecken vor den Bauern einher. Im Jahre 1407 eroberten sie viele habsburgische Burgen im Thurgau und belagerten des Herzogs Stadt Bregenz am Bodensee. Da besorgten Fürsten und Adel einen allgemeinen Aufstand des Volkes in Schwaben und Baiern und schlossen einen Bund, um Bregenz zu entsetzen und die Kriegsmacht der freien Bauern zu vernichten. Sie überfielen die Appenzeller vor Bregenz und gewannen in einem furchtbaren Kampfe endlich den Sieg über sie. Diese zogen sich jedoch in fester Ordnung in ihre Heimath zurück. Darauf ward Frieden geschlossen. Die Appenzeller behaupteten ihre Freiheit und traten 1411 in Landrecht und Verein mit den andern schweizer Eidgenossen.

14.

Blüthe und Verfall des deutschen Ordens in Preußen.

... Was herrlich war
Und groß, das sinkt zusammen und vergeht.
Uhland.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts hatte die Macht der deutschen Ordensritter in Preußen durch weise zeitgemäße Verfassung und durch treffliche Verwaltung ihre herrlichste Blüthe entfaltet. Nachdem der Hochmeister (Siegfried von Feuchtwangen) im Jahre 1309 seinen Sitz zu Marienburg aufgeschlagen, und so der Orden Preußen förmlich zum Lande seiner Zukunft erklärt hatte, erhielt die Entwickelung des neuen Staates rasch einen großartigen Aufschwung. Der Orden war nun Landesherr geworden über weite Gebiete und zahlreiche Unterthanen; die bisherigen Einrichtungen desselben paßten daher nicht mehr. Deshalb erhielt er durch den Hochmeister Werner von Orseln (1329) neue Statuten, welche die Zucht der Sitten und die Strenge des Lebens einschärften, die für die Aufrechthaltung des kriegerischen und religiösen Wesens des Ordens nöthig waren. Ferner stellten sie eine praktische Gliederung der Ordensämter her, wodurch den gesteigerten Bedürfnissen und größeren Verhältnissen des Landesregiments genügt ward. Endlich ertheilten sie dem Hochmeister entscheidende Macht, um als Monarch nach innen und außen mit voller Kraft auftreten zu können, ohne daß übrigens dem Beirathe der hohen Ordensbeamten (der Gebietiger) die verdiente Berücksichtigung versagt ward. Die Regierung erhielt demnach eine derartige Zusammensetzung, daß die einzelnen Bestandtheile derselben sich wechselseitig ergänzten. Der Hochmeister, welcher an der Spitze stand, besaß einerseits, weil ihm alle Ritter Gehorsam geloben mußten, so viel Macht, daß er stets mit Nachdruck zum Heile des Ganzen handeln konnte; andererseits war dieselbe durch seine Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel (die Versammlung aller Gebietiger) in so fern beschränkt, als er sie nicht zum Schaden des Ganzen mißbrauchen konnte. Alle Staatsverhältnisse waren dermaßen geordnet, daß keine Selbsthülfe, kein Faustrecht unter der Herrschaft des Ordens aufkommen konnte, und jeder Streit durch die Ordensregierung gesetzlich geschlichtet ward.

Alle überschüssige Streitkraft, die nach innen zu keinen verderblichen Spielraum fand, mußte sich folglich nach außen hin ergießen; das lag überdies auch schon in dem kriegerischen Geiste des Ordens. So geschah's, daß der Ordensstaat in stetem Angriffe sich und die deutsche Bildung immer weiter ausbreitete und bald in weitem Gürtel von der Oder längs der Ostsee bis nach Estland reichte. Nahrung und Weihe erhielt seine kriegerische Thätigkeit nach der Unterwerfung und Bekehrung der Preußen hauptsächlich durch seine Kreuzzüge gegen die heidnischen Litauer, ein streitbares und damals allen seinen christlichen Nachbarn gefährliches Volk. Der religiöse Eifer der Zeit führte dem Orden bei diesem Kampfe zahlreiche Zuzüge, besonders aus dem ritterlichen Deutschland, zu und viele neue Brüder, welche die Ehre und bald auch der weltliche Glanz und Reichthum des Ordens lockte.

Denn wunderbar rasch gedieh das Preußenland, einem großen schönen Garten gleich. Seine weiten fruchtbaren Fluren trugen zahllose Dörfer mit reichen Bauern, blühende Städte mit regem mannigfachem Leben. Volk und Regierung hatten das gleiche Verdienst darum. Denn die Bauern und Bürger, welche der Orden als Ansiedler nach Preußen berufen hatte, brachten ihren deutschen Fleiß, Betriebsamkeit, Scharfsinn mit, und der Orden schützte und begünstigte sie auf jede Weise. Vor allem war ihre Freiheit hier gesichert, wie nirgends sonst im deutschen Reiche. Städtische Freiheitsbriefe (Handfesten) sicherten das Bürgerthum, und auch die Bauern behielten ihr altes deutsches Recht, ihre Selbständigkeit und Wehrhaftigkeit. Dazu zahlte man nirgends in Europa so wenig Steuern als in Preußen; denn der Orden bestritt seine Bedürfnisse von seinen Domänen und führte selber seine Kriege. Endlich verwüstete kein Fehdewesen, wie überall anderswo, die preußischen Gaue; sicher baute der Landmann sein Feld, trieb der Städter sein Gewerbe; die Kriege beschränkten sich auf die Grenzen oder wurden in Feindesland geführt.

Unter den Städten gelangten besonders die an der Ostsee zu großer Bedeutung: Königsberg, Elbing, Danzig, besonders das letztere. Danzig, schon lange vor Ankunft der Deutschen in Preußen eine Stadt und ein Marktplatz an der Weichselmündung, war dann die Hauptstadt der slavischen Herzoge von Pommerellen gewesen. Als diese 1306 ausstarben, bemächtigte sich der Orden dieser wohlgelegenen Stadt und behielt sie seit 1310 im unangefochtenen Besitze. Er ertheilte ihr dieselben ausgedehnten Freiheiten wie seinen andern Städten und durch starke Einwanderung deutscher, besonders lübischer Kaufleute und Handwerker war sie bald ganz germanisirt. Ihre günstige Lage und die Thätigkeit ihrer Bewohner zog den größten Theil des Weichselhandels zu ihr hin; schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war sie die mächtigste blühendste Stadt Preußens. Sie kaufte vom Orden das Markt- und Münzrecht, erbaute im Jahre 1340 die berühmte Pfarrkirche — und wenn beides für ihren Reichthum und Gemeinsinn zeugt, so beweist eine andere Gestalt ihres Lebens, die damals entstand, daß sie ihren Wohlstand durch Wehrhaftigkeit sicherte. Die reichen Patrizier traten nämlich in einen Verein zusammen, die Artusbrüderschaft (im „Artushofe"), welche Handelszwecke verfolgte, aber auch kriegerisches Wesen hatte und die Wehrkraft der Stadt darstellte. — Einen großen Theil ihres Aufschwunges verdankten die preußischen Städte dem Umstande, daß sie frühzeitig in den Hansabund traten, dessen Vortheile sie nun genossen. Danzig

war dann ihr Vorort. Ihr Handel war höchst beträchtlich. Sie führten die reichen Produkte des Landes, namentlich Getreide, Wachs, Honig, Bernstein (erst viel später auch Bauholz) nach dem Westen aus, besonders viel nach England und den Niederlanden, und erhielten dafür von den älteren Kulturländern gewerbliche Erzeugnisse, Wein und Metalle. — Wenn die Bürger reich wurden, so wurde es nicht minder der Bauer, zumal im fetten Marschlande zwischen Weichsel und Nogat (dem „Werder"); manche Sagen berichten von dem massenhaften Wohlstande, der sich hier anhäufte.

Bei solchen Zuständen war der Hochmeister, trotz der verhältnißmäßig geringen Abgaben, die er erhob, einer der reichsten Landesfürsten in Europa; es ward ihm daher leicht, sein Gebiet noch durch Ankäufe zu erweitern; so erwarb er 1346 Estland von den Dänen, 1396 Gothland von Schweden, 1402 die Neumark vom Hause Luxemburg.

Zur Zeit seiner größten Blüthe (am Ende des 14. Jahrhunderts) umfaßte der Ordensstaat ein Gebiet von fast 3000 Quadratmeilen, darin 55 Städte, 10,000 Dörfer, 2000 Höfe, 48 Ordens-Schlösser.

Die glanzreichste Regierung war die des Hochmeisters Winrich von Kniprode 1351—1382. Unter ihm geschahen auch herrliche Kriegsthaten; vor allen der glänzende, obwohl sehr blutige Sieg bei Rudau 1370. Hier wurde ein ungeheures Heer der Litauer unter ihren Großfürsten Kynstutt und Olgierd von dem Ordensheere in furchtbarem Streite geschlagen; neben den Rittern kämpften da die Mannschaften der Bürger, die sogenannten Maien, welche sich großen Ruhm erwarben; denn da schon viele Tapfere gefallen waren, unter ihnen der Ordens-Marschall selber, Hennig Schindekopf, und die Ordensfahne sank, so entschieden sie mit neuer Anstrengung für Preußen den Sieg.

Die Litauer nahmen damals im östlichen Europa eine welthistorische Stellung ein. Ein großes kriegerisches Reitervolk, wurden sie von ihren eroberungssüchtigen Fürsten mit gleichem Sinne erfüllt. Plündernd und erobernd, waren sie der Schrecken ihrer schwächeren Nachbarn, der Russen und Polen, und nur durch hartes Ringen gewann der deutsche Orden ihnen Vortheil ab. Doch hielt der Kampf mit ihnen die Streitbarkeit der Ritter in Uebung, und das war ein großer Gewinn.

Denn allmählich lockerten der Reichthum und die Fülle weltlicher Macht die Bande, welche der Orden in idealer Weltentsagung einst selbst um seine menschlichen Triebe und Begierden gelegt hatte. Der Orden verweltlichte mit der Zeit. Die alte Sittenstrenge ließ nach, Wohlleben und selbst Ausschweifungen traten schon vielfach an die Stelle der früheren Mäßigkeit und Zucht; schon wankte auch der demüthige Gehorsam unter Rittern und Gebietigern. So entstanden im Orden selber Keime des Verfalles. Auch dem Lande gegenüber zeigte er gegen Ende des Jahrhunderts, gerade zur Zeit des größten äußeren Glanzes, bereits nicht mehr die bisherige Trefflichkeit. Er verkannte die Zeit. Die Unterthanen waren durch ihn und sich zu reichem, gehaltvollem Leben gelangt; aber die Grundlagen davon waren Selbständigkeit und Eigenart. Diese begann der Orden zu verletzen, weil er den Begriff der Landeshoheit im Sinne des selbstherrlichen Fürstenthums faßte. Er zog die Zügel straffer an beim Volke, je lockerer die Zucht in ihm selbst wurde. Die Ordensherrschaft mußte aber in demselben Grade empfindlicher drücken, in welchem die

moralische Achtung vor ihm abnahm. Bald fühlten sich alle Stände beleidigt und beschädigt; die Städte, weil der Orden selber Handelsgeschäfte zu betreiben anfing und sich dabei die Zollfreiheit seiner Waren vorbehielt; der Adel, der aus den Resten der alten preußischen Witingsfamilien und aus den eingewanderten deutschen Adelsgeschlechtern bestand, klagte, daß der Orden ihn besteuern wolle wie den Bauer; die ansehnlichsten Grundbesitzer endlich, Edle und Kölmer, waren ungehalten, daß die Kulmer Handfeste nicht mehr geachtet werde, daß man ihr flämisches Erbrecht in magdeburgisches verdrehe, um die erledigten Mannslehen einziehen zu können. Die Unzufriedenheit, zunächst in den selbstbewußteren, höheren Ständen hervortretend, führte schon hie und da zu drohenden Aeußerungen. Die Landedelleute in Westpreußen schlossen im Jahre 1397 nach dem Vorbilde der deutschen Ritterbünde den „Eidechsenbund", einen Verein behufs Wahrung der Adelsprivilegien, und laut forderten die Stände (Ritterschaft und Städte) Antheil am Regiment.

Unter so üblen Vorzeichen schloß für den Orden das vierzehnte Jahrhundert. Seine Macht war bereits innerlich erschüttert, als eine wichtige Veränderung in den Nachbarreichen eintrat, welche auch den äußeren Bestand des Ordens gefährdete. Der Großfürst Jagello von Litauen hatte nämlich bald nach dem Tode des Königs Ludwig von Polen und Ungarn (1382) die Krone Polens erhalten, war zum Christenthum übergetreten und bekehrte auch die Litauer dazu (1386). Nun war also der Kampf des deutschen Ordens gegen diese kein Glaubenskampf mehr, und deshalb zogen auch keine Kreuzfahrer mehr aus Deutschland dem Orden zu Hülfe, während dieser zugleich durch die Vereinigung Polens und Litauens einen doppelt mächtigen Feind gegen sich hatte. Auf Kosten beider Reiche war der Orden groß geworden; jetzt gab ihr Verein ihnen Stärke genug, Rache zu nehmen. Der Orden war zu stolz, die Gefahr durch nachgiebige Unterhandlungen beschwören zu wollen. Beide Theile rüsteten mit äußerster Kraft. Am 15. Juli 1410 geschah bei Tannenberg (bei Osterode) die entscheidende Schlacht. Jagello (in der Taufe Wladislav II. genannt) führte ein Heer von 163,000 Mann herbei, Polen, Litauer, Söldner aus Böhmen, Schlesien, Mähren, selbst Russen und Tataren; ihm stellte der kriegerische, aber unbesonnene Hochmeister Ulrich von Jungingen 83,000 Mann entgegen. Die Ordensritter fochten mit alter Tapferkeit; aber ihr Führer, der Hochmeister fiel, die Massen kämpften nun ordnungslos, die Uebermacht siegte. Die Hälfte vom Ordensheere ward erschlagen, darunter 600 Ritter, der Kern des Ordens; die übrigen wurden zersprengt. Von dieser furchtbaren Niederlage erholte sich der Orden nicht wieder, das Werk von fast zwei Jahrhunderten war tief bis in den Grund getroffen.

Zwar das Aeußerste ward noch abgewendet. Der unerschrockene und edle Heinrich von Plauen, Komthur von Schwetz, rettete durch heldenmüthige Vertheidigung die Marienburg, die Hauptfeste des Ordens. An ihr brach sich nach langer Belagerung der Ansturm der feindlichen Horden. Das große Heer Jagello's löste sich auf, der König ging in sein Land zurück. Der Orden war für den Augenblick gerettet. Aber die Gefahr blieb. Ihr für die Zukunft zu begegnen, mußten vor allem die inneren Schäden des Ordens geheilt werden. Heinrich von Plauen, jetzt Hochmeister geworden, erkannte, was Noth that, und versuchte, es ins Werk zu setzen. Die Sache des erschöpften

Ordens mußte Sache des ganzen preußischen Volkes werden. Darum gestand er 1411 den Ständen eine Volksvertretung mit Antheil an der Staatsregierung zu. Sie hieß der Landesrath, bestand aus zwanzig Adligen und siebenundzwanzig Bürgern, und ein Ausschuß derselben sollte beständig tagen. Aber diese volksthümliche Neuerung reizte die stolzen Aristokraten, die im Orden das Uebergewicht hatten, zu höchster Erbitterung. Viele unter den Rittern murrten noch mehr über die Strenge, mit welcher der Hochmeister die alte Sittenzucht wiederherstellen und den Privatvortheil der einzelnen Ordensbrüder dem Wohle des Ganzen unterwerfen wollte. In seiner Verblendung und Selbstsucht setzte darum der Orden den würdigen Hochmeister ab (1413) und legte ihn, den Retter, sogar in harte Haft, in welcher er bis an seinen Tod schmachtete. Weiter und weiter griff nun das Sittenverderben im Orden um sich; Zwietracht, Ungehorsam, Ausschweifungen jeder Art nahmen überhand unter den Rittern, dazu der Uebermuth gegen die Unterthanen, denen auch der Landesrath wieder genommen ward. Und doch mußten diese jetzt mehr Opfer bringen denn je. Der Ordensschatz war leer, die Kriegsmacht zertrümmert, Söldner sollten geschafft und dafür schwere Steuern gezahlt werden. Immer stärker und allgemeiner ward im Volke der Haß gegen die Ordensherrschaft. Sie ging rasch ihrem Verderben entgegen.

15.

Reform-Versuche. Die Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel und die Hussiten.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!
N. Lenau.

König Wenzel lebte, um die Regierung des Reiches wenig bekümmert, meistens in Böhmen und zwar in Schwelgerei und Grausamkeit. So lange die Reichsfürsten dabei ihren Vortheil fanden, ließen sie ihn gewähren. Dies war unter anderm der Fall, als er 1390 auf einem Reichstage plötzlich alle Schulden an die Juden im ganzen Reiche für nichtig und abgethan erklärte. Fast der gesammte Geldhandel Deutschlands ging damals durch die Hände der Juden, sie waren die Geldmäkler für alle Welt; namentlich dem Adel und den Fürsten besorgten sie die Geldgeschäfte, und jene waren ihnen allmählich tief verschuldet worden. Denn die Juden nahmen große Wucherzinsen, und die vornehmen Herren waren in der Regel schlechte Haushälter. Dem Drucke dieser Schulden machte nun Wenzel's Gesetz ein Ende. Ein solcher Gewaltschritt schien ihm um des allgemeinen Besten willen heilsam, und für ungerecht hielt er ihn deshalb nicht, weil die Juden, dem Herkommen gemäß, des Kaisers Eigenthum, seine Kammerknechte waren. Uebrigens war für Wenzel die Hauptsache, daß diese Maßregel ihm selbst nützte. Er ließ sich von den befreiten Schuldnern gut bezahlen. Sie mußten 15—30 Procent der Schuld an seine Kasse (die „Kammer") entrichten. So suchte er Geld zu erwerben, welches er gar sehr brauchte, weil die königlichen Einkünfte durch den Ueber-

gang der Regalien in die Hände der Fürsten bedeutend geschmälert worden waren. Aus Geldverlegenheit hielt der König auch den Adel feil, wie schon Karl IV. gethan hatte, und Standeserhöhungen durch erkaufte Adelsbriefe kamen immer mehr auf.

Die launenhafte und grausame Gewaltherrschaft, die Wenzel in seinem Böhmen führte, empörte hier alle Stände gleichmäßig. Adel und Geistlichkeit hatte er am schwersten verletzt; weder Rang noch Geschlecht schützten vor seiner wilden Tyrannei, wie er denn einmal den Vikar des Erzbischofs von Prag, Johannes Nepomuk (Johann von Pomuk), weil ihm derselbe für die Rechte der Kirche kühn entgegentrat, in der Moldau ersäufen, und seine eigene Gemahlin, die fromme Königin, weil sie ihm nicht mehr gefiel, von seinen Hunden zerreißen ließ, oder doch nicht hinderte, daß es geschah.

Die Erbitterung gegen den Tyrannen führte zuletzt zum Aufstande. Die böhmischen Großen verbanden sich mit Wenzel's Bruder Sigismund, welcher nach dem Tode seines Schwiegervaters Ludwig im Jahre 1382 König von Ungarn geworden war, und mit seinem Vetter, dem Markgrafen Jobst (Jodokus) von Mähren. Dann nahmen sie den König gefangen (1394). Aber nicht lange danach wußte Wenzel durch Geld seine Befreiung zu erwirken, und kam wieder in den Besitz der Herrschaft. Das Unglück hatte ihn nicht gebessert; er lebte und regierte wie zuvor, trunksüchtig, jähzornig, roh und grausam. Für Deutschland ernannte er (1396) seinen Bruder Sigismund zum Reichsverweser. Dieser aber mußte damals eilig gegen den türkischen Sultan Bajesid ins Feld ziehen, welcher Ungarn bedrohte, und ihn bei Nicopolis (1396) besiegte.

Indessen dauerte die Kirchenspaltung fort, zum Aergerniß der ganzen Christenheit, durch die Hartnäckigkeit der beiden Päpste, Bonifacius IX., welcher 1389 zu Rom, und Benedikt XIII., welcher 1394 zu Avignon erwählt worden war. Immer dringender wurde zugleich die Nothwendigkeit einer gründlichen moralischen Kirchenverbesserung gefühlt. Denn die Geistlichkeit stak in Sittenverderbniß und Verweltlichung, und das Papstthum war durch die „babylonische Gefangenschaft" und das lästerliche und sündhafte Treiben seiner Vertreter um alles Ansehen gekommen. Man erinnerte sich wieder, daß der Papst ursprünglich bloß der Bischof von Rom sei, und daß sein Primat, d. i. seine Oberherrschaft über die ganze Kirche, weder einen rechtlichen, noch einen biblischen Grund habe. Deshalb dachte man an die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung zur Reform von „Haupt und Gliedern", eines Konziliums, welches die ganze katholische Kirche rechtmäßig vorstelle und vertrete, und welchem sich auch die beiden Päpste unterwerfen sollten. Schon 1381 hatte ein Deutscher, Heinrich Langenstein aus Hessen, eine solche Versammlung in Vorschlag gebracht. Nun drangen die Universitäten Paris und Oxford (1398) mit Bestimmtheit darauf. Da raffte sich König Wenzel endlich aus seiner Trägheit auf und kam wegen dieser Angelegenheit mit dem Könige Karl VI. von Frankreich in Reims zusammen; sie beschlossen dort die Absetzung der beiden streitenden Päpste und die Wahl eines neuen rechtmäßigen kirchlichen Oberhauptes. Dabei besorgte aber der Erzbischof Johann von Mainz sein Erzbisthum zu verlieren, welches er von Bonifacius IX. gekauft hatte, und suchte nun jenes Vorhaben zu vereiteln. Auf seinen Be-

trieb vereinigten sich mit ihm die übrigen rheinischen Kurfürsten (1400) zu Oberlahnstein, entsetzten den König Wenzel als untüchtig, unwürdig und ungerecht, und erwählten drei Tage später den Pfalzgrafen Ruprecht. Viele andere Fürsten aber, und zumal auch die oberdeutschen Städte, blieben dem Wenzel treu. So war nun das Reich unter zwei Königen, gleichwie die Kirche unter zwei Päpsten gespalten, und dadurch überall unselige Verwirrung.

König Ruprecht war tapfer und dem Rechte wie der Bildung zugethan; er hatte schon 1386 die Universität zu Heidelberg gestiftet. Gleichwohl konnte er in jener schweren Zeit der Zerrüttung weder zu Macht noch zu Ansehen kommen, weil der Eigennutz und die Eifersucht der Fürsten und der Haß vieler Städte, die er als Pfalzgraf bekämpft und durch grausame Behandlung im Städtekriege von 1388 gegen sich aufgebracht hatte, ihm überall im Wege standen. Er unternahm 1401 einen Römerzug, aber kaum war er bis ins Gebiet von Brescia gekommen, so mußte er (1402) aus Geldnoth schon wieder umkehren. Nun wollte König Wenzel auch einen Römerzug thun, um die Kaiserkrone zu erhalten; aber plötzlich wurde er von seinem Bruder abermals gefangen genommen, und hierauf erkannte der Papst Bonifacius IX. Ruprecht als rechtmäßigen Kaiser an. Bald entkam jedoch Wenzel aus seiner Haft und trat nun in Böhmen wieder mit neronischer Blutgier auf. Dennoch befestigte dies des Gegenkönigs Ruprecht Stellung nicht. Da er mit aufrichtigem Ernst und mit Strenge die Ordnung und Gerechtigkeit im Reiche herzustellen trachtete, wurden ihm die Fürsten vollends abhold, insbesondere eben jener Erzbischof Johann von Mainz, weil Ruprecht die Raubschlösser einiger Vasallen desselben zerstört hatte. Johann verbündete sich gegen ihn mit mehreren andern Fürsten 1405 zu Marbach in Schwaben.

Dagegen gelang es Ruprecht, einen ansehnlichen Theil der Städte durch große Verleihungen von Rechten und Freiheiten, selbst wichtigen königlichen Regalien (z. B. Verfügung über den Blutbann und den Judenschutz) für sich zu gewinnen.

Die allgemeine Verwirrung in Staat und Kirche wurde noch vermehrt, als 1409 eine Kirchenversammlung zu Pisa die beiden streitenden Päpste, Benedikt XIII. und Gregor XII., abgesetzt und statt ihrer einen neuen, Alexander V., gewählt hatte. Da nämlich jene beiden ihre Würde nicht aufgeben wollten, so hatte die Kirche nun drei Päpste auf einmal. Bald danach (1410) starb Ruprecht, und nun wurden durch Parteiung der Kurfürsten zwei deutsche Könige erwählt, Jodokus von Mähren und besonders auf Betrieb des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg der König Sigismund von Ungarn; auch der abgesetzte Wenzel lebte noch in Böhmen, und so hatte jetzt das Reich drei Könige. Jodokus starb jedoch im nächsten Jahre (1411) und Sigismund wurde nun abermals gewählt, und zwar mit Bewilligung seines Bruders Wenzel, welcher bloß den Titel behielt und in Böhmen, als König dieses Landes, noch bis zum Jahre 1419 in seiner alten Weise lebte.

Das Reich kam jetzt wieder zur Einheit. Die Kirche hingegen blieb noch immer in Spaltung; denn nach dem Tode Alexander's V. (1410) wurde Balthasar von Cossa, ein mit Sünden befleckter Mann, als Johann XXIII. zum Papst erwählt. Benedikt XIII. aber und Gregor XII. nannten sich fortwährend rechtmäßige Oberhäupter der Christenheit. Noch schlimmer und

gefährlicher als diese Spaltung war die immer wachsende Verderbtheit der Kirche, sowohl was die Glaubenslehren, als auch was die Sitten der Geistlichkeit betraf.

Schon längst hatte die Geistlichkeit viele neue Begriffe und Lehren, durch welche sie große Macht über die Seelen erlangte, als Glaubensartikel aufgestellt, obwohl diese nicht in den Grundlehren des Christenthums zu finden waren und nicht selten der Absicht Christi selbst widersprachen. So geschah es, daß der göttliche Kern des Christenthums unter einer Menge sinnlicher Vorstellungen allmählich fast ganz vergraben und unkenntlich geworden war. Statt an echte Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit, hielt sich das Volk an den blendenden Schein eines prachtvollen Gottesdienstes und an die strenge Beobachtung der eingeführten Gebräuche, von denen manche völlig heidnisch, einige sogar ruchlose Verhöhnungen der Religion und der Kirche waren. Die Verehrung der Heiligen war durch den Aberglauben in eine wahre Abgötterei ausgeartet. Man schrieb der bloßen Wiederholung mancher Gebete in bestimmter Zahl und gewissen Gebetsformeln übernatürliche Kräfte zu; man glaubte, durch Gebete, vornehmlich der Priester, die Seelen Verstorbener aus dem Fegefeuer zu erlösen, und durch Anlegung eines Mönchskleides auf dem Todbette vor der ewigen Verdammniß gerettet zu werden. Im Allgemeinen bestimmte nicht sowohl die Liebe zu Gott die Herzen der Menschen, als vielmehr die Furcht vor dem Teufel: und der Betrug machte sich die Dummheit zu Nutze, welche oft aus Schlechtigkeit entsprang und immer wieder zu Schlechtigkeiten führte.

Die Erwerbung irdischer Schätze und das allzueifrige Trachten nach immer mehreren waren die Keime des Sittenverderbnisses der Geistlichkeit gewesen. Der Mammon hatte zur Herrschsucht geführt, diese zur Allgewalt, die Allgewalt zum Uebermuth und zur Sittenlosigkeit. Im Uebermuth aber verschwendete die Geistlichkeit ihre Schätze zur Befriedigung ihrer Prachtliebe, ihrer Schwelgerei und ihrer sinnlichen Lüste; und da ihre gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht ausreichten, so ersann sie neue, außergewöhnliche. Deshalb schrieben die Päpste Jubeljahre aus, daß die Menschen ihr Geld auf Wallfahrten nach Rom brachten. Sie verkauften geistliche Aemter und Würden, selbst die Anwartschaft darauf, für welche letztere sie die Einkünfte des ersten Jahres (die sogenannten „Annaten") erhielten. Für Geld löste man in Rom die für Blutsverwandte angeordneten Eheverbote und dergleichen. Die ergiebigste Geldquelle für den römischen Hof war aber der „Ablaß"; darunter hatte man früher bloß eine Nachlassung der Kirchenstrafen verstanden; in der Folge aber eine Nachlassung aller Sünden selbst, nicht bloß der begangenen, sondern oft auch der noch zu begehenden, und zwar für Geld. Jede Sünde hatte dabei ihre Taxe; eigene Ablaßverkäufer zogen mit Fahnen und den Schlüsseln St. Peters in Deutschland umher, riefen den Ablaß wie eine Ware aus und belegten diejenigen mit dem Banne, welche sich diesem Mißbrauche widersetzten. Die Ungebildeten aber, welche daran glaubten, meinten nun, für ihr Geld ungestraft sündigen zu können, wodurch denn die Sittlichkeit desto mehr in Verfall kam.

Indem so das Verderbniß aufs alleräußerste getrieben wurde, begann es auch bereits zu verwesen, um nach den ewigen Geboten des Sittengesetzes,

welches das Weltgesetz ist, frischen, gesunden, neuen Keimen Platz zu machen. Die alte Sehnsucht nach einer durchgreifenden Verbesserung (Reformation) der Kirche in Haupt und Gliedern sprach sich lauter und allgemeiner als Forderung aus. Ein Hauptanstoß der Bewegung ging von England aus. Dort trat in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Johann Wyclef, Lehrer an der Universität zu Oxfort, kühn gegen das Mönchthum und das Papstthum auf, verwarf den Ablaß, die Ohrenbeichte und die Lehre von der Verwandlung des Brotes in Christi Leib, sowie die Gewalt des Papstes, zu binden und zu lösen, und übersetzte die heilige Schrift, deren Gebrauch die Geistlichkeit allenthalben dem Volke vorenthielt, ins Englische. Er starb 1384. Seine Bücher kamen nach Deutschland und Böhmen und fanden daselbst eifrige Leser. Besonders gefielen Wyclef's Ideen von Freiheit den kühnen, trotzigen Böhmen, welche damals durch Kaiser Karl's IV. Fürsorge den Deutschen an Bildung vorangeeilt waren. Tief ergriffen Wyclef's Lehren zumal den beredten Hieronymus Faulfisch (genannt Hieronymus von Prag) und dessen Freund, den frommen und gelehrten Meister Johannes aus Hussinez (genannt Johannes Huß), welcher Lehrer an der Universität und Beichtvater der Königin war. Beide empfahlen und vertheidigten eifrig die Schriften Wyclef's und luden dadurch den Zorn der päpstlich gesinnten Geistlichen in Prag auf sich. Meister Huß predigte (seit 1401) in der Kirche Bethlehem insbesondere gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen die Entartung der Kirche in Glaubenssätzen und Gottesdienst und gegen den Primat des Papstes. Aus Nationalhaß gegen die böhmischen Lehrer an der Universität schlugen sich die Deutschen zu den Feinden des Huß. Diesem aber gelang es, die Verfassung der Universität zu verändern. Die Lehrer und Studenten waren nämlich nach ihrer Herkunft in Nationen geschieden; die Vorstände derselben schlichteten über Geld- und Ehrensachen und wählten den Rektor. Nun hatten bis dahin die Deutschen das Uebergewicht über die Böhmen gehabt; jetzt aber bekamen diese drei Stimmen, und alle übrigen nur eine. Da zürnten alle Deutschen, Lehrer und Studenten, schwer, zogen (ihrer 5000) im Jahre 1409 aus Prag fort und kamen nach Leipzig, wo der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, sie hoch willkommen hieß und die Universität Leipzig stiftete. Huß aber wurde in Prag zum Rektor erwählt und verbreitete seine Lehre, allen Widersachern zum Trotz. Vergeblich lud ihn der Papst Johann XXIII. nach Rom; Huß berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung und eiferte mit seinem Freunde Hieronymus gegen den Ablaßhandel. Da belegte ihn Johann XXIII. (1413) mit dem schärfsten Bann; Huß mußte Prag verlassen und predigte nun dem Volk auf dem Lande.

Indessen hatte sich Sigismund der Kirchenangelegenheit angenommen und bei seiner Anwesenheit in Italien den Papst Johann XXIII. dahin vermocht, daß dieser eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz (oder Konstanz) ausschrieb. Aus allen Reichen der Christenheit waren Patriarchen und Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Aebte, Mönche und Priester herbeigekommen, sodann viele gelehrte Doktoren und Meister von den Universitäten, ferner Gesandte der christlichen Könige, fast alle Reichsfürsten, zahlreicher Adel und vieles Volk. Diese Fremden hatten alle erdenkliche Pracht und Herrlichkeit, aber leider hatten zugleich die Gelehrten ihre Leidenschaften

bei wissenschaftlichen Streitigkeiten, und die Geistlichen eine große Unsittlichkeit mitgebracht, so zwar, daß das Verderbniß, welches durch das Konzilium ausgerottet werden sollte, bei vielen Mitgliedern gerade recht furchtbar zu schauen war, wie denn auch eine Masse gemeiner Dirnen und eine Unzahl von Gauklern und Possenreißern zu dem Troß derselben gehörte. Von den drei streitenden Päpsten war bloß Johann XXIII. nach Kostnitz gekommen. Wenige Tage nach ihm, am 3. November 1414, traf auch Johann Huß dort ein; Sigismund hatte ihm feierlich freies Geleit hin und zurück versprochen, und auch der Papst gelobte ihm, er solle in Kostnitz auf keine Weise gekränkt werden. Die Kirchenversammlung wurde am 16. November eröffnet.

Die ganze christliche Welt sah auf sie mit hochgespannter Erwartung. Man hoffte von ihr Abstellung aller der Mißstände, die seit Jahrhunderten die Kirche und damit auch den Staat zerrütteten; denn beide waren ja damals aufs engste mit einander verwachsen. Man wußte, daß vom Papste und seinen Anhängern eine gründliche Besserung nie ausgehen werde, weil mit einer solchen die übertriebenen Ansprüche des Papstthums und die Sündhaftigkeit seiner Träger unvereinbar waren. Nur sehr ungern hatte Johann XXIII. dem Andringen des Kaisers und der lauten einmüthigen Forderung der Christenheit nachgegeben, das Konzil zu berufen, und es war bekannt, daß er, schon ehe es recht ins Leben trat, sich bemühte, dessen Thätigkeit zu hemmen. Aber zum Glück hatte die Reformpartei bereits ein zu großes Uebergewicht erlangt; sie setzte es durch, daß das Konzil wirklich mit Ernst und Nachdruck an seine große Aufgabe heranging. Dazu war freilich erforderlich, daß die Päpstlichen, die in der hohen Geistlichkeit und unter den Italienern überwogen, verhindert wurden, hier wie auf früheren Konzilien das Heft in die Hand zu bekommen. Freunde der Kirchenversammlung waren besonders die niedere Geistlichkeit und die außeritalischen Völker. Man setzte daher fest, daß die ganze Masse der zum Konzil gehörigen, behufs der Abstimmung in vier Hauptnationen (die deutsche, französische, englische und italienische) geschieden werden, und daß nicht bloß die Priester, sondern auch alle Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechts Stimmrecht haben sollten. Hierdurch erhielt die Versammlung ein volksthümliches Gepräge und demokratischeren Geist, als den Päpstlichen lieb war. Sie suchten mit List und Intriguen so viel als möglich vor der Reform zu retten, anfangs freilich mit geringem Erfolge.

Die erste Angelegenheit, die das Konzil vornahm, war die Kirchenspaltung; sie sollte durch Absetzung aller drei Päpste und rechtmäßige Wahl eines neuen ihr Ende erreichen. Auch setzten die Reformfreunde durch, daß Johann XXIII. in einer Sitzung am 2. März 1415 selber seine Abdankung aussprach. Doch diese Entsagung war nicht ernstlich gemeint. Er nahm sie wieder zurück und entfloh (20. März) mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich-Tirol, als Reiter verkleidet, aus Konstanz nach Schaffhausen. Von dort aus wollte er das verhaßte Konzil durch einen Machtspruch auflösen.

Aber nun erklärte die Kirchenversammlung (am 6. April), daß sie die gesammte katholische Kirche vorstelle, und daß sich auch der Papst allen ihren geistlichen Anordnungen zu unterwerfen habe. So ward feierlich das Konzil über den Papst gesetzt. König Sigismund unterstützte diesen Beschluß. Er sprach die Reichsacht über Herzog

Friedrich aus; die schwäbischen Städte und die schweizer Eidgenossen vollstreckten dieselbe mit großem Eifer und entrissen dem Herzog alle österreichischen Stammherrschaften in der Schweiz. Reumüthig erschien er hierauf wieder in Konstanz und unterwarf sich der Gnade des Kaisers. Johann XXIII. aber wurde am 25. Mai wegen seiner vielen erwiesenen Verbrechen und seines Ungehorsams vom Konzil feierlich abgesetzt und als Gefangener in die Haft des Pfalzgrafen zu Heidelberg gegeben.

Ungeschreckt durch diese große Niederlage strebten die Feinde der Reform in der nächsten Sache, die das Konzil zur Entscheidung vornahm, einen Sieg zu erringen. Es war dies die Ketzerei des Huß. Hier glückte es ihnen besser. Der böhmische Prediger hatte für seine Lehren, die überdies von seinen Feinden verfälscht wurden, bei den gelehrten Theologen wenig Anklang gefunden; sie mißbilligten, daß er die seit so langer Zeit gültigen Glaubenslehren (Dogmen) der römischen Kirche seiner Prüfung unterzog und manche verwarf; die Deutschen waren ihm auch aus Nationalhaß entgegen. Daher gelang es den Kardinälen und den übrigen Päpstlichen, in der Ketzersache zu siegen. Ihrer Verfolgung fiel Huß zum Opfer. — Dem edlen Manne, der freiwillig nach Konstanz gekommen war, um seine Ueberzeugung zu bekennen und zu vertheidigen, begegnete man hier mit roher gewissenloser Gewaltthat. Schon am 28. November 1414 ward er auf Befehl Johann's XXIII., der damals noch Papst war, ungeachtet des kaiserlichen freien Geleites, gefangen genommen und in einen scheußlichen Kerker geworfen. Vergebens verlangte sein Begleiter, der Ritter Johann von Chlum, die Aufrechthaltung des freien Geleites; denn, obwohl der Kaiser wirklich darauf den Befehl zur Freilassung des Gefangenen erließ, so wurde diesem Befehl doch nicht Folge geleistet, und bald war der Kaiser schwach genug, sich überreden zu lassen, daß er zur Beschützung eines Ketzers kein Recht habe. So saß denn Huß in Eisen und Banden und war siech von Kerkerluft und Mißhandlungen, blieb aber starkmüthig, ergeben in den Willen Gottes, seiner Ueberzeugung getreu und entschlossen, lieber Schmach und Tod zu erleiden, als die Wahrheit zu verläugnen. Seine Angelegenheit wurde indessen auch durch den Umstand verschlimmert, daß der Prediger Jakob von Mieß in Böhmen das Abendmahl nach uraltchristlicher Weise, nämlich unter beiderlei Gestalt, des Brotes und des Weines, ausspendete; darin erblickten die Priester, welche es den Laien bloß unter der einen Gestalt des Brotes austheilten, eine Aufhebung ihres Vorrechts; Huß aber hatte jene Ausspendung unter beiden Gestalten gebilligt. Das mußte er entgelten.

Am 7. Juni 1415 ward Huß in einer höchst feierlichen und zahlreich besuchten Sitzung des Konzils vernommen. Seine Widersacher hatten in einer früheren Sitzung die Lehren Wyclef's vorgebracht und deren Verdammung bewirkt. Es wurde ihnen nun leicht, Huß wyclefitischer „Ketzerei" zu überführen. Vergeblich verlangte er, man solle seine Lehren durch die Bibel widerlegen. Man konnte dies nicht, darum verdrehte und verfälschte man seine Sätze, wollte seine Vertheidigung nicht anhören und verhöhnte ihn sogar um jedes Wort, welches er in tiefster Herzensfrömmigkeit sprach. Nicht nur die Päpstlichen, auch jene Männer wollten sein Verderben, die eben selber, und nicht weniger streng als er, gegen den Primat des Papstes und gegen

die Mißbräuche des Papstthums geeifert hatten. Und doch war ihr Beweggrund elend genug. Es war kleinlicher Haß wegen verschiedener wissenschaftlicher Meinungen; denn Huß vertheidigte die Ansichten der sogenannten realistischen Schule; jene Männer aber, die Theologen der Universitäten besonders, gehörten zu der entgegengesetzten Schule, der nominalistischen. Es kam den meisten unter ihnen nicht auf die Wahrheit an, sondern auf den Sieg über den Gegner, und, wie in der Regel bei gelehrten Wortgefechten geschieht, jeder blieb hartnäckig bei seiner Meinung, auch wenn sie nicht die richtige war. Huß verlangte, mit Gründen der Vernunft oder der Bibel widerlegt zu werden; die Gegenpartei (fast das ganze Konzil) befahl in geistlichem Hochmuth, daß er sich überwunden gebe vor ihrer Autorität. Seine Feinde waren hier Kläger und Richter zugleich; so mußte er wohl verurtheilt werden. Mit Trugschlüssen und Drohungen aller Art wurde er in dieser und einigen folgenden Sitzungen, dann noch in seinem Kerker bearbeitet, damit er sich füge, seine „Irrthümer" abschwöre. Er blieb dabei, daß ihm Vernunft und Bibel höher ständen als alle Konzilien.

Da verdammten die versammelten Kirchenväter den frommen und standhaften Mann als einen „verstockten Ketzer" (6. Juli); das war sein Lohn, daß er, begeistert für die unverfälschte Wahrheit des Evangeliums und die unbefleckte Würde der Kirche, die eingeschlichenen Mißbräuche und schlechten Satzungen in Lehre und Verfassung der Kirche angegriffen hatte. Kaiser Sigismund aber schändete seine Ehre damit, daß er dem Huß sein gegebenes Wort brach, das freie Geleit verletzte und ihm sogar mit dem Feuertode drohte, wenn er nicht widerrufe. Die Pfaffen hatten es verstanden, jenen auch als politisch gefährlich darzustellen; so lieh ihnen denn der Kaiser seinen Arm gegen den Ketzer.

Nachdem Huß so ungerecht verurtheilt worden war, rissen ihm sieben Bischöfe seine Priesterkleider ab, setzten ihm eine mit Teufelsfratzen bemalte papierne Krone auf und riefen: „Wir übergeben deine Seele dem Teufel!" „Ich aber empfehle sie in deine Hände, Jesu Christe, der du sie erlöset hast," betete Huß. Hierauf wurde er dem weltlichen Gericht überantwortet und vor die Stadt hinaus auf den Richtplatz geführt, wo ein Scheiterhaufen aufgerichtet war. Schon stand Huß auf demselben, als man ihn nochmals ermahnte, seine Ketzereien zu widerrufen. Fest erwiederte er: „Ich bin mir keiner bewußt. Das, was mir fälschlich zur Last gelegt wird, habe ich nie geglaubt noch gepredigt, und für die reine Wahrheit des Evangeliums, die ich verkündigte, sterb' ich getrost und mit Freuden." Da ward der Scheiterhaufen angezündet. Als die Flammen rings um Huß aufschlugen, sang er zweimal mit lauter Stimme: „Jesu Christe, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner;" beim dritten Rufe wehte ihm der Wind Flamme und Rauch ins Gesicht, und er erstickte. Als seine Leiche verbrannt war, wurde die Asche in den Rhein gestreut. Am 30. Mai des folgenden Jahres (1416) starb auch sein kühner und edler Freund Hieronymus von Prag muthig in den Flammen den Ketzertod.

Das unglückliche Ende des böhmischen Ketzers gab den Feinden der Kirchenreform neuen Muth, sie faßten immer mehr Fuß auf dem Konzil. Die Partei der Kardinäle und die Bettelmönche, beides eifrige Freunde eines

übermächtigen Papstthums, weil dieses ihre alten, jetzt vielfach angefeindeten Institutionen schützte, wußten die Reformpartei allmählich von der Leitung des Konzils zu verdrängen. Das Mittel dazu war eine neue Papstwahl.

Johann XXIII. war vom Konzil abgesetzt*); Gregor XII. hatte aus freien Stücken auf die Papstwürde verzichtet; zu dem starrsinnigen Benedikt XIII. reiste nun Kaiser Sigismund selbst nach Spanien, um ihn zu demselben Schritte zu bewegen. Auch wurden die Herrscher von Spanien veranlaßt, sich von ihm abzuwenden. Der greise Benedikt aber wollte nicht entsagen und schleuderte ergrimmt den Bannfluch auf die ganze Welt, wiewohl niemand darauf achtete; das Konzil entsetzte auch ihn dann der päpstlichen Würde (am 26. Juli 1417).

Es fragte sich jetzt, ob, nach Beseitigung der drei Päpste und der Kirchenspaltung, ein neuer allgemeiner Papst zu wählen, oder ob zuvörderst das Werk der Kirchenverbesserung vorzunehmen sei. Geschah jenes zuerst, so war dieses schwerlich durchzuführen, weil eben die ungeheuren Mißbräuche und Schäden des Papstthums selber zu bessern waren, und ein Papst die Verringerung seiner Macht, die Einschränkung seiner Gewalt voraussichtlich nach Kräften hindern würde. Aber gerade darum arbeiteten die Kardinäle und alle Reformfeinde aufs äußerste dahin, daß sofort ein Papst gewählt werde. Seit dem Falle Benedikt's XIII. hatte sich die spanische Nation als fünfte dem Konzil angeschlossen. Es gelang nun den Päpstlichen, diese, wie die französische Nation (d. h. deren Vertreter auf dem Konzil) für ihre Ansicht zu gewinnen. So standen denn die drei romanischen Nationen (Italiener, Franzosen, Spanier) den beiden germanischen (Deutschen und Engländern) gegenüber. Bald darauf brachten die Reformfeinde auch die englische Nation auf ihre Seite, und nur die deutsche hielt noch das Banner der Kirchenverbesserung empor. Aber zuletzt gab auch sie nach, da einige ihrer hohen Geistlichen sich von den Kardinälen durch persönliche Vortheile gewinnen ließen. Nur das erreichten die Deutschen, daß das Konzil erklärte, sofort nach geschehener Papstwahl die Reform vornehmen zu wollen, und daß es beschloß, es sollten zum Wohle der Kirche auch in Zukunft von Zeit zu Zeit Konzilien gehalten werden.

So ward denn (10. November 1417) ein neuer Papst gewählt. Die reformfeindliche Partei wußte die Wahl nach ihrem Willen zu lenken; sie fiel auf einen Kardinal und Italiener, der ganz ihren Ansichten angehörte. Er nannte sich Martin V. und handelte sogleich im Sinne des alten päpstlichen Unwesens. Alle Bemühungen der Reformpartei machte er durch schlaue Unterhandlungen oder durch Gewaltschritte zunichte. Von Abschaffung der päpstlichen Anmaßungen und Erpressungen wollte er so wenig wissen, wie von anderen Kirchenverbesserungen. Nur unbedeutendes gestand er zu. In der Hauptsache ward die Reform für spätere Zeiten aufgeschoben, und da im folgenden Jahre eine Seuche ausbrach, so war ihm das ein gelegener Vorwand, um die Kirchenversammlung aufzulösen (22. April 1418).

Das war das Ende der großartigen Versammlung, auf welche die Welt und die Gutgesinnten unter den Geistlichen so viele Hoffnungen gebaut hatten.

*) Er blieb nur fünf Jahre in Haft, dann ward er freigegeben und sogar wieder zur Kardinalswürde befördert.

Es blieb wieder alles beim alten. Die Kirche hatte sich selbst reformiren wollen, Kaiser und Reich, Universitäten und Klerus hatten zusammen gewirkt, und der Versuch war dennoch kläglich gescheitert, der Sieg durch welsche List wieder dem Papstthum zugefallen. —

Eine bessere Frucht hatte das Konzil zu Konstanz in politischer Hinsicht getragen. Um Benedikt XIII. zur Abdankung zu bereden und sich mit den Herrschern von Frankreich und Spanien über das Schisma und die Kirchenversammlung zu besprechen, hatte Kaiser Sigismund dorthin Reisen gemacht, zu welchen er die Kosten durch Anlehen aufbrachte; denn er war ein verschwenderischer Fürst und daher stets geldbedürftig. Hier machte sich nun sein Freund und bester Gehülfe, der Zoller Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg um ihn von neuem verdient, indem er ihm theils neue Vorschüsse leistete, theils sonst mit Rath und That beisprang. Noch mehr hatte er sich durch tüchtige Führung der Statthalterschaft in der Mark ausgezeichnet. Dafür trat ihm der Kaiser (1415 zu Konstanz) die Markgrafschaft und Kurwürde Brandenburg ab, welches Land so von den Luxemburgern an die Zollern kam. Im Jahre 1417 erhielt Friedrich von dem Kaiser zu Konstanz feierlich die Belehnung mit dem Kurfürstenthum. Damit eröffnete sich in dem ruhmreichen zollernschen Geschlechte dem Vaterlande eine neue schönere Zukunft. Aber sie war noch fern, und die dem Konzil nächstfolgende Zeit war für das Reich in hohem Grade traurig. Ein furchtbarer, langjähriger Religions- und Racenkrieg mit entsetzlichen Verheerungen war alles, was das deutsche Volk von dem Wirken der Kirchenversammlung zunächst gewann.

Denn als in Böhmen die Kunde von Hußens Hinrichtung erscholl, schrieen nicht bloß seine Freunde um Rache; das ganze böhmische Volk erhob sich in tiefer Entrüstung und betrachtete die Religionsfreiheit als Nationalsache. Die Stände beschlossen (1416), jeder Edelmann sollte das Recht haben, auf seinen Gütern Hußens Lehre predigen zu lassen. Hußens Anhänger nannten sich ihm zu Ehren Hussiten; Niklas, Gutsherr von Hussinez (Hußens Geburtsort), stellte sich an ihre Spitze. Nach der Lehre von der Ausspendung des Abendmals an die Laien unter beiderlei Gestalt („sub utraque") nahmen jene nun den Kelch (welcher den Laien bisher verweigert worden) zum äußeren Sinnbild, und nannten sich „Brüder vom Kelch" (oder Kalixtiner) oder „Utraquisten". Bald verführte sie der religiöse Eifer zu Grausamkeiten; Priester und Mönche, welche sich weigerten, das Abendmal unter beiderlei Gestalt auszutheilen, wurden mißhandelt, gefoltert, ermordet, Kirchen und Klöster geplündert und verwüstet. Eine Bannbulle des Papstes Martin V. entflammte die Wuth des Volkes nur noch mehr. An die Spitze der Hussiten stellte sich ein gewaltiger Kriegsmann, Johann Ziska von Trocznow. Sie hielten Volksversammlungen auf einem Berge im Bechiner Kreise, welchen sie Tabor hießen, nannten sich darnach Taboriten und boten kühn dem König Wenzel Trotz.

Als dieser (1419), vom Schlage gerührt, kinderlos gestorben war, wollte sein Bruder Sigismund, als einziger Erbe aller Stammlande des Hauses Luxemburg, die Regierung Böhmens antreten. Aber die Böhmen gedachten ihm seinen Wortbruch an Huß und weigerten sich, ihn anzuerkennen. Durch

übel angebrachte Strenge gegen die hussitische Lehre und deren Anhänger erbitterte er die Böhmen noch mehr und entzündete einen Bürgerkrieg, welcher mit Sturmeseile allerorten aufflammte. Aus Parteiwuth wurden scheußliche Grausamkeiten verübt und noch grausamer gerächt. Um diesen Gräueln ein Ziel zu setzen, legten die katholischen Landherren und die Prager, welche gemäßigter waren, als die übrigen Hussiten, dem König ihre Forderungen in vier Artikeln vor, welche die „Prager Artikel" heißen. Sie verlangten darin: „Freiheit des Predigens in der Landessprache, Ausspendung des Abendmals an die Laien unter beiderlei Gestalt, ferner, daß die Geistlichen ihre Schätze und Besitzthümer aufgeben und hinfort ein apostolisches Leben führen, endlich, daß alle Sünden und Laster, sowohl bei den Geistlichen als den Laien, ausgerottet werden sollten." Sigismund verwarf diese Artikel unbedingt, den wilden Taboriten hingegen waren dieselben noch viel zu mild und gemäßigt. Gleichwohl vereinigten sich beide Parteien gegen Sigismund, welcher beiden gleich verhaßt war.

Denn nicht bloß religiöser Fanatismus, auch Racenhaß stachelte die slavischen Böhmen (Czechen) zu wilder Erbitterung gegen die Deutschen. Die Seele des Aufstandes waren die Taboriten; sie kämpften für Glauben und Freiheit mit der ganzen Kraft eines begeisterten Volkes. Ihre Hauptmasse und Stärke bildeten die Bauern, die in Huß ihren Heiligen und Märtyrer verehrten. Nach dem Tode des Niklas von Hussinez (1421) wurde Johann Ziska, welcher sich „Johann vom Kelch, in Gottes Hoffnung Hauptmann der Taboriten" nannte, ihr alleiniger Anführer. Er gab den ungeordneten Scharen Regel und Zucht und lehrte sie eine Kriegskunst, die volksthümlich und den Umständen angepaßt war. So wurden die Dreschflegel in den kräftigen Händen der fanatischen Bauern zu furchtbaren Waffen. Allmählich richtete Ziska, der großes Feldherrngeschick hatte, auch Reiterei und selbst Artillerie bei seinem Heere ein, welches bald regelmäßige Gestalt gewann und auch durch Ordnung und Zusammenwirken seinen Feinden überlegen ward. Schon 1419 hatte Kaiser Sigismund, der in den Böhmen nur eine Rotte Empörer sah, den Krieg begonnen. Mehrmals (1420, 1421, 1422) zog er dann mit vielem Kriegsvolk gegen die Hussiten, und der Papst ließ überall das Kreuz wider die Ketzer predigen. Aber die Ritter und Söldner wurden von den handfesten Bauern niedergehauen, und die Kreuzheere liefen voll Schrecken vor den wüthenden Hussiten auseinander. Und doch kamen die Kreuzfahrer in Massen von Hunderttausenden. Aber es ist der Geist, der siegt. Es wiederholt sich hier in Böhmen dieselbe Erscheinung wie in der Schweiz: ein begeistertes Volk, das rücksichtslos dreinschlägt, im Kampfe auf Leben und Tod; ihm gegenüber ein Heer, das für eine ungerechte Sache ficht und keineswegs das äußerste dafür wagen mag. Uebrigens trug die neue Kriegsweise, die Ziska aufgebracht hatte, sehr viel zu den Siegen der Hussiten bei. Sie kämpften regelmäßig, in großen Infanteriekörpern, gestützt auf bewegliche Wagenburgen oder hinter denselben gedeckt; nach dem Takt der Feldmusik und unter dem Schall ihrer geistlichen Kriegslieder droschen sie mit ihren schweren Flegeln die Feinde nieder, während ihre Reiter und Feuerschützen in das Kreuzheer Unordnung brachten. Der Kaiser hatte keinen Feldherrn, der es mit Ziska aufnehmen konnte; wiewohl erblindet, schlug dieser an der Spitze

der Seinen alle Angriffe ab, und als er 1424 starb, traten andere an seine Stelle, die fast ebenso ausgezeichnete Feldherren waren wie er; namentlich die beiden Procope (der Große und der Kleine) hatten sein Talent überkommen.

Bisher hatten sich die Hussiten nur vertheidigt. Die wachsende Erbitterung gegen die Deutschen und Katholischen, dann die Lust an Sieg und Beute, welche ihr Glück nährte, trieben sie jetzt, auch selber anzugreifen. Unwiderstehlich brachen sie aus Böhmens Grenzen hervor und trugen Mord und Brand in die Nachbarländer, nach Sachsen, Meißen und Franken, Oesterreich, Ungarn, Schlesien. Vergeblich waren alle päpstlichen Predigten zu Kreuzzügen, vergeblich alle Reichsaufgebote gegen sie. So oft die deutschen Heere den Grenzen Böhmens nahten, wurden sie geschlagen oder flohen. Dies schmähliche Kriegsunglück der Deutschen kam (außer jenen vorhin angeführten Gründen), auch daher, daß in Deutschland selber das Fehdewesen fortwährend wüthete und die Reichsstände schwächte. So waren die einzelnen Gaue in schlechter Wehrverfassung gegen einen solchen Feind, dessen revolutionärer Fanatismus überdies den höheren Ständen Grauen machte, die niederen eher anzog als erbitterte. Nur an einigen Orten, wo Bürger und Bauern sich ermannten, und, nicht angesteckt von der allgemeinen Bestürzung, den hussitischen Raubscharen sich mit gleichem Todesmuth entgegenstellten, da wurden die Böhmen zurückgeschlagen, wie 1429 in Schlesien und 1432 von den Bürgern der Stadt Bernau in Brandenburg.

Erst nachdem der Glaubens- und Bürgerkrieg in Böhmen Jahre lang unsägliches Elend angerichtet hatte, und Tausende hingemordet waren, neigte sich Sigismund zur Nachgiebigkeit; aber die Böhmen trauten ihm nicht. Auch wollten die Päpstlichen den Ketzern keine Zugeständnisse machen.

Das Bedürfniß des Friedens, der auch in Ungarn durch die Einfälle der Türken gestört wurde, war jedoch so allgemein dringend geworden, wie das einer Kirchenverbesserung. Man fürchtete, Kirche und Reich würden gänzlich zerfallen, und der Kaiser wünschte die Reform, weil er davon die Beruhigung Böhmens und neue Stützen für das Kaiserthum erwartete, welches jetzt im Reiche fast ohne alle Macht war. Darum sollte noch einmal die Reform durch eine Kirchenversammlung versucht werden, und auf das einstimmige Verlangen der Christenheit, welchem der Kaiser Ausdruck gab, berief endlich Papst Martin V. ein neues Konzil, das im Jahre 1431 zu Basel zusammentrat. Zwar eiferte Martin's Nachfolger, Papst Eugen IV., heftig dagegen und gebot den versammelten Kirchenvätern, auseinander zu gehen. Sie behaupteten jedoch standhaft, ein Konzil stehe über dem Papste, welcher bloß das dienende Oberhaupt desselben sei.

Indessen hatte sich Sigismund (1431) nach Italien begeben, um sich dort von dem Papste zum Kaiser krönen zu lassen. Schwach und gewissenlos, ließ er sich dabei die tiefste Demüthigung gefallen und gab allen Anmaßungen des Papstes willig nach. Es kam ihm nur auf den Krönungspomp an, die echte Würde gab er für Aeußerlichkeiten preis. So empfing er die Kaiserkrone (1433). Bei dieser Gelegenheit erneuerte er den Doppeladler als kaiserliches Reichszeichen, ein Wappen, das aus Byzanz stammte und unter den Hohenstaufen angenommen, dann aber wieder bei Seite gelegt worden war. Von jetzt an blieb es Zeichen des römisch-deutschen Kaiser- und Königthums.

Im Oktober 1433 langte Sigismund wieder in Basel an, wo sofort die Verhandlungen mit den Hussiten begannen. Diese hatten auf die Einladung des Konzils eine große Gesandtschaft dahin abgeordnet, welche die Bestätigung der vier Prager Artikel forderte. Nach langem Verhandeln wurden endlich (am 30. November 1433) diese Artikel durch die sogenannten „Kompaktaten" (Vergleichsbeschlüsse), jedoch in folgender Ermäßigung, angenommen: „Die Freiheit des Predigens soll gelten, aber nur für verordnete Priester; das Abendmal darf unter beiderlei, aber auch unter einer Gestalt gespendet werden; die Geistlichen sollen keine Güter mehr besitzen, wohl aber solche verwalten; endlich sollen alle Sünden ausgerottet werden, jedoch nur durch die rechtmäßigen Obrigkeiten." Nun unterwarf sich die gemäßigte Partei der Hussiten; die republikanisch gesinnten Parteien der Taboriten und Waisen (die alten Genossen des Ziska) aber weigerten sich voll Erbitterung, jene Kompaktaten anzunehmen. Sie rüsteten sich, wurden jedoch 1434 bei Böhmisch-Brod besiegt.

Nachdem so dem langen Religionskriege ein Ende gemacht war, nahm sich das Konzil eifrig der Kirchenverbesserung an. Unbekümmert um den Widerspruch des Papstes schaffte es viele Mißbräuche in der Verfassung des geistlichen Lebens ab und beschränkte insbesondere die weltliche Macht, die Erpressungen und Anmaßungen des Papstes und der römischen Kirche. Aber die Vermischung der geistlichen und weltlichen Dinge war ein Grundübel, an dem auch das Konzil selber litt. Es nahm für sich das Ansehen und den Einfluß auf die Reichsangelegenheiten in Anspruch, welche es dem Papste aberkannte. Dadurch entfremdete es sich den Kaiser und die Fürsten. Dennoch besaß es wegen seines wahren Reformeifers bei allen Gebildeten und Wohlmeinenden noch großes Ansehen. Darum versuchte Eugen IV. alles mögliche, um es aufzulösen, und berief ein anderes Konzil nach Ferrara in Italien; denn dort hoffte er, durch den überwiegenden Einfluß der italienischen Prälaten seine Interessen durchzusetzen. Aber das baseler Konzil blieb standhaft. Da sich Eugen ihm nicht fügen wollte, so setzte es ihn als einen „hartnäckigen Ketzer" ab (7. Juli 1439) und erwählte statt seiner den Papst Felix V. So gab es nun wieder zwei Päpste und zwei Kirchenversammlungen, und die Kirche fand sich abermals in Spaltung.

Indessen war Sigismund als König von Böhmen anerkannt worden, nachdem er die Aufrechthaltung der Kompaktaten und des hussitischen Gottesdienstes beschworen hatte; 1436 zog er feierlich in Prag ein. Doch kaum hatte er die Gewalt in Händen, so brach er dem Volke seinen Eid. Darüber entstanden denn wieder Unruhen, die auch von der zweiten Gemahlin des Kaisers, Barbara von Cilly, einer lasterhaften Frau, angefacht wurden. Sie zürnte dem Kaiser, weil er dem Herzog Albrecht V. von Oesterreich, dem Gatten seiner Tochter aus erster Ehe, Elisabeth, die Erbfolge von Ungarn und Böhmen zugedacht hatte. Diese Länder wollte sie selbst nach Sigismund's Tode beherrschen; deshalb bot sie noch bei dessen Lebzeiten dem jungen Könige Wladislav von Polen ihre Hand an und schloß sich eng an die mißvergnügten Hussiten. Als Sigismund von der Verschwörung Nachricht bekam, lockte er seine Gemahlin durch List aus Böhmen nach Znaim in Mähren und ließ sie dort gefangen nehmen. Hierauf bestellte er sein Testament und starb bald darnach (am 9. Dezember 1437) im siebzigsten Jahre seines Alters. Mit

ihm erlosch der Mannesstamm des Hauses Luxemburg und dessen Macht. Das Reich verlor an Sigismund nichts. Der schwankende Charakter und heuchlerische Sinn dieses Fürsten haben viel Unglück gestiftet; die entsetzlichen Hussitenkriege, die Fruchtlosigkeit der Konzilien kommen großentheils auf seine Rechnung. Welchen Segen hätte ein tüchtigerer Kaiser an der Spitze dieser Versammlungen wirken können!

16.

Innere Zustände des Reiches.

Schon ringt im wild verworr'nen Streit
Das Neue mit der alten Zeit.

Damals war das Band der alten Reichsverfassung immer lockerer geworden, und die Macht des Kaiserthums zusehends dahingeschwunden, weil sich die Staatsgewalt so vieler einzelner Reichsstände (als Fürsten) über ihre Länder, die früheren Reichsprovinzen, unter besonderen Verfassungen immer kräftiger ausgebildet hatte. Während nun so eine erst in der Entwickelung begriffene neue Gestaltung die alte verdrängte und zersprengte, wurde diese neue Entwickelung noch vielfach gestört und aufgehalten durch gar manche Reste aus der alten Zeit, vornehmlich durch die Eifersucht zwischen Fürsten, Adel und Städten, durch die immerwährenden Zwistigkeiten der Fürsten unter sich, durch die allgemeine Verwirrung im Münz- und Geldwesen, und endlich durch zügellose Fehden. Eine starke Obmacht gab es nirgends, welche die einzelnen dem ganzen unterwarf. Daher that jeder, wie er mochte und konnte, und die Willkür, die überall herrschte, wurde kaum vermindert durch die Gewaltthaten, welche die heimlichen Vehmgerichte zum Schutze des Rechtes ausübten.

Ein trauriges Bild aller dieser Uebel war damals besonders in Baiern zu schauen. Noch immer haderten die Fürsten aus den verschiedenen Linien des Hauses Wittelsbach, welche Baiern unter sich getheilt hatten, mit der größten Erbitterung gegen einander; namentlich die beiden Vettern, Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolstadt und Herzog Heinrich von Landshut. Dieser letztere vergaß im Zorn und weil ihn Ludwig der Bärtige um Zahlung einer rechtlich wohlbegründeten Schuld mahnte, seine fürstliche und ritterliche Ehre so ganz und gar, daß er während des Konzils zu Konstanz seinen Feind Ludwig meuchlerisch anfiel, und der Angefallene konnte vor dem Kaiser nicht Genugthuung erlangen; ja, Herzog Heinrich erhielt sogar einen Begnadigungsbrief. Ganz Baiern wurde durch die Zwiste der Fürsten in Parteien zerrissen. Bei Alling fochten (1422) Baiern gegen Baiern, und die Fürsten eines Blutes gegen einander; dort entschieden die Bürger Münchens, ihren Fürsten Ernst und Wilhelm getreu, das Glück der Schlacht. — Wie übel es um das Recht des einzelnen bestellt war, giebt das Beispiel eines edlen Ritters, Kaspar des Torringer's, zu erkennen. Diesem hatte Herzog Heinrich von Landshut ungerecht das seinige genommen und haßte ihn um so grimmiger, seit die Ritter des Baiernlandes einen Schutz- und Trutzbund aufgerichtet und den Torringer zu dessen Hauptmann gewählt hatten.

Als nun Herzog Ludwig der Bärtige sammt dem bairischen Adelsbunde, der sich ihm angeschlossen, von Herzog Heinrich besiegt worden war, zerstörte letzterer in Abwesenheit des Torringer's dessen Stammschloß. Dieser suchte sein Recht vor dem Kaiser; aber Sigismund wies ihn ab. Da verklagte Ritter Torringer den Herzog Heinrich wegen Mord und Brand bei der heiligen Vehme auf der „rothen Erde" in Westfalen. Und wirklich verurtheilte der Freistuhl zu Bodelschwing unter dem Vorsitz des Freigrafen Alfred Swynde, eines schlichten Bauern, den mächtigen Herzog, erklärte ihn für verfehmt und des Thrones verlustig (1429). Andererseits ward auch Herzog Ludwig der Bärtige vor einem westfälischen Vehmgerichte angeklagt und von demselben verurtheilt. Indessen, wenn auch die Kühnheit dieser Bauerngerichte unter den Fürsten Schrecken verbreitete, so war doch die Vollstreckung der Urtheile gegen die Mächtigen nicht leicht. Zuletzt nahm der Kaiser sich der Sache an und versöhnte die bairischen Herzoge mit einander. Die Freigerichte erreichten aber doch, daß die Familie des Ritters Torringer (der selber gestorben war) Schadenersatz erhielt.

Wilde Leidenschaft zerrüttete damals das Haus Wittelsbach und führte oft zu den schändlichsten Freveln. Mit einem solchen befleckte sich der Herzog Ernst von München. Aus falschem Fürstenstolze verübte er die ruchloseste That, die in seinem Geschlechte seit Maria's von Brabant Ermordung geschehen war. Sein Sohn Albrecht hatte eine Jungfrau aus Augsburg, Agnes Bernauer, liebgewonnen, welche wegen ihrer Schönheit und Tugend bei Jung und Alt „der Engel" hieß. Und wiewohl sie nur geringen Standes war, nämlich eines Baders Kind, so wurde sie doch durch priesterlichen Segen heimlich des jungen Fürsten eheliches Weib. Darüber ergrimmte sein Vater Ernst, und als Albrecht einst in Regensburg zu einem Turnier einreiten wollte, ließ ihm jener die Schranken verschließen, wie einem Unehrlichen, weil er, „wider Sitte und Zucht mit einem Mädchen lebe". Vergeblich schwor Albrecht laut, Agnes sei seine eheliche Hausfrau. Als jedoch keine Vorstellung nützte, führte er sie mit edelem Stolze auf seine Burg zu Straubing und ließ sie dort als Fürstin ehren. Einst aber, als er ferne war, schickte sein Vater nach Straubing, ließ die schöne, unschuldige Frau ergreifen und gefangen setzen und gebot, sie hinzurichten. Gefesselt, wie eine Missethäterin, wurde Agnes auf die Donaubrücke geschleppt und in den Strom gestürzt; als die Wellen, mitleidiger als die Menschen, sie ans Ufer trugen, faßte sie ein Henker mit einer Stange an ihrem goldigen Haar und stieß sie in die Tiefe des Stromes hinab, daß sie ertrank (1436). So opferte ein Vater dem Vorurtheil von Standesgleichheit das Glück seines Sohnes und die Unschuld. — Wie hier der Vater gegen den Sohn, so wüthete später in dem anderen Theile Baierns Ludwig der Höckerige von Ingolstadt ruchlos gegen seinen Vater, Ludwig den Bärtigen. Er belagerte diesen 1443 in Neuburg und ließ ihn in einen verborgenen Kerker werfen. Ganz Baiern stand deshalb im Bürgerkrieg. Selbst als der unnatürliche Sohn (1445) gestorben war, wurde Ludwig der Bärtige nicht frei, sondern von den Verwandten aus einem Kerker in den anderen geschleppt, bis er, 81 Jahre alt, aber trotzig und ungebeugt, in einem Thurm zu Burghausen starb.

Ein ganz anderer Geist als diese Baiernfürsten, beseelte das hochstrebende Geschlecht der Hohenzollern, das jetzt in Brandenburg herrschte.

Der Name Zollern stammt aus dem elften Jahrhundert, wo die Reichsämter erblich wurden und der hohe Adel entstand; er bezeichnete ein schwäbisches Grafengeschlecht*), welches um 1192 auch die Burggrafschaft von Nürnberg erwarb. In dieser Stadt, die seit 1050 als Wallfahrtsort des heiligen Sebaldus und als Messeplatz hervortritt, übten die Zollern die Reichsvogtei aus; 1273 ward dies Amt ein erblicher Territorialbesitz. Schon früher (1248) hatte die Familie auch in Franken Güter (Baireuth) erworben, die im vierzehnten Jahrhundert (1331) durch Ansbach vermehrt wurden. Von jeher gute Wirthschafter, wurden die Zollern reich, seitdem sie auf ihren Gütern am Fichtelgebirge ergiebige Bergwerke entdeckten und eifrig bearbeiten ließen. Ihre Geldmittel erhöhten rasch ihre Bedeutung und Macht. Im Jahre 1363 wurden sie (in Veranlassung der goldenen Bulle) Reichsfürsten und empfingen ihr Burggrafenthum als Fahnenlehen aus des Kaisers Hand. Noch glänzender ging ihr Stern zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auf. Burggraf Friedrich VI., ein kluger, rühriger Mann, fand häufig Gelegenheit, seine ausgezeichneten Talente als umsichtiger Rathgeber und gewandter Unterhändler, und sein großes Vermögen im Dienste Sigismund's zu verwerthen. Als dessen Botschafter trug er viel dazu bei, daß derselbe 1410 zum Kaiser gewählt wurde. Außerdem verpflichtete er ihn durch beträchtliche Geldvorschüsse. Dafür ward er im Jahre 1411 zum Landeshauptmann (Statthalter) in der Mark ernannt, die unter Sigismund's nachlässiger Regierung in äußerstes Elend gerathen war. Große Theile des Landes waren lange verpfändet und von den Inhabern, den Markgrafen Jobst und Procop von Mähren, ausgesogen worden. Eine ordentliche Verwaltung bestand nirgends, die Städte hatten fast alle landesherrlichen Rechte durch Kauf an sich gebracht und schlossen sich ab. Der Adel verwüstete das Land durch wildes Fehdewesen, viele Edelleute trieben offen Raub. So lagen Handel und Wandel darnieder, der Ackerbau war herabgekommen, die Schwächeren, namentlich die Landleute, fielen in die Knechtschaft der Stärkeren. Da sollte der Statthalter nun Ordnung und Recht schaffen. Der schlimmste Feind war der Adel, dessen Eigenmacht und Raubwesen allen Bestand des Staates zerrüttete. Friedrich trat ihm kühn entgegen. Er gebot Unterwerfung unter sein Ansehen und forderte vor allem die Herausgabe der markgräflichen Kammergüter, die der Adel in den gesetzlosen Zeiten der Wittelsbacher und Luxemburger an sich gebracht hatte, und welche die Grundlage der landesherrlichen Macht bildeten. Aber die trotzigen Edelleute, vorzüglich die Raubritter, geführt von Dietrich von Quitzow, wollten von der landesherrlichen Gewalt des Nürnbergers nichts wissen und meinten: „es kümmere sie nicht, ob es auch alle Tage Burggrafen regne." Ihre Empörung erhielt Rückhalt an den Pommern, die durch ein starkes Regiment in Kurbrandenburg sich ebenfalls bedroht fühlten. Anfangs hatten sie Erfolg. Die märkischen und pommerschen Ritter siegten 1412 am Kremmer Damm über Friedrich's Truppen. Aber dieser bewirkte

*) Burg Hohenzollern (unweit Hechingen gelegen) stand seit dem Jahre 1000; Kloster Steinbach im Schwarzwald war das Zoller'sche Hauskloster.

leicht, daß der Kaiser den Bund der Märker und Pommern auflöste, während Friedrich selbst an dem Erzbischof von Magdeburg und dem Herzog von Sachsen Bundesgenossen fand. Er setzte dann den Kampf gegen den Raubadel mit großem Glücke fort, brach, vorzüglich mit Hülfe einer großen Kanone (der „faulen Grete") die Raubburgen und zwang den Adel zur Unterwerfung und zum Halten des Landfriedens (1414). Diese heilsame Thätigkeit setzte Friedrich mit noch höherem Eifer fort, als er (1415, 1417) selber Kurfürst von Brandenburg wurde (als solcher Friedrich I. genannt). Ruhe und Ordnung kehrten in die Mark zurück, die sich von den schweren Leiden der Vergangenheit jetzt unter des Kurfürsten fester und gerechter Verwaltung wieder erholte. Auch für die äußere Macht seines Reiches wirkte Friedrich I. mit Erfolg, wie er denn 1417 vom Kaiser die Oberlehnshoheit über Pommern erhielt und die Pommern, sowie die Mecklenburger zwang, Grenzbezirke, die sie früher von der Mark abgerissen hatten, nämlich die Uckermark und Priegnitz, jetzt zurückzuerstatten. Etwas lauer wurde sein Verhältniß zum Kaiser, als dieser beim Aussterben der anhaltinischen Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg (1423) dieses Land nicht einem Zollern, sondern dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen übertrug. Dadurch kam Kursachsen an die Wettiner. So wurden unter demselben Kaiser Sigismund zwei noch heute blühende Königsgeschlechter (die Wettiner und das größere der Hohenzollern) zu Säulen des deutschen Reiches bestellt.

Bei dem völligen Verfall der alten Reichsverfassung war es so weit gekommen, daß jeder Wohlgesinnte wünschen mußte, es möchten die einzelnen Landesherren recht große und mächtige Gebiete unter ihrem Scepter sammeln, damit doch wenigstens die Theile Deutschlands Kraft und Einheit hätten, wenn einmal das Ganze nicht mehr zusammenzuhalten sei. Denn überall bedrohten die Nachbarn den Bestand des Reiches. Vorzüglich im Westen; dort wuchs das neue Herzogthum Burgund gar gefährlich heran. Es hatte allmählich fast alle Länder zwischen der Maas und Schelde, bis zur Nordsee hinab, an sich gezogen und strebte unter seinem Herzog Philipp „dem Guten"*) immer gewaltiger empor. Entfernter, aber schrecklicher drohte von Osten her Deutschland und dem ganzen Abendlande ein neuer furchtbarer Feind; das waren die Osmanen (oder Türken). Unablässig und unwiderstehlich stürmten sie gegen das längst ohnmächtig gewordene griechische Kaiserthum an und bereiteten schon dessen Untergang. Und war erst diese Vormauer der Christenheit vor ihren siegreichen Waffen in Trümmern zerfallen, dann ergossen sich die Türken auch über Ungarn, dann drangen sie unaufhaltsam auch ins Herz Europa's, in Deutschland ein.

Diesen Gefahren gegenüber zeigte sich die Reichsmacht ganz unzulänglich; sollte sie gestärkt werden, so war eine gründliche Reichsreform eben so nöthig als die Kirchenverbesserung. Viele hofften, daß die letztere, die ja von den Konzilien wirklich betrieben wurde, auch den politischen Zuständen aufhelfen, eine Reform des Reiches anbahnen werde. Aber beide Arten der Reform mißlangen, zum großen Theil durch Schuld des Geschlechtes, das nun wieder zum Kaiserthum gelangte, der Habsburger.

*) Dieser hat 1430 den berühmten Orden des goldenen Vließes gestiftet.

Nach dem Tode Sigismund's war unter den deutschen Fürstenhäusern das habsburgische bei weitem das mächtigste; die Wittelsbacher waren in sich zerfallen, die Hohenzollern und Wettiner noch zu neu im Reiche, die Luxemburger aber im Mannsstamm erloschen und ihre Hausmacht, namentlich Böhmen und Ungarn, an Habsburg gefallen. Diese Dynastie erhielt nun auch die Kaiserwürde. Die Kurfürsten erhoben (1438), zum Theil auf Friedrich's I. von Brandenburg Betrieb, den Herzog Albrecht von Oesterreich, Kaiser Sigismund's Schwiegersohn, auf den deutschen Thron. Albrecht II. war ein thatkräftiger, entschlossener Fürst, voll der besten Absichten für das Wohl des Reiches; aber er starb schon im nächsten Jahre (1439), ohne dieselben ausführen zu können. Erst nach seinem Tode gebar seine Wittwe Elisabeth einen Sohn Ladislaus, welcher darum der Nachgeborne hieß (Posthumus).

Nun erwählten die Kurfürsten Albrecht's Vetter, den Herzog Friedrich von Oesterreich-Steiermark, als dritten dieses Namens, zum Oberhaupte des Reiches; für Deutschland eine traurige Wahl, denn Friedrich III. war ein schwacher, unfähiger Fürst, dem die Ruhe über alles ging. Und doch war er dabei ein echter Habsburger, nämlich voll zäher Selbstsucht, und mit allen Mitteln auf Vermehrung seiner Hausmacht bedacht. Das allgemeine, das Reich, kümmerte ihn wenig und störte ihn nicht in seinen Privatliebhabereien; seltene Steine, Gartenbau, Sternseherei, Goldmacherkunst interessirten und beschäftigten ihn unendlich mehr als Regierungssorgen. Wenn es aber ein habsburgisches Interesse galt, dann rührte er sich und handelte, freilich nicht gar laut und gewaltsam, sondern im stillen, mit List, in der Regel auf Kosten des deutschen Reiches. Am liebsten wartete er ab, denn er war von Natur eben so bedächtig als träge, und ließ das Glück walten, welches auch das meiste für ihn that. Uebrigens war er in Gesinnung so kleinlich als engherzig, und ungeachtet seiner Schwäche doch auch eigensinnig.

Ein solcher Charakter war nicht im Stande, dem gesunkenen Ansehen des Kaiserthums aufzuhelfen, geschweige die großartige Aufgabe eines Reformators von Reich und Kirche zu erfüllen. Friedrich III. dachte nicht einmal daran, sie zu übernehmen. Er begriff diese Forderungen der Zeit nicht: sein Standpunkt war der des beschränkten Egoismus, der nur den nächsten Nutzen im Auge hat. Anstatt im Sinne aller Wohlmeinenden und im wahrhaften Interesse des Reiches sich den Reformbestrebungen des baseler Konzils anzuschließen, verdarb er noch das wenige gute, was trotz der päpstlichen Umtriebe und Anfeindungen durch das Konzil zu Stande gekommen war. Die Versammlung hatte einige Hauptpunkte der allgemeinen Klage, nämlich die Mißbräuche, die der Papst mit seinem Oberaufsichtsrecht trieb, für abgeschafft erklärt und die Wahlfreiheit der Geistlichen, die Beschränkung des Bannes und Interdikts, die Aufhebung der Annaten u. a., sowie die Oberhoheit der Konzilien über den Papst beschlossen.

Diese Gesetze, die doch einigermaßen den Uebergriffen des Papstthums steuerten, waren so offenbar heilsam, daß selbst die für das allgemeine so lässigen Kurfürsten sie anerkannten und zu Reichstagsbeschlüssen erhoben (1439). Inzwischen dauerte das Schisma fort, und es kam darauf an, für welchen Theil sich der neue Kaiser erklären werde. Friedrich III., im Herzen der un-

umschränkten Regierungsform zugethan, erklärte sich gleichwohl anfangs bereit, den Streit des baseler Konzils mit dem Papste Eugen gütlich zu schlichten. Er schickte deshalb seinen Geheimschreiber Aeneas Sylvius nach Rom. Dieser, ein feingebildeter, doch ränkevoller Italiener, war ein Meister in Dicht- und Redekunst, wie in den Künsten des Hofes, aber zugleich ein ganz gewissenloser Mann, der seine Geistesgaben und die Gunst der Umstände nur zur Befriedigung seiner Selbstsucht, insbesondere seines Ehr- und Geldgeizes benutzte; ohne Bedenken opferte er dafür seine Grundsätze. Früher ein heftiger Feind des Papstthums und ein eben so eifriger Vertheidiger der Kirchenfreiheit, trat er jetzt plötzlich, doch heimlich, auf die Seite des Papstes, der ihn und seinen Herrn, den Kaiser, durch sehr ansehnliche Verleihungen von kirchlichen Einkünften und Befugnissen bestach. Eugen IV. wurde nun so kühn, daß er es wagte, die Kurfürsten von Trier und von Köln abzusetzen, weil sie bisher gegen ihn gewesen waren. Freilich mußte er diesen Schritt wieder zurückthun. Denn hier stieß er auf den ernstlichsten Widerstand der deutschen Kurfürstenschaft, die zu Frankfurt einen neuen Kurverein schloß, worin sie gegen die Anmaßungen des Papstes auftrat und zugleich gelobte, die Beschlüsse des baseler Konzils, überhaupt die deutsche Kirchenfreiheit, aufrecht zu halten. Die Kurfürsten schickten in diesem Sinne eine Gesandtschaft nach Rom. Ihr Gesandter, der tapfere und gelehrte Syndikus von Nürnberg und rechtskundige Rath vieler Fürsten, Georg von Heimburg, führte dort die ernste, kühne Sprache der Wahrheit und Unabhängigkeit. Auch nahm der Papst die Entsetzung der beiden Kurfürsten zurück. Im übrigen aber wollte er die Beschlüsse des Konzils nur soweit gelten lassen, als sie ihm keinen Nachtheil zufügten, wodurch jede Vermittelung unmöglich ward. Und es glückte ihm, selbst unter den Kurfürsten eine Partei zu gewinnen; namentlich den Kurfürsten von Mainz, dessen Räthe Aeneas Sylvius mit Geld bestach. Die anderen beruhigte und täuschte Eugen IV. durch einige Zugeständnisse, die er aber durch beschränkende Zusätze oder eigens durch andere Bullen größtentheils wieder zurücknahm. Um so freigebiger spendete er Geld. So bewirkte er, daß Kaiser und Reichsfürsten ihn als alleinigen Papst anerkannten und das baseler Konzil preisgaben. Und auch die geringen Zugeständnisse, welche die Reichsfürsten, auf das Konzil fußend, dem Papste abgedrungen hatten, gingen wieder verloren; der bestochene Kaiser Friedrich III. gab sie auf, indem er im Namen des Reiches mit Nikolaus V., dem Nachfolger Eugen's IV., das „wiener Konkordat" schloß, worin alle Beschränkungen der päpstlichen Macht zurückgenommen wurden (1448). Dies geschah ohne Zuziehung der Fürsten, welche Aeneas Sylvius erst nachträglich, einen nach dem andern, dnrch besondere Zugeständnisse dafür gewann oder auch durch allerlei Verdrehungen täuschte.

So triumphirte das Papstthum. Die Bemühungen der Konzilien waren ganz umsonst gewesen. Aus der Kirchenreform wurde nichts, und die baseler Kirchenversammlung mußte sich nun, von Kaiser und Fürsten verlassen, auflösen (25. April 1449). Der ehrgeizige Aeneas Sylvius hatte sich, durch seine schlaue Beihülfe dazu, den Weg zu kirchlichen Würden gebahnt; er wurde Bischof von Triest. Sein kaum minder schlauer und gewissenloser Herr, Friedrich III., hatte wichtige Einkünfte und Rechte über die österreichische

Kirche und große Geldsummen erhalten und ließ sich durch Papst Nikolaus V. zu Rom die Kaiserkrone aufsetzen (1452). Die deutsche Nation aber war schamlos betrogen.

17.

Die rhätischen Bünde. Die Armagnaken.

Und sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Preiswerth hinüberwallen.
F. Schlegel.

Friedrich III. war kein Freund der Volksfreiheit. Das zeigte er in seinem Verhalten gegen die Vehme und gegen die Schweiz.

Die Landesfürsten fanden sich durch die kühnen Angriffe der westfälischen Bauern-Gerichte schwer beleidigt und verletzt. Schon Kaiser Sigismund hatte auf ihr Andringen Anstalten gemacht, die Vehme zu beschränken. Friedrich III. vollendete dieselben, indem er 1442 durch ein Gesetz („die Arnsberger Reformation") der Wirksamkeit der Freigerichte enge Grenzen zog, so daß sie nur noch ausnahmsweise außerhalb Westfalens thätig eingriffen; auch verminderte er ihre Selbständigkeit durch größeren Einfluß, den er dem Erzbischof von Köln, als dem Oberstuhlherrn, über sie einräumte.

Hier handelte der Kaiser wenigstens gesetzlich. Dagegen war sein Benehmen gegen die Schweizer ganz ungerecht und schändlich.

Immer weiter griff die Volksfreiheit in den Alpen um sich. Seit etwa vier Jahrzehnten war sie in den schaurig schönen Thälern des hohen Rhätiens, wo die Quellen des Rheins auf dem ewigen Eise der Gletscher herabrinnen, und wo das Volk verschiedene Sprachen zu reden beginnt, aufgerichtet worden. Die schlichten Hirten, welche in jenem Lande wohnten, waren von alten Zeiten her dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und vielen mächtigen Edelleuten unterthan gewesen. Diese hatten überall ihre Burgen und mißbrauchten schamlos ihre Gewalt über das Volk. So begehrte der Kastellan von Kardovall im Engadin muthwillig eines Mannes Tochter aus Kamogask. Der Vater brachte sie ihm bräutlich geschmückt nach Kardovall hinauf; wie aber jener die Jungfrau frech umarmen wollte, da durchstieß ihn der Vater mit dem Schwert, und alsobald sprangen seine Freunde herzu, erstürmten Kardovall, zertrümmerten es und befreiten das Land unter den Quellen des Innstroms.

Auch im grünen Schamser Thal trieb der Uebermuth des Adels das Volk zum Aufstande; es brach die Burgen und vertrieb seine Unterdrücker. Aber der Bischof Hartmann gab aus freiem Antriebe seinen Gotteshausleuten das Recht, zu ihrem Schutz und Schirm Bündnisse untereinander zu schließen. So entstand 1396 der Gotteshausbund. Im Oberlande waren viele rechtschaffene Männer im Wald beim Dorfe Truns zusammengekommen und beriethen sich oft heimlich bei Nacht zum Schutz gegen der Herren Gewalt. Und der Abt Peter von Disentis redete bei diesen für die Sache des Volkes. So kamen im Mai 1424 die Boten der Gemeinden in ihren grauen Kitteln

mit den Herren bei Truns zusammen unter einem Ahornbaum und beschworen einen Bund, welcher der „obere" oder „graue" hieß, und wovon in der Folge das ganze Land „Graubündten" genannt worden ist. Zwölf Jahre danach (1436), als Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos gestorben war, kamen die Männer aus seinen dortigen Herrschaften in Rhätien (gegen Tirol hin) zusammen und schlossen, weil sie sich durch seinen Tod als Freie betrachteten, auch einen Bund, der der Bund der zehn Gerichte hieß. Diese drei Bünde haben später (1471) wieder einen großen Bund unter einander geschlossen, zu Schutz und Trutz, für die Volksfreiheit, gegen Gefahren von innen und außen.

Aber über den Besitz der übrigen Toggenburg'schen Herrschaften in den Schweizerlanden entstand Streit zwischen den Eidgenossen. Die Schwyzer und Züricher machten darauf Anspruch — die Schwyzer, weil der letzte Graf bei ihnen Landrecht gehabt — die Züricher, weil er bei ihnen Bürger gewesen. Zwietracht zwischen Freien um Herrschaft! das war der erste Keim des Verderbens für die Freiheit. Die Toggenburg'schen Unterthanen aber wollten freie Männer werden und schworen deshalb zu Schwyz. Da ward Zürich voll heftigen Neides und Zornes, daß es die Toggenburger nicht zu Unterthanen haben sollte, und erhob selbstsüchtig schmählichen Krieg gegen alle Eidgenossen. Dazu fügte es den Verrath. Als die Züricher nämlich von jenen (1440) besiegt wurden, schlossen sie einen Bund mit Friedrich III., welcher, wie seine Ahnherren, die Eidgenossenschaft haßte und gern eine Gelegenheit ergriff, um sie zu zersprengen und die Landschaften wieder zu gewinnen, welche das Haus Habsburg durch die Eidgenossen verloren hatte. Weil sich aber diese mit Kraft und Glück wehrten, Zürich bedrängten, und Friedrich III. selbst nicht Kriegsvolk genug hatte, so bat er, — der deutsche Kaiser! — den König von Frankreich um Hülfe gegen Glieder des deutschen Reiches.

Der König von Frankreich hatte nach Beendigung der englisch-französischen Kriege viel müßiges räuberisches Kriegsvolk in seinem Lande und war froh, dessen los zu werden. Es hieß — nach einem früheren Feldhauptmann, dem Grafen von Armagnac — die Armagnaken (die Deutschen nannten sie spottweise die „armen Gecken"); Ludwig, der Thronerbe (Dauphin) von Frankreich, führte ihrer 40,000 gegen die Eidgenossen. Die Armagnaken zogen (im August 1444) gegen Basel heran.

In dieser Stadt tagte damals noch das Konzil, und Papst Eugen IV. wünschte es durch den Dauphin, den er dafür bezahlte, zu zersprengen.

Die Eidgenossen hoben nun die Belagerung Zürichs auf und zogen dem französischen Heere entgegen. Eine vorausgeschickte Schar, 1600 Mann, traf auf dasselbe bei St. Jakob an der Birs (in der Nähe von Basel) am 26. August 1444. Ungesäumt brachen die Schweizer in die ungeheure Uebermacht des Feindes ein. Zurückgedrängt, hielten sie hinter der Mauer des Krankenhauses von St. Jakob festen Stand, schlugen dreimal den Sturm der Feinde zurück, thaten zwei Ausfälle und wichen nicht, bis die Mauer zusammenstürzte, und das Siechenhaus in Flammen stand. Nach zehnstündigem Kampfe lagen 8000 Armagnaken erschlagen und alle Eidgenossen, bis auf zehn, welche entrannen, aber daheim derbe Schande dafür empfingen.

Nachdem der Dauphin die Schweizer so kennen gelernt hatte, verging ihm

der Muth gegen sie; er vertrug sich mit ihnen zu Ensisheim und zog den Rhein hinab unter furchtbaren Verwüstungen, besonders des Elsasses. Der Kaiser sah thatlos zu; die Reichsfürsten ließen es auch geschehen; das Volk im Elsaß, vom Reiche verlassen oder verrathen, griff endlich selbst zu den Waffen und verjagte die Franzosen.

Indessen wüthete der Krieg der Schweizer untereinander fort; die Eidgenossen überwanden aber ihre Feinde, die Züricher und die anderen österreichisch Gesinnten. Im Jahre 1450 ward dann durch den Schultheißen von Bern der Streit beigelegt; doch mußte Zürich seinen Bund mit Oesterreich aufgeben.

Wie die schweizer Bauern, so erwehrten sich auch die deutschen Reichsstädte jetzt noch ihrer gefährlichen Nachbarn, der Landesfürsten; aber freilich nicht mit gleichem Ruhme oder derselben Entschiedenheit.

Keine Stadt im Reiche war damals so mächtig und wohlhabend wie Nürnberg. Durch Gewerbthätigkeit und Handel hatte hier die Bevölkerung an Zahl und Reichthum ganz außerordentlich zugenommen. In den Reichsanschlägen von 1422, welche die Kriegshülfe jedes Reichsstandes gegen die Hussiten festsetzte, war Nürnberg mit doppelt und dreifach so starkem Kontingent veranschlagt als die einzelnen Kurfürsten, und Aeneas Sylvius sagt in einem Berichte über die damaligen deutschen Zustände: die Könige der Schotten würden sich freuen, wenn sie so herrlich wohnen könnten wie ein einfacher nürnberger Handwerker oder Kaufmann. Solcher Reichthum und solche Macht erregte den Neid und die Habsucht der Fürsten, namentlich des Burggrafen von Nürnberg Albrecht Achilles (Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg). Zwar hatte die Stadt die Burggrafenrechte an sich gekauft (1427); dennoch suchte Albrecht sie unter sich zu bringen, und verbündete sich zu diesem Zwecke mit dem benachbarten Adel, der die reicheren und daher oft übermüthigen Bürger bitter haßte, und mit vielen oberdeutschen Fürsten. Auch die hohe Geistlichkeit haßte die Städter, weil diese freisinnig und dem Pfaffenthum abgeneigt waren. Diesem großen Fürsten- und Adelsbunde stellte Nürnberg seinerseits einen Städtebund, den es mit den schwäbischen Städten schloß, entgegen. Denn die Gefahr, von den Fürsten zu Landstädten herabgedrückt zu werden, war allen gemeinsam. Ein neuer Städtekrieg brach in Oberdeutschland aus, der sich vom Main bis an den Bodensee erstreckte und von 1449—1450 dauerte. Zweihundert Dörfer gingen dabei in Flammen auf. Der Ausgang war ein verschiedener auf den verschiedenen Punkten des großen Kampfplatzes. Die Nürnberger, von Gemeinsinn und altem Bürgermuthe erfüllt, zu republikanischen Tugenden durch ihren edlen und hochherzigen Syndikus Georg von Heimburg angefeuert, besiegten ihren Hauptfeind, den ritterlichen Albrecht Achilles, in einer Schlacht bei Pillenreut (11. März 1450). Die schwäbischen Städte dagegen zogen meist den Kürzeren, weil die Bürger, im Wohlleben schon vielfach verweichlicht, den Felddienst größtentheils ihren Söldnern überließen. Auch ward der Gemeinsinn bei vielen durch Eigennutz gestört; so zeigten sie nicht mehr die alte Kraft. Dennoch gingen die Reichsstädte aus dem Kampfe im ganzen ohne wesentliche Beschädigung ihrer Selbständigkeit und ihres Wohlstandes hervor.

18.

Erfindung der Buchdruckerkunst.

. . . . . Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen!
Schiller.

In den deutschen Städten herrschte damals ein regsamer sinniger Geist, der die reichen Mittel lebendigen Verkehrs und blühenden Wohlstandes zu manchen neuen und großartigen Gebilden in Kunst und Wissenschaft verwerthete. Deutschland war zu jener Zeit vor allen anderen Ländern Europa's das Land der Industrie, und wichtige gewerbliche Erfindungen kamen von hier der Menschheit zu gute. Nürnberg rühmt sich, die ersten Taschenuhren (von Peter Hele um 1380 erfunden), Straßburg die ersten Papiermühlen hergestellt zu haben. Aber die folgenreichste aller Erfindungen ward von einem Bürger des „goldenen" Mainz (wie es damals wohl hieß) gemacht.

Es war die Zeit, da das römische Papstthum über die deutsche Glaubensfreiheit triumphirte, da Reichstage und Kirchenversammlungen sich unfähig erwiesen, den Druck von den Völkern zu nehmen, den eine fremdländische Hierarchie ihnen aufgelastet hatte, da die Kirche im argen lag, und der religiöse Sinn zur Kette verdreht ward. Da erweckte Gott aus der Mitte des deutschen Volkes einen Mann und erleuchtete denselben mit der Gabe einer Erfindung, durch welche der Geist befreit und der Tyrannei für alle Zeiten ihr Stachel genommen worden ist. Dieser Mann war Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, eines edlen Geschlechts, geboren in Mainz zwischen 1393 und 1400. Er war, noch jung an Jahren, bei Gelegenheit eines Streites der Zünfte gegen die adligen Geschlechter, mit vielen andern seines Standes aus seiner Vaterstadt fortgezogen und nach Straßburg gekommen, wo er manche nützliche Kunst pflegte und über das Mittel nachsann, geschriebene Worte in kürzerer Zeit und mit leichterer Mühe bis zu tausend Malen zu vervielfältigen, als dies bis dahin durch das Abschreiben möglich war. Schon seit einiger Zeit war eine Kunst erfunden worden, Bilder zu vervielfältigen; man schnitt sie nämlich auf hölzerne Tafeln, überzog dann die Oberfläche derselben mit einer Schwärze und druckte sie so, vermittelst eines Reibers, auf Papier ab (das war die Holzschneidekunst). Oft wurden auf solche Tafeln auch ganze Schriftzeilen in Buchstaben geschnitzt. Dieses noch rohe, sogenannte Briefdrucken brachte Gutenberg ohne Zweifel auf die Spur seiner Erfindung. Er wollte nämlich in ähnlicher Weise ganze Bücher drucken und unternahm dazu zahllose Versuche. Endlich schnitt er ganze Schriftseiten auf Holztafeln, zertheilte diese, reihte die einzelnen Buchstaben zu Zeilen aneinander, welche er wieder zerlegen und wieder zusammensetzen konnte, und druckte nun den Satz vermittelst einer Presse. Das aber ist eben das Wesen der Buchdruckerkunst, bewegliche Buchstaben, welche zu Worten zusammengesetzt sind, abzudrucken (gleichsam eine sichtbare Nachahmung oder Anschauung der menschlichen Sprache selbst, welche der Geist aus so vielen beweglichen Tönen und Lauten kunstreich zusammensetzt). Es war ein mühseliges Werk, aber die Mühe war dem Gutenberg

selig; denn er lebte einzig in seinem hohen Gedanken, und freudig opferte er in Geduld und Gottvertrauen seinem Werk all sein Hab und Gut. Seit 1444 lebte er wieder in Mainz, und da nun sein Vermögen über seinen zahllosen Versuchen ganz dahingeschwunden war, verband er sich 1450 mit einem reichen Bürger in Mainz, Johann Fust (oder Faust), zum gemeinsamen Betriebe seiner Erfindung, in solcher Art, daß Fust das nöthige Geld zur Einrichtung der Werkstätte (gegen Verpfändung) hergeben sollte, sodann jährlich einige hundert Gulden für Kosten, jedoch nur vorschußweise, Gutenberg aber seine Kunst, seinen Fleiß und seine Zeit; der Nutzen der Unternehmung sollte gemeinschaftlich sein. Es war aber bei der Vervielfältigung von Büchern wohl ein großer Gewinnst zu erwarten, denn ein abgeschriebenes Werk kostete damals oft vierzig Goldthaler oder noch mehr. Also schlossen beide Männer den Vertrag. Nicht lange danach ersann Gutenberg eine leichtere Art, wie in kürzerer Frist, als zum Schneiden so vieler Buchstaben erforderlich war, deren mehrere, dauerhaftere und zierlichere als die hölzernen gefertigt werden könnten; er goß nämlich in Metall Matrizen (d. i. vertiefte Mutterformen) und aus diesen wieder Metallbuchstaben. Mit solchen begann er (1452) den Druck der heiligen Schrift. Wie schlug ihm das Herz vor Freuden, als er nach jahrelangem Hoffen und Harren dem Fust die ersten Blätter seines Druckwerks zeigen konnte! Das ist die sogenannte zweiundvierzigzeilige Bibel. Ein kunstfertiger Mann, Peter Schöffer von Gernsheim, welcher früher Schreiber gewesen war und sich in Fust's Hause befand, ersann während der Zeit eine leichte Art, die Buchstaben zu gießen; er prägte nämlich stählerne Buchstabenformen in Kupfer ein und gewann dadurch schärfere Matrizen. Als Fust Schöffer's große Geschicklichkeit erkannte, gab er ihm seine Tochter zur Frau und gewann ihn für sein Geschäft. Nachdem sich nun Fust so gesichert hatte, nahm er 1455 einen Streit mit Gutenberg über die Abrechnung zum Anlaß, um sich von diesem zu trennen und alles Druckwerkzeug für sich allein zu behalten. Es kam zu einem Proceß; Gutenberg verlor ihn und stand nun wieder so arm und verlassen wie früher in der Welt, betrogen um die Früchte seines Fleißes, und noch dazu ohne Geräth zur Betreibung seiner Kunst. Fust und Schöffer hingegen druckten eifrig fort und förderten 1457 ein herrliches Werk, das Psalterium, zu Tage. Gutenberg verzagte nicht und baute auf Gott. Und siehe, ein braver Mann, Doktor Humery, schoß ihm Geld vor, wovon er sich neues Geräth anschaffen konnte. Damit begann er frisch zu arbeiten und vollendete 1460 den Druck des „Katholikon" (einer allgemeinen lateinischen Grammatik). Die neue Kunst wurde, schon in Folge der Trennung Gutenberg's von Fust, besonders aber der Eroberung von Mainz (1462), durch die Kunstverwandten in alle Länder verbreitet und überall hoch geehrt; Kaiser Friedrich III. verlieh den Schriftsetzern einen Adler, den Buchdruckern einen Greif mit den Druckerballen, nebst gekröntem, offnem Helm, zum Wappen. Man weiß nicht genau, wann Gutenberg gestorben ist (wahrscheinlich 1467 oder 1468); sein Ruhm aber, sein Werk, die Buchdruckerkunst, wird in allen Welttheilen so lange bestehen, als die Menschheit, für welche dadurch eine neue Zeit der Entwickelung begonnen hat. Denn nun hatte das flüchtige Wort Dauer erlangt und gab bei ganzen Nationen tausendfachen Wiederhall; nun konnte keine Kaste mehr sich allein den ausschließlichen Besitz der Wahrheit

vorbehalten; unaufhaltsam wurde diese jetzt Eigenthum des Volkes. Und „die Wahrheit wird euch frei machen!“ sagt die Schrift.*)

19.

Vordringen der Türken. Fortschritte des Reichsverfalls.

Unrühmlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.
Uhland.

Obwohl Friedrich III. selber nur einen geringen Theil der österreichischen Hausmacht besaß, so machten ihm doch die Angelegenheiten seines Geschlechts hinlänglich zu schaffen, weil er die Vormundschaft über seine jungen Vetter, Sigismund von Tirol und Ladislaw den Nachgeborenen, führte, welcher letztere der Erbe von Ungarn und Böhmen war. Die Gewalt, die der Kaiser als Vormund über diese Länder beanspruchte, wurde ihm aber von den Ständen derselben bestritten. Sie verlangten ein selbständiges Regiment und forderten, daß der Kaiser ihnen sein Mündel Ladislaw ausliefere, damit dieser über sie herrsche. Friedrich III. weigerte sich dessen und gerieth dadurch auch mit seinen erbländischen Ständen in Streit, die von dem Grafen von Cilly, einem Verwandten des jungen Ladislaw, aufgereizt, mit den böhmischen und ungarischen Ständen gemeinsame Sache machten. Darüber entstand ein Bürgerkrieg, und im August 1452 zogen die Oesterreicher und Böhmen gewaffnet vor Wienerisch-Neustadt, wo der Kaiser sich befand. Sie liefen Sturm, eroberten die Vorstadt und drangen bis an die Zugbrücke vor dem Wiener Thor; ein einziger Mann, Andreas Baumkircher, vertheidigte, von dreizehn Wunden bedeckt, mit Riesenkraft gegen die ganze Menge diese Brücke, bis sie abgebrochen war und das Gatter niederfiel. Endlich erschrak der Kaiser vor dem Ernst der Völker und übergab ihnen noch in demselben Jahre den jungen König. Mit Jubel wurde der ersehnte Knabe allenthalben begrüßt. Es war ein Sieg nicht bloß der Stände über den Landesherrn, sondern zugleich der Nationalitäten über den Habsburger. Sie benutzten ihren Sieg, indem sie Männer ihrer Partei an die Regierung brachten, die für Ladislaw die Länder verwalten sollten. In dessen Antheil am österreichischen Erblande übernahm der Graf von Cilly, in Böhmen der Hussit Georg von Podiebrad, in Ungarn der tapfere Rumäne Johann Hunyady die Statthalterschaft. Der Kaiser genoß nirgends Achtung und Ansehen; er suchte dann wenigstens die äußere Würde seines Geschlechts zu heben und führte für alle Glieder des Hauses Oesterreich nunmehr (1453) ständig den erzherzoglichen Titel ein, welchen sie noch heute haben.

Während er kraft- und thatlos in Wien saß, zog von Osten eine furchtbare Gefahr heran.

Am 29. Mai 1453 hatten die Türken unter Anführung ihres kühnen Sultans Mohammed II. Konstantinopel erstürmt und das tausendjährige griechische Kaiserthum zertrümmert. Da kam Entsetzen über das ganze Abendland. Der Papst rief die Völker zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen

*) Ev. Joh. 8, 32.

auf; doch mit dem Glauben an die Heiligkeit des Papstes und mit der Achtung vor der Kirche war auch die Begeisterung längst erloschen. Der Kaiser aber hatte nur Thränen, keine Thatkraft. Die deutschen Fürsten kamen zwar auf mehreren Reichstagen zusammen, beriethen sich über einen Zug gegen die Türken und versprachen sogar, den bedrohten Ungarn ein Kriegsheer zu Hülfe zu schicken; gleichwohl vergaßen sie über ihren einheimischen Zwisten ihr Versprechen und gaben die Ungarn den osmanischen Eroberern preis. Da schirmten die Ungarn heldenhaft, in heiliger Begeisterung, ohne fremde Hülfe ihr Vaterland und hielten dadurch auch von dem ganzen Abendlande den Anschwall der verheerenden Völkerfluth aus Osten ab. An der Spitze der Helden standen der Statthalter Johann Hunyady mit dem Schwert in der Hand und ein greiser Franziskanermönch, Johann Capistranus, welcher die Kreuzfahne schwang. Schon früher war Capistranus, welchen das Volk wegen seines strengen Wandels wie einen Wunderthäter und Heiligen verehrte, durch die Lande Oesterreich und Mähren gezogen und hatte, wohin er kam, gegen Irrlehren, Kleiderpracht, Spielsucht und Sittenverderbniß geprebigt; die Flamme der Begeisterung, welche aus seinen Blicken leuchtete, hatte alle Herzen entzündet. Die Zuhörer verstanden die lateinischen Worte seiner Predigten nicht; der bloße Ton seiner Rede erschütterte jedes Herz durch die Kraft des Herrn, die mit ihm war. Seine Zuhörer warfen ihre üppigen Kleider und Geschmeide von sich, brachten Würfel und Karten herbei, schichteten sie zu Scheiterhaufen und verbrannten sie; zahlreiche Sünder gingen in sich und thaten Buße. So geschah es (1451) zu Wien, wo noch heutzutage am Stephansfriedhof des Capistranus steinerne Kanzel zu schauen ist. Durch diese Kraft der Begeisterung hatte derselbe 1456 viel Volk, meistens aus den unteren Klassen, zum heiligen Kampf mit sich fortgerissen und als Kreuzfahrer dem Hunyady zugeführt. Es war hoch an der Zeit. Denn schon stand der siegreiche Sultan, der da wollte: „es solle nur ein Herr auf Erden, wie nur ein Gott im Himmel sein", vor Belgrad und beschoß diese Stadt aus dreihundert Kanonen. Am 21. Juli stürmten die Türken die Stadt; schon gab selbst der kühne Hunyady sie für verloren; doch Capistranus, gottbegeistert, wankte nicht und trieb die Türken zurück. Des andern Tages that er — zwei Ordensbrüder und den Fahnenträger an der Seite — mit seinen Kreuzfahrern, meist Bauern mit Sensen und Dreschflegeln, einen Ausfall; „Jesus" war das Schlachtgeschrei. Bald verkündete es den Sieg. Belgrad war gerettet. Der stolze Sultan flüchtete; 24,000 Türken lagen todt auf dem Plan. Zwei Wochen danach starb Hunyady auf dem Krankenbette, und nach drei Monaten folgte ihm Capistranus.

So war Deutschland vorläufig vor den Türken gerettet. Aber ein Uebel, das größer war als der äußere Feind, blieb und wuchs von Jahr zu Jahr, nämlich die Verkommenheit seiner kirchlichen und politischen Zustände.

Wenn man eine Zeitlang gehofft hatte, daß das Papstthum durch die allerdings mißglückten Reformversuche der Konzilien sich in Zukunft warnen lassen und nach dem Siege Mäßigung zeigen werde, so wurde man sehr bald enttäuscht. Vielmehr begannen die Gelderpressungen unter hundert verschiedenen Titeln von neuem. Sie mehrten sich sogar, indem der Papst eine neue Abgabe unter dem Namen und Vorwande der Türkensteuer erheben ließ.

Das Geld sollte zu einem Kreuzzuge wider die Muhamedaner dienen; ein solcher kam aber nie zu Stande, und das Geld ward in Italien vergeudet. Vergebens mahnten einzelne Reichsfürsten Rom um die versprochenen Reformen, die im wiener Konkordat enthalten sein sollten, aber freilich nicht darin waren. Aeneas Sylvius aber, der nächst dem Kaiser am meisten zum Siege des Papstthums geholfen hatte stieg bis zur Kardinalswürde empor und erreichte endlich im Jahre 1458 das höchste Ziel seines Ehrgeizes: er wurde zum Papste gewählt. Als solcher nahm er den Namen Pius II. an. Die hierarchischen Grundsätze, welche er anfangs selbst bekämpft, dann aber mit so großem Erfolge für sich und für Rom vertheidigt hatte, verkündigte er nunmehr der ganzen Christenheit als Machtgebote. Er wollte das Papstthum im ganzen Umfange früherer Hoheit, aber auch mit allen damit verwachsenen Mißbräuchen wiederherstellen und sah nicht oder wollte nicht sehen, daß die Grundlage der alten Weltherrschaft, die Ehrfurcht der Völker vor dem Papstthum, mit dessen Achtungswürdigkeit dahin war, und daß nur die Mißbräuche blieben. Er hielt die Künste einer gewissenlosen, schlauen Politik für hinreichend, die Welt wieder in das alte Geleise zu bringen, und erreichte durch Unterhandlungen wirklich, daß das alte Unwesen in der Kirche noch eine Weile ungestört blieb. Vornehmlich verdammte er jede Berufung von dem Papste auf eine zukünftige Kirchenversammlung als fluchwürdig, und damit eine solche nie wieder zu Stande komme, schloß er sich enger als je an die Landesfürsten an, die er durch seine unumschränkt monarchischen Grundsätze gewann oder durch listige Unterhändler bearbeitete.

Bei diesen Bestrebungen war der Papst mit dem Kaiser im Bunde. Dieser ließ ihn gewähren, wie er auch sonst im Reiche gewöhnlich alles gehen ließ, wie es mochte. Und es ging übel genug: — im Innern schwere Kämpfe, entstanden durch die Bestrebungen der Fürsten, ihre Macht auszubreiten, sowie durch die Gegenbestrebungen des Adels und der Städte; an den Grenzen Unterjochung der Reichsglieder durch die Nachbarn.

So litten die sächsischen Länder fünf Jahre lang (1445—1450) durch einen Krieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm (den Söhnen Friedrich's des Streitbaren). Dabei hatte dem Kurfürsten sein Hofmarschall, der tapfere Ritter Kunz von Kaufungen, treu gedient und von ihm für manchen im Krieg erlittenen Schaden Güter in Meißen bekommen. Diese sollte er nach dem Frieden (1450) gegen Erstattung seiner eigenen zurückgeben. Als er sich aber dessen trotzig weigerte, verwies ihn der Kurfürst des Landes. Da wollte sich Kaufungen an ihm rächen, warb Genossen, erstieg, während der Kurfürst in Leipzig bei einem Feste war, das Schloß zu Altenburg und raubte ihm seine beiden Kinder, die Prinzen Ernst und Albrecht. Den letzteren brachte er schnellen Ritts durch Wald- und Wildwege gen Böhmen. Er hatte kaum noch eine halbe Meile bis zur Grenze, als er in einem Walde Rast machte, um dem hungernden Prinzen Beeren zu pflücken; da kam ein Köhler herbei, dem sich Albrecht zu erkennen gab. Kaufungen wollte sich zur Wehre setzen, verwickelte sich aber mit seinen Sporen im Gesträuche; nun schwang der Köhler rüstig seinen Schürbaum gegen ihn, und sein Weib rief alle Köhler in der Runde herbei; die kamen und fingen den Prinzenräuber. Seine Genossen, welche den

Prinzen Ernst entführt hatten, lieferten diesen aus, nachdem sie sich zuvor Gnade erbeten; Kunz von Kaufungen aber ward zu Freiburg enthauptet. Diese zwei Prinzen haben in der Folge (1485) zu Leipzig die sächsischen Länder getheilt und die zwei nach ihnen benannten Linien des sächsischen Hauses gestiftet, welche noch heutzutage regieren: die Ernestinische mit Kursachsen und Thüringen, und die Albertinische mit den meißnischen Ländern.

In Baiern wagte es Herzog Ludwig von der Landshuter Linie, 1458 die Reichsstadt Donauwörth zu überfallen, um sie zu seiner Landstadt zu machen. Bei dieser kecken Gewaltthat fand er einen Bundesgenossen an seinem Vetter, Friedrich von der Rhein-Pfalz. Beide Wittelsbacher waren sich ähnlich an ruchloser Gesinnung; Friedrich war selbst gewissenloser; er hatte seinen eigenen Neffen und Mündel Philipp seines Erbes, der Kurpfalz, beraubt und zwölf brave amberger Bürger, die für das gekränkte Recht der Waise auftraten, hinrichten lassen. Das Volk nannte ihn den „bösen Fritz", die Schmeichler später „den Sieghaften", wie er denn auch wirklich ein kriegstüchtiger Mann war. Auf das Andringen der Reichsstände sprach nun der Kaiser über die beiden Rechts- und Friedensstörer die Acht aus und ernannte zum Vollstrecker derselben den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, einen gewaltigen Streiter, berühmt durch viele Turniere und Schlachten und eben so regsam an Geist. Diesem, einem heftigen Feinde der Geächteten, schlossen sich mehrere andere deutsche Fürsten an, und so entbrannte zwischen beiden Parteien der „Fürstenkrieg". Derselbe nahm bald dadurch große Verhältnisse an, daß sich der Papst in die deutschen Angelegenheiten mischte und, da er mit dem Kaiser im Bunde stand, seine kirchlichen Gegner in das Lager der Geächteten trieb.

Papst Pius II. wollte nämlich den 1459 zum Kurfürsten von Mainz erwählten Diether (Grafen von Isenburg) nur dann bestätigen, wenn ihm dieser eine übermäßige Summe Geldes, als „Annaten", bezahlen und geloben würde, als Primas des Reiches weder Fürstenvereine, noch Konzilien zu berufen, falls nicht zu jenen der Kaiser, zu diesen der Papst seine Zustimmung gäbe. Pius fürchtete solche Versammlungen, weil sie so oft den päpstlichen Anmaßungen Widerstand geleistet hatten. Diether von Mainz weigerte sich, so unrechtliche und harte Bedingungen einzugehen, und berief sich — was der Papst so scharf verboten hatte — auf ein künftiges allgemeines Konzil (1461). Da that ihn der Papst in den Bann und bestellte, mit des Kaisers Einwilligung, statt seiner den Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof von Mainz.

Dem schwachen Kaiser und dem herrischen Papste zum Trotz, verbanden sich nun Diether und der „böse Fritz", welche früher Feinde gewesen; — auf der anderen Seite aber kämpfte Albrecht Achilles gegen den Freund Friedrich's von der Pfalz, den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut, und Adolf von Nassau schloß Bündniß mit Friedrich's alten Gegnern, dem Grafen von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden und den Bischöfen von Speier und Metz. Diese führten voller Wuth einen abscheulichen Krieg; sie sengten und brannten, mordeten und raubten in dem gesegneten Lande am Rhein, Main und Neckar. Das arme Landvolk mußte dabei das meiste leiden. Bei Seckenheim, wo der Neckar in den Rheinstrom rinnt, trieb Friedrich der Sieghafte (am 30. Juni 1462) seine Feinde zur Schlacht. Sie war kurz, aber ent-

scheidend. Der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz fielen in des Siegers Gewalt. Es wird erzählt, daß der siegreiche Kurfürst den Würtemberger als Gefangenen auf dem Heidelberger Schloß zu einem stattlichen Mahl geladen, wo kostbare Speisen und Wein die Fülle aufgetragen waren, nur kein Brot. Und als der Würtemberger dies vermißte, ließ ihn der Kurfürst hinabschauen auf die verwüstete Pfalz weithin und sprach: „Wo soll das Brot herkommen, da ihr dem Volke muthwillig die Sat niedergeritten?"

Die geächteten Fürsten hatten auch in den österreichischen Erblanden selbst Bundesgenossen gegen Kaiser und Papst.

Der junge König Ladislaw war 1457 gestorben, worauf die Ungarn den Mathias Corvinus, einen Sohn des Türkensiegers Hunyady, die Böhmen ebenfalls einen Mann ihrer Nationalität, den Hussiten und bisherigen Statthalter Georg von Podiebrad, zu Königen wählten. Den Kaiser mochte keine Nation, und er mußte Oesterreich mit seinem herrschsüchtigen Bruder Albrecht und seinem Neffen Sigismund von Tirol theilen. Nun war das Volk dort durch unmäßige Zölle und schlechte Münze schwer erbittert und litt noch obendrein unsäglich durch die Räubereien zahlreicher Scharen von entlassenen und müßigen Söldnern, welche im Lande umherstreiften. Der Kaiser kümmerte sich um das Elend nicht und lud dadurch gerechten Unwillen auf sich. Bei solcher Stimmung war es dem ränkevollen Erzherzog Albrecht ein leichtes, die Wiener gegen den Kaiser aufzuhetzen. Ein kühner Mann, Wolfgang Holzer, stellte sich an ihre Spitze, vertrieb den dem Kaiser zugethanen Rath und erklärte sich zum Beschützer der Stadt. Friedrich III. rückte mit Kriegsvolk vor Wien, wo sich seine Gemahlin und sein Söhnlein Maximilian befanden, und wurde nach dreitägigen Unterhandlungen endlich in die Stadt eingelassen. Kaum war er aber wieder in der Burg seiner Väter, so gebot er den Wienern, seine entlassenen Söldner zu bezahlen. Diese raubten und plünderten, und der Kaiser schützte einen der verhaßtesten unter ihnen gegen den Rath. Da kündeten die Wiener dem Kaiser den Gehorsam auf und belagerten ihn in seiner Burg; der kecke Holzer, welcher mittlerweile Bürgermeister geworden war, rief Albrecht zum Oberfeldherrn aus. Endlich zog der König Podiebrad zu des Kaisers Rettung heran und vermittelte 1462 den Frieden, worin Albrecht das Land Oesterreich und die Stadt Wien erhielt; sein Bruder, der Kaiser, aber that ihn bald darauf in die Reichsacht. Albrecht waltete, darum unbekümmert, grausam und tyrannisch in Wien, so daß Holzer, um die Stadt zu retten, einen Anschlag machte, ihn gefangen zu nehmen und dem Kaiser auszuliefern. Dies ward verrathen und Holzer hingerichtet. Doch bald darauf (1463) starb auch Albrecht, und nun erst wurde die Ruhe in Oesterreich auf einige Zeit hergestellt.

Diese Verhältnisse in seinen Erblanden hatten den Kaiser und seinen Helfer, den Papst Pius II., anfangs genöthigt, den Siegen der Geächteten im Reiche thatlos zuzusehen. Dann aber, als sich jene Verhältnisse für sie günstiger gestalteten, griffen sie wieder mehr ein, und es gelang ihnen, die streitbarsten ihrer Gegner, die Wittelsbacher, durch Nachgiebigkeit zur Ruhe zu bringen. Friedrich der Sieghafte behielt Kurpfalz, Ludwig von Landshut gab Donauwörth heraus; beide aber ließen ihren Bundesgenossen, Diether von

3746

Kurfürst Friedrich der Sieghafte und der Graf von Würtemberg.

Mainz, im Stich. Dieser unterlag nun. Sein Gegner, Adolf von Nassau, gewann durch Ueberfall und Verrätherei die Stadt Mainz, nahm ihr ihre Freiheiten und machte sie sich unterthan. Sie war seitdem ohne Selbständigkeit, eine Landstadt ihres Herrn, des Erzbischofs. Diether aber mußte auf Erzbisthum und Kurwürde verzichten und erlangte erst viel später (nach Adolf's Tode 1475) beides wieder.

So endete der „Fürstenkrieg" 1463 mit einem neuen Erfolge des Papstes. Denn der Erzbischof Adolf von Mainz, dessen Erhebung Pius II. durchgesetzt hatte, war ein williger Diener des Papstthums und gab demselben die Selbständigkeit der deutschen Kirche völlig preis. Letztere ward jetzt nur noch von wenigen laut verfochten, am begeistertsten von dem edlen Georg von Heimburg, der die Fürsten zur Reform der Kirche aufrief und auf den würdigen König von Böhmen, die Hoffnung aller Gegner des Papstes, hinwies. Denn mit Klugheit und Entschiedenheit hielt König Georg Podiebrad in Böhmen die Religionsfreiheit, wie die nationalen Interessen aufrecht. Eben dadurch lud er den heftigen Zorn des Papstes Pius II. auf sich. Dieser verbot das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und that den König, welcher ihn vergeblich warnte und ihm dann kräftig widerstand, in den Bann. Papst Paulus II., der Nachfolger des 1464 gestorbenen Pius II., ließ sogar einen Kreuzzug gegen den König predigen. Vergeblich erbot sich dieser, gegen die Türken ins Feld zu ziehen; der Haß des Papstes gegen die Ketzer war größer als dessen Eifer gegen die Ungläubigen; er verkündigte den von seinem Vorfahren ausgesprochenen Bann und trug dem König Kasimir von Polen die Krone Böhmens an. Der undankbare Kaiser machte mit dem Papst gemeinsame Sache und verbündete sich insgeheim mit dem Könige Mathias Corvinus von Ungarn, der zwar Podiebrad's Schwiegervater war, aber nun doch feindlich in Böhmen einbrach. Heimlich aber wollte Friedrich III. den Papst bewegen, seinem Sohne Maximilian die Nachfolge in den Reichen Ungarn und Böhmen zuzusichern.

Aber seine Ränke führten ihn nicht ans Ziel. Zwar starb 1471 König Georg Podiebrad, dem auch Georg von Heimburg im nächsten Jahre ins Grab folgte; aber Böhmen fiel nun nicht dem Hause Oesterreich zu, sondern kam in Folge der päpstlichen Einmischung an den polnischen Prinzen Wladislaw, während die Nebenländer der böhmischen Krone, Mähren, Schlesien und die Lausitz, dem tapfern Mathias Corvinus von Ungarn abgetreten werden mußten.

Während diese Ereignisse im südlichen und mittleren Deutschland, der Fürstenkrieg und die böhmischen Wirren, die Uebermacht der Landesfürsten über kleinere Reichsglieder und das Aufkommen der Fremden in den Grenzländern bewirkten, geschah in Norddeutschland, welches Kaiser Friedrich III. noch viel mehr vernachlässigte, ganz ähnliches. Auch hier ging die Volksfreiheit immer mehr unter; auch hier kamen Reichslande unter ausländische Gewalt.

In dieser Zeit war es, daß Ostfriesland seine alte Freiheit verlor; 1463 machte sich der gewaltige Junker Ulrich Cirksena zum Grafen über das Land. Damals geschah es auch, daß in Brandenburg die monarchische Verfassung immer mehr erstarkte.

Denn die Hohenzollern waren nicht weniger als die anderen deutschen

Fürstenhäuser eifrig bedacht, ihre Landeshoheit auf alle Weise zu befestigen und zu mehren, und die Fehler der Unterthanen arbeiteten ihnen dabei in die Hände.

Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich I. (1440) erhielt sein zweiter Sohn, Friedrich II., die Mark, während dessen Brüder, Johann der Alchymist und Albrecht Achilles, sich in die schönen fränkischen Besitzungen theilten. Hatte Friedrich I. die Macht des Adels gebrochen, so that Friedrich II., mit dem Beinamen der Eiserne, dasselbe dem Bürgerthum. Die märkischen Städte hatten in der Zeit der Luxemburger die meisten landesherrlichen Rechte an sich gekauft, und der Kurfürst besaß daher über sie gar wenig Macht; besonders Berlin und Köln an der Spree boten ihm oft kühn die Stirn. Sie selbst verschuldeten, daß es anders ward. Wie in den meisten Städten des Reiches, so war auch in den märkischen langer Streit unter der Bürgerschaft selbst. Die Zünfte und die Geschlechter haderten mit einander um das Stadtregiment. In Berlin und Köln hatten es die Vornehmen, die Geschlechter, inne und besetzten ausschließlich den Rath und Magistrat. Dagegen erhoben sich nun die Handwerker in offenem Aufstande, und der patrizische Magistrat wandte sich um Hülfe an den Landesherrn. Gern ergriff Friedrich II. die Gelegenheit; er zog mit Kriegsvolk in die Städte ein und zwang ihnen eine neue Städteverfassung auf, die einerseits dem niederen Stande, den Gewerken, mehr Rechte verschaffte, andererseits aber auch dem Kurfürsten entscheidenden Einfluß einräumte (1442). Die Städte Berlin und Köln erhielten einen getrennten Rath; derselbe wurde von Geschlechtern und Gewerken gemeinschaftlich besetzt und unterlag der Bestätigung des Kurfürsten. Letzterer übernahm auch die Gerichtsbarkeit und nöthigte die Bürger, ihm einen Platz zum Bau eines Schlosses abzutreten. Zum Zeichen, daß die Städte fortan dem Landesherrn unterworfen seien, wurde auch ihr Wappen verändert: der Bär erhielt einen Adler auf den Rücken.*) Zwar suchten die Bürger das neue Joch wiederabzustreifen und insbesondere den Schloßbau zu hindern; aber es gelang nicht, und 1452 bezog der Kurfürst das neue Schloß (in der Nähe des kölner Dominikaner-Klosters).

Adel und Bürger waren unterthan; es blieb die Geistlichkeit. Ueber sie hatte der Markgraf von jeher mehr Macht gehabt als andere Fürsten; unter Friedrich II. wurde aber ihre untergeordnete Stellung fest bestimmt. Denn der Papst bestätigte 1447 die Landeshoheit des Kurfürsten über die märkischen Bisthümer und legte ihm deren Besetzung ganz in die Hand.

So zum beinahe unumschränkten Herrn in seinem Lande geworden, strebte der Kurfürst auch nach äußerer Machterweiterung; 1455 kaufte er vom deutschen Orden die Neumark, und 1462 erwarb er von Georg Podiebrad Theile der Niederlausitz (mit Kottbus und Peitz).

Nach einem thätigen und erfolgreichen Leben entsagte Friedrich II. lebensmüde und krank der Regierung (1470) und starb im folgenden Jahre; sein Bruder Albrecht Achilles ward nun Kurfürst.

Während in der Mark auf neuer Grundlage und durch ein neues Herrschergeschlecht ein lebenskräftiger Staat emporwuchs, ging im benachbarten

*) Hernach ein Halsband.

Preußen der alte Ordensstaat immer rascher seinem Untergange entgegen. Die Regierung des Ordens war hier nach Auflösung seiner inneren Zucht zur Willkür entartet, die doch zugleich mit Schwäche gepart war. Die Stände, Adel und Städte, vereinigten sich daher gegen ihn und erzwangen, daß der „Landesrath" wieder organisirt wurde (gebildet aus sechs Abgeordneten des Ordens, sechs Prälaten, sechs Adligen und sechs Bürgern und repräsentirt von einem beständigen Ausschuß). Die Seele ihres Bundes war ein preußischer Edelmann, Hans von Beysen. Dieser gab ihrem Widerstande eine entschiedene Richtung. Als die altkonservative Partei im Orden jene Zugeständnisse wieder rückgängig machte, traten die Stände 1440 zum „preußischen Bunde" zusammen, um mit aller Kraft ihr Recht zu wahren. Sie erlangten vom Kaiser Bestätigung ihres Bundes; dann, als Friedrich III., nach seiner schwankenden Politik, sich wieder für den Orden erklärte und letzterer auch eine päpstliche Bulle gegen die Stände erlangte, trieben diese die Sache zum äußersten. Sie sagten dem Orden förmlich ab und unterwarfen sich dem Landesfeinde, dem Könige von Polen (1454). Nur eine kleine Partei unter den Städten und Adligen, namentlich im östlichen Preußen, blieb dem Orden treu. Westpreußen aber ward dann vom König Kasimir IV. in Polen inkorporirt, doch unter Bedingungen, welche der Sonder- und Selbstsucht der Stände sehr günstig schienen, und welche in der That für die verlorene Nationalehre wenigstens Einzel-Freiheit gewährten, ein Ersatz, der nach mittelalterlicher Anschauung reich genug war. Alle Rechte und Privilegien der Stände wurden bestätigt; sie sollten sich selbst regieren; der Adel durfte sich der Domänen, ebenso die Stadt Danzig (die fast Freistaat ward) der in ihrem Gebiete belegenen Ordensgüter bemächtigen.

Vergebens strengte der Orden seine letzten Kräfte zur Wiedereroberung der abgefallenen Lande an. Seine Söldner, mit denen er den Kampf durchzufechten versuchte, verriethen ihn. Für rückständigen Sold hatte er ihnen die Marienburg und viele andere Burgen und Städte verpfändet; denn das Geld, das für die an Brandenburg abgetretene Neumark eingekommen war, reichte nicht hin. Nun verkauften die Söldner alle jene Pfandstücke an den König von Polen. Das deutsche Reich und der deutsche Kaiser halfen nicht; so mußte der Orden sich endlich ergeben.

Auf harte und schimpfliche Bedingungen ward der Friede (zu Thorn 1466) geschlossen. Der Orden trat darin den größeren, westlichen Theil Preußens (Pomerellen und die Bisthümer Kulm und Ermland) an Polen ab und empfing den östlichen Theil (die Bisthümer Pomesanien und Samland mit Königsberg) als ein Lehen der polnischen Krone.

Nur sehr widerwillig fügte sich der Orden dieser Schmach. Es wäre des Kaisers Pflicht gewesen, ihm beizustehen, den Verlust eines Reichsgliedes abzuwehren. Aber Friedrich III. handelte nur für sein Haus. Von ihm war so wenig Schutz zu erwarten, wie von dem zerrütteten Reiche. Aus diesem Grunde sahen sich auch andere Reichsglieder nach fremdem Schutze um. Als im Jahre 1460 die Grafen von Schleswig und Holstein (aus dem Hause Schauenburg) ausstarben, wählten die Stände ihrer Länder den König von Dänemark und Schweden (aus dem Hause Oldenburg) zu ihrem Herzog und Grafen. Doch war dies nur eine Personal-Union. Der König mußte sich

in seiner Wahlkapitulation verpflichten, Schleswig-Holstein nie von einander zu trennen, jährlich Landtage in ihnen zu halten, nur mit Genehmigung der Stände zu regieren, überhaupt ihre Rechte und Nationalität zu achten. Auch sollte seine Herrschaft nicht auf Erb-, sondern auf Wahlrecht beruhen (1460).

Die zahlreichen Schäden des Reiches erleichterten jedem auswärtigen Feinde den Angriff. Ungestraft drangen die Türken mit Mord und Brand durch Kroatien schon bis nach Krain vor und schleppten viele Tausende in die Sklaverei mit sich fort. So stand nun die Gefahr den Reichsständen und dem Kaiser plötzlich dicht vor den Augen. Und dennoch kamen weder die ersteren noch der letztere zur Thatkraft. Die Reichsstände hielten manche Zusammenkünfte und beschlossen viel zur Herstellung des Landfriedens und zur Abwehr des Feindes von außen; aber kein Beschluß wurde ausgeführt. Der Kaiser besuchte nach zwei Jahren (1471) einen Reichstag zu Regensburg, auf welchen auch päpstliche Gesandte gekommen waren; aber schon in der ersten Sitzung *schlief er ein* während einer Rede des einen päpstlichen Gesandten, und der andere mußte ihn wecken! Und als zur Bestreitung des Türkenzuges eine allgemeine Besteuerung in Vorschlag gebracht wurde, weigerten sich die Städte, dazu beizutragen; denn sie fürchteten nicht ohne Grund, daß der Kaiser ihr Geld nur zu seinen selbstsüchtigen Zwecken verwenden würde, und klagten mit Recht darüber, daß alle Reichslasten auf sie gewälzt wurden und die Fürsten so viel wie nichts leisteten. Sie forderten vor allem eine allgemeine Reichsreform. Dazu aber hatten weder der Kaiser, noch viel weniger die Fürsten Lust. So stellte Deutschlands politische Lage, bei dem Streben der Fürsten nach Erweiterung ihrer Macht, ein Bild der traurigsten Zerrüttung dar. In hundert Vaterländchen zertheilt, deren jedes nur für sich sorgte, hatten die Deutschen den Gedanken an ein in Freiheit, Treue und Ehre einziges und einiges Vaterland vergessen. Es war eine Zeit, daß ein verzagtes Herz wohl hätte denken mögen, sie sei die Sterbestunde der Nation. Aber es war nur die letzte Stunde des *Mittelalters* und seiner morschen Institute, welche ihre Rollen ausgespielt hatten, des *Feudalwesens* und der *Hierarchie*; und hinter dieser trüben Sterbestunde stieg schon die Sonne einer neuen Zeit empor, welche Deutschlands Wiedergeburt beleuchten sollte.

20.

Untergang Karl's des Kühnen von Burgund.

Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die *Eintracht* schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft; sie ist in eurer *Treu'*!
A. v. Haller.

Nirgends errang die Hauspolitik Friedrich's III. für Habsburg so große Erfolge und brachte Deutschland so viel Schaden als im Westen des Reiches. Dort herrschte damals Herzog *Karl der Kühne* (ein Sohn des 1467 gestorbenen Philipp des Guten) über das burgundische Reich, welches Herzogthum und Grafschaft Burgund, Artois, Flandern, Geldern, Limburg, Luxemburg, Namur, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland umfaßte. Karl

der Kühne war der reichste Fürst seiner Zeit und unterhielt ein wohlgerüstetes stehendes Heer, war tapfer, voll glänzender Geistesgaben, hochgebildet; aber vom Glücke verwöhnt und ehrgeizig, besaß er die Mäßigung nicht, welche das Glück erst adelt und dauernd macht, und achtete die Menschenwürde nicht. Sie rächte sich an ihm.

Seinem stolzen Gemüthe war der Herzogstitel für den Besitz so vieler reichen und herrlichen Länder nicht genug, — er wollte König heißen. Kaiser Friedrich III. war geneigt, ihm diese Würde, noch mehrere Bisthümer dazu und das Reichsvikariat über alle Länder jenseit des Rheinstromes zu ertheilen; zugleich aber beabsichtigte er, eine Vermählung seines Sohnes Maximilian mit Karl's einziger Tochter Maria zu Stande zu bringen. Im Jahre 1473 kamen Karl der Kühne mit seiner Tochter und der Kaiser mit seinem Sohne in Trier zusammen. Hier gewann auch Maximilian's ritterliche Erscheinung das Herz der burgundischen Prinzessin. Aber die Väter kamen vorläufig weiter, als bisher, auseinander. Denn Herzog Karl, immer hochmüthig und eigenwillig, mochte dem Kaiser nicht, als einem Höheren, begegnen, überstrahlte ihn vielmehr durch den Pomp und die Pracht seines Aufzuges. In die Mißstimmung des Kaisers fielen die Einflüsterungen der französischen Abgesandten. Denn dem König Ludwig XI. von Frankreich war der Bund zwischen Deutschland und Burgund sehr zuwider, und er ließ arglistig den Kaiser warnen, als trachte der ehrgeizige Herzog Karl nach dem Kaiserthum und beabsichtige wohl gar in Trier einen Handstreich gegen den Kaiser. Friedrich III. mochte ähnliches fürchten; genug, er verließ Trier ganz plötzlich in aller Eile, zur großen Beleidigung des mächtigen Burgunders, welcher ihm dafür Rache schwor. Nun war damals ein Streit in Köln zwischen dem abgesetzten Erzbischof Ruprecht, welcher von seinem Bisthum nicht weichen wollte, und dem Domkapitel. Das letztere hatte sich an den Kaiser um Beistand gewendet; Ruprecht aber stellte sich in den Schutz des Herzogs von Burgund. Karl der Kühne zog denn auch sogleich mit sechzigtausend Mann herbei und belagerte Neuß, das zu Köln gehörte (1474). Die Stadt wehrte sich aber sehr tapfer und hartnäckig und wurde zuletzt vom Reichsheere entsetzt, welches der Kaiser einberufen hatte. Dasselbe war ein stattliches, kampfmuthiges Heer und forderte begierig, daß man es gegen die Burgunder zur Schlacht führe. Eine solche erwartete auch Jedermann. Aber Friedrich III. fand es vortheilhafter, die Verhältnisse durch Unterhandlungen für Habsburg auszubeuten. Er vertrug sich mit dem Herzog, der dafür die Vermählung seiner Erbtochter mit dem jungen Maximilian versprach. Unbehelligt kehrten nun die Burgunder heim, und der Kaiser entließ das deutsche Heer (1475).

Karl der Kühne dachte bereits an einen anderen Kampf. Erzherzog Sigismund von Tirol hatte ihm den Elsaß verpfändet, und Karl einen ungerechten tyrannischen Mann, Peter von Hagenbach, als burgundischen Landvogt dahin gesetzt, welcher das Land grausam bedrückte. Dagegen empörten sich die Elsässer, und als Hagenbach, welcher zu Breisach saß, in seinem Uebermuth es zu weit trieb, ward er von den Bürgern der Stadt gefangen genommen und hingerichtet (1474). Die Elsässer suchten und fanden dann Schutz bei den schweizer Eidgenossen. Auch der Kaiser, damals gerade in Streit mit Karl dem Kühnen, billigte den Aufstand und gebot den Eidgenossen,

in Hochburgund einzufallen. Nachdem aber der Friede in der kölnischen Angelegenheit geschlossen worden war, verließ Friedrich III. treulos die Schweizer. Ebenso gab er Lothringen preis, welches Karl der Kühne dem jungen Herzog Renatus entrissen hatte. Der Herzog von Burgund gedachte nun, die Bauern, die ihm die Stirn zu bieten gewagt, furchtbar zu züchtigen. Andererseits stachelte Ludwig XI. von Frankreich die Eidgenossen durch große Geldsummen zum Widerstand gegen Burgund auf.

Mit seiner ganzen Macht warf sich Karl der Kühne auf die Schweizer. Er gewann Genf und Lausanne. In Granson ergab sich die Besatzung der Burg nach tapferer Gegenwehr auf das Ehrenwort eines Edelmannes, der den Belagerten im Namen des Herzogs freien Abzug zusicherte. Aber als sie aus der Burg hervorzogen, ließ Karl der Kühne die 450 tapferen Männer ergreifen und wie Verbrecher aufhängen. Doch auf der Stelle erreichte ihn die Rache. Ein Heer von 20,000 Mann (meist Schweizer, doch auch Bundesgenossen aus deutschen Reichsstädten) erschien bei Granson, griff (am 3. März 1476) des Herzogs weit überlegenes, kriegsgeübtes Heer an und schlug es nach hartem Kampfe in wilde Flucht; Karl's ganzes Lager mit reichen Schätzen und vielen Geschützen ward von den Siegern erbeutet. Karl der Kühne tobte vor Schmerz und Grimm. Bald hatte er wieder 60,000 Kriegsleute unter seinen Fahnen und zog von Lausanne gegen den Neuenburger See und Murten; von dort wollte er gen Bern und Freiburg rücken. Eilig kamen Bundesscharen aus Lothringen, Straßburg und vielen schwäbischen Reichsstädten unter Anführung Wilhelm Herter's herbei und stießen zu den Schweizer Eidgenossen. Ihr vereintes Heer traf am 22. Juni bei Murten auf das burgundische. Die Schlacht endigte wieder mit vollkommener Niederlage des Herzogs; 15,000 seines Kriegsvolkes wurden ihm erschlagen. Karl selbst mußte mit dreitausend Reitern fliehen; nur mit dreißig kam er, todtenbleich und schweigend, an den Genfersee. Die Schweizer harrten nach altem Brauche drei Tage lang auf dem Siegesfelde; dann versenkten sie die Leichen der erschlagenen Feinde in große Gruben; später (1480) errichteten sie für die Knochen ein Beinhaus — fürstlichem Uebermuth zur Warnung.

Kaiser Friedrich III. sah mit großem Mißfallen, daß die Eidgenossen auch dieses gewaltigen Feindes Meister wurden. Vergebens hatte er den schwäbischen Reichsstädten verboten, der Schweiz Hülfe zu leisten. Nun wollten er und der Papst für den geschlagenen Herzog einen möglichst günstigen Frieden vermitteln. Aber Karl der Kühne war vor Scham und Verzweiflung wie von Sinnen und wollte das Glück erzwingen. Er raffte die letzten Kräfte, die ihm blieben, zusammen und versuchte von neuem den Kampf. Er warf sich auf den Herzog Renatus; dieser hatte nach den Siegen seiner Bundesgenossen, der Schweizer, sein Land Lothringen wieder erobert. Wie ein Rasender zog nun Karl der Kühne gegen ihn ins Feld und belagerte ihn in seiner Hauptstadt Nancy. Aber er konnte sie nicht erobern, und schon rückten 8000 Schweizer zum Entsatz heran. Er griff sie unverweilt an (am 5. Januar 1477 bei Nancy). Als Karl sich am Morgen jenes Tages aufs Pferd schwang, fiel seine Helmzier, ein goldener Löwe, auf den Sattel herab; „das ist von Gott," sprach er düster und gab, an seinen Tod denkend, seinen Dienern versiegelte Befehle. Die Schlacht begann. Da riß sich ein italienischer

Verräther, der Herr von Campobasso, auf welchen Karl sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, seine rothe Schärpe ab und ging mit achthundert Mann zu Renatus über. Karl's Heer wurde umzingelt. Wüthend brach das Morden los. Vergeblich suchte Karl die Ordnung herzustellen; es war nicht Haltens mehr. Da sprengte er verzweifelnd davon und stürzte mit seinem Roß in einen gefrorenen Bach, dessen Eis unter ihm einbrach. So lag er hülflos; da kam ein tauber lothringischer Edelmann heran, der ihn nicht kannte, und spaltete ihm mit der Hellebarde das Haupt. Erst am dritten Tage fand man seine entstellte Leiche.

Burgunds Fall war für seine beiden Nachbarn, Frankreich und Oesterreich, ein großes Glück; sie zogen den meisten Gewinn daraus. Dies mächtig aufstrebende Reich hatte namentlich Frankreich schwer bedroht; jetzt war es ohne Haupt und zerfiel bald in seine Bestandtheile, von denen dann die französischen Provinzen an die französische Krone kamen, und die deutschen an das Haus Habsburg.

Zunächst freilich entstand ein großer Streit um das Erbe und um die Hand der burgundischen Prinzessin Maria. Der König von Frankreich wollte ihr seinen Sohn anvermählen; aber Maria reichte ihre Hand dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, den sie liebte. Zu Gent war am 19. August 1477 die Hochzeit. Das Haus Habsburg erwarb nun das reiche Erbe Burgunds. Ritterlich behauptete es Maximilian gegen Frankreichs Neid und Trotz in der Schlacht bei Guinegate (1479). Aber schon 1482 verlor er seine Gattin, welche ihm zwei Kinder — Margaretha und Philipp — geschenkt hatte, durch den Tod. Da bemächtigten sich die Niederländer — den Habsburgern, die der Volksfreiheit immer Feind waren, abgeneigt — der Vormundschaft und ließen sich mit dem ränkevollen König von Frankreich in Unterhandlungen ein. Margaretha wurde dem Thronerben Frankreichs verlobt und sollte diesem die französischen Grafschaften Charolais, Artois und Burgund als Mitgift bringen; der junge Philipp blieb unter der Vormundschaft der niederländischen Stände. Dafür bekämpfte Maximilian die Niederländer und gewann endlich (1485) durch einen Vertrag zu Brügge, daß sie ihm die Vormundschaft und die Landesverwaltung überließen, wofür er ihnen ihre kostbaren alten Freiheiten bestätigen mußte.

So gelangten die Niederlande (etwa das heutige Belgien und Holland) an das Haus Habsburg. Scheinbar gehörten sie nun wieder enger zu Deutschland; aber in der That war dies (wie die Folge lehren wird) der erste Schritt zu ihrer gänzlichen Entfremdung.

21.

Versuch einer Reichsreform.

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutscher Sinn fortan besteh'n!
Und ob die Welt sich umgestaltet,
So lang' der Gott der Väter waltet,
Soll das Geschlecht nicht untergeh'n!
Schmidt von Lübeck.

Nach dem Tode Podiebrad's (1471) hatten die Böhmen Wladislaw, den Sohn des Polenkönigs Kasimir, zu ihrem Könige gewählt, und der Kaiser

diesen belehnt. Darüber zürnte aber der Ungarkönig Mathias Corvinus und überzog nicht nur Böhmen, sondern auch Oesterreich mit Krieg, während die Türken mit Mord und Brand in Kärnten, Krain und Steiermark einbrachen. Der alte Kaiser, aus seiner Ruhe aufgescheucht, rief vergeblich das Reich um Hülfe an; die Reichsstände machten stets zur ersten Bedingung ihrer Reichshülfe, daß der Kaiser eine Reform des Reiches bewirke. Dies aber geschah nicht. Auch bei seinen Unterthanen fand Friedrich III. keinen rechten Beistand. Frühere Hingebung hatte Friedrich mit schwarzem Undank belohnt, wie er denn jenen tapferen und treuen Andreas Baumkircher, der ihn mehrmals in großen Gefahren beschützt hatte, weil er eben so mannhaft für die gekränkten Rechte der Unterthanen sprach, mit tückischer Hinterlist fangen und hinrichten ließ (1471). So konnte der Kaiser wenig Achtung und Liebe finden. Er vermochte daher auch dem Könige von Ungarn nicht zu widerstehen und wurde zuletzt von diesem aus Wien und aus ganz Oesterreich verjagt (1485).

Es war klar, der Kaiser konnte weder sich, noch viel weniger dem Reiche helfen. Die Deutschen setzten nun ihre Hoffnung auf Friedrich's Sohn, den jungen, thatkräftigen Erzherzog Max. Ihn wählten die versammelten Fürsten im Februar 1486 zu Frankfurt zum deutschen Könige, zum Theil auf Veranlassung des Kaisers, der auf diesem Wege den Beistand des Reiches gegen die Ungarn erhoffte.

Die hauptsächlichsten Wünsche und Bedürfnisse der Nation betrafen die Herstellung des Landfriedens und die Ordnung der so vielfach verworrenen inneren Verhältnisse durch reichsständische Theilnahme an der Reichsverwaltung. Zwar scheiterte die Errichtung eines obersten Reichsgerichts an der kleinlichen Eifersucht des Kaisers, welcher besorgte, seine höchste Machtvollkommenheit dadurch einzubüßen. Hingegen wurde in Schwaben, wo — trotz der Zersplitterung des Landes in lauter kleine Gebiete vieler geistlichen und weltlichen Herren und Städte — das alte Einungswesen noch nachwirkte und beim Ritterstande auch noch fortdauerte, 1488 der Anfang zu einer wirksamen wechselseitigen Verbindung der einzelnen Stände gemacht. Längst schon bestand dort eine große Adelsgesellschaft, genannt „vom Sankt-Georgen-Schilde", welche alle übrigen in sich aufgenommen hatte, und zu welcher auch Prälaten gehörten; sie umfaßte die Landschaften in vier Kreisen und sah es für den Beruf des Adels an, „Gerechtigkeit und Frieden zu fördern". Auf Betrieb des Grafen Hug von Werdenberg, welcher des Kaisers Vertrauen besaß und verdiente, trat nun diese Adelsgesellschaft in Vereinigung mit zwei und zwanzig Reichsstädten, und mit beiden Theilen verbanden sich endlich auch die benachbarten Fürsten, — alle zu dem ausgesprochenen Zweck, durch gemeinsame Kraft den Landfrieden zu erhalten. Diese allgemeine Verbindung wurde in der Folge der schwäbische Bund genannt und gewann eine ausübende Gewalt von hoher Bedeutung.

Denn das Haus Oesterreich, welches die Errichtung und Erweiterung dieses großen Vereines hauptsächlich bewirkt hatte, auch selber in ihn eingetreten war, suchte den Bund nach Möglichkeit zu seinen Sonderzwecken auszubeuten und verwickelte ihn oft in Habsburgs Fehden, von denen das Reich wenig Nutzen, oft Schaden, und die kleinen Bundesglieder, Städte und Reichsritter, die meiste Last hatten. Eben so selbstsüchtig handelten aber auch die

anderen Landesfürsten, die im Bunde waren; sie überflügelten in demselben bald auch den Einfluß des Kaisers; zuletzt war der Bund ein Sonderstaat in den Händen der süddeutschen Fürsten und nützte ihnen viel, dem Reiche aber nichts. So mußte auch dieser Versuch, eine Besserung der politischen Zustände Deutschlands herbeizuführen, fehlschlagen.

Desto günstiger gestalteten sich die Verhältnisse des Hauses Habsburg. Der junge König Max behandelte die Niederländer in derselben stolzen und eigenmächtigen Art, die den Landesfürsten, und namentlich seiner Familie, den Bürgern gegenüber zur Gewohnheit geworden war. Das wollten die in ihrer Weise eben so stolzen Bürger der reichen und mächtigen Städte nicht dulden. Sie behaupteten ihre Selbständigkeit mit argwöhnischer Vorsicht und mit offener Gewalt. An ihrer Spitze standen Gent und Brügge, die durch Industrie und Welthandel eine ungemein starke und wohlhabende, zugleich sehr freiheitsliebende Bevölkerung besaßen. Sie verlangten, selber die Vormundschaft über ihren jungen Grafen Philipp zu führen, damit sich nicht unter diesem Titel eine starke fremdländische Regierung einbürgere. Dagegen forderte König Max, als Vater Philipp's, mit Recht dessen Bevormundung. Die niederländischen Stände erwehrten sich dann seiner dadurch, daß sie ihn zu Brügge gefangen setzten (1488). Hierüber entbrannte der Zorn des deutschen Reiches, das sich in seinem Könige beleidigt fühlte, und der Fürsten, die den Uebermuth der Bürger haßten und fürchteten. So gelang es dem Kaiser, ein großes Reichsheer zusammenzubringen und seinem Sohne damit zu Hülfe zu kommen. Nun gaben die Niederländer den König frei. Er nahm jetzt Rache, verwüstete ihr Land und zwang sie, ihm die Vormundschaft über seinen Sohn Philipp zuzugestehen; auch mußten die Städter Schadenersatz an ihn zahlen. Dagegen verpflichtete er sich, die Freiheiten der Niederländer zu achten (1489).

Im folgenden Jahre ereignete sich ein neuer Glücksfall für die Habsburger. Ihr alter Feind, der König Mathias Corvinus von Ungarn, starb, und nun gewann König Maximilian Oesterreich wieder und nahm auch die Krone Ungarns in Anspruch. Zwar wählte eine zahlreiche Partei der dortigen Großen den König Wladislaw von Böhmen; aber Maximilian brachte ihn zu einem Vergleiche, kraft dessen Max, wenn jener ohne männliche Erben sterbe, die Thronfolge in Ungarn erhalten sollte und den Titel schon jetzt erwarb.

Auch gegen Frankreich errang Maximilian einige Erfolge. Der König dieses Landes, Karl VIII., hatte ihm seine Braut, Anna von Bretagne, geraubt und schickte ihm seine Tochter Margarethe, die Karl heirathen sollte, zurück, obwohl er deren Mitgift (die französischen Grafschaften Charolais, Burgund, Artois) behielt. Maximilian wollte diese Beleidigung rächen, und da ihn das Reich im Stiche ließ, so warb er auf eigene Kosten ein Heer gegen Frankreich und erlangte denn auch (1493) wenigstens die Herausgabe jener Grafschaften.

In demselben Jahre starb endlich Kaiser Friedrich III., nachdem er drei und funfzig Jahre die Krone getragen und eine der elendesten Regierungen geführt hatte, die von Deutschland jemals waren erduldet worden. Er hinterließ seinem Sohne das Reich in Verwirrung und die kaiserliche Krone ohne Ansehen, dagegen die Hausmacht Habsburgs weit ausgedehnt und voll Keime neuer Erwerbungen.

Von Maximilian erwartete man nun eine gründliche Verbesserung der deutschen Zustände; seine Erfolge in den Angelegenheiten seines eigenen Hauses und seine Persönlichkeit schienen zu solchen Hoffnungen zu berechtigen. In der That war Maximilian in vielen Dingen ganz das Gegentheil seines bedächtigen, engherzigen Vaters.

Er besaß Lebhaftigkeit des Geistes und rastlose Thätigkeit, klaren Blick, hohen Sinn für Ehre und ritterlichen Muth, welcher sich selbst in Abenteuern gefiel, eine nicht gemeine Bildung, Kenntnisse in allen Dingen, besonders im Kriegswesen, und entschiedene Liebe zu Künsten und Wissenschaften, endlich, bei seinem einfachen Wesen, eine große Gabe der Leutseligkeit. Freilich standen daneben auch Eigenschaften, die manches Gute in seinem Charakter unwirksam machten. Er war unstät in seinen Entwürfen, voll leidenschaftlicher Hitze, die doch bald wieder verflog, daher übereilt und ohne Ausdauer. Seine Absichten für das Heil des deutschen Reiches waren im ganzen wohlgemeint; aber bei weitem mehr lag ihm, gleichwie seinen Ahnen, die Vergrößerung der Macht seines Hauses am Herzen, und hier ward er von den Umständen über alle Erwartung begünstigt, während sie ihm in den deutschen Dingen oft entgegenstanden.

Hohe Ideen, große Ziele schwebten vor seinem Geiste, da er das heilige römisch-deutsche Reich überkam. Er gedachte, das Kaiserthum in neuer Glorie aufzurichten, Italien wieder zu erobern, die Franzosen zurückzuschlagen, Spanien seinem Hause zuzuwenden, endlich die heidnischen Türken aus Europa zu vertreiben, — kurz, weithin über die Christenheit eine gewaltige Herrschaft auszubreiten, aber dies alles im Interesse Habsburgs. Jene weitaussehenden, glänzenden Pläne dienten, wenn sie sich verwirklichten, dazu, die Habsburger groß zu machen, ihnen eine Weltherrschaft zu gründen. Die Mittel sollte Deutschland hergeben. Dazu hatte es denn wenig Lust. Es forderte, daß *seine* Interessen an die Spitze gestellt würden, daß sein König diese als die Hauptsache betreibe. Dieselben waren aber durchaus anderer Art: Ordnung der inneren Verhältnisse, Neubau der Verfassung des Reiches, Recht und Friede, Achtung der Freiheiten, nach außen hin Erwerbung der verlorenen Reichsländer, nicht für Habsburg, sondern für Deutschland; — das war es, was die Nation verlangte.

An diesem Widerstreit der Interessen scheiterten schließlich die Reformen, welche König und Stände nun vornahmen. Dennoch wurde einiges gebessert, und zwar weil Maximilian des Beistandes der Nation zu seinen auswärtigen Unternehmungen durchaus bedurfte und denselben durch Zugeständnisse in der inneren Politik erkaufen mußte. Besonders auf dem ersten Reichstage, den er abhielt, zu *Worms* 1495, nahm man einen großen Anlauf zu einer *neuen Reichsverfassung*, die auf den inneren *Frieden* gegründet, durch das *Gesetz* geheiligt und für die Dauer verbürgt sein sollte.

Zuvörderst wurde das uralte, aber veraltete Fehderecht bei Strafe der Reichsacht aufgehoben und ein *ewiger Landfriede* aufgerichtet.

Indem nun die einzelnen Reichsstände sich nicht mehr wechselseits als *Fremde* bekämpften, war zugleich die Möglichkeit vorhanden, daß sie sich, wiewohl jeder selbständig, doch alle wieder als Glieder *eines* Staates

betrachten und vereinigen konnten. Zunächst war dazu eine oberstrichterliche Reichsbehörde nothwendig, vor welcher jeder Gekränkte sein Recht finden mochte. Als solche wurde das Reichskammergericht bestellt. Dieses bestand, vom Hofe unabhängig, aus einem Kammerrichter und sechzehn, theils adligen, theils rechtsgelehrten Richtern, welche der Kaiser mit Zuziehung der Reichsstände wählte, und welche durch Beiträge der Reichsstände besoldet werden sollten; Maximilian gestand dem Reichskammergericht die wichtige Befugniß zu, die Reichsacht zu verhängen. Für die ausübende Gewalt wurde auch ein beständiges Reichsregiment in Vorschlag gebracht; doch es kam damals noch nicht zur Ausführung. Hingegen sollte sich der Reichstag alljährlich einen Monat hindurch versammeln, um die Vollziehung der Kammergerichtsurtheile und der Erkenntnisse von Austragsgerichten (welche den Fürsten nach altem Rechte blieben), sowie die Kraft des Landfriedens zu überwachen.

Auch in Bezug auf die Geldbedürfnisse des Reiches mußte eine bestimmte Satzung aufgestellt werden, schon wegen der Reichshülfe gegen das Ausland, die dem Könige ja im Grunde das wichtigste war, dann auch wegen der Besoldung des Kammergerichts. Deshalb wurde ein allgemeines Reichsbesteuerungssystem erlassen und danach unter dem Namen des „gemeinen Pfennigs" eine Reichssteuer ausgeschrieben.

Der König hatte bei diesen Einrichtungen einen großen Theil seiner vollziehenden und fast die ganze richterliche Gewalt aus den Händen gegeben und den Ständen übertragen. Er brachte solche Opfer einzig und allein, weil er glaubte, daß das Reich ihn dafür mit Geld und Mannschaften zu seinen Kriegen in Italien reichlich unterstützen werde. Allein die Beisteuern kamen langsam und spärlich ein. Daher ließ denn auch Max die Ausführung jener Beschlüsse großentheils auf sich beruhen oder störte sie sogar, weil ihn die Beschränkung seiner Befugniß nun reuete. Auch unter den Ständen fanden sich viele, die den Neuerungen feind oder gegen sie gleichgültig waren, namentlich die Reichsritter, weil sie zahlen, und manche Fürsten, weil sie sich dem Kammergericht unterwerfen sollten. Daß unter solchen Umständen die Reform nicht ganz ins Stocken gerieth, hatte man dem patriotischen Kurfürsten Berthold von Mainz (gebornen Grafen von Henneberg) zu verdanken. Mit Klugheit und Ausdauer betrieb er bei den Ständen und beim Könige die Verwirklichung der wormser Entwürfe und setzte an der Spitze der Kurfürsten und Reichsstädte selbst einen Beschluß durch, nach welchem fast die gesammte Regierung und Verwaltung des Reiches an einen ständischen Ausschuß, einen Reichsrath, bestehend aus Abgeordneten der drei Kollegien des Reichstages (der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte), kommen sollte. Allein weil dieser Reichsrath den Feinden des Königs, den Franzosen, nicht so kräftig entgegentrat, wie Maximilian es erwarten durfte, so widersetzte sich letzterer sehr bald dem Fortbestehen dieser Einrichtung, und als dann der Führer der Reichsstände, der Kurfürst von Mainz, (im Jahre 1504) starb, hörte deren Regiment auf.

Gleichwohl erhielt sich wenigstens die allernöthigste Reform, das Kammergericht. Auf dem Reichstage zu Kostnitz 1507 wurde bestimmt, daß es aus sechzehn, von den Ständen zu besoldenden Personen bestehen solle, von denen Oesterreich zwei, die Kurfürsten sechs und die Kreise des Reiches acht

sondern mit gesammter Macht vertheidigten. Dies führte sie zu offenem Kriege gegen das deutsche Reich. Eine schweizerische Söldnerbande mißhandelte im Jahre 1496 die Stadt Konstanz, die nun die Hülfe des schwäbischen Bundes und des Kaisers anrief. Maximilian beschloß, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um endlich den schweizer Bauernstolz zu demüthigen. Er forderte von den Eidgenossen, daß sie als Glieder des deutschen Reiches den „gemeinen Pfennig" zahlen, sich dem Kammergericht unterwerfen und ihr Bündniß mit Frankreich aufgeben sollten. Sie verweigerten aber alles und reizten ihn gleich darauf noch mehr, indem sie die Graubündtner, welche mit ihren Nachbarn in Tirol einen Streit hatten, in ihren Bund und Schutz aufnahmen. Da rüstete der Kaiser zum Reichskriege wider sie; der schwäbische Bund, vor allen der Adel, stand ihm bei. Aber die Schweizer schlugen das Ritterheer des Kaisers in mehreren Treffen (bei Frastenz, auf der malser Haide in Tirol und bei Dornach 1499). Es war ein kurzer Krieg, dieser Schwabenkrieg gegen die Schweiz; aber mehr als 20,000 Menschen kamen darin um, und viel Land war verwüstet worden. Da schloß der Kaiser am 22. September 1499 zu Basel mit den Schweizern Frieden und gestand ihnen zu, daß sie fortan von Reichssteuern und vom Kammergericht entbunden sein sollten. So trennte sich die Eidgenossenschaft der dreizehn Orte, mit vielen schutzverwandten Orten, auf immer vom Reichsverbande.

23.

Sieg der Dithmarschen über die Dänen.

Das Heiligste schützen wir mit dem Schwert!
Körner.

Wenngleich die meiste Schuld an dem Verluste der Schweiz die selbstsüchtige, freiheitsfeindliche Politik Habsburgs trug, die den Urgrund zur Entfremdung der Eidgenossen gab, so thaten die letzteren doch auch das ihrige, einen Bruch mit Deutschland herbeizuführen. Sie wollten in ihrer Engherzigkeit mit dem Mutterlande nichts mehr zu thun haben, weil dieses damals nicht in der Verfassung war, ihnen Nutzen zu bringen.

Treuer hielten die Bauern in Holstein am großen Vaterlande fest. Da entrollt sich uns ein erquicklicheres Bild, als die damalige Schweiz bietet. Wie so manches deutsche Grenzland, ist auch Schleswig-Holstein unter der Regierung der Habsburger von Deutschland abgekommen. Im Jahre 1473 trat Kaiser Friedrich III., unheilvollen Andenkens, die braven Dithmarschen an Dänemark ab, indem er dessen König Christian mit dem überelbischen Lande belehnte. Aber die Bauern wollten davon nichts wissen und vertheidigten ihre Unabhängigkeit als deutsche Reichsglieder. Christian's Sohn, König Johann, wollte sie mit Waffengewalt zu Unterthanen machen. Er brach im Anfange des Jahres 1500 in das Dithmarschenland ein. Sein Heer war zahlreich und kampflustig, zumal ein gefürchteter Haufen von 6000 fremden Söldnern, welcher „die schwarze Garde" hieß; ihr Anführer war der Junker Schlenz, ein gewaltiger Mann von hohem Wuchse und frecher Gesinnung; er vermaß sich: wenn das Land nicht im Himmel liege, so wolle

383 a

Dittmarschen-Schlacht bei Hemmingstädt.

er es bezwingen. Eben so dachten alle Dänen; sie hielten für gewiß, die Dithmarschen würden erschrocken zur Stelle um Gnade flehen. Diese aber waren getrost, hielten einen Bußtag, beichteten und nahmen das Abendmahl, und die Weiber befeuerten noch ihre Männer, Gut und Blut für die Freiheit zu opfern; so wagten sie es gottesmuthig gegen die Gewaltigen, wie trotzig diese auch waren; denn die Ritter hatten sich wie zum Tanz geschmückt und brachten schon die Siegel mit für die Handschriften, durch welche sie das Land verkaufen wollten; also kamen die Feinde — 30,000 Mann stark — gegen die Dithmarschen. Ein wackerer Held, Wolf Isenbrand, warf in der Eile zur Sperrung des Dammweges in die Marsch bei Hemmingstedt eine Schanze auf; dreihundert Männer vertheidigten sie; eine wehrhafte Jungfrau (Telse) aus Hogenworden trug den Freien begeistert Kreuz und Banner voran in die Schlacht. Als nun die Dänen stolz heranzogen und das Feldgeschrei riefen: „Wehr' dich, Bauer, die Garde kommt!" und die Schanze stürmten, da hielten die dreihundert Dithmarschen gegen die vielen Tausende aus, brachen hervor, stachen in den Feind, warfen zu Boden, den riesigen Junker Schlenz zuvorderst, den einer aus Nienkerken mit der Hellebarde schlug, und riefen jauchzend: „Wehr' dich, Garde, der Bauer kommt!" denn schon fällt auf Nebenwegen die Hauptmacht der Bauern dem königlichen Heer in die Seite, das auf dem Damme sich drängt, und zugleich schießt durch die geöffneten Schleusen die Meerfluth auf die Feinde herein; sie sinken und ertrinken, wo einer den Dithmarschen zu entrinnen versucht. Gar viele Grafen und Herren und in die Tausende des gemeinen Volkes kamen um; nur mit genauer Noth entrann der Dänenkönig.

So haben die Dithmarschen mit Gottes Hülfe Vaterland und deutsche Ehre gerettet; es war im Februar 1500. Dann feierten sie im ganzen Lande ein Dankfest und hängten den eroberten Danebrog in der Kirche von Oldenvörden auf, zum Andenken an die glorreiche Volksthat.

24.

Maximilian's Kriege mit den Franzosen in Italien.

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die, unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts, in die Fremde schweiften.
Platen.

Die Reform des deutschen Reiches mißlang großentheils darum, weil Kaiser Maximilian lieber große auswärtige Politik trieb, als daß er sich eingehend und nachdrücklich mit den inneren Angelegenheiten Deutschlands befaßte. Er suchte fortwährend, die Deutschen von ihren eigenen Interessen ab- und in die europäischen Welthändel hineinzureißen. Diese begannen damals verwickelter zu werden. Die alten einfachen Verhältnisse paßten nicht mehr, weil Staaten, die bisher im ganzen ihren eigenen Weg gegangen waren, jetzt in näheren Verkehr traten und mit neuen Machtmitteln eine Erweiterung ihres Machtbereiches erstrebten. Bisher hatte das deutsche Reich in Europa die erste Rolle gespielt; jetzt war es innerlich verfallen und daher nach außen

ohnmächtig. Auf den Trümmern seiner alten Herrlichkeit suchte nun das Haus Habsburg im Glanze des Kaiserthums einen eigenen Staat, der über alle anderen mächtig sei, zu errichten. Dagegen trat aber im Westen ein gefährlicher Gegner in die Schranken.

Frankreich war, namentlich durch Ludwig's XI. kluge, freilich auch unsittliche Staatskunst, zu einer furchtbaren Macht herangewachsen; die Krone hatte dort alle Staatskräfte vermittelst der monarchischen Verfassung zu innigster Vereinigung gebracht. Während Deutschland in einen lockeren Bund zahlloser Sonderstaaten zersplittert war, hatte das französische Königthum fast alle Provinzen aus den Händen der Aristokratie an sich selber gebracht und dadurch Frankreich die Einheit gegeben, auf der fortan seine Stärke beruhte. Ohne Widerspruch konnten dort die Könige auf Volk und Adel rechnen, weil sie auch thatsächlich die Herren waren. Ihnen standen nicht bloß eine kriegslustige, ruhmsüchtige Nation, sondern auch die bedeutendsten Geldmittel zu Gebote, weil sie die reichsten Grundbesitzer im Lande waren; und was sie weder durch Waffen noch durch Gold ausrichteten, das erreichten sie durch die doppelzüngige Politik, welche sie schon längst in der Schule des römischen Hofes gelernt hatten.

Nachdem sie ihres eigenen Landes Meister geworden waren, sahen sie eifersüchtig und eroberungslustig auf die Nachbarstaaten. Die elende Verfassung des deutschen Reiches ermöglichte ihnen hier schon frühzeitig manchen Raub. Nach Karl's des Kühnen Fall erwarben sie die französischen Theile von Burgund; sie trachteten, nun auch andere Nebenländer des römisch-deutschen Kaiserthums diesem zu entreißen. Das schöne, altberühmte Italien reizte ihre Hab- und Ehrsucht. Dieses Land wurde jetzt auf lange Zeit der Zankapfel zwischen Frankreich und Oesterreich.

Zwar konnte füglich nicht bestritten werden, daß, wenn eine auswärtige Macht Ansprüche auf Italiens Beherrschung habe, dies nur der Kaiser sein könne. Indessen sein Recht war seit der Hohenstaufenzeit nicht viel mehr als eine leere Form gewesen; selten und wirkungslos waren die deutschen Römerzüge geworden. Dagegen vermeinte Frankreich, auf einzelne Länder Italiens, namentlich auf Neapel und Mailand, ein lebendiges Anrecht zu besitzen; in jenen hatten die Anjou's geherrscht, Verwandte der Valois, die in Frankreich regierten, in Mailand die Visconti's, mit denen die französische Dynastie verschwägert war. Davon wollte nun Kaiser Maximilian nichts wissen; er beabsichtigte, die alten offenbaren Rechte des deutschen Kaiserthums auf Italien und die römische Kaiserkrone geltend zu machen und die Franzosen, die ihm schon in Burgund Abbruch gethan, nicht auch jenseit der Alpen Fuß fassen zu lassen. So kam es zum Kriege zwischen beiden Theilen.

Hier zuerst zeigte sich, wie anders die Mittel waren, mit denen jetzt die Kämpfe der Staaten ausgefochten wurden, wie verschieden von denen, welche früher den Streit der Völker entschieden hatten. *Geld* und *Politik* wurden jetzt die wichtigsten Hebel. Da seit der Einführung der Feuerwaffen die Kriege immer mehr durch *besoldete* Scharen geführt wurden, so konnte man ohne Geld keine mehr unternehmen, und der Reichste konnte die größten Schläge thun und am längsten aushalten. Die Politik der Höfe aber wurde, zumal in dem entsittlichten welschen Boden, zur Kunst des Betruges, zu

einem frevelhaften Spiele mit Eiden; und wer den anderen am feinsten täuschte, hatte Ehre und Vortheil davon. Ein Hauptmittel der Politik war nun die Diplomatie, die Kunst, durch Unterhandlungen und Verträge zu erreichen, was man durch Waffengewalt nicht erlangen konnte oder wollte. Dabei suchte man vor allem, sich selbst durch Koalition, durch Bund mit einem oder mehreren Staaten, zu schützen und zu stärken und die Stellung des Gegners zu bedrohen; meist waren es augenblickliche Vortheile, die den Bund schlossen; der Eigennutz löste ihn eben so schnell wieder auf.

So wurde Maximilian und durch ihn mittelbar auch das deutsche Reich in viele Kriege und in ein Gewebe von diplomatischen Verhandlungen verwickelt, in welchen die Gewaltigen der Erde sich nicht schämten, heute Treue zu schwören, morgen den Eid zu brechen, und um Länderbesitz einer den anderen zu verrathen. — Ein Meister in dieser Kunst war auch der König Ferdinand der Katholische von Aragonien. Er hatte durch seine Vermählung mit der Königin Isabella von Kastilien, dann durch die Vertreibung der Mauren aus Granada (1492) ganz Spanien zu einem Reiche vereint. Auch über dessen Grenzen hinaus besaß er beträchtliche Macht: im Osten die Insel Sicilien und Ansprüche auf Neapel, welches die letzte Königin aus dem Hause Anjou (Johanna III.) an Aragon vermacht hatte; im Westen aber hatte gerade damals (1492) der Genuese Christoph Kolumbus in Spaniens Dienst Amerika entdeckt, und der König von Spanien gebot nun in zwei Welttheilen. Näher aber und mehr am Herzen lag ihm vorläufig die Ausbreitung seiner Macht an Frankreichs Grenzen und in Italien. So trat er als dritter Bewerber um die Herrschaft dieses Landes auf.

Der eifrigste war Maximilian; aber da die deutschen Reichsstände dem Kaiser zu solchen auswärtigen Kriegen, welche das Interesse der Nation nichts angingen, keine Hülfe bewilligten, so konnte er bei aller seiner Thätigkeit in Italien nichts ausrichten. Der Verlauf der Begebenheiten war in Kürze folgender.

Aufgefordert von dem Herzoge von Mailand, Ludovico Moro, hatte der herrschsüchtige König Karl VIII. von Frankreich 1495 Neapel erobert. Aus Besorgniß vor Frankreichs Uebermacht schlossen nun der König Ferdinand von Spanien, der Papst, der Kaiser, die Republik Venedig und selbst der Herzog von Mailand ein Bündniß, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, und Karl VIII. verließ schnell dies Land, aus dem die Franzosen nur eine ekelhafte Krankheit heimbrachten. Kaum aber war jene Besorgniß zerstreut, so ließen die Verbündeten den Kaiser im Stich. Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII., eroberte (1499) ebenfalls unter dem Vorwand alter Ansprüche Mailand, nahm durch Verrätherei eines Schweizers den Herzog (1500) gefangen und wollte nun auch Neapel besitzen. Zu diesem Zweck unterhandelte er mit dem Könige von Spanien, eroberte das Reich Neapel (1501) und theilte es mit diesem. Doch bald entstanden Streitigkeiten zwischen Frankreich und Spanien. Da hielt der König von Spanien den von Frankreich durch trügerische Friedensunterhandlungen zu Blois (1504) so lange hin, bis der spanische Feldherr Gonsalvo de Cordova, der große Kapitän genannt, die Franzosen aus Neapel vertrieben hatte; Ludwig XII. mußte es 1505 an Spanien überlassen. In dem Frieden zu Blois belehnte der Kaiser

den König Ludwig mit dem Herzogthum Mailand; dafür sollte Ludwig's Tochter des Kaisers Enkel, Karl, heirathen und ihm Mailand als Mitgift bringen. Aber Ludwig XII. verlobte seine Tochter mit dem Herzog Franz von Angouleme und wollte zu Mailand auch noch die Herrschaft über Genua gewinnen; deshalb zog er 1507 gegen Genua aus. Da erschrak der Papst Julius II. und berief den Kaiser nach Italien. Dieser wollte auch Mailand wieder besetzen, weil Ludwig XII. sein Wort gebrochen. Aber die mächtigen Venezianer hatten ihm alle Pässe verlegt. Damals nahm Maximilian mit Bewilligung des Papstes den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" an, — ein wichtiger Schritt; denn er befreite das deutsche Kaiserthum dadurch von den lästigen Förmlichkeiten der Krönung durch den Papst, der seitdem den letzten Schein einer Obmacht über das Reich verlor. Die Venezianer aber schlugen Maximilian's kleines Heer und eroberten Görz, Triest und Fiume. Durch dies Glück reizten sie die Eifersucht der übrigen Mächte, und Julius II. brachte (1508) ein Bündniß mit Frankreich, Spanien und dem Kaiser gegen sie zu Stande, welches die „Liga von Cambrai" hieß und die Demüthigung und Beraubung Venedigs zum Zweck hatte. Die Verbündeten theilten schon im voraus das Gebiet der Republik unter sich und griffen sie an; bei Agnadello erlitten die Venezianer (1509) eine furchtbare Niederlage durch die Franzosen. Da wandte sich das bedrängte Venedig mit lockenden Anerbietungen zuerst an den Kaiser, um ihn von dem Bündniß zu trennen, und, als dies vergeblich war, an den Papst. Dieser schloß schnell mit Venedig Frieden und verband sich mit den Schweizern zur Entfernung der Franzosen und Deutschen aus Italien. Dadurch näherten sich jetzt natürlich Frankreich und der Kaiser wieder und bedrohten den Papst. Dieser aber schloß 1511 mit Venedig und Spanien die sogenannte „heilige Liga" gegen Frankreich und bewog auch den Kaiser zum Waffenstillstand mit Venedig. Auch die Schweizer traten zur Liga und eroberten dem Sohne des Herzogs Ludovico Moro Mailand wieder. Nun verbündete sich Venedig (1513) mit Frankreich; gegen Frankreich aber traten der Papst, der Kaiser, Spanien und England*) zusammen. Ludwig XII. wurde 1513 bei Novara besiegt; zugleich fiel der König von England in Frankreich ein; der Kaiser schlug die Franzosen bei Guinegate und wollte das französische Burgund für seinen Enkel Karl, den Sohn Philipp's, erobern, nahm deshalb Schweizer in Sold und legte ein Heer vor die Stadt Dijon. Aber die Schweizer ließen sich durch französisches Geld bestechen, und der Kaiser schloß 1514 mit Frankreich einen Stillstand. Im nächsten Jahre starb Ludwig XII. Gegen seinen Nachfolger, König Franz den I., verbanden sich Kaiser und Papst, Spanien, Mailand und die Schweizer. Aber Franz I. drang mit einem zahlreichen Heere nach Italien, besiegte 1515 bei Marignano zum erstenmal die gefürchteten Schweizer, deren Waffenruhm seitdem wieder sank, und gewann Mailand. Der Kaiser führte zur Wiedereroberung dieses Herzogthums ein zahlreiches Heer nach Italien; aber die Schweizer in seinem Heere wollten nicht gegen die im französischen Heere kämpfen. So wurde des

*) König Heinrich VIII. von England war mit dem spanischen Königshause und dadurch auch mit den Habsburgern verschwägert.

Kaisers Plan zunichte; bald danach schloß Franz I. mit den Schweizern einen ewigen Frieden. Da mußte sich auch der Kaiser zum Frieden entschließen und trat (1517) Mailand an Franz I. ab, Verona an die Republik Venedig.

25.

Wachsthum der habsburgischen Hausmacht.

Tu, Austria, nube!*)

Wenn das deutsche Reich dem Kaiser Maximilian nicht viel zu verdanken hat, so schuldet Oesterreich ihm desto mehr. Durch rastlose Thätigkeit und geschickte Benutzung oder Herbeiführung günstiger Gelegenheiten hat er den Grund gelegt, daß Habsburgs Hausmacht eine Weltmacht wurde. Was sein Vater, Friedrich III., in dieser Beziehung schlau und still begann, hat Maximilian eifrig vollführt. Zunächst brachte er die deutschen Erblande, die Grundlage des Werkes, zusammen und vergrößerte sie noch. Als sein Vetter Erzherzog Sigismund 1496 starb, vereinigte er dessen Land Tirol mit dem seinigen und war nun Herr über alle habsburgischen Besitzungen in Oberdeutschland. Dann benutzte er einen Krieg, der zwischen den Wittelsbachern ausbrach, einige Stücke Baierns an sich zu bringen. Im Jahre 1503 starb nämlich der Herzog Georg von Baiern, der letzte von der landshuter Linie; da stritten nun seine Verwandten, Herzog Albrecht von der münchener Linie und Kurprinz Ruprecht von der Pfalz, Georg's Schwiegersohn, um das Erbe. Der Kaiser trat dazwischen und gebot friedlichen Vergleich, indem er für sich selber ein Stück des erledigten Landes beanspruchte. Herzog Albrecht willigte darein; Pfalz widersprach und ward in die Acht gethan. Nun fielen alle alten Feinde des Kurfürsten über ihn her; der Kaiser selbst erfocht einige Siege; da mußte der Kurfürst von der Pfalz das Unvermeidliche geschehen lassen. Auf dem Reichstage zu Köln 1505 ward der Streit dahin geschlichtet, daß die Söhne Ruprecht's von der Pfalz, der mittlerweile gestorben war, die Landschaft Neuburg an der Donau, die sogenannte junge Pfalz, erhielten, während Albrecht von München nach Abzug des an Oesterreich fallenden Antheils das übrige bekam. Dieser Fürst stiftete dann für Baiern die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt und verordnete die Untheilbarkeit des Landes und ward hierdurch, wie durch jene Erbschaft, zum eigentlichen Begründer des Staates Baiern.

Die pfälzischen Wittelsbacher verloren dagegen viel an Macht und Ansehen im Reiche, und über alle Fürstenhäuser ragte Habsburg weit empor. Eine große Aussicht eröffnete sich ihm nun auch in Westeuropa. Durch die burgundische Heirath waren schon die Niederlande erworben; durch eine andere Vermählung kam Spanien an des Kaisers Haus. Sein Sohn Philipp der Schöne heirathete die Erbtochter Ferdinand's des Katholischen, Johanna von Spanien; zwar starb er früh, aber er hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand, von denen jener nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand im

*) „Du, Oesterreich, heirathe!"

Jahre 1517 die Nachfolge in den spanischen Reichen nebst dem Besitz aller dazu gehörigen neuentdeckten Länder in Amerika wirklich antrat.

Seine zwei anderen Enkel, Ferdinand und Maria, verlobte der Kaiser 1515 mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn. Diese Ehen kamen später auch zu Stande, und das Haus Oesterreich erhielt dadurch die Anwartschaft auch auf jene beiden Königreiche. So sind vortheilhafte Heirathen ein Hauptmittel zu Habsburgs Größe gewesen.

Indem Oesterreich sich aber zu so erstaunlicher Macht erhob, regte es in allen fremden Staaten Neid und Schrecken auf; denn immer kühner und offenbarer faßte es die Weltherrschaft als Ziel ins Auge, und immer stolzer schritt es diesem großartigen Ziele zu. Es rief aber dadurch nicht bloß in dem übrigen Europa, sondern auch in Deutschland einen hartnäckigen Widerstand ins Leben. Hier befürchtete man die Uebermacht des Kaisers um so mehr, als derselbe nicht den nationalen Wünschen dienen wollte, sondern fremdartige Interessen verfolgte. Daher stemmten sich ihm die Reichsstände beharrlich entgegen, und da die Macht der deutschen Fürsten längst eine gesetzliche geworden war, so war das Trachten des Hauses Oesterreich nach der Alleinherrschaft unhaltbar. Andererseits durften die verbundenen Reichsfürsten sich nicht mit Recht als Vertreter der ganzen Nation ansehen, weil sie dem Volke, Bürgern und Bauern, ja selbst den kleineren Reichsständen, Reichsrittern und Reichsstädten, keinen Antheil am Regiment, welches sie beanspruchten, einräumen wollten.

So herrschte zwischen Kaiser und Fürsten, Fürsten und Volk eine bedrohliche Spannung, und da sie auf dem Wege einer neuen Reichsverfassung nicht hatte gehoben werden können, so war Gefahr, daß die Gährung sich gewaltsam Luft machen werde.

26.

Innerer Zustand Deutschlands am Ende des Mittelalters.

Der Freiheit Morgen steigt herauf;
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!
Uhland.

Alle Reichstage jener Zeit hallten wieder von tausend Klagen über die Gebrechen des Reiches, die Gewaltthaten der Mächtigen, die Schwerfälligkeit des Rechtsganges, die Unsicherheit und Unklarheit aller öffentlichen Verhältnisse. Die kleinen Reichsglieder beschwerten sich, daß sie von den großen benachtheiligt würden; die Fürsten klagten, daß ihnen der Kaiser zu wenig Antheil an der Regierung einräume oder wohl gar in ihre Vorrechte greife.

In der That waren die Schäden des Reiches tief und zahlreich. Die Fürsten hatten übrigens am wenigsten Grund zu Klagen. Ihre Landeshoheit hatte sich fast überall befestigt; schon kam an vielen Orten die gesammte Verwaltung des Landes unter ihre Aufsicht, und eine eigene Landesgesetzgebung ward hie und da begonnen. Zuweilen geschah dies im Einklange mit den Landständen, deren Rechte dabei durch feste Verträge gewahrt wurden; anderwärts

schritt der Fürst eigenmächtig vor. Es bildete sich ein fürstliches Beamtenthum, der Keim der modernen Büreaukratie. Der selbständige Sinn der Deutschen widerstrebte eifrig dieser neuen Institution, und manche fürstliche Räthe nahmen kein gutes Ende. Waren die Versuche der Fürsten, ihre Macht nach innen, ihr Besitzthum nach außen zu vergrößern, schon immer meist eigennützig und gewaltthätig gewesen, so wurden ihre Bestrebungen jetzt oft auch hinterlistig; ihre Selbstsucht wurde politisch. Die Pest der „Politik", jener römischen Staatskunst, die in diplomatischen Künsten und gewissenloser Berechnung ihren Ruhm suchte, ergriff zuerst den Kaiser, dann die Fürsten, und wer davon rein blieb, dessen Ehrlichkeit mußte unterliegen. Gleichwohl war noch so viel Redlichkeit im Kern der Nation, daß jene Politik (die sogenannte „wälsche Praktik") im allgemeinen verachtet ward, mehr freilich bei den untern, als bei den höhern Ständen.

Die Fürsten wurden groß auf Kosten ihrer Mitstände, am meisten auf die der Reichsritter. Das war freilich kaum zu bedauern; das Ritterthum hatte sich überlebt. Der Geschlechtsadel war schon durch die Einführung des Briefadels gesunken; einen noch weit nachtheiligeren Einfluß auf den Adel übte die Umwälzung, die jetzt im Kriegswesen eintrat.

Seit der Einführung der Feuerwaffen, gegen welche weder Harnisch noch Felsenschlösser schützten, verloren die ritterliche Ausrüstung und persönliche Tapferkeit einen großen Theil ihres Werthes; die neuen Geschütze schossen Bresche in den stolzen Bau des alten Ritterthums. Dazu kam, daß bei dem Reichthum der Fürsten und Städte das Söldnerwesen Eingang fand. Anfangs waren es die Edelleute selber, die man als Söldner kaufte, was bei deren Kriegs- und Beutelust leicht genug war. Dann, als die Feuergewehre überhand nahmen und dadurch, sowie durch die Erfolge der schweizer und hussitischen Bauern, der Dienst zu Fuß an Wichtigkeit gewann, warb man lieber die billigeren Bauernknechte an, zumal in Oberdeutschland, wo diese Söldner Landsknechte hießen. Eine neue Waffe und vor allem der Kampf in Massen gab nun im Kriege den Ausschlag. An die Stelle der Lehnsheere traten die Söldnerheere, die willigen Diener ihrer fürstlichen Soldherren. Der Adel war fürder nicht mehr vorzugsweise der Wehrstand; damit hatte er die Stütze seiner Vorrechte eingebüßt. So stand also das Ritterthum, wiewohl es noch seinen alten Glanz in Turnieren und dergleichen behauptete, doch schon an seinem Grabe; aber die edelsten Männer, welche demselben angehörten, griffen mit dem alten ritterlichen Muthe bereits nach anderen, den geistigen Waffen; die minder edlen gaben ihre Selbständigkeit auf und wurden höfisch; die tüchtigsten leisteten der Ausbildung der Fürstenmacht Widerstand. Aber hierin konnten sie um so weniger Erfolg haben, als sie ihrem Stande die Mitwirkung des Bürger- und Bauernthums nicht gewannen. Vielmehr schloß sich das Volk gegen den Adel an die Fürsten an; denn die Ritter trachteten meist nur, ihre wüste Adelswirthschaft mit Faustrecht und Wegelagerung zu verewigen. Sie waren es, welche an der Unsicherheit der Straßen die meiste Schuld trugen; in Baiern, Schwaben, Franken drohte dem Reisenden von unzähligen adligen Raubnestern Gefahr für Leib und Gut, und nicht bloß reiche Kaufleute, sondern selbst arme Schüler wurden auf den Landstraßen ausgeplündert; den edlen Stegreifrittern war alles gut genug.

Dagegen wehrten sich nun die Städte, welche bei diesem Raub- und Fehdewesen vornehmlich litten, auch am kräftigsten. Ohne Gnade ließen sie die Raubritter, die sie gefangen hatten, hinrichten. Namentlich wußten sich Nürnberg und Lübeck Achtung zu verschaffen. Aber auch anderwärts hielten die Städter dem Adel tapfer Stand. Und nicht bloß die Ritter waren dem Bürgerthum feind, mehr noch ward es von den Fürsten bedrängt. Im ganzen gelang es aber den Reichsstädten, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, und selbst manche Landstädte vermochten, zumal als Mitglieder des Hansebundes, widerrechtlichen Ansprüchen der Landesherren die Spitze zu bieten. Es war ein Verdienst der Hanseaten, daß die dänischen Könige, trotz des Kaisers Nachlässigkeit, in Norddeutschland nicht weiter Fuß fassen konnten. Mehr als eine Seeschlacht verloren die Dänen gegen Lübeck und dessen Genossen (z. B. im Jahre 1509 bei Bornholm). Die Hansen beherrschten die ganze Ostsee, und in der Nordsee hatten sie selbst über die see- und handelstüchtigen Holländer noch das Uebergewicht und brachten ihnen in feindlichen Zusammenstößen manche Schlappe bei.

Die reichste Quelle der städtischen Macht war noch immer der Handel; für die norddeutschen, namentlich die Hansen, war es hauptsächlich der Seehandel, in Mittel- und Oberdeutschland natürlich der Landhandel. Hier, zumal in Augsburg, trat neben den Warenhandel ein ausgebreitetes Geldgeschäft; einzelne Häuser, wie die Fugger und Welser, hatten europäische Bedeutung. Fast alle Geschäfte in jeder Art des Handels wurden übrigens durch Gesellschaften (die „freundlichen Gesellschaften") gemacht; sie monopolisirten den Handel und erwarben dadurch große Reichthümer.

Aber schon traten Verhältnisse im Weltverkehr ein, die den Welthandel in andere Bahnen leiteten.

Seit den Kreuzzügen war das Bedürfniß nach morgenländischen, besonders indischen Waren immer mehr gewachsen. Die italischen, dann auch die deutschen Städte verdankten diesem Umstande einen großen Theil ihres Wohlstandes. Venezianer und Genuesen holten aus Alexandrien, Konstantinopel, Kaffa und vielen unbedeutenderen Niederlagen in der Levante jene kostbaren Ladungen von Gewürzen (Pfeffer, Zimmt, Muskat, Ingwer, Nägelein), Seiden- und Baumwollenstoffen, Perlen, Edelsteinen, die zumeist von Indien aus auf den uralten Karawanenwegen und Wasserpfaden dorthin geschafft wurden. Inder, Perser, Syrer, besonders aber die Araber waren dabei die Vermittler. Ueber das Mittelmeer brachten die Italiener diese indischen nebst anderen östlichen und südlichen Produkten (Galgant, Zucker, Feigen und andere Südfrüchte) heim. Deutsche Kaufleute holten sie dann über die Alpen und verführten sie durch Deutschland nach Nord- und Osteuropa. Jahrhunderte lang dauerten diese Bezüge; da trat in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine merkliche Stockung ein. Die Türken eroberten Konstantinopel und störten den alten arabisch-italischen Handelsverkehr durch Sperrung gewohnter Straßen, durch Erpressungen, Verbote. Man sann über ein Auskunftsmittel. Die Italiener wollten vom alten Geleise nicht lassen; sie wurden durch rührige Konkurrenten überflügelt. Die Portugiesen, durch glückliche Kämpfe mit den Mauren emporgekommen, wandten ihre Thatkraft der Ausbeutung ihrer geographischen Lage zu. Von der Natur auf das Seewesen

hingewiesen, machten sie sich daran, neue Gebiete über dem Meere aufzusuchen, zu erobern. Ein strebsamer Prinz (Heinrich „der Seefahrer") theilte ihnen seine eigene Begeisterung mit. Madeira, die Azoren wurden entdeckt. Der Gedanke brach sich Bahn, Afrika zu umfahren; vielleicht, daß es möglich, auf diesem Wege Indien zu erreichen und an dem gewinnbringenden indischen Handel Antheil zu bekommen. Fast das ganze Jahrhundert brachten die Portugiesen mit dem Versuche zu. Langsam, die Küste entlang fahrend, erreichten ihre Schiffe den Senegal, die Capverden, Guinea, den Aequator; in immer neuen Ansätzen kam man weiter und weiter; 1486 ward das Cap umsegelt; endlich 1498 gelangte Vasco da Gama glücklich bis nach Ostindien. Der Seeweg nach Ostindien war gefunden.

Die Spanier eiferten dann den Portugiesen nach. Mit einer kleinen spanischen Flotte suchte der Genuese Christoph Kolumbus kühn den geraden Weg nach Indien über das atlantische Meer. Er fand einen neuen Erdtheil, Amerika (1492), zunächst Westindien.

Die wundersamen Berichte von den ungeheuren Schätzen auf diesem Erdtheil entzündeten die Einbildungskraft und die Leidenschaften der Europäer; der gewinnsüchtige Kaufmann, wie der kriegslustige Abenteurer und der bekehrungseifrige Mönch blickten sehnsüchtig nach jener neuen Welt, wie nach dem Paradiese auf Erden. Man fand hier bald neue wichtige Handelsprodukte; die alten indischen holte man selber von der Quelle. So ward der Seehandel vom Mittelmeer auf den Ozean verlegt; er nahm ungeheure Dimensionen an; die Westeuropäer wurden die vornehmsten Handelsvölker.

Italien und Deutschland, welches seinen bisher so ergiebigen Speditionshandel einbüßte, zumal die Hansa, mußten dabei verlieren. Fürs erste behaupteten sie sich noch; wenigstens die Deutschen suchten mit der Zeit Schritt zu halten. Die Niederländer, besonders Antwerpen, kamen sogar zu neuer, unerhörter Handelsblüthe, indem sie die Vermittler zwischen Portugal und Spanien einerseits und dem Nordosten Europa's andererseits wurden. Aber auch oberdeutsche Häuser, namentlich in Nürnberg und Augsburg*), traten mit Lissabon und Sevilla in unmittelbaren Verkehr und ließen selbst eigene Indienfahrer nach Kalikut und nach Westindien gehen, versuchten sogar Faktoreien in Südamerika zu gründen. Doch mußte es jedem Tiefblickenden sehr zweifelhaft erscheinen, ob solche Versuche, im Kampfe des alten mit dem neuen, die früheren Vortheile durch andere zu ersetzen, recht lebensfähig seien; offenbar ging der Großhandel nun Wege, auf denen der deutsche Kaufmannsstand schwerlich folgen konnte. Selbst die Geldverhältnisse begannen zu Deutschlands Nachtheil sich zu ändern. Der Geldwerth sank schon durch die Massen edler Metalle, die Spanien aus der neuen Welt bezog.

Dabei steigerte sich der Luxus immer mehr, zugleich freilich die Klage über schlechte, theure Zeiten. Die Reichen und Mächtigen wußten sich zu helfen: die Kaufleute, im Besitz der Monopolien, erhöhten die Preise; die Fürsten forderten neue Steuern; der Edelmann drückte seinen Bauer. Das niedere Volk kam dabei am schlimmsten fort.

Ueberhaupt zeigte sich die schroffe Ungleichheit bei der Gliederung der

*) Außer den Fuggern und Welsern besonders die Hochstetter, Gossenbrot, Behlin.

einzelnen Stände immer verderblicher. Bisher war die Absonderung der Stände begründet gewesen auf der Verschiedenheit der Rechte und Freiheiten; jetzt traten neue Unterschiede hinzu. Jeder freie Mann war während des ganzen Mittelalters wehrhaft, wehrpflichtig und wehrberechtigt. Das war eine starke Stütze der Gleichheit wie der Freiheit. Dadurch hatte sich das Bürgerthum erhoben und gegen den Adel behauptet; dadurch hielt sich der Adel gegen die Fürsten. Nun aber kam das Söldnerwesen auf; stehende Heere wurden Sitte. Damit erlosch die Idee der Volksbewaffnung; der Soldatenstand wurde zur eigenen Kaste und stellte sich dem Nährstand um so trotziger und hochmüthiger gegenüber, je sklavischer er selbst den Befehlen seiner Oberen gehorchen mußte.

Auch eine andere Neuerung bedrohte die Freiheit der Gesellschaft. Außer der Wehrhaftigkeit war es ganz besonders die Theilnahme am Gericht, was den Werth und das Recht jedes einzelnen schützte und eine gewisse Gleichheit aller bewahrte. Daß ein jeder offen und frei von seines gleichen nach allbekanntem Väterbrauch gerichtet wurde, war eine höchst wichtige Bürgschaft wider Unrecht und Unsitte. Dieser Grundsatz ward nun allmählich aufgegeben. Immer weiter griff die Erstickung des vaterländischen Rechts durch das römische um sich, zum größten Schaden der Nation; denn durch das letztere wurde die altvolksthümliche Oeffentlichkeit des Verfahrens und die Befugniß der Gemeinden zum Finden des Urtheils ausgeschlossen, wurde der moralische Rechtsbegriff von tausend Spitzfindigkeiten über einzelne Fälle entstellt, der schlichte Verstand verwirrt, der Streitlust wie der Habsucht Thür und Thor geöffnet, durch Herleitung der Fürstenmajestät unmittelbar von Gott auch der Sinn für die Freiheit tödtlich angegriffen und die bloße Gewalt mit einem Heiligenschein umgeben. Dies römische Recht wurde in Deutschland durch die immer zahlreicher gestifteten Universitäten stets weiter ausgebreitet, weil auf denselben eigene Lehrstühle für jenes errichtet waren. Durch den Soldatenstand verlor das Volk seine alte Wehr, durch die gelehrten Juristen sein altes Recht. Zuletzt ward auch die alte Selbstverwaltung der Gemeinden bedroht. Dies geschah durch das fürstliche Beamtenthum, welches nun aufzukommen begann.

Indessen alle die genannten Nachtheile fingen eben erst an, den alten Bestand zu gefährden; das neue hatte keineswegs feste Wurzeln gefaßt. Dennoch drückte es bereits, und wenn die Edelleute und reicheren Bürger den Druck großentheils noch von sich selber abzuwälzen wußten, so fiel er desto schwerer auf das niedere Volk, vorzüglich auf das Landvolk, und zwar in der Form, die demselben am härtesten erschien, als Steuerdruck und Gutsbeschädigung. Denn die Summen, welche die fürstlichen Söldner, Juristen, Beamten kosteten, und die größeren, die Adel und Geistlichkeit zu ihren stets wachsenden Bedürfnissen brauchten, mußte zuletzt der Bauer aufbringen. Und während die Gutsherrschaft an ihn immer aufs neue allgemeine oder persönliche Forderungen stellte, schaffte sie ihm doch nicht einmal Ruh' und Frieden. Vielmehr verwüsteten die adligen oder fürstlichen Fehden fort und fort das Land, und mehr noch litten die Saten von Wildschaden; denn der Adel hatte im größten Theile des Reiches das Jagdrecht sich ausschließlich angemaßt.

Die Erbitterung der Bauern über solche Zustände war groß und, seit sie wieder wehrhafter wurden, gefährlich. Letzteres geschah doch auch durch

das Söldnerwesen. Das neue Fußvolk, die Landsknechte, waren eben Bauernsöhne; zumal in Schwaben warb man das junge, erbloſe Landvolk zu den Fahnen. Die entlaſſenen Soldaten nährten dann in den Bauernſchaften das Selbſtgefühl, den kühneren, mannhafteren Sinn. Immer lauter murrte der gemeine Mann, immer heftiger rüttelte er an ſeinem ſchweren Joche. Seine in den Staub getretenen Rechte ſchrieen um Rache.

Durch die oft wiederholten Verbote, daß die Städte keine Ausbürger (Pfahlbürger) mehr aufnehmen durften, verloren die armen Bauern auch dieſe Hoffnung auf Erleichterung ihres ſchrecklichen Loſes; es blieb ihnen nichts mehr übrig, als ſich durch eigene Kraft zu helfen. Das Beiſpiel der Schweizer reizte ſie, die Selbſthülfe auch zu verſuchen. Schon 1460 waren die Bauern gegen den Abt von Kempten aufgeſtanden, 1471 die im Würzburgiſchen, 1492 ihrer 10,000 in den Niederlanden (ſie hießen die „Käſebröder", waren aber vom Adel beſiegt worden); 1493 verſchworen ſich die im Elſaß, 1502 die im Bisthum Speier; ſie hatten einen Bundſchuh zum Wahrzeichen und zur Loſung die Frage: „Höret, was iſt das für ein Weſen?" nebſt der Antwort: „Wir können vor den Pfaffen und dem Adel nicht geneſen!" ſind aber auch unterdrückt worden. Im Jahre 1513 erhoben ſich die Bauern im Breisgau, wollten bloß Kaiſer und Papſt zu Herren, ſonſt niemand, und alles unbillige abgethan wiſſen, beſonders die fremden Gerichte; aber auch ſie wurden unterdrückt. In Würtemberg hatte damals der junge Herzog Ulrich die Herrſchaft. Es war im Jahre 1495 vom Kaiſer zu einem Herzogthum erhoben worden, zumeiſt wegen der Verdienſte des damaligen Grafen Eberhard im Barte. Dieſer erſte Herzog von Würtemberg war weit und breit geachtet und geliebt, der reichſte Fürſt ſeiner Zeit, nicht durch Gold und Silber, ſondern weil er ſagen durfte: „Ich kann in jedes Unterthanen Schoß ſicher ſchlafen."

Ihm war nun Herzog Ulrich ganz unähnlich; ein wilder, leidenſchaftlicher Menſch, lebte er in Saus und Braus, gab Feſte, Turniere und Jagden und ließ ſeine Diener und Räthe über Gut und Blut der Unterthanen nach Willkür ſchalten und walten. Das arme Volk litt dabei unſäglich durch Sporteln und Taxen, Beamtenwillkür und fürſtliche Jagdhunde. Da kamen viele rechtſchaffene Leute 1514 im Remsthal zuſammen und nannten ſich, weil ſie keinen Rath wider ſolches Unweſen wußten, die Geſellſchaft „des armen Konrad". Als endlich die Regierung ſogar Maß und Gewicht verringerte, ward es dem gemeinen Manne zu arg, und die vom „armen Konrad" kamen in großen Haufen herbei und verlangten Abſchaffung des neuen Weſens. Der Herzog, von ſeinen Räthen verleitet, wollte ſie mit Härte unterdrücken. Da zogen jene überall die Sturmglocken und wurden Meiſter des Landes.

Zugleich traten die Stände in Stuttgart zu einem Landtage zuſammen, der ſich mit drohendem Nachdruck gegen des Herzogs willkürliches Regiment ausſprach. Ulrich ſah ſich genöthigt, einzulenken. Im tübinger Vertrage (1514), der dann Jahrhunderte lang die Grundlage der würtembergiſchen Verfaſſung geweſen iſt, mußte er die alten ſtändiſchen Gerechtſame beſtätigen und ſo erweitern, daß fortan ohne Einwilligung der Stände keine wichtige Regierungshandlung geſchehen ſollte. Aber der gemeine Mann war damit noch nicht zufrieden; er meinte, Adel und Städte hätten dabei wohl für ſich geſorgt; dem Bauer ſei nicht geholfen. Da überfiel der Herzog die Unzu-

friedenen mit großer Macht, besiegte sie und vernichtete durch ein strenges Gericht zwar den Aufstand, aber nicht dessen Ursache, sondern ließ seine Beamten wie bisher das Volk bedrücken; ebensowenig gab er sein bisheriges lasterhaftes Leben auf.

Ein mehr oder minder schlechtes Regiment war leider noch in manchen andern deutschen Ländern. Doch gab es auch viele edlere Fürsten, welche die erhabene Aufgabe ihres Berufes begriffen und zu erfüllen trachteten. Unter ihnen ragte besonders Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, hervor.

Ein im edelsten Sinne väterliches Regiment übte dieser wackere Fürst, und nie befleckte er sich mit der Sünde so vieler anderen Herrscher, der Sucht nach fremdem Gut und Recht. Da man ihm einst rieth, sich der Stadt Erfurt zu bemächtigen, und ihm vorstellte, der Ueberfall werde ihm nur ein paar Kriegsleute kosten, antwortete er: „Verlöre ich einen bei solchem Werke, so wär's zu viel."

Auch seine Nachbarn, die Hohenzollern, führten ihre Herrschaft zum Wohle der Unterthanen. Sie hatten immer das allgemeine Beste der Marken im Auge, suchten daher ihre Lande zu einem Ganzen zusammenzufügen und sich selbst zum Mittelpunkt des neuen Staates zu machen. Darauf bezog sich manche heilsame Einrichtung. Kurfürst Friedrich II. ordnete zuerst allgemeine Landtage an, aus den drei Ständen der Geistlichkeit, des Adels und der Städte bestehend, welche die Steuern (Bierziese, Hufenschoß, Ausfuhrzölle) zu bewilligen hatten. Sein Nachfolger Albrecht Achilles (1470—1486) setzte durch sein Hausgesetz (constitutio Achillea 1473) die Einheit und Untheilbarkeit der Marken und die männliche Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt fest. Albrecht's Sohn, Johann Cicero (1486—1499), seinem Volke lieb, weil er von Erziehung und Neigung ein Brandenburger war, bereitete die Gründung einer Landesuniversität vor, die dann von seinem Sohne Joachim I. (1499—1535) zu Frankfurt an der Oder im Jahre 1506 gestiftet wurde. Der letztere war ein strenger, eigenwilliger Herr; er nahm den Städten die höhere Gerichtsbarkeit, dem Adel das Patrimonialgericht. Aber dies kam nicht bloß dem Monarchen, sondern auch dem Staate zu gute. Denn Joachim gründete nun zur Ausübung der landesherrlichen Gerichtsbarkeit das Kammergericht (1516), als oberste Instanz für alle Unterthanen, insbesondere als Gerichtsstuhl für die Eximirten. Gleichstellung vor dem Gesetze war dessen Absicht, Unterdrückung des Raubadels seine nächste wohlthätige Folge.

So konnte hier das Volk mit der Erstarkung und den Neuerungen der Monarchie wohl zufrieden sein. Es zeigte sich schon, daß, wenn die neuen Gestaltungen viel drückendes und herbes hatten, doch auch gutes an ihnen war, und daß vornehmlich das Fürstenthum, welches so vielen altgewohnten werthen Gütern der Nation ein Ende machte, in sich andere zeitgemäße Segnungen trug, die dafür Ersatz zu leisten vermochten. Vollendet und unerschütterlich durch landständische Verfassungen und Erbfolgeordnung, wurde es der Grundstein des ganzen neueren Rechtszustandes in Deutschland. Half es die Zersplitterung und äußere Ohnmacht des Reiches verewigen, so diente es doch andererseits dazu, in den einzelnen Territorien Recht, Ordnung, Sicherheit

und Einheit zu ſchaffen und gereichte ſo zum Heile der Nation; bald ſollte es auch deren theuerſte Intereſſen, die religiöſen, beſchützen.

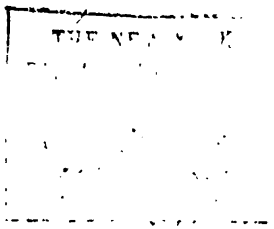
Denn in den kirchlichen Dingen des Reiches ſah es noch weit ſchlimmer aus als in den weltlichen. Da hatten Glaubensverderbniß, Aberglaube und geiſtliche Tyrannei den höchſten Gipfel erreicht. So war die heidniſche und gottesläſterliche Vorſtellung aufgekommen, daß es Zauberer und Hexen gebe, welche mit dem Teufel Bündniſſe ſchließen und dadurch große Macht zum Schaden ihrer Mitmenſchen erlangen könnten. Dieſer entſetzliche Wahn wurde 1484 durch eine päpſtliche Bulle, in welcher der Hexenprozeß angeordnet ward, noch bekräftigt. Zwei Dominikanermönche wurden als Hexenrichter beſtellt und bekamen auch die kaiſerliche Erlaubniß, peinliche Unterſuchungen vorzunehmen; bald wetteiferten weltliche und geiſtliche Richter, Hexen aufzuſpüren, zu foltern und zu richten. Ein von dem Dominikaner Jakob Sprenger verfaßtes und 1489 im Druck erſchienenes Buch, der „Hexenhammer" betitelt, bildete die Grundlage für das bei den Hexenprozeſſen zu beobachtende Verfahren. Zugleich wurden alle religiöſen Mißbräuche aufs neue geltend gemacht, und wer ſich dagegen auflehnte, wer mit kühnen Worten die geiſtige und geiſtliche Tyrannei antaſtete, wurde als Ketzer verfolgt und mußte dies durch Gefängniß oder Tod büßen. In Köln am Rhein war ein päpſtlicher Großinquiſitor, deſſen Amt es war, den Aufſchwung des Geiſtes zu bewachen und zu unterdrücken. Ebenſo ſuchten die Päpſte den wichtigen Einfluß der Buchdruckerkunſt zu beſchränken, und geboten bei Strafe des Bannes, daß kein Buch ohne vorhergegangene Durchſicht und Erlaubniß des Biſchofs gedruckt werden dürfte; das iſt der Urſprung der Büchercenſur; die deutſche Nation hatte ſie alſo ihrer alten Erbfeindin Rom zu verdanken; in Mainz wurde 1486 die erſte Cenſurbehörde eingeſetzt. — Endlich nahm der Ablaßhandel noch mehr als bisher überhand. Und dennoch konnte die Macht der Finſterniß durch alle Anſtrengungen die neue Herrſchaft des Lichtes nicht mehr unterdrücken, in welcher die Menſchheit und das deutſche Volk insbeſondere ſich verjüngen ſollte.

Dieſe neue Morgenröthe ging von der Wiſſenſchaft aus. Die Zahl der deutſchen Univerſitäten hatte im Laufe des Jahrhunderts bedeutend zugenommen; ſo war auf die Gründung der Hochſchulen zu Prag, Wien, Heidelberg, Erfurt (1392) und Leipzig die von neuen, wie Roſtock (1415), Löwen (1426), Mainz (1441), Greifswald (1456), Baſel (1459), Freiburg (1460), Trier und Ingolſtadt (1472), Tübingen (1477) erfolgt. Aber leider waren ſie lange genug vornehmlich Pflanzſchulen der päpſtlichen Grundſätze geblieben, indem auf denſelben vorzugsweiſe die Scholaſtik getrieben wurde, jene troſtloſe Schulweisheit, welche durch ſpitzfindige Schlüſſe der Lüge den Schein der Wahrheit gab, und ebenſo hatte die deutſche Nation es den Univerſitäten zu danken, daß das römiſche Recht in Deutſchland immer tiefer eindrang, daß es das heimiſche immer mehr verdrängte. Doch jetzt begann eine neue Zeit für die Wiſſenſchaften; die gelehrte Literatur nahm einen großartigen Aufſchwung — von Italien, woher dem Menſchengeiſte ſo manche Kette gekommen war, kam nun auch ein Mittel zu ſeiner Befreiung. Denn nach der Eroberung Konſtantinopels hatten viele geflüchtete Griechen mit ihrer Mutterſprache auch die Anregung nach Italien gebracht, die Meiſter-

werke der alten griechischen Dichter, Weisen und Geschichtschreiber kennen zu lernen. Von Italien pflanzte sich das neue Studium des Alterthums weiter ins Abendland fort; rasch drang es über die Alpen nach Deutschland und fand hier den fruchtbarsten Boden. Die vollendete Schönheit der alten Klassiker, ihre einfache und großartige Wahrheit, die heitere, reinmenschliche Weltansicht, welche aus ihnen leuchtete, begeisterten die edelsten deutschen Männer, und gleichwie der Handel und die Eroberungslust in Amerika, so fanden die hellen Geister der Nation in den Meisterwerken der Alten eine neue Welt vor sich aufgethan. Nun betrieb man mit schönem Eifer deren Studien, welche mit Recht „Humaniora" genannt wurden (weil sie eine humane, d. i. reinmenschliche Bildung erwirkten), sowie die Männer, welche sich damit befaßten, „Humanisten". Unter ihnen ragten besonders Johann Wessel, Rudolf Agricola, Konrad Celtes, Hermann von dem Busche, über alle aber Erasmus von Rotterdam und Johann Reuchlin von Pforzheim hervor. Die Humanisten verbesserten anfangs bloß das entartete Sprachstudium, trieben neben dem Latein nun auch Griechisch und Hebräisch; bald aber traten sie auch gegen die alte Scholastik auf und strebten, die gesunde Vernunft wieder in ihr Recht einzusetzen. Sobald die Finsterlinge dies merkten, begannen sie einen erbitterten Kampf und verschrieen und verdammten die Humanisten als Ketzer; so wurde der treffliche Johann Reuchlin von den Dunkelmännern, an deren Spitze Johann Pfefferkorn und Jakob Hogstraaten standen, aufs heftigste angegriffen, und selbst die Universitäten Paris, Löwen, Erfurt und Mainz nahmen Partei gegen ihn; wohl redete kühn der Ritter Ulrich von Hutten für den wackeren Mann, und bald ging der Kampf für den Humanismus auf ein weiteres Gebiet über, bald wurde er ein Kampf des erwachenden nationalen Bewußtseins gegen den romanischen Despotismus. Scharf trafen die Pfeile des Spottes, welche die Verfechter der neuen Richtung auf die Dunkelmänner abschossen; sie deckten die Blößen der Finsterlinge auf, machten sie lächerlich und trugen den glänzendsten Sieg über sie davon. Am thätigsten war dabei der edle Ulrich von Hutten, dessen ganze Seele für Deutschlands Ehre und Freiheit glühte. Er war 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Franken geboren, hatte in Italien Feldzüge mitgemacht und focht in seinem Vaterlande mit den Waffen des Geistes, als Dichter und Redner, kühn und hoffnungsreich für Wahrheit und Recht. 1517 lernte ihn Kaiser Maximilian in Augsburg kennen und setzte ihm einen Lorbeerkranz auf, welchen die geistreiche Tochter Peutinger's, eines gelehrten und hochberühmten Rathsherrn, geflochten hatte; eine solche Krönung mit dem Lorbeer war damals die höchste Ehre für Dichter. Später hat Hutten's edles Haupt eine Dornenkrone tragen müssen!

Zu gleicher Zeit griff die Volkssprache als Schriftsprache mächtig fördernd in die freiere Entwickelung des Volksgeistes ein. Nun gab es nicht bloß deutsche Geschichtsbücher im Druck zu jedermanns Belehrung, sondern auch schon mehrere Uebersetzungen aus der heiligen Schrift ins Deutsche, wiewohl noch roh und ungeschlacht. Die alten Heldenlieder und Sagen kamen in ungebundener Rede als Volksbücher wieder an den Tag und neue dazu. Der gekünstelte steife Meistergesang verfiel, und statt

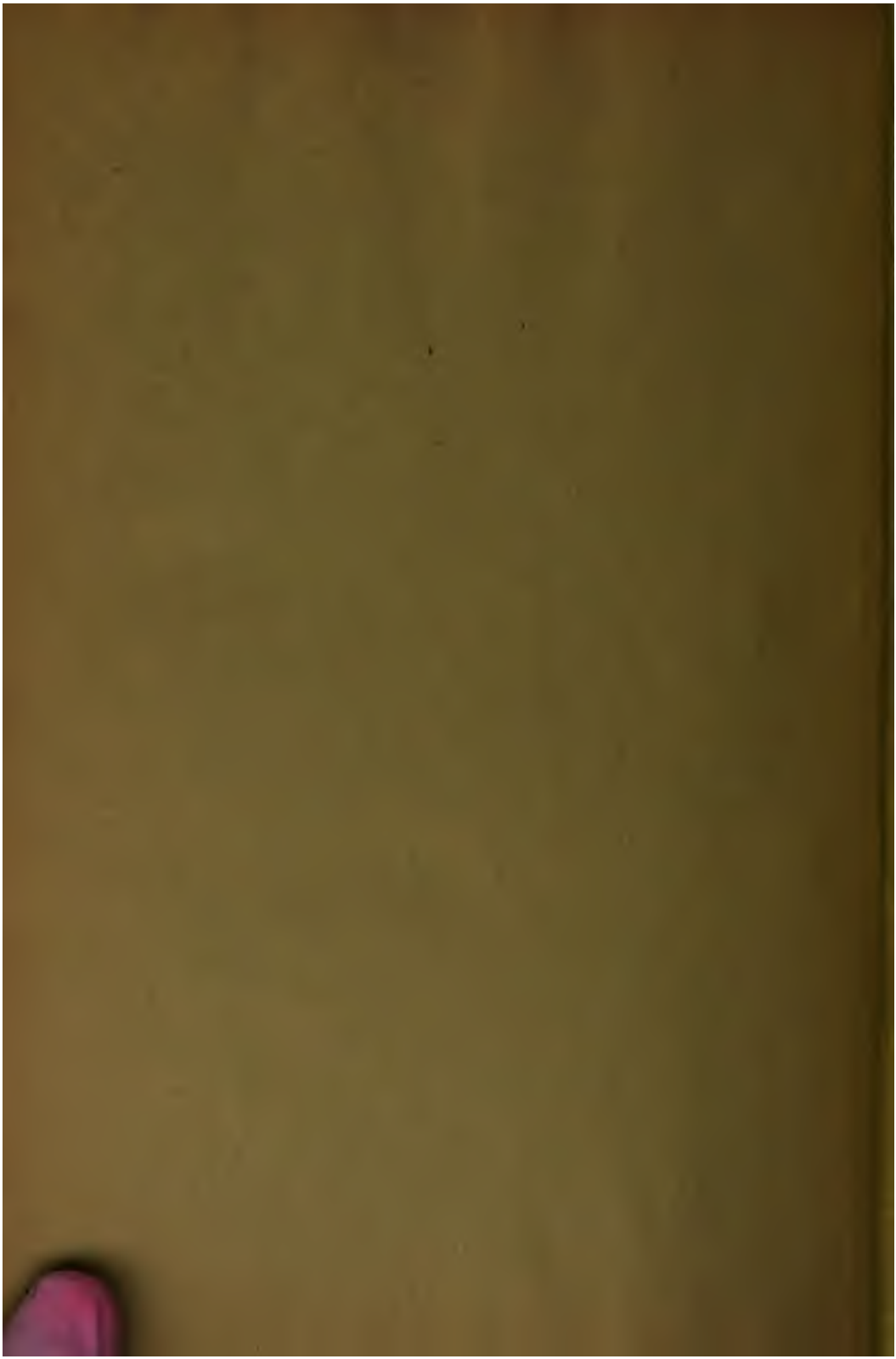
Albrecht Dürer und Kaiser Maximilian.



dessen flatterten zahllose Volkslieder wie Frühlingsvöglein ringsumher, bald zart und herzinnig, bald kräftig und derb; Veit Weber aus Freiburg sang herrliche Schlachtweisen vom Schweizerkampf gegen Burgund. Der Reineke Fuchs ward neu bearbeitet (1498) und allgemein beliebt, weil er die Mängel und Gebrechen der Zeit abzuspiegeln schien. Ueberhaupt flog der Volkswitz damals rüstig auf und riß mit scharfen Krallen allen Lastern und Thorheiten die Mäntelchen vom Leibe; so schrieb Sebastian Brant ein Buch, betitelt „das Narrenschiff", worüber der berühmte Geistliche Johann Geiler von Kaisersberg sogar predigte. Die Freiheitslust des Volks machte sich im kernhaften Spotte Luft, der alle Stände mit beißender Ironie angriff; darin erwarb sich der Eulenspiegel den weitesten Ruhm — ein köstliches Urbild des derben, doch treffenden, norddeutschen Bauernwitzes. Seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts kamen, besonders in Nürnberg, lustige Fastnachtsspiele (z. B. die des Hans Rosenblüt) auf, durch welche die früheren theatralischen Vorstellungen aus der heiligen Geschichte allmählich verdrängt wurden, und der Grund gelegt ward, daß die Bühne in der Folge zu einer volksthümlichen Anstalt, zu einer Freistätte werden konnte für den Nationalgeist, wenn ihm alles andere öffentliche Leben genommen würde. Jene Fastnachtsspiele spiegelten frisch und treu, wenn auch roh, des Volkes Thun und Treiben ab. Lauter Lebenszeichen von der gesunden Kernkraft des Volks, welche unter allem geistigen Druck doch nicht erlegen war. Das war besonders dem Bürgerthume zu danken, in dessen Schoß sich die mannigfaltigsten Bildungsstoffe erhalten und entwickelt hatten.

Diese Kraft, sowie die Tiefe des deutschen Geistes, zeigte sich vornehmlich in den zahlreichen Erfindungen, welche Deutsche im Laufe jener letzten Zeit gemacht, nämlich, außer der allerwichtigsten (der Buchdruckerkunst), die des Spinnrads, der Taschenuhren, der Flintenschlösser, des Kanonengusses u. s. w., so daß die deutsche Nation mit Recht und Ehre vorzugsweise die „erfinderische" heißt. Am herrlichsten aber zeigte sich die Kraft der Nationalität in der Kunst, und zwar in jenem Zeitraum besonders in der Malerei und Bildhauerei. Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte in Köln eine Malerschule bestanden, und im vierzehnten war dort der edle Meister Wilhelm hochberühmt; unter Karl IV. war auch in Prag eine Malerschule. Im fünfzehnten Jahrhundert hatten die Brüder Hubert und Johann von Eyk in den Niederlanden die Oelmalerei erfunden, und fortan wurde diese Kunst vorzüglich dort gepflegt; vor allen Meistern ragten Hans Hemling und Israel von Mecheln hervor. Aber auch in verschiedenen Städten Oberdeutschlands bildeten sich Malerschulen, die berühmteste in Nürnberg. Dort leisteten treffliches Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Hans Burgkmair u. a. m.; aber zur höchsten Vollendung hat sie Albrecht Dürer von Nürnberg gebracht (geboren 1471, gestorben 1528). Kaiser Maximilian ehrte ihn hoch, und gebot einst einem Edelmann, dem Meister die Leiter zu halten. Als sich der Edelmann dessen weigerte, sprach der Kaiser: „Albrecht ist mehr denn ein Edelmann. Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann machen kann, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer?" Dürer malte ihn noch auf seinem letzten Reichstage zu Augsburg (1518). Auch als Holzschneider

und Kupferstecher erwarb Dürer hohen Ruhm. Andre berühmte Maler jener Zeit waren Meister Lukas Kranach aus Franken (geboren 1471, gestorben 1553), an Kunst und Treue ein echt deutscher Mann, und der geistreiche Hans Holbein, welcher 1498 in Augsburg geboren ward, später in Basel lebte, und in England, reich an Ehren, 1554 starb. In der Bildhauerei haben sich besonders die Nürnberger Meister Adam Kraft, Peter Vischer (mit seinen Söhnen) und Veit Stoß hervorgethan. — In den Werken aller jener Künstler giebt sich ein ernster, tiefer und sinniger Geist kund, ein strenges Streben nach Wahrheit (oft sogar auf Kosten der Schönheit), und so offenbart sich auch darin recht der deutsche Charakter. Uebrigens dienten die Künste noch immer der Religion, aber bereits im Bewußtsein ihrer Selbständigkeit. Sie hatten das höchste erreicht, was ihnen nach der bisherigen Weltansicht möglich war. Jetzt, da diese einer neuen Platz machen sollte, verklärten sie gleichsam wie ein schönes Abendroth die untergegangene Zeit des Mittelalters.



OCT 2 1935